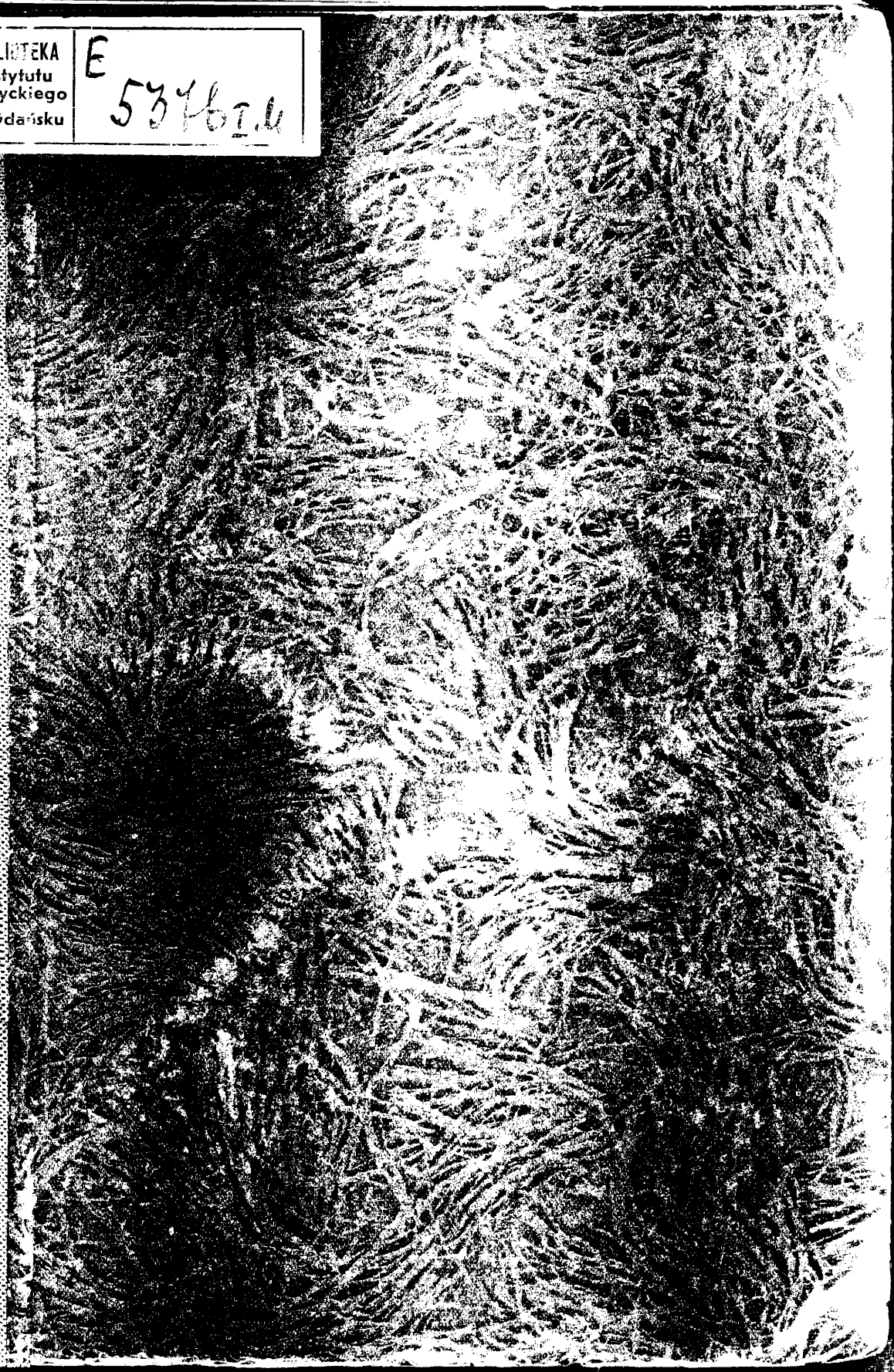
BIBLIOTEKA
Instytutu
Bałtyckiego
w Gdańsku
E
534 bis



Ha 978

BIBLIOTEKA SLĄSKA
33128

c. 74021/XII/11

74088

050+070]::327=112.2

E 58

ZEITSCHRIFT FÜR
GEOPOLITIK

verbunden mit der Zeitschrift

WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT

Herausgeber:

DR. KARL HAUSHOFER

Professor an der Universität München, Generalmajor a. D.
Präsident der Deutschen Akademie

XII. JAHRGANG 1935

II. HALBBAND

HEFT 7—12 / JULI—DEZEMBER

HEIDELBERG—BERLIN

KURT VOWINCKEL VERLAG GMBH.

103 226

INHALTSVERZEICHNIS

von Heft 7—12 / Juli—Dezember 1935

*Es bedeutet: * Mit Kartenbeigaben oder Zeichnungen*

ALPHABETISCHES AUTORENVERZEICHNIS

Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik, Gruppe Heidelberg, SPÄNE VII/440, VIII/504, IX/565, X/646, XI/713, XII/793

F. W. BORGMAN / Die Dynamik des Nordostraums XII/727*

F. VON CAUCIG / Die Verkehrserschließung Anatoliens VII/401*

P. GRASSMANN / Professor Karl Haushofer in Skandinavien XII/740*

A. HAUSHOFER / Berichterstattung aus der atlantischen Welt VII/430, VIII/493, IX/555, X/634, XI/702, XII/781

K. HAUSHOFER / Bericht über den indopazifischen Raum VII/434, VIII/497*, IX/558, X/639*, XI/705, XII/786*

K. HAUSHOFER / Pflicht und Anspruch der Geopolitik als Wissenschaft VIII/443

K. HAUSHOFER / Schrifttumsbericht über den indopazifischen Raum VIII/523, IX/583

K. HAUSHOFER / Weiter Raum wirkt lebenerhaltend VII/454

H. HUMMEL / Das Mittelmeer in der englischen Politik XII/758*

H. HUMMEL / Der Mittelmeerraum XI/655*

H. HUMMEL / Die Reichsbildungen des Mittelmeerraumes XI/668

H. HUMMEL und R. VON SCHUMACHER / Büchertafel VII/455, X/653, XI/718, XII/800

H. KANTER / Die neue Grenze zwischen Bolivien und Paraguay ein geopolitisches Problem X/608*

K. KUTSCHERA / Neue Staatsvölker im Werden IX/533*, X/625

W. LUTHARDT / Der Verkehrsflug in der Reichs- und Landesplanung VIII/516

J. MÄRZ / Der Ausgang des Roten Meeres VIII/474*

HA MOL / Aserbaydschan Land und Leute VII/409*

W. PIESOLD / Andorra und sein Staatsrecht VII/422

H. RABL / Erfahrungen Lord Napiers im abessinischen Feldzug X/591*

H. RABL / Das Öl in Gesetz und Staat IX/571

H. REISNER / Eisenbahnen in warmen Ländern X/596*

H. REISNER / Das Warthegebiet als geographisch-politischer Raum VIII/461*

H. ROEMER / Der karibische Raum in der Weltpolitik IX/545

COLIN ROSS / Vom Weißen Gott bis zum Ende der Weißen Götter IX/526, X/614, XI/691

R. S. / Die japanische Wehrmacht VIII/479

H. SCHEPERS / Die unsterbliche Landschaft X/653

R. VON SCHUMACHER / Geopolitische Atlanten XII/798

Stadt-Bibliothek Elbing

R. von Schumacher / Geopolitische Faust-Skizze: Bayern XI/716
W. Siewert / Flugzeug und Erdraum VIII/508
W. Siewert / Frankreichs Stellung im Mittelmeer XI/682*, XII/748*
W. Siewert / Italiens Kampf um die Mittelmeerherrschaft XII/770*
H. Stadler / Geopolitik in der Volksschule VIII/449
K. Vowinckel / Beobachtungsleistungen der Geopolitik VII/454
K. Vowinckel / Deutsche Wirtschaft, geopolitisch gesehen XI/716

SACHLICHE ÜBERSICHT

GEOPOLITISCHE BERICHTERSTATTUNGEN

A. Haushofer / Berichterstattung aus der atlantischen Welt
VII/430, VIII/493, IX/555, X/634, XI/702, XII/781
K. Haushofer / Bericht über den indopazifischen Raum
VII/434, VIII/497*, IX/558, X/639*, XI/705, XII/786*

AUFSÄTZE

1. Reich und Ostseeraum

F. W. Borgman / Die Dynamik des Nordostraums .. XII/727*
P. Grassmann / Professor Karl Haushofer in Skandinavien XII/740*
H. Reisner / Das Warthegebiet als geographisch-politischer Raum VIII/461*

2. Mittelmeer und Westeuropa

H. Hummel / Der Mittelmeerraum . . XI/655*
H. Hummel / Die Reichsbildungen des Mittelmeerraumes XI/668*
H. Hummel / Das Mittelmeer in der englischen Politik XII/758*
W. Piesold / Andorra und sein Staatsrecht . . VII/422
W. Siewert / Frankreichs Stellung im Mittelmeer .. XI/682*, XII/748*
W. Siewert / Italiens Kampf um die Mittelmeerherrschaft XII/770*

3. Naher und Ferner Osten

F. von Caucig / Die Verkehrserschließung Anatoliens VII/401*
J. März / Der Ausgang des Roten Meeres VIII/474*
Ha Mol / Aserbaydschan — Land und Leute . . VII/409*
H. Rabl / Erfahrungen Lord Napiers im abessinischen Feldzug X/591*
R. S. / Die japanische Wehrmacht VIII/479

4. Mittel- und Südamerika

H. Kanter / Die neue Grenze zwischen Bolivien und Paraguay — ein geopolitisches Problem . X/608*
K. Kutschera / Neue Staatsvölker im Werden IX/533, X/625*
H. Roemer / Der karibische Raum in der Weltpolitik . . . IX/545
Colin Ross / Vom Weißen Gott bis zum Ende der Weißen Götter IX/526, X/614, XI/691

5. Weltüberspannende und Grundfragen

K. Haushofer / Pflicht und Anspruch der Geopolitik als Wissenschaft VIII/443
W. Luthardt / Der Verkehrsflug in der Reichs- und Landesplanung VIII/516
H. Rabl / Das Öl in Gesetz und Staat IX/571
H. Reisner / Eisenbahnen in warmen Ländern X/596*
W. Siewert / Flugzeug und Erdraum .. VIII/508
H. Stadler / Geopolitik in der Volksschule VIII/449

SPÄNE

SPÄNE der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik / Gruppe Heidelberg

VII/440: Planungsarbeit beim Reichsneubau — Über Volk und Volkstum — Fragen der volksdeutschen Südgrenze — Kommen Ost und West zueinander? — Politisch-wissenschaftliche Arbeit der Sowjets — Amerika: Begriff der Grenze — Amerika: Aufschießende Stadtbildung — Sterbende Südsee Universalgeschichte und Geopolitik.

VIII/504: Nationalwirtschaft und Weltwirtschaft — Berlin in der Volkslandschaft — Memelgebiet so oder so — Die bretonische Minderheit in Frankreich — Ukraine und Bolschewismus — Ahasver wandert — Japaner gegen die drohende Verstädterung — Aufbau in Kiangsi — Geographie und Politik.

IX/565: Ergeben Tonscherben allein schon Kulturen? — Reichsplanung und Geopolitik — Ist Geopolitik Kriegswissenschaft? — Kleinräume als Lebenskammern — Die Geopolitik wurzelt im Metaphysischen — Zur Frage der Unterwanderung in Frankreich.

X/646: Der Führer über den geschichtlichen Werdegang unseres Volkes — Zur Nachfolge Möller van den Brucks — Benötigen wir Kolonien? — Grenz- und auslandsdeutsche Stimmen — Das Klima der Städte — Geopolitik und Kochkunst — Buchhalter der Geschichte.

XI/713: Fluch dem Spötter! — Was wird Ibn Saud mit seinen Ölquellen tun? — Neue Wege der USA — Kulturpropaganda in Ibero-Amerika — Studentische Jugend und Außenpolitik — Ist Geopolitik Auslandskunde?

XII/793: Volk und Staat als Organismus — Kanalprojekte in Süddeutschland — Schlummernde Wehrkräfte — „Bewaffneter Friede" — Die Bevölkerungsstruktur von Hawai.

LITERATURBERICHTE

K. HAUSHOFER / Schrifttumsbericht über den indopazifischen Raum VIII/523, IX/583
K. HAUSHOFER / Weiter Raum wirkt lebenerhaltend VII/454
H. HUMMEL und R. VON SCHUMACHER / Büchertafel VII/455, X/653, XI/718, XII/800
H. SCHEPERS / Die unsterbliche Landschaft X/653
R. VON SCHUMACHER / Geopolitische Atlanten ... XII/798
R. VON SCHUMACHER / Geopolitische Faust-Skizze: Bayern ... XI/716
K. VOWINCKEL / Beobachtungsleistungen der Geopolitik VII/454
K. VOWINCKEL / Deutsche Wirtschaft, geopolitisch gesehen XI/716

KARTEN, DIAGRAMME UND ZEICHNUNGEN

1. Reich und Ostseeraum

Reich

Temperaturen in Karlsruhe am 23. VII. 1929 X/649
Isoplethen eines Regenfalles in München X/650

*

Das Obratal als Verkehrsträger VII/469
Trifurkation des Obragebiets VIII/467
Geologische Übersicht des Warthegebietes VIII/464
Geopolitische Lage des Warthegebietes VII/470
Verkehrsnetz im Warthegebiet VIII/467

Dänemark

Nordseeherrschaft Dänemarks um 1035 XII/746
Ostseeherrschaft Dänemarks XII/746

Schweden

Gustav Adolf als Ostseegeopolitiker XII/746
Ostseeumrandung Schwedens XII/746

Ostseeraum

Ostseeraum und Schutzanlehnung an die nordische Anökumene XII/744
Ostseeraum als Rassenkinderstube XII/745
Einheitsunterlage des Ostseeraums XII/745
Zusammenbauende Kräfte im Ostseeraum XII/746
Zergrenzung der Ostsee XII/746

Volksdruck im Ostseeraum XII/745
Ostsee und Minderheitsfrage XII/746
Protestantische Religionsgeographie im Ostseeraum XII/745
Frankreichs Griff nach Ostsee und Adria XII/746

*

Reichsdauer um die Ostsee XII/746
Die geodynamische Lage im Nordostraum um 850 n. Chr. XII/728
Die geopolitische Dynamik im Nordostraum von 1000—1920 XII/731
Die heutige geodynamische Lage im Nordostraum XII/735

Ostsee und Eurasien

Abstufung der Meere Europas als Kraftfelder XII/744
Rußland und seine Meerausgänge XII/744
Großraumdruck und Umwerbung der Sowjetbünde zwischen Ostsee und Japansee XII/746
Ostsee und Japan-See im Zerrungsraum zwischen Festlandmacht und Meermacht XII/744
Kleinräumige Zergrenzung zwischen Europas südlich der Ostsee XII/746

2. Mittelmeer und Westeuropa

Morphologische Grundzüge des Mittelmeerraumes XI/657
Die Klima- und Vegetationseinheit des Mittelmeerraumes XI/659
Völker und Besiedlung des Mittelmeerraumes XI/663
Der politische Mittelmeerraum XI/667

* * *

Die Reichsbildungen am Ostbecken, der Ägäis und dem Westbecken des Mittelmeeres vor dem Auftreten Roms XI/671
Roms Wachstum zum Weltreich / Die erste politische Gesamteinheit des Mittelmeerraumes XI/675
Das Mittelmeer um 1200 ..... XI/680
Das Mittelmeer um 1714 ..... XI/681

England

Die politischen und strategischen Ereignisse der englischen Mittelmeerpolitik seit dem 16. Jahrhundert XII/765
Die Veränderung der britischen Reichswege durch die Eröffnung des Suezkanals XII/761
Die Situation der britischen Mittelmeerpolitik nach dem Kriege XII/769

Frankreich

Das Rhonetal als Verkehrsachse XI/684
Algerien als Ausgangspunkt der Eroberung Nordafrikas XI/689
Das französische Kolonialreich in Nordafrika XII/749

Italien

Die nationale Einigung Italiens 1860 .. XII/772
Die Verbreitung der Italiener im Mittelmeerraum XII/775
Italiens Kolonialexpansion im Mittelmeer XII/778

3. Naher und Ferner Osten

Eisenbahnnetz Anatoliens VII/403
Übersichtskarte von Aserbaydschan . VII/409
Völkerschaften und Religionen im Kaukasus und Transkaukasien VII/414
Politische Gliederung im Kaukasus vor und nach der Unterwerfung durch Sowjetrußland VII/421

Provinzeinteilung von China X/643
Wie man ein Randmeer umrandet XII/745

4. Afrika

Politische Kräfteverteilung am Ausgang des Roten Meeres VIII/475
Routenkarte der Abessinien-Expedition 1868 X/593

5. Amerika

Ein pazifisches Seitenstück zur Alandsinsel-Frage XII/745
Das Amerikanische Mittelmeer IX/540
Stand der Expansion der Vereinigten Staaten im Amerikanischen Mittelmeer 1927 ..... IX/541
Grenzziehung im nördlichen Chaco .. X/609

6. Zeichnungen

Zusammenwirken von Flachbahn und Seilbahn im Stufenland von Afrika X/602
Ölleitungen als Pioniere in Kolonialland X/602
Merkmale kolonialer Erschließung: Stichbahnen X/606

7. Spottzeichnungen

Angeln nach dem Sachalinfisch VIII/498
Versteigerung der Ostchinesischen Bahn VIII/498
Fluch dem Spötter! XI/713
Barbarei und Zivilisation XII/791
Bewaffneter Friede XII/795

TABELLEN

Einzugsgebiet und Wasserführung von Warthe und Oder VIII/463
Fremdbevölkerung Frankreichs 1931 ..... IX/570
Die jährlichen Einwanderungszahlen in Frankreich 1930—1934 IX/570
Von der Türkei errichtete Eisenbahnstrecken am 31. X. 1933 ... VII/407
Von der türkischen Regierung angekaufte Eisenbahnstrecken VII/408
Eisenbahnen in Afrika X/598/599
Bevölkerungsverteilung und Geburtendynamik in Südafrika XI/709
Mischungsverhältnis der Rassen in einigen Staaten Mittelamerikas IX/538
Verschiebung der Rassenmischung in Mexiko von 1803—1921 IX/539
Investitionen der USA in Mittel- und Südamerika IX/536
Nordamerikanische Investierungen im Karibischen Raum am 1. I. 1932 .... IX/552
Zollerhöhung auf Petroleum vom 1. 1. 1929—1. 1. 1933 IX/572

FRANZ VON CAUCIG:

Die Verkehrserschließung Anatoliens

Im Verlaufe des letzten Jahrzehnts hat das ganze Gebiet von Anatolien (Kleinasien) seine Bedeutung in wirtschaftlicher und politischer Hinsicht vollkommen geändert. Diese Änderung beschränkt sich in ihren Auswirkungen nicht auf die Türkei selbst, sondern hat außen- und geopolitische Dauerwirkung.

Dies Anatolien war einst, zur Sultanszeit, ein ausgesprochenes Durchzugsgebiet. Es führte weder in politischer noch auch in wirtschaftlicher Hinsicht ein Eigenleben, sondern bildete nur einen Teil des großen Reiches, und zwar den, der am wildesten, unscheinbarsten, vernachlässigtesten war. Jenseits der Höhen, die den Bosporus nach Süden umkränzen, jenseits der fruchtbaren Gebiete, die hinter Ismir (Smyrna) lagern, war nichts mehr, was irgendwie von Bedeutung schien, das irgendwelchen Anspruch auf Genanntwerden, auf Erschließung hatte. Die Reisenden, die aus Europa nach dem Nahen Osten fuhren, sahen die märchenhafte Stadt der Sultane am Goldenen Horn, fuhren dann, wenn ihr Interesse noch weiter reichte, mit der Bahnlinie, die über Stambul nach Eskischehir-Afion und Konja die Halbinsel ganz im Westen durchquerte, nach Aleppo oder dem Heiligen Lande, ohne von dem Lande Anatolien selbst irgendwelche Notiz zu nehmen.

Aber diese einzige Hauptbahn hatte auch nicht den Zweck, Reisenden das Land zu zeigen oder wirtschaftlichen Interessen zu dienen. Sie war vor allem eine strategische Anlage, die Sultan Hamid für notwendig fand, was sich aus der vor und während des Weltkrieges oft zitierten Bezeichnung „Berlin—Bagdad" genugsam ergibt.

Einzig im Westen des Landes waren einige Verkehrswege errichtet, die rein vom wirtschaftlichen Standpunkt aus geschaffen waren. Dies sind die Linien von Ismir (Smyrna) nach Manisa und Afion, wodurch der Anschluß an die eben genannte anatolische Bahn gegeben war, eine Abzweigung nach Norden gegen Balikesir und Bandirma am Marmarameer, und weiters eine Linie, ebenfalls von Ismir aus, nach Egridir mit mehreren ganz kurzen Abzweigungen. Alle diese Strecken, deren längste (Ismir—Egridir) 481 km beträgt, führten zu den fruchtbaren und auch gut bebauten Gegenden des Hinterlandes der Ägäis, verbanden sie mit dem nicht unbedeutenden Hafen von Ismir, bleiben aber insofern auch ohne größere Bedeutung, als sie nicht in der Lage waren, weiter im Innern liegende Gebiete zu erschließen, die weitaus wertvoller hätten erscheinen müssen. Die Abzweigung der anatolischen Bahn von Eskischehir nach Ankara endlich hatte überhaupt nur einen bedingten Wert; denn das Ankara von damals, eine an sich bedeutungslose anatolische Steppenstadt, konnte nicht soviel Angorawolle liefern, um den Bau der Strecke zu rechtfertigen.

Der Vollständigkeit halber sei noch der Linie im Süden des Landes, von der syrischen Stadt Aleppo nach Mardin im Osten, gedacht, die wie der Anfang eines großen Planes aussieht, der in seinem Anfangsstadium steckengeblieben ist.

Alle diese Bahnen befanden sich in fremden Händen, d. h. sie waren von Konzessionsgesellschaften erbaut und ausgewertet. Die wichtigste unter ihnen, die Diagonalbahn von Stambul nach Aleppo, war von einer deutschen Gesellschaft geschaffen. Sie bildete die einzige Verbindung Anatoliens mit Europa über die Orientbahn, die von Belgrad nach Stambul führte. Sie war also immerhin eine Verkehrsader von einiger Bedeutung. Auch sie aber litt schwer unter der Tatsache, daß sie kein eigentliches Hinterland besaß und nur — wie schon erwähnt — eine Durchgangs-, nicht aber eine Erschließungsstrecke darstellte.

•

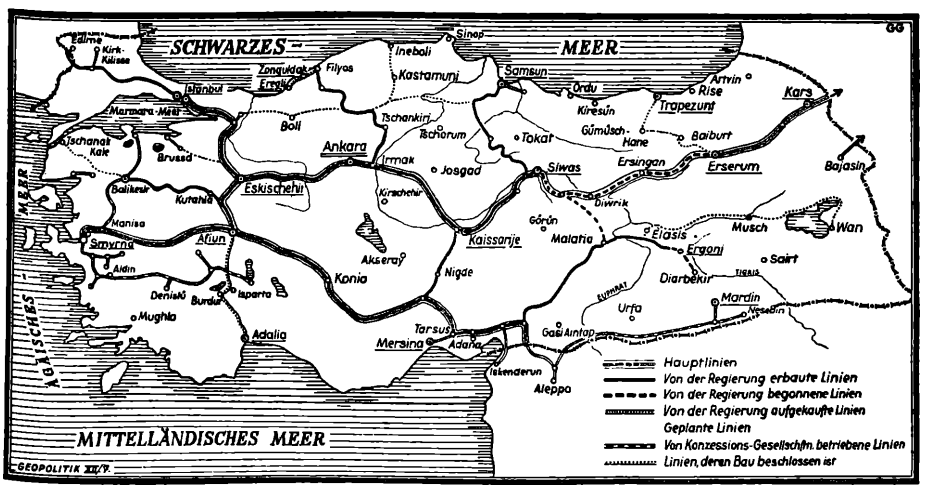
So standen, in ganz rohen Umrissen aufgezeigt, die Verhältnisse, als nach dem Friedensschlusse von Lausanne mit einem Male Anatolien ein selbständiger Staat, ein in sich geschlossener Wirtschaftskörper wurde. Da zeigte es sich mit erbarmungsloser Deutlichkeit, daß die insgesamt 3350 km Eisenbahnlinie für ein Land, das nahezu doppelt so groß ist als Deutschland, in gar keiner Beziehung ausreichten. Sowohl in militärischer wie auch in wirtschaftlicher und sozialer Hinsicht erwiesen sich die vorhandenen Eisenbahnen als vollkommen untauglich, denn sie wurden — dies gilt insbesondere von der anatolischen Bahn — herausgerissen aus ihrer natürlichen Entwicklung, bildeten durch die neuen Grenzführungen Einzelstücke ohne Anfang und ohne Ende und versanken noch weiter als früher in Bedeutungslosigkeit. Die damit gestellten Probleme erkannte die junge türkische Republik gar bald: sie sah sich vor die schwere Aufgabe gestellt, den neugeschaffenen Staat durch entsprechende Verkehrsmittel zu einer Einheit zusammenzuschweißen.

Angesichts dieser Notwendigkeit stellte sich die Frage: Eisenbahn- oder Straßenbau? In den meisten Staaten hätte man sich wahrscheinlich für Straßen entschieden und hätte einen Vorläufer der deutschen Reichs-Auto-Bahnen geschaffen; denn Straßen sind im Bau und in der Erhaltung sowie auch, was das rollende Material betrifft, wesentlich billiger als die Eisenbahnen. Die Türkei hat sich indessen für den Eisenbahnbau entschieden. Nebst verschiedenen anderen Gründen war dafür entscheidend, daß es im Lande selbst genügend Kohle gibt, daß man auch genügend Möglichkeiten schaffen konnte, um billig elektrischen Strom zu erzeugen, daß hingegen kein Motorbetriebsstoff vorhanden ist. Dadurch hätte eine unliebsame Abhängigkeit von willigen oder unwilligen Lieferländern entstehen können, die möglicherweise alle Errungenschaften des nationalen Aufbaues hinfällig machen konnte. So stellte man sich auf den Standpunkt, daß erst unter allen Umständen ein gewisses Netz von Eisenbahnlinien errichtet werden müsse, denen dann als Ergänzung, als Weiterführung, Autostraßen zugesellt werden sollen, wo sie eben nötig sind.

Es mußte also mit dem Gegebenen gerechnet und das Vorhandene so ausgebaut werden, daß es wieder die Form des Rückgrates annehmen konnte, die ihm zugeteilt war und auch innewohnte. Die anatolische Bahnlinie, die das ganze Land vom

Norden nach Süden durchquerte, war für diesen Ausbau in jeder Hinsicht wertvoll. Wenn man aber die Karte ansieht, dann merkt man, daß diese Strecke das Gebiet von Kleinasien in zwei ungleiche Hälften trennt: man könnte sagen, annähernd im ersten Drittel. Daraus ergibt sich, daß praktisch genommen zwei Drittel des Staates, nämlich der ganze Osten, „terra nuova" waren. In dieses ungeheure Gebiet mußte nunmehr vorgestoßen werden.

Die beiden Ansätze dazu waren vorhanden: einmal die Seitenlinie der anatolischen Bahn von Eskischehir nach Ankara und dann ganz im äußersten Osten eine ehemals russische Linie von der Grenze bis herein nach Kars. Es konnte also der



Die Städtenamen werden auf dieser Karte noch in der bisherigen Schreibweise gegeben

Gedanke nicht fern liegen, diese beiden Punkte: Ankara und Kars, miteinander zu verbinden und so eine Linie zu schaffen, die das ganze Land, der Ostwest-Ausdehnung folgend, in zwei Teile zerlegen sollte. Wurden von ihr aus dann Parallelen zur anatolischen Bahn gelegt, diese durch Zwischenstücke miteinander verbunden, so mußte das zur völligen Erschließung des Landes führen.

•

In etwa nach diesen Überlegungen wurde auch tatsächlich gehandelt. Bei der tatsächlichen Streckenführung allerdings waren die verschiedensten Gesichtspunkte zu bedenken. Zunächst war natürlich zu berücksichtigen, daß die technischen Voraussetzungen heute ganz andere Möglichkeiten zur Streckenführung bieten als zu der Zeit, wo die bisherigen türkischen Bahnen gebaut wurden. Zum anderen aber muß man in einem Lande wie Anatolien vom Personenverkehr im allgemeinen absehen. Das Volk als solches ist bodenverwurzelt, ja bodenverhaftet; es betreibt vor-

nehmlich Landwirtschaft. Ein Reisen um der Reise willen ist völlig unbekannt, schon allein der Armut wegen, die für Vergnügen nur die bescheidensten Mittel übrigläßt. Dieser Antrieb, dem man in europäischen Staaten soviel Geld und Arbeit opfert, fällt in der Türkei schon vom Anfang an aus. Es blieben daher die politischen und wirtschaftlichen Belange übrig, die für die Erschließung des Landes den Ausschlag gaben. Indessen kann es sich die Türkei nicht leisten, diese beiden Gesichtspunkte getrennt ins Auge zu fassen; sie mußte möglichst trachten, die militärischen und wirtschaftlichen Erfordernisse zu vereinigen. Da sie außerdem den Ehrgeiz hat, ihr Verkehrsprogramm aus eigenen Mitteln zu bestreiten, mußte sie sich naturnotwendig Beschränkungen auferlegen, die sich vor allem in der Bauzeit auswirken: es konnten nicht alle geplanten Bahnlinien auf einmal in Angriff genommen werden. Eines war aber, trotz aller Schwierigkeiten, klar: der Hauptteil der Ostwestbahn und die militärisch wie wirtschaftlich am dringendsten erforderlichen Abzweigungen mußten zuerst in Angriff genommen werden.

*

Welche Gesichtspunkte waren nun in militärischer Hinsicht maßgebend? Es war ohne weiteres klar, daß an eine wirksame Landesverteidigung mit den gegebenen Verkehrsmitteln überhaupt nicht zu denken war. Die Linien der Westküste hätten allenfalls als Behelf dienen können, aber eine wirkliche Verteidigung der Küste mußte als aussichtslos angesehen werden, solange nicht gegen Osten zu Bahnen weiterliefen, um für Menschen- und Materialnachschub zu sorgen. Die ganze Küste des Schwarzen Meeres lag überhaupt völlig verwaist; sie war nur von der Seeseite her zu verteidigen. Die der syrischen Grenze folgende Bahnlinie im Süden war infolge der Nähe der Grenze einerseits, anderseits infolge des Fehlens einer Verbindung zum übrigen Eisenbahnnetz ganz und gar wertlos. Ebenso entblößt war auch die Mittelmeerküste im Süden Anatoliens. Es blieb also die Tatsache, daß weder die Meeresküsten noch die Festlandsgrenzen mit dem Innern oder gegenseitig verbunden waren — daß mit anderen Worten das ganze Land zur freien Verfügung eines etwaigen Angreifers offenlag.

Ein derartiger Zustand ist natürlich unhaltbar und entspricht nicht einem Volke, das nach jahrhundertelanger Zurücksetzung wie neu zum Leben erwacht schien und infolge seines Aufstieges mancherlei Neider besitzt. Es war während der letzten Jahrzehnte der Sultanszeit gang und gäbe geworden, sich vom Körper des Osmanischen Reiches ein Stück nach dem anderen zu annektieren; noch der Friedensschluß von Sèvres, der nach dem Weltkriege mit der osmanischen Türkei geschlossen wurde, hat eine Aufteilung Anatoliens in gewisse „Einflußsphären" vorgesehen. Heute noch hat die Türkei diesen Aufteilungsversuch nicht völlig überwunden; es ist eine gewisse Achtsamkeit zu bemerken, insbesondere was Italien betrifft, das unmittelbar vor dem türkischen Festlande die Inseln des Dodekanes besetzt hält und stark befestigt, was von der Türkei nicht ohne Mißtrauen gesehen wird. In-

dessen ist die Türkei jederzeit leicht in der Lage, gerade die Gebietsteile an der Südküste Kleinasiens zu verteidigen, die als von Italien hauptsächlich gefährdet betrachtet werden. Das große, fruchtbare Gebiet um Antalia ist eine ausgesprochene Steilküste, an der jede Landung ausgeschlossen erscheint. Aus diesem Grunde brauchte auch die Bahnlinie von Afion nach Antalia, die geplant ist, nicht sofort in Angriff genommen werden.

Hingegen mußte in das Innere des Landes vorgestoßen werden, um ein Zusammenziehen der Truppen dort zu ermöglichen, wo es gerade nötig erscheint. Es war daher die wichtigste Aufgabe, nach dem Osten vorzudringen; das geschah durch den Bahnbau, der von Ankara über Kaiseri nach Siwas führt, weiter mit der Verlängerung dieser Bahn von Siwas über Divrik nach Erzincan und Erzurum, wodurch die Verbindung zu der seinerzeit russischen Bahn von Erzurum nach Kars gegeben war. Damit war ganz Anatolien von Ismir (Smyrna) an bis an die äußerste Grenze nach Osten durchquert. Der Bahnteil von Siwas nach Erzurum ist derzeit noch im Bau; eine Innenanleihe ermöglicht die Fertigstellung der Arbeiten. Insgesamt wird diese Strecke eine Länge von ungefähr 2600 km haben.

Dadurch, daß, wie schon erwähnt, die Bahn von Aleppo nach Mardin der Grenze folgt und somit strategisch völlig wertlos wird, war der Bau einer tiefer in das Land eingreifenden Linie notwendig. Es ist die Strecke von Fevzipascha nach Elaziz. Sie erschließt das Gebiet, das als Kurdistan bekannt ist und das einer besonderen Sicherung nicht entbehren kann.

Nicht weniger wichtig jedoch erscheinen die drei Linien, die den Norden des Landes erschließen, und zwar die Strecken von Irmak nach Filios, die Linie von Siwas nach Samsun und endlich die Bahn von Erzurum nach Trabzon. Die ersten zwei sind bereits fertiggestellt; mit ihrer Hilfe ist die Türkei heute in der Lage, jeglichem Angriff gegen die Schwarze-Meer-Küste wirkungsvoll zu begegnen.

Auch eine weitere Linie, und zwar die Fortsetzung einer Zweigbahn der anatolischen Bahn, hat, was die Lehren und Erfahrungen aus dem Weltkriege eindeutig bewiesen haben müssen, einen hervorragenden strategischen Wert. Das ist die Strecke von Kütahiya nach Balikesir, die heute bereits fertiggestellt ist und deren geplante Fortsetzung in Tschanakale an den Dardanellen endet.

Es muß sich nun die Frage ergeben, warum als Endpunkte, Kopfstationen oder Durchgangsbahnhöfe all dieser Bahnen nicht andere Ortschaften oder Städte gewählt wurden. Warum z. B. die große Stadt Gazi-Ayntap, nördlich von Aleppo, durch die Bahnlinie Fevzi—Pascha—Elaziz nicht berührt wird, ja warum diese Bahnstrecke nicht überhaupt südlicher, etwa über Gazi—Ayntap—Urfa—Diyarbekir—Siirt geführt wurde. Es muß die Frage erstehen, warum nicht etwa erst die Linie nach Trabzon gebaut wurde, da doch Trabzon ein weitaus besserer Hafen ist als Samsum, und warum nicht endlich der direkten Nordstrecke nach Inebolu statt der nach Filios der Vorzug gegeben wurde.

Die Antwort ergibt sich aus der Tatsache, daß alle diese Bahnen, obwohl sie natürlich strategisch wichtig sind, gleichzeitig wirtschaftlichen Belangen Rechnung tragen, daß sie also, wie oben erwähnt, zweierlei Zwecken zu dienen haben.

Wirtschaftlich erschlossen waren früher nur die Gebiete um Ismir (früher Smyrna). Aus der Anlage der vor dem Krieg durch die Konzessionsgesellschaften erbauten Bahnstrecken läßt sich ohne weiteres erkennen, daß ihr Bau vom rein kaufmännischen Standpunkt aus erfolgt war, von einem Standpunkt also, der nicht unmittelbar den Interessen des Landes diente, sondern mehr oder minder versteckt auf Ausbeutung ausging. Bei weitsichtiger Anlage dieser Bahnen hätte man schon damals auf die Idee kommen müssen, die im Innern Anatoliens lagernden Schätze der Land- und Forstwirtschaft wie auch der Bergwirtschaft zu heben. Es gibt in der Türkei nebst gewaltigen Kupferlagern auch Steinkohlenbecken, ferner Chrom- und Lignitbestände, die wohl zu den umfangreichsten gehören, die der Nahe Osten beherbergt. Es ist nicht zu verwundern, daß die Türkei angesichts dieser Tatsache den Entschluß gefaßt hat, sie nicht nur für den Export auszubeuten, sondern selbst zur Schaffung einer nationalen Industrie zu schreiten.

Wenn man nun untersucht, wo sich diese Lager im einzelnen befinden, wird manche Bahnführung sofort verständlich werden. Etwas östlich von Elaziz liegt der kleine Ort Ergani-Maden. Das ganze Becken ist ein einziges Kupferlager, das an Mächtigkeit mit den anderen Großkupferminen der Welt jeden Vergleich aufnehmen kann. Deshalb führt die Bahnlinie, von der oben schon gesprochen wurde, nicht über Gazi-Ayntap nach Diyarbekir, sondern nach Elaziz; der letzte Teilabschnitt nach Ergani ist eben im Bau. Der Hafen von Mersin am Mittelländischen Meer wird in kurzer Zeit das Ausfallstor des türkischen Kupferbergwerkes von Ergani sein.

Die großen Lignitlager befinden sich etwas südwestlich von Samsun. Darum allein erklärt sich die Wahl Samsuns als Endstation der Bahnlinie von Siwas. An der Schwarzmeerküste, etwas westlich von Filios, liegt der kleine Ort Zonguldak und noch etwas westlicher Eregli. An der Strecke von Filios nach Eregli wird derzeit gebaut. Das ganze Gebiet ist ein ungeheures Kohlenlager; nach dem Urteil maßgebender ausländischer Fachleute kann sie mit der besten englischen Kohle wetteifern. Die Kohle wird dort vielfach im Tagbau gewonnen; die Mächtigkeit der Lager reicht hin, um den industriellen Kohlebedarf der Türkei auf Generationen hinaus sicherzustellen. Endlich führt die Bahnlinie von Kütahiya nach Balikesir durch eine reiche Waldgegend und erschließt auch die Chromlager, die sich in der Nähe befinden.

Allein durch diese Bahnen ist, wie man sieht, all das an einen beliebigen anderen Punkt der Türkei zu konzentrieren, was für den Betrieb von Werken größten Stils notwendig erscheint. Wenn die Sümer Bank, die die Industrialisierung des Landes übernommen hat, mit Krupp ein Abkommen auf Bau und Maschinenausrüstung

eines großen Stahlwerkes abgeschlossen hat, wenn jetzt eine Gruppe von Fachleuten den Ort bestimmt, an dem dieses Werk errichtet werden soll, ist das inzwischen ausgebaute Bahnnetz eine der notwendigsten Voraussetzungen.

Indessen ist die Türkei nicht nur reich an Mineralschätzen, sondern besitzt auch Gebiete, die als Kornkammern bezeichnet werden können. Es sind dies vor allem die Gegenden zwischen Fevzi-Pascha und Malatia, die Gegend um Tokat und Amasia, die Gebiete von Tschankiri bis nach Filios, die ganze weite Ebene westlich von Konia, nicht zuletzt die Ebene von Eskischehir und jener breite Streifen längs der ganzen Westküste, der schon vor dem Kriege wegen seines Bodenreichtums von Ismir aus erschlossen wurde. Diese Landschaften werden heute planmäßig weiter entwickelt; durch großzügige Meliorationen wird bisheriges Ödland in fruchtbare Gebiete verwandelt. Die landwirtschaftlichen Hauptbezirke sind heute von der Bahn bereits erschlossen; im vergangenen Jahre sind in den großen Städten, wie Ankara, Konia und Eskischehir, große Getreidespeicher errichtet worden; innerhalb des laufenden Jahres werden auch eine Reihe anderer Silos erbaut werden, um eine regelmäßige und gleichmäßige Verteilung des Bodenertrages über das ganze Land sicherzustellen.

Es bleibt nur noch zu erwähnen, welche Eisenbahnen geplant sind, um für später eine lückenlose Erschließung des ganzen Landes sicherzustellen. Vom Westen nach Osten fortschreitend, sind dies folgende Strecken: von Tschanakkale (Dardanellen) nach Balikesir, von Afiyon über Bordur zum Mittelmeerhafen Antaliya, von Bursa zur anatolischen Bahn nach Eskischehir, von Adapazar, der nördlichsten Zweigstrecke der anatolischen Bahn, über Bolu an die Bahnlinie nach Filios, von dieser Linie eine Zweigbahn nach Kastamuni und dem Schwarzmeerhafen Inebolu und eine andere Zweiglinie nach Samsun, ferner von Elaziz über Musch an den gewaltigen, tief im Osten Anatoliens gelegenen Wan-See und die Stadt Wan und endlich von Erzurum nach Norden über Beyburt nach Gümüschhané und den Schwarzmeerhafen Trabzon. Diese Linien, das sieht man auf den ersten Blick, stellen hauptsächlich Verbindungsbahnen dar, die mit der bisherigen Erschließung des Landes in keiner unmittelbaren Verbindung stehen.

Interessant ist nun eine von den türkischen Staatsbahnen herausgegebene Statistik, die ersehen läßt, was die Türkei während der ersten zehn Jahre des republikanischen Systems zusammenfassend an Eisenbahnbauten geleistet hat. Am 31. Oktober 1933 konnte die Türkei auf nachfolgende, von ihr errichtete Eisenbahnstrecken zurückblicken:

Ankara—Kayseri	380 km	(Elaziz liegt nicht unmittelbar an	
Kayserie—Sivas	222	der Hauptbahnlinie). Hierzu kommen	
Samsun—Sivas	378	noch Bahnlinien, die bereits fertig-	
Kutahiya—Balikesir	252	gestellt, doch noch nicht dem Ver-	
Ulukischla—Bogazköy	173	kehr übergeben wurden, mit zusam-	
Irmak-Filios	297	men rund	230 km
Fevzipascha—Elaziz	350		

Diese Bahnlinien waren mit einem Kostenaufwand von rund 250 Mill. Türkpfund errichtet worden. Bis zum gleichen Zeitpunkt aber hatte die Türkei noch eine Reihe von Eisenbahnlinien von den Konzessionsgesellschaften angekauft, die alle vor dem Kriege gebaut worden waren. Diese Bahnlinien sind:

Die Anatolische Bahn mit	1007 km	die Linie Samsun—Tscharschamba .	36 km
die Linie Mersin—Adana mit	64	die Linie Izmir—Aydin (Kaufverhandlungen eben vor dem Abschluß)	
die Linie Mudania—Brusa mit	42		
die Linie Konia—Eskischehir mit..	511		

Weiter sind durch den Friedensschluß von Gümrü (Dezember 1920) und durch den Frieden von Kars (Oktober 1921) einige Bahnlinien ganz im Osten des Landes in türkischen Besitz übergegangen, über die sonderbarerweise, obwohl sie vom Staat in Benutzung genommen wurden, in keiner Statistik Angaben zu finden sind; sie fehlen auch vielfach auf den Eisenbahnkarten. Es ist dies neben der Linie Erzurum—Kars—Grenze (weiterhin nach Tiflis) die Linie von Bayaziz—Grenze (weiterhin nach Novo Bayazit). Der Kaufbetrag der von den Konzessionsgesellschaften erstandenen Linien betrug rund 159 Mill. Türkpfund, die Gesamtlänge der in Betrieb stehenden türkischen Staatseisenbahnen weist etwas über 5000 km auf.

*

Aus allem Vorhergesagten ergibt sich, daß es der Türkei innerhalb von zehn Jahren gelungen ist, den größten Teil ihres Eisenbahnbauprogramms auch wirklich durchzuführen, so daß in ganz groben Zügen heute schon das gesamte Gebiet der Republik erschlossen erscheint.

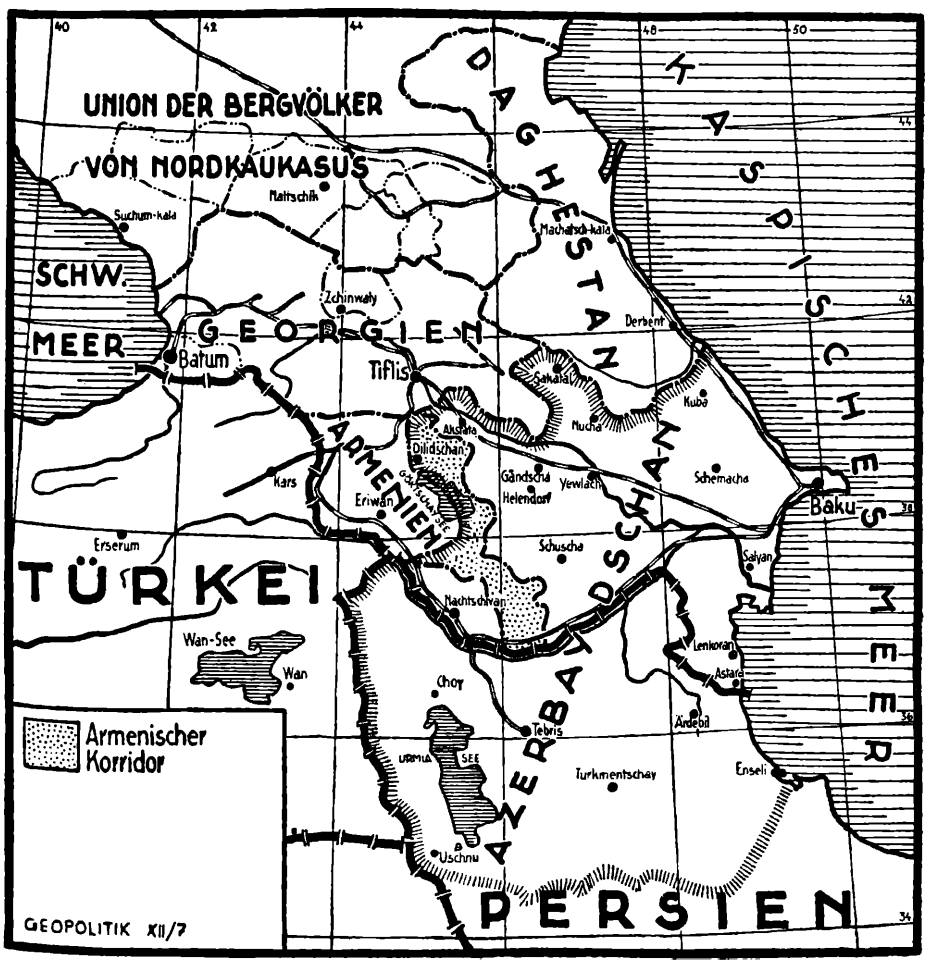
Es seien nur noch einige Worte über die Auswirkungen dieser Anlagen außerhalb des Landes zu sagen: sie sind noch nicht in vollem Umfang in Erscheinung getreten. Es wird sich hauptsächlich wohl um eine Erhöhung der Ausfuhr von Landeserzeugnissen aller Art (Naturprodukte, Bodenschätze, Erzeugnisse der Hausindustrie u. dgl.) handeln, doch ist bis heute die Steigerung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse noch nicht so hoch, daß die Türkei bereits in wesentlichem Maße ausführen könnte. Diejenigen Bodenerzeugnisse, die schon früher zur Ausfuhr gelangten, also Futterkörner, Mohär, Feigen, Rosinen u. dgl., haben natürlich im Auslande an Beliebtheit nichts verloren, konnten jedoch hauptsächlich dadurch in ihrer Ausfuhr noch nicht gesteigert werden, daß Bahnlinien, die entferntere Anbaugebiete erschließen, noch nicht fertiggestellt sind.

Indessen wird sich dies vielleicht schon in diesem Jahre ändern; dann wird die Ausfuhrsteigerung nicht ausbleiben. Im allgemeinen wird sich aber in geopolitischem Sinne das Eisenbahnnetz erst dann voll auswirken, wenn das Industrieprogramm durchgeführt ist und die Türkei im Nahen Osten als Lieferant auftreten wird. Es ist also die Verkehrserschließung Anatoliens nur ein Teil des Industrieprogramms. Beide zusammen werden die Türkei auch wirtschaftlich zu dem Mittelpunkt des Nahen Ostens machen, der sie in politischer Hinsicht bereits geworden ist.

HA MOL:

Aserbaydschan — Land und Leute

Über Aserbaydschan findet sich in der Literatur keine zusammenhängende Darstellung. In keiner Sprache ist bisher ein Buch erschienen, das sich mit seiner Geschichte von Anfang bis heute befaßt. So ist es ein Wagnis, aus dem mir zugänglichen Material in türkischer, persischer, russischer, deutscher und französischer Sprache eine Gesamtdarstellung über seine Geschichte bis zum heutigen Tage zu versuchen.



Geographischer Überblick

Aserbaydschan liegt zwischen Dagestan, Georgien, Armenien, der Türkei und Persien. Es nimmt den Südosten Transkaukasiens und den Nordwesten des Iranischen Hochlandes ein. Im Norden trennt uns der Fluß Samur von Dagestan, im Westen die Ebene von Alasan und Jora, sowie der Fluß Akstafa von Georgien und der Göktschaysee von Armenien. Die hohen Berge zwischen Van- und Urmiasee scheiden uns von der Türkei und im Süden der Berg Bakrudagh von Persien. Zu Aserbaydschan gehören auch die Inseln um die Halbinsel Apscheron im Kaspischen Meer, wie z. B. Nargin und Wulf, wie auch die Insel Duvan und andere kleinere an der Mündung des Kuras ins Kaspische Meer.

Die Topographie Aserbaydschans ist mannigfaltig. Es hat Ortschaften, die bis zu 26 m unter dem Meeresspiegel liegen, große Niederungen, hohe Berge, mit ewigem Schnee bedeckt. Sie erreichen Höhen bis zu 4480 m und senken sich zum Kaspischen Meer. Dasselbe finden wir bei den Ausläufern des großen Kaukasus, der sich in Schirwan zu hügeligem Gelände gestaltet. Umgekehrt steigt der kleine Kaukasus von Karabagh über Kuer zu hohen Bergen bis Salavan an. Die weiten fruchtbaren Niederungen zwischen Kuer und Arras heißen Mil, die am linken Ufer des Kuer führt den Namen Schirwan-Niederung. Die große Fläche rechts des Arras und des unteren Verlaufs des Kuer heißt Mugan. Anschließend daran kommt die Niederung Talisch, welche sich an die großen Talischberge anschließt. Der Boden von Aserbaydschan ist sehr fruchtbar, benötigt aber eine gute Bewässerung. An Flüssen sind zu nennen: Samur, Alasan, Jora, Akstafa, Kuer und Arras mit ihren vielen Nebenflüssen. An Seen ist Aserbaydschan verhältnismäßig arm, bemerkenswert sind nur drei, der Göktschay-, der Urmia- und der Göggölsee, mehrere kleinere sind ohne Bedeutung. Aus dieser topographischen Lage ergibt sich das Klima; es wechselt zwischen streng kontinentalem und rauhem Steppenklima bis zum subtropischen — wie etwa im Raum von Lengkoran bis Enseli. In höheren Zonen mit niederen Temperaturen beschränkt sich die Vegetationsperiode auf 6 bis 8 Wochen. Diese Gebiete dienen als Weideplätze für Rinder und Schafe. Unterhalb dieser Höhen kommt schon Wald, und zwar sind beide Arten, Laub- und Nadelwälder, vertreten. In dieser Zone wachsen bereits Roggen, Kartoffeln und Lein. In den Vorbergen wird Weizen, Weintrauben und Baumwolle gebaut. In den Steppengebieten Aserbaydschans ist dagegen durch den Wassermangel die Vegetation ziemlich arm. In den sumpfigen Gebieten finden wir Rohrschilf. In der subtropischen Zone um Talisch herrscht üppige Vegetation.

Die Tierwelt Aserbaydschans ist reich: Angefangen von Gemsen, wilden Schweinen, Schakalen, Füchsen, Bären, Hasen findet sich noch vieles andere Wild. In den Tälern des Arras und Talisch sind Tiger, Hyänen und Leoparden zu treffen. An Fischen ist der Fluß Kuer sehr gesegnet, und dessen Mündung ins Kaspische Meer ist die Quelle des besten Kaviars. Der See Göktschay ist berühmt durch seine Fo-

rellen, ebenso der Göggölsee. Der Urmiasee ist jedoch salzhaltig und entbehrt deshalb des Tierreichtums.

Die wichtigsten Städte Aserbaydschans sind: Baku, die Hauptstadt von Nordaserbaydschan, Täbris, Gändschä, das Hauptzentrum der nationalen Bewegung, Schuscha, die Hauptstadt Karabags, die Stadt, aus welcher unsere besten Dichter und Sänger stammen, Schemacha, Salian, Akstafa, Astara, Nachtschiwan, Urmia, Aerdebil und Türkmentschay.

Durch den Fluß Arras wird Aserbaydschan in Nord- und Südaserbaydschan geteilt; Aserbaydschan ist 250 000 qkm, also zweimal so groß wie Portugal. Bewohnt wird Aserbaydschan von Aseritürken, deren Sprache dieselbe ist, die in der Osttürkei gesprochen wird. Die Zahl der Bevölkerung wird auf 7 bis 8 Millionen geschätzt. Sowohl die russische Statistik wie die persischen Schätzungen geben sehr unsichere Zahlen.

Ausblick auf die Wirtschaft

Den Hauptreichtum von Aserbaydschan bilden neben Petroleum, das besonders auf der großen Halbinsel Abscheron gewonnen wird, Kaviar, Baumwolle, Seide, Früchte und nicht zu mindest Teppiche. Petroleum stand vor dem Kriege in der Weltproduktion an zweiter Stelle (550 bis 600 Mill. Pud, 1 Pud = 16,38 kg). Die Statistik vom Januar und Februar 1933 ergibt 912 640 t, wovon allein auf Aserbaydschan 65% Petroleum entfällt. Deutschland bezog davon 72 293 t. Die Petroleumbohrungen von Baku haben dessen Vororten ein typisches Bild gegeben; Tag um Tag, Nacht um Nacht sind die Bohrmaschinen in Tätigkeit. Fährt man von Baku nach Sabuntschi und Surahany, so sieht man mächtige Wälder von Bohrtürmen. Im Jahre 1913 wurden allein durch Batum 665 700 t Naphthaerzeugnisse ausgeführt, davon allein 371 600 t Petroleum. Es bedeutet somit für Aserbaydschan das Hauptprodukt. Das meiste Kapital kam vom Ausland, doch sind auch gebürtige Aserbaydschaner an der Naphthaproduktion beteiligt. Der Schwede Nobél führte seine Fabriken mustergültig; seine Felder nahmen enorme Ausmaße an. Von Aserbaydschanern sind als Petroleumunternehmer Hadschi, Musa und Schamsedin zu nennen.

Das Vorkommen von Naphtha in der Umgebung von Baku, schon von Marco Polo erwähnt, fand bis 1804 keine produktive Ausbeutung. Zunächst schöpfte der Aserbaydschaner Naphtha mit Hilfe lederner Säcke aus einfachen Gruben und verwendete es zu Beleuchtungszwecken und zur Verarbeitung von Leder. Als erstes nennenswertes Unternehmen ist das des Khan von Baku zu nennen, welcher bereits 1770 regelrecht Pachtgelder einnahm. Bis 1872 kann man eigentlich von einer planmäßigen Gewinnung nicht sprechen, erst dann wurde eine Bohranlage nach amerikanischem Vorbild angelegt. 1877 bekam die Stadt ca. 2 600 000 RM. Steuern; ein Jahr darauf steigerte sich diese Zahl auf 7 000 000 RM. und wiederum nach einem Jahr hatte sie bereits 10 000 000 RM. Petroleumabgaben zu verzeichnen.

Wir wollen nun eine kleine Skizze von der Entwicklung des Naphthaproduktes entwerfen und nehmen als Ausgangspunkt von jahrelanger Statistik das Jahr 1860, in welchem nur 4200 t gefördert wurden. Dies steigerte sich bis 1870 auf 32 800 t, nach zehn Jahren wiederum sind 510 000 t anzugeben. 1890 sind es 3 700 000 t, 1908 9 900 000 t. Kurz vor dem Kriege war die Produktion annähernd 6 900 000 t. In späteren Jahren nimmt die Produktion erstaunlich ab. 1919, noch unter der selbständigen Republik Aserbaydschan, haben wir 3 700 000 t, 1920 2 870 000 t und dann sinkt 1922 die Zahl auf 1 500 000 t. Natürlich beruht diese Abnahme nicht auf Versickerung der Petroleumquellen, sondern auf der Vernachlässigung der technischen und wirtschaftlichen Voraussetzungen unter den politischen Störungen.

An Hand dieser Tatsachen sieht man, daß Baku und seine Umgebung eine wichtige Rolle in der Wirtschaft Aserbaydschans gespielt hat und spielen wird. Baku mit seinem riesigen und fast unerschöpflichen Reichtum bedeutet Glück und zugleich Unglück für uns Aserbaydschaner.

Ich möchte noch hinzufügen, daß jetzt die Ausfuhr der Naphthaprodukte nach dem Auslande in der Hauptsache über Batum durch die Rohrleitung Baku-Batum erfolgt. Diese Leitung verläuft längs der transkaukasischen Bahn; es wird hier ein Höhenunterschied von Baku = minus 24,5 m bis zum Höchstpunkt des Suramtunnel = plus 775 m überwunden, und zwar mittels Pumpstationen, die alle 50 km errichtet sind. Vom Suramtunnel fließt Petroleum in einem einzigen Abschnitt über 150 km nach dem Hafen von Batum. Die Leitung ist insgesamt 890 km lang. Eine kurze Zweigleitung geht von der Station Dsegan nach der Kupferhütte Karabulag.

Neben Eisen sind auch Kobalt, Aluminium, sowie Blei und Zink vorhanden, jedoch sind diese Erze noch nicht in dem Maße ausgebeutet, daß man effektive Zahlen angeben könnte. Es wurden vor dem Krieg bereits einige Gesellschaften gegründet, die teilweise Erfolge zu verzeichnen hatten. Der Krieg und die nachfolgenden Verhältnisse haben jedoch jede private Initiative begraben. Schwefel, Kupfer in der Nähe von Gändschä, die Gruben von Alahverdi, Kedabek, Dchowdar-Magnesit und Schwefelkies bei Tschay-Kend am Fuße des Kepes am Kovrasu sind bekannt; ebenso Nachtschiwan mit seinen märchenhaften Fruchtgärten, auch berühmt durch seine Seidenzucht und hauptsächlich durch seine Steinsalzgewinnung.

Als Überreste des Meeres, welches früher die Kür-Aras-Niederungen bedeckte, sind zahlreiche Salzseen und Stätten zurückgeblieben, die ebenfalls zur Salzgewinnung verwertet werden. Das meiste Salz jedoch wird aus den 27 Salzseen nördlich von Baku gewonnen. Die Salzseen an der Kürniederung liefern das Salz, welches an Ort und Stelle für Kaviar und Fischkonserven verwendet wird.

Aserbaydschan besitzt auch Glaubersalz, Alaun (Bach bei Schamchor). Gändschä und Karabulak liefern Schmirgel. Sary-Baba bei Schuscha Asbest. Eisensalze, Gelbeisenerze und Orsid werden von den Aserbaydschanern zum Färben von Stoffen verwendet. Feuerfesten Quarz als Neugestein finden wir in Kedabek und in den Alahverdi-Gruben. Wir sind arm an Kohle, doch das Vorkommen von Naphtha und der Besitz der Wälder läßt diesen Mangel im Wirtschaftsleben kaum zur Geltung kommen.

Nun noch ein paar Worte über Gold. Es findet sich z. B. im Sand der Quellen des Flusses Akstafa, in geringen Mengen auch in Kupfererzen; außerdem in Ketabek am Berge von Naïl bei Schemacha und in den Bächen des Westaragwa.

Die Wasserbecken der Flüsse sind so gelegen, daß sie alle dem Kuer und Aras zufließen; es wäre für diese Flüsse, als weiße Kohle verwendet, ein breites Feld gegeben, jedoch harrt es noch seiner Ausbeutung.

Vom Namen des Landes

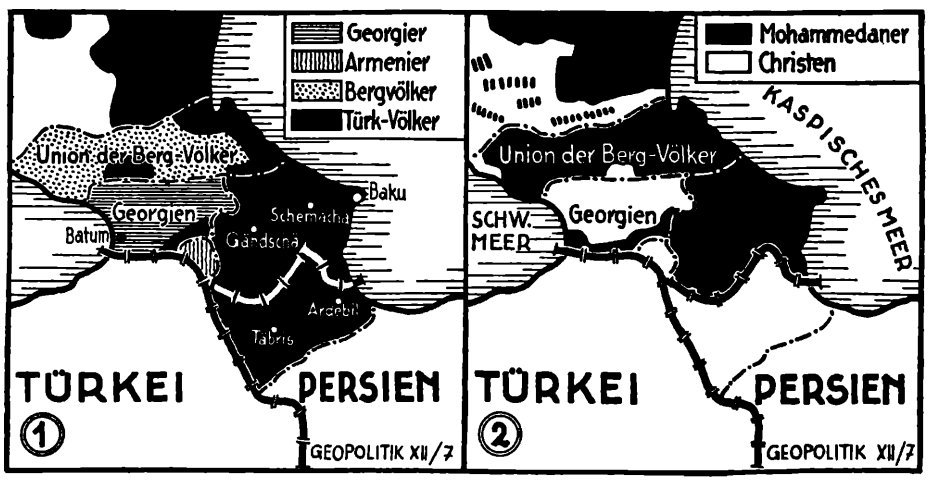
Ich habe eben erwähnt, daß die Aserbaydschaner Türken sind und daß sie sich Türken oder Aseritürken nennen. Ich möchte gerne den Grund hierfür erwähnen: das Land hieß schon in seinen Uranfängen Aserbaydschan, in der alten Geschichte auch Atropatene, Albanien, wir finden es in den damaligen Karten als Kaspii eingetragen. Die Araber nennen es Adrbeigan, Altarmenisch, Ater-Paterkan oder Ater-Peilakan. Bei den Altgriechen führt es den Namen Atropatene; auf georgisch heißt es Adar-Badagan. Baharli, der ein Buch über das kaukasische Aserbaydschan herausgab, ist der Meinung, daß das Wort Aserbaydschan in allen Sprachen aus zwei Worten bestehe: zunächst einmal aus Ater bis zu Aser, was in allen Variationen „Feuer" bedeutet, und daß der zweite Teil den Sinn von „Funken" oder „Glanz" führt. Aus dieser Überlegung heraus würde Aserbaydschan in allen Formen entweder das „Land des Feuerfunkens" oder „Land des Feuerglanzes" bedeuten. Es ist bewiesen, daß das Gebiet westlich vom

Kaspischen Meer, von Derbent bis zum Urmiasee Bagrydagh, voll von frei zutage tretenden Gasen war, die das „Ewige Feuer" geliefert haben. In Täbris hieß der Tempel der Feueranbeter „Aderbaygan". Dies Aserbaygan würde im Deutschen am besten mit „Tempel des Feuergottes" zu übersetzen sein. Wir sehen, daß der Name Aserbaydschan mit dem ewigen Feuer, das durch Urbewohner des Landes unterhalten wird, in engster Verbindung steht.

Geschichte und Teilung von Aserbaydschan

Die Geschichte Aserbaydschans bis zum 17. Jahrhundert ist außerordentlich mannigfach; ich muß mir versagen, darauf im einzelnen einzugehen. Ich erinnere nur an die Perser und an Alexander den Großen, an die Römer und Byzantiner, an die großen Züge der Hunnen, deren Ausläufer auch nach dem Kaukasus kamen, sowie an die Araber; es seien auch die Kasaren und Petschinegen genannt, die jahrzehntelang vor Gründung der Goldenen und Silbernen Horden nach dem Nordkaukasus kamen. Von hier aus drangen sie bis Georgien und Aserbaydschan vor und bemächtigten sich Armeniens. Im Laufe der Jahre werden sie wieder zurückgedrängt und in Aserbaydschan seßhaft. Vom Süden her kommen Vorfahren der Seltschuken und dringen nach Südaserbaydschan vor, lassen sich dort nieder, und zum Teil sogar kolonisieren selbst Perser diese Gegend mit kriegerischen Seltschuken. Der Siegeszug des Islam bis nach dem Nordkaukasus, ebenso die Bekehrung der Tataren zum Islam zwingt ganz Aserbaydschan zur Annahme der Religion des Islam. Die Aserbaydschaner waren ursprünglich teils Heiden, teils Feueranbeter, eine kurze Zeit Christen; es kam nun durch Annahme der Religion des Islam etwas Bindendes zwischen den einzelnen Völkerstämmen zustande. Aserbaydschan stand von jeher unter dem Einflusse Persiens; wir kennen es nur von 931—980 und von 1146 — Schamseddin Jedeges — als selbständig. Die Fürstentümer Aserbaydschans, welche schon damals gebildet waren, bekämpfen sich untereinander oder werden von einer fremden Macht einzeln geschlagen, und in den späteren Glanzzeiten Persiens werden sogar diese Fürsten persische Vasallen. Zu den von Aserbaydschanern gegründeten Fürstentümern gehören Schirwan, Derbent, Baku, Talisch, Karabagh, Schäki, Gändschä, Nachtschiwan, Täbris und Urmia. Das selbständige Leben dieser Fürsten, von den Schirwanschen Fürsten abgesehen, verlief im Vasallenverhältnis zu Persien. Bis zu Ende des 17. Jahrhunderts kommen abermals nach Aserbaydschan anatolische Türken, so Sultan Selim II. und Murad III. Dieser erobert Südaserbaydschan gänzlich, und es war von 1583—1588 völlig von anatolischen Türken besetzt. 1603 gelingt es Abass dem Großen, die Türken wieder aus Aserbaydschan zu vertreiben, bis sich schließlich 1722 die Russen am Nordkaukasus bemerkbar machen. Die Perser versuchen die Schiidsche-Sekte zu einer Staatsreligion zu machen; dies gelingt ihnen unter Schah Ismail; sie können diese Religion sogar bis vor die Tore Derbents einführen. Dieses Zeitalter ist für Aserbaydschan tiefstes Mittelalter.

Obwohl der Staatssekretär eines Fürsten von Aserbaydschan sich bei mündlichen Verhandlungen mit dem Staatssekretär eines anderen der türkischen Sprache bedient, wird doch Persisch als Amtssprache im schriftlichen Verkehr beibehalten. Annahme der Schia — Persiens Staatsreligion — und die Verwendung der persischen Sprache in Amtsangelegenheiten trugen dazu bei, daß sämtliche Fürsten Aserbaydschans mehr oder weniger zu Persien neigten. Bis zum Auftreten der Russen als Staatsfeind der Fürsten von Aserbaydschan wurden einige schwache Versuche gemacht, sich zu vereinen und Aserbaydschan als Staat in die Geschichte einzureihen. In dieser Lage befindet sich Aserbaydschan, als Peter der Große seine Politik nach



Völkerschaften und Religionen in Kaukasus und Transkaukasien

Südosten richtet. Wir wissen, daß sie, nach der Vernichtung des Staatslebens der Nordtürken um Kasan, Krim, Astrachan, Kabarda, von Katharina II. getreu weiterverfolgt wurde. Mit der geschichtlichen Tatsache, daß Schah Abass in Aserbaydschan die Schia einführte, beginnt die Ära der erbittertsten Kämpfe zwischen Persern und Türken. Durch diesen Religionszwist gelingt es den Persern, die Türken aus Aserbaydschan gänzlich zu vertreiben. Während sich jedoch diese beiden Mächte bekämpfen, werden die Russen stärker und stärker. Jetzt beginnt eine neue Epoche für Aserbaydschan, da die Türken es verlassen und die Perser nicht genügend Macht besitzen, dem Expansionswillen der Russen Einhalt zu bieten.

Die schwachen Versuche der Türkei im Jahre 1774, die Invasion der Russen nach dem Süden zu unterbinden, mißlingen. Astrachan, Kabarda gehen an die Russen verloren. In blinder Verkennung der russischen Gefahr bekämpft ein aserbaydschanischer Renegat, Agha Mohamed Kadschar, Georgien; dieses hat nichts Eiligeres zu tun, als im Jahre 1800 die Krone des Irakli II. den Russen zu Füßen

zu legen. 1801 wird der Vorschlag Georgiens an Rußland, die Oberhoheit über ihr Land zu übernehmen, angenommen. In Kürze bemächtigt sich Rußland ganz Georgiens. Bald darauf annulliert jedoch Rußland diese ganzen Verträge und macht Georgien zu einer seiner Provinzen. Hätte sich Georgien nicht den Russen unterworfen, so wäre es Rußland nicht so leicht geworden, sich des gesamten Kaukasus zu bemächtigen. Die Kaukasusvölker einschließlich Georgien haben vom 16. Jahrhundert bis zum heutigen Tage gegen Rußland zu kämpfen. Die Russen setzen sich in ganz Georgien fest und beginnen Nordaserbaydschan anzugreifen. Von Tiflis aus geht General Zizianoff vor und besetzt die einzelnen Fürstentümer. Dies wäre der Zeitpunkt gewesen, wo Persien zeigen mußte, daß es seinem Vasallen hilfreich zur Seite stünde; jedoch versagte es gänzlich, die aserbaydschanischen Fürsten waren völlig auf sich selbst angewiesen. Derbent wird 1796 von General Suboff erobert und der Herrscher von Derbent, Fatali, verbannt. 1804 verteidigt sich Dschewat, der Fürst von Gändschä, tapfer gegen Zizianoff. Nach monatelanger Belagerung wird jedoch Gändschä von den Russen eingenommen. Zizianoff dringt nach Nordosten vor und nimmt den Kampf mit dem Fürsten von Baku auf. Dieser, Hüsein Kuli, flieht nach Persien, und Zizianoff findet bei der Einnahme von Baku seinen Tod. Nach und nach wird fast der ganze Norden von Aserbaydschan russisch, einige Fürsten unterwerfen sich, die anderen fliehen nach Persien. Der letzte heldenhafte Kampf spielt sich in Karabagh ab. Dessen Fürst versucht zum ersten Male die anderen Fürsten gegen den gemeinsamen Feind zu mobilisieren, und die bereits entheimateten und geflohenen Fürsten, die sich in Teheran befanden, erwirken, daß die Fürsten von Täbris, Ardebil und Talisch zur Hilfe des Karabaghfürsten kommen. Der Sieg des Karabaghfürsten wäre sicher gewesen, wenn nicht der Verrat der Armenier dazu beigetragen hätte, die Macht des Karabaghfürsten den Russen bekanntzugeben. Die Russen ziehen sich zurück, verstecken sich in Wäldern, und dank ihrer modernen Strategie gelingt es ihnen, den Karabaghfürsten in die Falle zu locken. Die Armee des Karabaghfürsten soll so groß gewesen sein, daß auch dieses Manöver den Russen nichts genützt hätte, aber sie besaßen bessere Waffen...

Karabagh wird eingenommen, hierauf fällt Schirwan in die Hände der Russen (1820), ebenso auch Scheki. Die Russen überschreiten den Arras und bemächtigen sich nach und nach des ganzen Aserbaydschan. Nun tritt Persien ein und verhandelt mit den Russen. Der Friede von Gülistan vom 14. Oktober 1823, der zwischen Persien und Rußland abgeschlossen wurde, hat trotzdem keine Ruhe gebracht. Abermaliger Aufstand der Aserbaydschaner, neue Konflikte mit Rußland bringen neue Gebietsverluste, worauf der Friede von Türkmendschei von 1828 folgt. Rußland zwingt Persien, einen Kriegstribut von 20 Mill. Rubel zu bezahlen, und bis zur Erledigung dieser Bedingung bleibt Aserbaydschan in den Händen der Russen. Der Friede von 1828 leitet eine eminent wichtige Epoche in der Geschichte Aserbaydschans ein. Erstens sind die Nordaserbaydschaner auf Gnade oder Ungnade an

die Russen ausgeliefert und von Südaserbaydschan getrennt. Zweitens schmeicheln die Südaserbaydschaner durch diese Tatsache den Persern und büßen mehr und mehr von ihrer Selbständigkeit ein. Die völlige Fremdheit der neuen Machthaber im Norden, auch in religiöser Hinsicht, zwingt Nordaserbaydschan zur Besinnung auf seine nationale Einheit; der Gedanke des einheitlichen Aserbaydschans wird nun allmählich populär. Anders verhält es sich in Südaserbaydschan in bezug auf die Perser. Die langjährigen Beziehungen der Aserbaydschaner zu den Persern, in welchen die aserbaydschanischen Fürsten nur im Vasallenverhältnis zu diesen gestanden, verschärfen die gegenseitigen Beziehungen nicht so sehr. Darin ist auch die Ursache zu suchen, daß die Idee der Selbständigkeit im Süden lange nicht so brennt wie im Norden, zumal auch die regierenden Häuser Persiens aus den Dynastien der aserbaydschanschen Türken hervorgegangen sind. Nun stehen wir vor der Tatsache, daß Nordaserbaydschan russisch wird und auf sich selbst angewiesen ist. Nord- und Südaserbaydschan gehen ihre eigenen Wege, und es bleibt nur ein geringer Kontakt. Nach neunzig Jahren, am 28. Mai 1918, durcheilte der elektrische Funke die ganze Welt; er teilte die Selbständigkeit von Aserbaydschan mit. Dieses Aserbaydschan ist aber nur das kaukasische Aserbaydschan. Der hundertjährige Kampf der Aserbaydschaner um ihre Selbständigkeit hat in Nordaserbaydschan stattgefunden, und wenn ich weiterhin von Aserbaydschan rede, so meine ich Nordaserbaydschan und lasse aus verschiedenen Gründen Südaserbaydschan beiseite.

Im Laufe der Jahre nach der Besetzung durch die Russen werden sämtliche Fürstenhäuser Aserbaydschans abgeschafft oder gezwungen, unter Verzicht auf ihre sämtlichen Rechte irgendwo kleine Posten zu versehen. Man kann sagen, daß Aserbaydschan innerhalb der ersten acht Jahre fast kopflos war. Wenn auch die regierenden Häuser Aserbaydschan verlassen mußten, so verließ doch das Volk sein Vaterland nicht. Es eilen Reiter von Karabagh nach Schemacha, es eilen Boten von Nachtschiwan bis nach Baku. Eine Volksbewegung entsteht. Noch zaghaft, unsicher und unorganisiert. Es ist interessant zu bemerken, daß in diesen Uranfängen des Volkwerdens von Nordaserbaydschan aserbaydschansche Priester Hand in Hand mit dem Volke gehen. Unaufhörlich predigen Mulahs und Scheichs gegen die Invasion der Russen. Man predigt in Aserbaydschan Müridismus. Schlag auf Schlag werden diese Priester rasch verurteilt und geköpft. Es ist jedoch eine wunderbare Vorsehung gewesen, daß die Lehre Hadis Ismails aus Kürdamir durch Jünger eines dagestanschen Scheichs nach dem Nordkaukasus verpflanzt wird. Dagestan war noch nicht gefallen. Hier findet diese Lehre ihren Künder und Deuter und ihren kühnen Ausführer. Müridismus ist Kampf der Religion Islam gegen die Russen. Die Dagestaner haben diese Lehre so wunderbar organisiert und so ausgezeichnet durchgeführt, daß sie 36 Jahre hindurch die russische Walze von ihrer Heimat fernhielten. Daß die Aserbaydschaner 27 Jahre hindurch ihren Heimatboden zähe verteidigten, ging Hand in Hand mit dem tapferen Kampf der Bergvölker um ihre

Heimat. Daß diese jedoch noch 36 Jahre lang diesen Kampf fortführen mußten, ohne unsere nennenswerte Hilfe, war hart und bitter. Innerhalb dieser blutigen Kämpfe im Ostkaukasus, Aserbaydschan und im Nordkaukasus schauten die Georgier ruhig zu, obwohl schon längst das versprochene Protektorat der Russen über Georgien zerrissen und es zur Provinz degradiert war. Kaum war Aserbaydschan russisch und somit Transkaukasien, so mußte auch Dagestan russisch werden. Es begann nun der Verzweiflungskrieg von 1823—1859. Der tapfere Führer des Müridismus des Nordkaukasus, Scheich Schamil, mußte sich ergeben. Nun verschwand alles, was an Tradition erinnern konnte. Man hat Aserbaydschan einfach in Verwaltungsbezirke eingeteilt und einige Städte umgetauft. So wurde die alte bekannte Stadt Gändschä, wo die Wiege Mirza Schaffis stand, Elisabethpol genannt. Man öffnete alle Tore und Türen den Abenteurern von Rußland. Viele Russen, überdrüssig der Ordnung zu Hause oder wegen ihres Glaubens verfolgt, kamen hierher und gründeten Kolonien. Diese Russen, verfolgt von der zaristischen Regierung, im eigentlichen Rußland verachtet, fanden im Kaukasus guten Empfang und großzügige Unterstützung. Außerdem mußten viele Armenier unter Leitung des russischen Agenten Lazaref nach Karabach und nach Schemacha übersiedeln. Das war ihr Lohn für die Unterstützung der Russen im Kampfe gegen uns. Anfänge der Kolonisation von Russen in Aserbaydschan wurden in Salian, Lengkoran sowie in Nucha gemacht. Kolonisation, Russifizierung, Christianisierung der Bevölkerung nahmen kein Ende.

Die Russen brachten es so weit, daß das berühmte Fürstentum der Schirwanschahe nach und nach zu einer unbedeutenden Provinz versank. Tausende von Seidenspinnereien und Teppichwebereien wurden stillgelegt.

Die Russen verlangten plötzlich, daß in Aserbaydschan tatarisch oder musulmanisch, also mohammedanisch, gesprochen wird. Ich frage, gibt es eine christliche Sprache auf der Welt! Das wäre ebenso logisch, als wenn man behaupten würde, die Bayern sprächen christlich und norwegisch. Daß die tatarische Sprache, wenn auch die Tataren unsere Stammesbrüder sind, in Kasan, in der Krim, in Orenburg und Ufa gesprochen wird, besagt doch noch nicht, daß wir Aserbaydschaner auch tatarisch sprechen. Das ist eine zielbewußte und absichtliche Fälschung der bestehenden Tatsachen. Rußland als Erbfeind der Türkei duldete nicht, daß jemand an den brennenden Grenzen Rußlands etwa Türkisch spreche. Es warf absichtlich alle zusammen in einen Topf: Ihr seid Tataren und damit Schluß! Es wollte Europa glaubhaft machen, daß die vielen anderen Völker Rußlands, 40 Millionen an der Zahl, nur Tataren seien. Ich muß zu meinem Bedauern bestätigen, daß viele, viele Europäer diese Ansicht teilen. Wir nannten ihre sogenannten „Forscher" kurzweg die „Bebrillten" Goeslueklilaer.

Der Kampf ging weiter. Die aserbaydschansche Sprache wurde überall ausgeschaltet und zu einer Sprache 3. oder 4. Ordnung gestempelt. Man hat uns im Laufe

der Zeit selbst verboten, den Unterricht in den Schulen in unserer Muttersprache zu halten. Keine einzige kulturelle Organisation war durch Staatssubsidien unterstützt. Die Medreses sind bis auf ein Viertel geschlossen worden. Die Volksschulen in ganz Aserbaydschan waren an den Fingern zu zählen, und die Mittelschulen waren nur noch russisch; und diese Mittelschulen waren so glänzend organisiert, daß fast jeder Aserbaydschane schon nach sechs Jahren Besuch aus irgendeinem Grunde daraus verwiesen wurde. Dies war die 4. Klasse der Beye — ein geflügeltes Wort, das jeder Kaukasier versteht. Unter diesen Umständen mußten die Aserbaydschaner darauf sehen, wie aus diesen unmöglichen Zuständen herauszukommen war. Eine dumpfe Unzufriedenheit schwoll ins Unermeßliche. Da brach der Krieg zwischen Rußland und Japan aus im Jahre 1905. Daß wir diesen Kriegsverlust Rußlands von Herzen begrüßt haben, war selbstverständlich. Es schwankte der Thron des unberufensten Herrschers der Welt, es brach die erste russische Revolution aus. Wir hofften, daß sie uns gewisse Erleichterungen bringen werde. Aber die Rückschläge nach dieser Revolution mußten wir schwer büßen. Es ist immer so gewesen: wenn es in Rußland fehlschlug, mußten wir die Folgen tragen. Obwohl die Revolution 1907 keinen Erfolg hatte, so bekamen wir doch gewisse, wenn auch noch schwache Zugeständnisse, aber nicht für lange Zeit. Diese hielten wir mit beiden Händen fest und versuchten innerhalb kurzer Zeit das Versäumte nachzuholen. Es wurden viele Zeitungen gegründet, es erschienen Monatsschriften. Die Popularität dieser Zeitungen und deren Auflagen waren groß. Sie waren ebenso in der Krim wie im Turkestan zu Hause; ebenso gab es in Aserbaydschan auch ein satirisch-politisches Organ, „Der aserbaydschansche Simplizissimus", an dem auch zwei Deutsche tätig waren. Um diese Propagandazeitschrift sammelte sich jung und alt. Der Dichter Sabir versucht in seinen wunderbaren, rein türkischen Versen das Spießertum der Aserbaydschaner aufzuwecken. Es wurden viele Volksschulen auf eigene Kosten aufgemacht. Um zu zeigen, wie das Selbstbewußtsein der Aserbaydschaner war, nenne ich nur den Namen Hadschi, der allein in Baku und Umgebung 160 Volksschulen gegründet und aus eigenen Mitteln finanziert hat. Aber diese friedlichen kulturellen Fortschritte behagten dem zaristischen Rußland absolut nicht. Die Presse Aserbaydschans wurde in Bälde einer strengen Zensur unterworfen. Die meisten Redakteure der Zeitungen wurden von der Ochrana verfolgt, einige flohen nach Persien, die anderen nach der Türkei. Die politischen Führer suchten das Weite, um einen Ausflug in die sibirische Taiga zu vermeiden. Es sei bemerkt, daß Aserbaydschan das erste Türkenland ist, wo Opern, Operetten und Tragödien aufgeführt wurden und in jeder Saison voll ausverkaufte Häuser erleben konnten. Diese Opern sind nicht nur in turkmenische und tatarische Sprache übersetzt worden, sondern in die georgische, armenische, ja sogar in die russische Sprache. Inhalt und Musik sind so naturverbunden und echt, daß sie noch bis heute ihren Wert beibehielten. Außerdem möchte ich auf Achundsade aufmerksam machen, den ersten unter

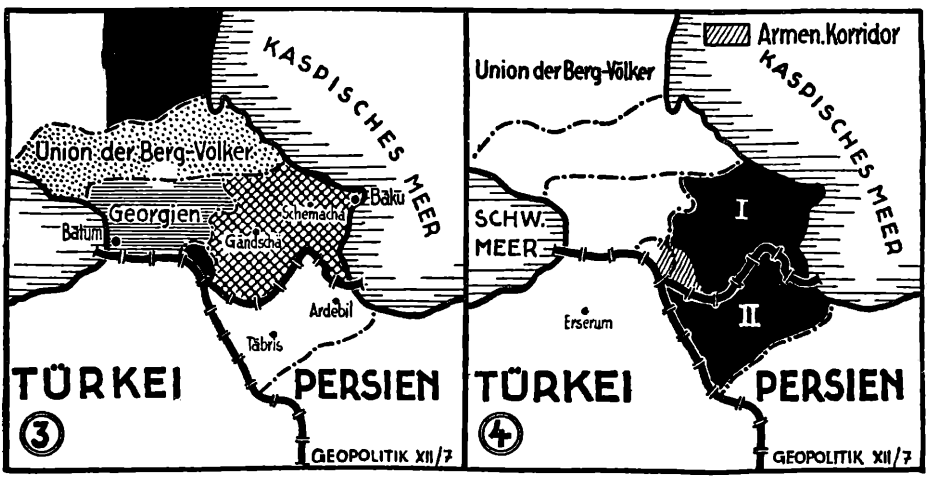
allen Mohammedanern, der den Gedanken einer Alphabetreform aufbrachte. Jedoch blieben seine diesbezüglichen Bemühungen beim Sultan der Türkei und dem Schah von Persien damals erfolglos.

Nun brach der Weltkrieg aus. Die Aserbaydschaner waren nicht felddienstpflichtig. Sie wurden künstlich vom militärischen Dienst ferngehalten und mußten in natura abzahlen. Die Aserbaydschaner wußten genau, wer mit der Türkei geht, ist ihr Freund, und erhofften sich hieraus eine bessere Zukunft. Diese stille Anbetung der Mittelmächte war nach der neunzigjährigen Unterjochung durch Rußland eine Selbstverständlichkeit. Aserbaydschan war sich dessen bewußt, daß ein Sieg der Mittelmächte ihm eine Daseinsberechtigung bringen würde, und war sich darüber klar, daß ihre Niederlage seine vollständige Auslieferung an das zaristische Rußland zur Folge haben würde, welche einer Vernichtung seines nationalen Daseins gleichkäme. 1917 brach dann die Revolution in Rußland aus, und damit fing die russische Armee an, sich zu demoralisieren. Alles verließ seine Stellungen und marschiert mit Gewehr nach Hause. Auch die kaukasische Front löste sich auf. Diese führerlosen Horden marschierten der Eisenbahnlinie entlang, teils gelangten sie noch mit Eisenbahnen über Georgien und Aserbaydschan dem Norden zu nach Rußland. Im eigentlichen Rußland war in Bälde die Kerenskiregierung auseinandergejagt, und die Bolschewiken bekamen die Oberhand. Zunächst wurde der Transkaukasus administrativ als Ganzes einem besonderen Komitee unterstellt. Dieses wurde durch ein transkaukasisches Kommissariat abgelöst. Sie wissen, daß die Mittelmächte 1917 noch stark genug waren, ihre Politik im Kaukasus durchzuführen. Damals übernahm Deutschland das Protektorat über Georgien. Damit war eine gewisse Stabilisierung der Zustände in Georgien eingetreten. Die Verhandlungen vom 6. bis 26. Mai 1918 zwischen den Mittelmächten einerseits und den Vertretern des Seims anderseits führten zu einem völligen Fiasko. Der Bund der drei transkaukasischen Völker, Georgier, Aserbaydschaner und Armenier, wurde dadurch zersprengt, daß sich Georgien am 26. Mai 1918 selbständig erklärte. Zwei Tage darauf haben die aserbaydschanschen Vertreter des Seims in Gändschä eine Regierung gebildet und die Selbständigkeit Aserbaydschans proklamiert. Seim war eigentlich der Ausdruck der Einheit der drei Völker Transkaukasiens und war ein Versuch, gemeinsam das Schicksal des Transkaukasus zu regeln. Daß es dem Seim nicht gelang, ist eine bedauerliche geschichtliche Tatsache, deren Gründe zu erörtern zu weit führen würde. Die bolschewistische Propaganda hatte jedoch auf dem ganzen russischen Boden durch Agenten bereits festen Fuß gefaßt und drohte nicht nur den Nordkaukasus, sondern auch den Transkaukasus mit seiner Idee zu entfachen. So haben sich z. B., als der Seim noch bestand, die Bolschewiken der armenischen Arbeiterschaft bemächtigt, und zwar soweit, daß am 31. März 1918 in Baku ein Putsch ausbrach, bei welchem mehr als 14000 Aseri-Türken ihr Leben einbüßen mußten. Am 3. März 1918 wurde nun der Friede von Brest-Litowsk zwischen den Zentral-

mächten und Rußland unterzeichnet. Ardahan, Kars und Batum fiel den Türken zu, was deren Gebietsverlust vom Jahre 1878 an die Russen entsprach. Angesichts des tagenden Seims von Tiflis wurde Baku bolschewisiert, und somit war die Hauptstadt Aserbaydschans in die Hände der roten Russen gefallen. Am 26. Mai 1918 wurde Georgien unter dem Protektorat der Deutschen als selbständig erklärt. Am 28. Mai 1918 erklären Aserbaydschan und Armenien ihre Selbständigkeit. Wieder ist Aserbaydschan auf sich selbst angewiesen. Es muß, bar jeder militärischen Formation, sich der bolschewistischen Gefahr, der es ausgesetzt ist, erwehren, die bereits seine Hauptstadt in Händen hatte. Von Baku aus trugen die Bolschewiken ihre Idee weit ins Land und drohten, fast ganz Aserbaydschan zu erfassen. Im Westen begannen nun die Armenier, aserbaydschansches Gebiet zu besetzen. In diese Sackgasse geraten, wandte sich die Regierung von Aserbaydschan an die Türkei und bat bei den Stammesbrüdern um Hilfe und Protektion. Daraufhin kamen mit großer Verzögerung türkische Truppen nach Aserbaydschan. Ein Transport mit der Eisenbahn war nicht genehmigt, da die georgisch-deutschen Vereinbarungen dahin gingen, daß weder die Beförderung von Kriegsausrüstung noch von Kriegern durch georgische Eisenbahnen erfolgen darf. Aus diesem Grunde mußten die türkischen Streitkräfte zu Fuß nach Aserbaydschan kommen. Diese kostbare Zeit war entscheidend wichtig für die Geschichte von Aserbaydschan, denn das Kommen der türkischen Streitkräfte hat sich dadurch um zwei Monate verzögert. Endlich war die aserbaydschansche Regierung soweit, daß sie mit neugebildeten aserbaydschanisch-türkischen Truppen eine Offensive gegen Baku aufnehmen konnte. Kaum war der Ring um Baku geschlossen, als die Bolschewiken alles im Stiche ließen und ihre Plätze kampflos den Weißrussen frei machten. Die kaspische Flotille, in Wahrheit Weißrussen, hatte nichts Eiligeres zu tun, als die englischen Streitkräfte aus Enseli nach Baku zu rufen. Wie dem auch sei, am 15. September 1918 wird Baku von den Engländern und Weißrussen geräumt. Kaum hatte Aserbaydschan die notwendigen Vorkehrungen getroffen, um dem Lande wieder seine Ruhe und Ordnung zu geben, als die Mittelmächte zusammenbrachen. Dieser Zusammenbruch wirkte sich auf Aserbaydschan ungünstig aus, da seine junge Armee noch nicht stark genug war, allein seine Landesgrenzen verteidigen zu können. Nach den Bestimmungen des Vertrags von Mudros mußten die türkischen Streitkräfte den ganzen Kaukasus verlassen.

Nun kommen die Engländer und besetzen Baku nochmals von Persien aus, gleichfalls auch Batum vom Schwarzen Meer aus. Dennoch hat die englische Vertretung nach kurzem Wanken mit der Regierung von Aserbaydschan Hand in Hand gearbeitet, und es wurde durch diese Vereinigung nicht nur in Aserbaydschan wieder völlige Ruhe hergestellt, sondern es gelang auch, hier und da auftauchende Bolschewiken zu zähmen. Dank der Bemühungen der Vertreter Aserbaydschans im Ausland wurde es 1920 als selbständig erklärt.

Die Bolschewiken werden inzwischen Herr des eigentlichen Rußlands. Sie rasten hier nicht, sondern versuchen wieder andere Völker zu unterjochen und andere Länder zu erobern. Sie verjagen einen Semijonoff, um über Wrangel den General Denikin gänzlich zu vernichten. Hier sei betont, daß auch Denikin, ehe er Herr von Rußland wurde, furchtbare Verwüstungen im Nordkaukasus angerichtet hat. Deshalb hatte er nicht nur die Bolschewiken als Feinde, sondern auch die Völker vom Nordkaukasus. Diese wollten nichts als ihre Selbständigkeit; hätte Denikin nichts anderes gewollt als die Befreiung des eigentlichen Rußlands, so wäre sicherlich seine schmachvolle Niederlage nicht gekommen. Der Nordkaukasus als Barriere für



Politische Gliederung vor und nach der Unterwerfung durch Sowjet-Rußland

Transkaukasien war so geschwächt und mitgenommen, daß er nicht mehr imstande war, einen siegreichen Kampf mit den bolschewistischen Truppen aufzunehmen. Schon 1920 bemächtigen sich die Bolschewiken Dagestans und rekognoszieren die Nordgrenze Aserbaydschans.

Angesichts dieser Gefahr von Norden her mobilisiert Aserbaydschan seine letzten Kräfte. Aber der Fluch der russischen Kolonisationspolitik lastet schwer auf ihm. Es muß die separatistische Bewegung der russischen Kolonisten im Lenkorangebiet bekämpfen, was ihm auch gelingt. Der zweite Fluch war die Kolonisationspolitik Rußlands in Karabagh. Die Armenier, die vor 90 Jahren unter Lazareff hierher emigriert waren, organisieren einen Putsch und bedrohen Aserbaydschan von Westen. Auch dieser entscheidet sich zugunsten Aserbaydschans.

Es ist nicht überflüssig, zu erwähnen, daß die junge aserbaydschanische, kaum einundeinhalbes Jahr alte Armee Wunder auf Wunder leistete, denn die Entfernungen, die zwischen Gändschä und Lenkoran liegen, und die unmöglichen Wege-

verhältnisse zwischen Gändschä und Karabagh dürften als Probe aufs Exempel selbst für die geübtesten Streitkräfte gelten. Da Baku durch seine mächtige Ölindustrie ein riesiges Arbeitszentrum ist und hier viele Russen vertreten sind, entfachen die Bolschewiken hier eine heimtückische und ausgedehnte unterirdische Tätigkeit. Diese Prüfungen reichen für Aserbaydschan noch nicht aus; ganz unerwartet und ohne jeglichen Grund greifen die Armenier die Westgrenze Aserbaydschans an. Sie binden den Rest der verfügbaren Streitkräfte Aserbaydschans an sich. Wieder eine Glanzleistung der aserbaydschanschen Armee, daß Schlag auf Schlag die Armenier zurückweichen; schon hängt das Schicksal Eriwans vom nächsten Kommandoruf ab. Da bricht, man könnte meinen wie verabredet, der bolschewistische Putsch in Baku aus. Rasch bemächtigen sich Tausende von roten Russen der Nordgrenze von Aserbaydschan und eilen nach Baku, um diesen Aufstand zu unterstützen. Die aserbaydschansche Armee gerät in einen Zweifrontenkrieg, wird teils aufgerieben und teils umzingelt und damit aktionsunfähig gemacht. Das war am 26. April 1920.

Seit diesem Tage ist Aserbaydschan der Gnade und Ungnade der Sowjets ausgeliefert. Die Armenier, unsere Nachbarn, hatten nichts Eiligeres zu tun, als sich des Westufers des Göglschay zu bemächtigen und den Dilidschan zu besetzen. Es war ihnen ein leichtes, einen Korridor zwischen Karabagh und Nachtschiwan zu schieben. Seit mehr als 14 Jahren ist nun Aserbaydschan von den Bolschewiken unterjocht. Seit 14 Jahren wird Aserbaydschan von den roten Russen ausgeplündert.

WERNER PIESOLD:

Andorra und sein Staatsrecht

Die nachfolgende, an Ort und Stelle durchgeführte Untersuchung ist nur in mittelbarem Sinn geopolitisch. Aber sie bildet ein anziehendes Beispiel dafür, wie Rechtsformen aus der geographischen Lage eines Staates und der dadurch bedingten geschichtlichen Entwicklung hervorwachsen. Die Schriftleitung.

Andorra (450—460 qkm, 5000 Einwohner) liegt in den östlichen Pyrenäen und wird im Norden von Frankreich (Départements Ariège und Pyrénées orientales) und im Süden von Spanien (Autonomes Gebiet Catalunya, Provincia de Lleida) begrenzt. Das Land ist äußerst gebirgig (durchschnittliche Höhe 1800 m), die Hauptortschaften liegen in den Tälern des großen und kleinen Balira. Es sind dies Andorra la Vella, die Hauptstadt, Les Escaldes, Santa Julià de Lòria, Massana, Canillo, Ordino, Encamp und Soldeu. Die Bevölkerung ist katalanisch, doch leben ungefähr 100 spanische Familien in Andorra. Die Wirtschaft Andorras besteht zum größten Teil aus Viehzucht und Schmuggel.

Als erste Quelle für die Geschichte und für das Staatsrecht Andorras wird zumeist eine Urkunde Karls des Großen genannt, der als Gründer Andorras vielfach bezeichnet wird. Von dieser Urkunde (von der sich je ein Exemplar in Andorra

la Vella und Seo de Urgel befinden sollen) sind zwei Fassungen, die nur in der Wortwahl voneinander abweichen, bekanntgeworden. Staatsrechtlich sind von besonderer Wichtigkeit die folgenden Sätze der Urkunden:

Invenimus ibidem valdiculam nuncupanti Andorrense, juxta Tolosa, ab ipsa gente perfida dextructam. Precepimus ibi mittere ageris vel culturalis, qui ibidem maneant et faciant ibi domos, vineas ad complantandum, ortos faciendum vel que ad illos necessaria sunt ...

[... Dort finden wir ein kleines Tal nahe Tolosa, genannt das von Andorra, das von denselben bösen Leuten (nämlich von den Arabern) zerstört wurde. Wir befehlen, dorthin Arbeiter und Kolonen zu senden, die sich dort niederlassen, Häuser bauen, Weinberge anlegen, Äcker bebauen und, was sie sonst noch nötig haben, machen ...]

Istas exsemplationes vel afrontationes ad ipsam valdiculam Andorrense ut ipsi comanentes qui ibidem sunt aut serunt securi et quieti permaneant omnique tempore et subtus nostra iussione vel comitem nostrum. Seniorem defensorem quod illi eligere voluerunt, habeant potestatem per nostram iussionem vel comitem nostrum. Censum vel functionem exinde alium non persolvant nisi piscem aut pisces et receptione facient aut missos qui pergant Barquinonam civem et pluritum custodient ante comitem nostrum de omicidium et de ructu et incendium. Reliquos culpas alias que inter illos erunt, potestatem illos donamus differendi ad iudicem, facere vel definire ad eis. Nullus sit ausus hic autrum eligere contra nos vel comitem nostrum, neque expellat inde hominem qui ibi vulerit manere nisi per legem et iusticiam. Data et confirmata regi donatio anno feliciter IIII Domini nostri Carolus Ludovicus Imperator ...

[... Wir geben diese Grenzen und Grenzpunkte dem kleinen Tale von Andorra, damit seine Bewohner, die jetzt und in Zukunft dort wohnen, sicher und ruhig unter unserer oder unseres Grafen Herrschaft dort in Ewigkeit bleiben mögen. Wir ermächtigen sie, sich einen Herren und Verteidiger frei zu wählen. Von heute an geben sie keine Kontributionen und Abgaben außer dem Fischzins. Weiter geben sie unseren Sendboten, die nach Barcelona gehen, freie Unterkunft. Ihren Gerichtsstand für die Delikte des Mordes, der Brandstiftung und der Zerstörung haben sie vor unserem Grafen (in Barcelona). Betreffs der übrigen Delikte, die unter ihnen begangen werden, geben wir ihnen die Macht, selbst zu erkennen und zu entscheiden. Niemand wage sich, jemanden gegen unseren und unseres Grafen Willen (als Herren und Verteidiger s. o.) zu wählen und jemanden auszustoßen, der dort wohnen will, es sei denn durch Gesetz oder Gericht. Gegeben und bestätigt (wurde) des Königs Schenkung im glücklichen Jahre IIII unseres Herrn Karolus Ludovicus Imperator ...]

Die Sprache dieser Urkunden ist nicht die der Zeit Karls des Großen, wie sich aus dem Vergleich mit echten Urkunden aus der Zeit Karls des Großen ergibt, sondern es ist ein schlechtes Mönchslatein des 11. Jahrhunderts voller Fehler. Der beste Kenner Andorras, Brutails, sowie zahlreiche andere Forscher halten daher diese Urkunden für Falsifikate des 11. Jahrhunderts, jedoch besteht die Möglichkeit, daß in Anlehnung an eine verlorengegangene ältere Urkunde diese angefertigt wurden. Unterstützt wird diese Annahme durch die Tatsache, daß Andorra 819 in der Konsekrationsurkunde der Seo de Urgel als geschlossenes Gebiet genannt wird.

Tradimus namque ipsas parrochias de Valle Andorrense, id est ipsa parrochia de Lauredia atque Andorra, cum sancta Columba sive illa Mattana, atque Ordinavi, vel Encap, sive Canillaus cum omnibus Ecclesiis atque villulis vel villarunculis earum ...

[... Wir übergeben (der Kirche zu Urgel) weiter die Pfarreien des Tales von Andorra; es sind dies: die Pfarrei von Lauredia (jetzt St. Julià de Lória) und von Andorra mit Sancta Columba (jetzt Sta. Coloma) und Mattana (jetzt Massana) sowie Ordinavi (jetzt Ordino), Encap (jetzt Encamp) und Canillaus (jetzt Canillo) mit allen Kirchen und deren Orten und Örtchen ...]

Erst im 12. Jahrhundert lichtet sich endgültig das Dunkel um Andorra. Zu dieser Zeit herrschen der Bischof von Urgel und der Graf von Urgel über Andorra. Um 1190 entstand zwischen dem Grafen von Urgel, Ermengol, und dem Bischof von Urgel, Bernard Graf von Castelbon, Krieg. Der Bischof von Urgel siegte mit Hilfe Roger Bernards, Grafen von Foix, über den Grafen von Urgel. Er teilte sich mit Roger Bernard in die Souveränität Andorras. Gegen 1200 belehnte der Bischof von Urgel die Herren von Caboët mit Gebieten Andorras, die ihm gehörten. Diese haben die Grafen von Castelbon zu Erben, die so zu Vasallen des Bischofs von Urgel werden. 1202 heiratet Bernard II., Graf von Foix, Ermessinde, die Erbin Arnalds, des letzten Grafen von Castelbon. Die Grafen von Foix werden so durch die Verbindung mit der Linie von Castelbon für deren Teil der Besitzungen in Andorra Vasallen des Bischofs von Urgel, bezüglich des Restes teilten sie sich mit dem Bischof von Urgel in die Herrschaft. Der Bischof von Urgel verlangte jetzt aber von Bernard II., Grafen von Foix, daß er ihm als Erbe der Linie von Castelbon huldige. Bernard berief sich seinerseits auf den Vertrag von 1190; es kam zum Krieg, in dem Bernard siegte. Durch Eingreifen des Königs von Aragón wird endlich am 8. September 1278 ein Vertrag, Paréages genannt, zwischen Roger Bernard, Grafen von Foix, und Peter, Bischof von Urgel, geschlossen, in dem die Rechte beider in Andorra festgelegt wurden. Dieser Vertrag ist die Verfassung Andorras, die noch heute ihre Gültigkeit besitzt. Seither steht Andorra unter der Herrschaft der Bischöfe von Urgel und der Nachfolger der Grafen von Foix. Als die Grafen von Foix durch Vereinigung der Grafschaft Foix und des Königreichs Navarra dem König von Navarra ihre Rechte übertrugen, wurde dieser Mitherrscher über Andorra. Durch die Edikte vom Juli 1607 und vom 19. Oktober 1620 des französischen Königs ging die Mitherrschaft über Andorra auf die französische Krone über, der dann in der französischen Republik in der Ausübung der Präsident folgte. Dieser übt jetzt, vertreten durch den Präfekten des Départements Pyrénées orientales, die Mitherrschaft über Andorra neben dem Bischof von Urgel aus. Unterbrochen wurde die Mitherrschaft Frankreichs nur von 1789—1806. Am 4. August 1789 weigerten sich die Agenten der französischen Republik, den jährlichen Tribut Andorras anzunehmen, worauf die Beziehungen zwischen Frankreich und Andorra abgebrochen wurden. Durch ein Dekret Napoleons wurden die Beziehungen wieder aufgenommen. 1822 versuchte Spanien Andorra zu annektieren, jedoch mißlang der Versuch. 1894 ernennt Spanien einen Vizekönig für Andorra, und ein königliches Dekret vom 17. August 1894 erklärt, allerdings ohne Erfolg, daß die Täler Andorras dem spanischen Protektorat unterworfen seien. Bis in die letzte Zeit hat es nicht an Versuchen Spaniens gefehlt, seine angeblichen Rechte auf Andorra hervorzuheben und durchzusetzen. In den vergangenen Jahrzehnten dehnte sich mehr und mehr der Einfluß des Bischofs von Urgel aus, begünstigt durch die einseitige Verkehrsverbindung Andorras nach Spanien. Die Bischöfe von Urgel be-

nützten ihre geistliche und weltliche Macht (Frankreich hat sich mehr und mehr von der Herrschaft über Andorra zurückgezogen) dazu, durch Festlegung der Importquoten von Waren von Spanien nach Andorra (von Frankreich aus bestand bis 1932 keine Verkehrsverbindung) die Bevölkerung dem Hunger auszusetzen. Dazu kamen Kompetenzstreitigkeiten zwischen dem Generalrat und dem Bischof von Urgel, der dem Generalrat (Verwaltungsstreitigkeiten sind an der Tagesordnung) stets feindlich gegenübersteht. Am 5. April 1933 brach in Andorra die Revolution aus. Die Jugend des Landes zog vor das Gebäude des Generalrats in Andorra la Vella und forderte von dem versammelten Generalrat die Verkündung eines Dekretes bezüglich der Einführung des allgemeinen Wahlrechts und der Öffentlichkeit der Sitzungen des Generalrats. Der Generalrat folgte dem Druck der Volksbewegung und proklamierte das allgemeine Wahlrecht und die Öffentlichkeit der Sitzungen des Generalrats. Der Versuch einer kleinen Gruppe Radikaler, den französischen Präfekten des Départements Pyrénées orientales zu einem Gegenstaatsstreich zu bewegen, scheiterte. Der Generalratsgerichtshof prüfte die Handlungsweise des Generalrats nach und stellte fest, daß der Generalrat seine Rechte überschritten und nicht die nötige Rücksicht auf den Bischof von Urgel und Frankreich als Herrscher des Landes genommen habe. Daraufhin lösten beide Mächte den Generalrat auf. Der Generalrat hat sich dieser Auflösung nicht gefügt und hat die damals bevorstehenden Generalratswahlen weiter vorbereitet, ohne die Verfügungen der beiden Landvögte (viguiers), des Bischofs von Urgel und Frankreichs, zu beachten. Auf Anordnung der Landvögte hin, seine Ämter dem neuen provisorischen Generalrat zur Verfügung zu stellen, weigerte sich der Generalrat. Daraufhin sandte der Präfekt des Départements Pyrénées orientales am 20. August 1933 fünfzig französische Gendarmen nach Andorra, damit die Anordnungen der Landvögte durchgeführt würden. Der Generalrat rief daraufhin eine Protestversammlung ein, die aber vom französischen Landvogt verboten wurde. Unter dem Druck der französischen Besatzung tritt der neueingesetzte Generalrat, der völlig dem Willen des Bischofs von Urgel gefügig ist, zusammen.

*

Das Staatsrecht Andorras liegt im Vertrag von 1278 und in einer Wahlrechtsreform von 1866 begründet. Obwohl die obenerwähnte Urkunde aus der Zeit Karls des Großen eine Fälschung ist, muß sie bei der Betrachtung des Verfassungsrechtes Andorras herangezogen werden, da, wie schon oben gesagt, die Möglichkeit besteht, daß diese Urkunde in Erinnerung an eine ältere, verlorengegangene hergestellt wurde. Die Urkunde bestätigt die Schenkung des Gebietes an die Einwohner, die dort ruhig und sicher leben sollen und sich einen Herrn und Verteidiger wählen sollen. Abgaben haben sie nicht zu entrichten, sie sollen nur den Missis des Kaisers, die nach Barcelona gehen, Obdach gewähren. Der Gerichtsstand für Mord, Zerstörung und Brandstiftung befindet sich in Barcelona vor dem Grafen des Kaisers;

alle übrigen Delikte sollen in Andorra selbst abgeurteilt werden. Die Andorraner hatten somit weitgehende Freiheiten erhalten, die nur durch die schwache Bindung an den Grafen von Barcelona beeinträchtigt wurde. Einwandfrei geschichtlich nicht angreifbares Verfassungsrecht bringt erst der Vertrag von 1278. Er legt die einzelnen Rechte des Bischofs von Urgel und des Grafen von Foix fest. Der Bischof Urgel wird ermächtigt, aller zwei Jahre 4000 sous de Meigniel Steuer zu erheben, während der Graf von Foix seinerseits aller zwei Jahre (im Wechsel mit dem Bischof von Urgel) beliebig hohe Steuern festsetzen kann, ohne daß der Bischof von Urgel ihn daran hindern könnte (Paréages Art. 1). Die Ausübung der Gerichtsbarkeit wird in dem Vertrag von 1278 derart geregelt, daß die Landrichter (bayles) beider Herrscher diese gemeinsam ausüben; die Einnahmen der Gerichte fallen zu einem Viertel dem Bischof von Urgel, zu drei Viertel dem Grafen von Foix zu. Der Graf von Foix kann in Andorra einen Landvogt mit der Wahrnehmung seiner Herrschaftsrechte beauftragen (Paréages Art. 2). Weiter sollen beide Herrscher in Andorra das Recht der freien Herberge und der Pferdegestellung haben (Paréages Art. 3). Von 1346 an hat der Bischof von Urgel ebenfalls einen Landvogt ernannt, so daß nun die Herrschaft in Andorra von den beiden Herrschern in Andorra, durch je einen Landvogt und je einen Landrichter vertreten, ausgeübt wird.

Im Laufe der Jahrhunderte hat sich Andorra dieser autoritativen Regierungsgewalt eine zweite demokratische Regierungsgewalt hinzugesellt, die ihren Ursprung in der Gemeinde hat. Die Gemeinde ist die Grundlage des politischen Aufbaus Andorras. Andorra besitzt sechs Gemeinden: Andorra la Vella, Santa Julià de Lòria, Massana, Canillo, Ordino und Encamp. Drei davon sind in Viertel (cuarts) eingeteilt: Andorra la Vella, Massana und Ordino. Die Familienoberhäupter (caps de casa) vereinigen sich im Rat des Viertels (consell de cuart), dessen Verwaltungsentscheidungen vom Betroffenen durch Appellation an den Rat der Gemeinde stets angefochten werden können. Dieser Rat der Gemeinde (comú) ist zugleich die legislative Körperschaft der Gemeinde. Zwölf Räte, die mit absoluter Mehrheit gewählt sein müssen, bilden ihn. Wahlberechtigt sind nach der Reform von 1866 nur die Familienoberhäupter (caps de casa) und diejenigen, die über fünfundzwanzig Jahre alt sind. Wahlberechtigt ist auch jeder Ausländer, wenn er die Erbin einer Andorraner Familie heiratet, da er nur so die Andorraner Staatsangehörigkeit erwerben kann. Wählbar sind nur die, die die Wahlberechtigung haben und außerdem ein gewisses Vermögen besitzen (caps grossos). Die zwölf Räte des Gemeinderats wählen aus ihrer Mitte die exekutive Körperschaft der Gemeinde, die beiden Konsuln, den cònsol major und den cònsol menor. Während die Räte des Gemeinderats auf vier Jahre gewählt werden, beträgt die Amtsdauer der Konsuln nur zwei Jahre. Die Aufgaben des Gemeinderats bestehen in der Ausübung der Polizeigewalt, der Wegeunterhaltung, dem Unterricht sowie in der Verwaltung der Gemeindewälder und -weiden. Die Finanzverwaltung der Gemeinde wird von

comisionats, die für zwei Jahre aus dem Gemeinderat gewählt werden, überwacht. Der Rat des Viertels hat ebenso wie der Gemeinderat eine Strafgewalt in Form der Verhängung einer Buße (cot de cuart bzw. cot de comû).

Wie die Gemeinden, so hat auch das ganze Land eine legislative und eine exekutive Körperschaft. Die legislative Körperschaft ist der Generalrat (früher Illustre Consell de la Terra, Consell dels Vintiquatre, Consell dels Valls, jetzt Consell General). Vor der Reform von 1866 war der Generalrat nichts anderes als eine Zusammenfassung der einzelnen Gemeindeexekutivorgane. Er bestand aus den beiden amtierenden Konsuln jeder Gemeinde und deren beiden Vorgängern. Nach der Reform von 1866 sollte dieser Zustand der Vereinigung der Gemeindegewalt mit der Zentralgewalt aufhören. Von 1866 ab besteht der Generalrat aus vierundzwanzig Mitgliedern, die direkt nach dem gültigen Wahlrecht (s. o.) gewählt werden, und zwar vier von jeder Gemeinde. Der Generalrat tritt an festgesetzten Terminen zusammen. Der Generalrat ist oberste Verwaltungsinstanz des Landes: die Entscheidungen der cuarts und der comûs werden vom Generalrat nachgeprüft, bestätigt bzw. aufgehoben, wenn an ihn appelliert wird. Er schlichtet Streitigkeiten zwischen den Verwaltungsorganen und den Einwohnern. Er hat die oberste Aufsicht über die Wege, Gewässer, Fischerei, Jagd, Wälder, Ärzte und Apotheker. Der Generalrat faßt als legislative Körperschaft des Landes Entschließungen, die nach erfolgter Approbation durch den Bischof von Urgel und Frankreich zu Gesetzen werden. Der Generalrat legt den Landvögten eine Liste von Landrichtern vor, aus der sich diese zwei aussuchen. In der Finanzverwaltung hat der Generalrat nur die Aufgabe, den Gemeinden die zu erhebenden Steuern der Höhe nach anzugeben. Diese führen dann den Betrag an den Generalrat ab. Aufgabe des Generalrats ist es weiterhin, den Tribut (quistia), den Andorra jährlich dem Bischof von Urgel (460 ptas.) und Frankreich (960 frcs.) zahlt, durch Umlage auf die Gemeinden beizutreiben. Da der Generalrat nicht dauernd versammelt ist, wählt dieser aus seiner Mitte sechs Mitglieder (eins aus jeder Gemeinde), die eine ständige Kommission bilden (junta), die die laufenden Angelegenheiten erledigt. In Streitfragen muß sie den Generalrat befragen. Die exekutive Körperschaft des Landes wird durch den Procurador general síndic und den vice síndic gebildet. Diese werden vom Generalrat entweder aus seiner Mitte oder aus den Einwohnern des Landes auf drei Jahre gewählt, doch müssen beide vor oder bei ihrer Wahl Generalratsmitglieder gewesen sein. Der Procurador general síndic führt die vom Bischof von Urgel und Frankreich approbierten Entschließungen des Generalrats durch und gibt den cònsols Anweisungen zur Durchführung dieser Gesetze in den Gemeinden. Er ist der Vorsitzende des Generalrats und schlägt diesem für durchzuführende Maßnahmen Entschließungen vor, die der Generalrat durch Abstimmung billigt oder ablehnt. Bei Stimmengleichheit entscheidet bei der Abstimmung die Stimme des Procurador general síndic, der sonst an der Abstimmung nicht mit teilnimmt.

Die Person des Bischofs von Urgel wird, ihrer staatspolitischen Wichtigkeit halber, von der spanischen Regierung dem Papst vorgeschlagen, der ihn daraufhin ernennt. Der französische Präsident läßt sich in der Ausübung seiner Herrschaftsrechte über Andorra durch den Präfekten des Départements Pyrénées orientales vertreten. Der Landvogt des Bischofs von Urgel muß ein Andorraner sein, der Landvogt Frankreichs kann auch ein Franzose sein. Die Amtsdauer des Landvogts des Bischofs von Urgel ist auf drei Jahre beschränkt, der Landvogt Frankreichs amtiert zeitlich unbeschränkt. Die Landvögte können, da sie Vertreter der Herrscher Andorras sind, alle nicht approbierten Entscheidungen des Generalrats und alle übrigen Verwaltungsentscheidungen (die der cuarts und der comûs) annullieren. Die Landvögte können im Interesse einer geordneten Verwaltung jedwedes Dekret erlassen und dessen sofortige Ausführung anordnen. Die Landvögte sind Führer der Miliz in Andorra, die diese jederzeit einberufen können. Aufgabe der Landvögte ist es weiterhin, in Gemeinschaft mit dem Appellationsrichter (vom Bischof von Urgel ernannt) und zwei Mitgliedern des Generalrats als oberster Gerichtshof zu fungieren (Tribunal de Corts), der auch die Gesetzlichkeit der vom Generalrat gefaßten Entschließungen (s. o.) nachprüft. Mit Hilfe dieses oberen Gerichtshofes, der völlig in der Hand des Bischofs von Urgel ist, da dieser von den drei stimmberechtigten Mitgliedern (zwei Landvögte und der Appellationsrichter) zwei ernennt, sind die am 5. April 1933 vom Generalrat gefaßten Entschließungen für ungesetzlich erklärt worden. Die autoritative Gewalt der beiden Herrscher hat wieder einmal über die erstarkende demokratische Gewalt in Andorra gesiegt.

Um nun die Frage zu entscheiden, ob Andorra eine Dyarchie, eine Republik, ein neutrales Gebiet oder ein Interessengebiet ist, muß man noch einmal die Funktionen des Bischofs von Urgel und Frankreichs und die des Generalrats in der Politik Andorras zusammenfassen. Die beiden Herrscher besitzen die unumschränkte Jurisdiktionsgewalt (ausgeübt durch die Landrichter und den Appellationsrichter) und die legislative Gewalt. Gesetze können nur durch Approbation von Generalratsentschließungen entstehen, doch wird diese Einschränkung der legislativen Gewalt durch ein unbeschränktes Verordnungsrecht beider Herrscher, ausgeübt durch die Landvögte, ausgeglichen. Die exekutive Gewalt liegt beim Generalrat bzw. beim comû oder cuart, doch können die Landvögte alle Verwaltungsmaßregeln dieser Organe ebenfalls aufheben. Es ist also die gesamte Staatsgewalt in den Händen des Bischofs von Urgel und Frankreichs, so daß die Bezeichnung Republik nicht angebracht ist. Ein neutrales Gebiet ist Andorra ebenfalls nicht, denn man kann sich ein neutrales Gebiet zwischen zwei Großmächten nicht mit einem eigenen Volksbewußtsein, mit tausendjähriger Kultur, mit eigenem Landeswappen und Landesfarben und mit einer von der eigenen Verwaltungsbehörde geschaffenen, allerdings nur zehn Mann zählenden Polizeitruppe vorstellen. Ein Gebiet, in dem sich zur Wahl der Volksvertretung drei Parteien (darunter eine nationalsozialistische) bilden,

ist kein neutrales Gebiet. Eine Dyarchie liegt auch nicht vor, denn beide Herrscher residieren außerhalb des Landes, und der eine von ihnen, der Bischof von Urgel, besitzt keine eigene Zwangsgewalt (es hat aber früher wohl Festungen des Bischofs von Urgel in Andorra gegeben), so daß er sich gegebenenfalls der Hilfe des anderen Herrschers bedienen muß, wie dies im Sommer 1933 der Fall war. Weiterhin ist die Anwendung des Begriffes Interessengebiet auf die Staatsform Andorras zu versuchen. Ein wirtschaftliches Interessengebiet, wie z. B. Persien vor dem Weltkrieg, ist Andorra nicht, denn die Befugnisse des Bischofs von Urgel und Frankreichs erstrecken sich gleichmäßig über das ganze Gebiet von Andorra, während Persien, um bei diesem Beispiel zu bleiben, in zwei territorial getrennte Sphären zerlegt worden war. Hier ist es geboten, die Terminologie des Interessengebietes vom wirtschaftlichen Standpunkt auf den politischen zu übertragen. Es läßt sich nicht leugnen, daß die cuarts, comûs und der Generalrat die Möglichkeit haben, das politische Leben ihrer Einheiten, der Gemeinde oder des Landes, selbst zu gestalten und Neues zu schöpfen, sofern hierbei das politische Interesse der beiden Herrscher Andorras respektiert wird. Das Land erhält seine Verwaltung, seine Gesetze sowie seine Rechtsprechung so, wie es selbst diese wünscht, sofern die Wünsche, die in den Entschließungen des Generalrats zum Ausdruck kommen, nicht den Interessen der beiden Herrscher Andorras zuwiderlaufen. Diese Interessen zu achten ist keine Schwierigkeit; Frankreichs Interessen sind der Schutz der in Andorra lebenden Franzosen und der Schutz der französischen Industrieanlagen und Post in Andorra. Das Interesse des Bischofs von Urgel ist das der Kirche, die ihn auf diesen verantwortungsvollen Posten stellt. Naturgemäß beschränkt sich sein Interesse auf das religiöse Gebiet. Dies kommt zum Ausdruck in einem Hirtenbrief des Bischofs von Urgel aus dem Jahre 1895, der wie folgt lautet:

Wenn das Andorraner Volk unserer Autorität gläubig und ehrfürchtig begegnet, kann es mit unserem entschiedenen Schutze und mit jeder Unterstützung rechnen, welche wir zu seinen Gunsten anwenden werden, indem wir der spanischen Regierung vorschlagen, dem Lande die größten Freiheiten des Handels zu gewähren, ihm die Fesseln abzunehmen, die es heute gefangenhalten. Wenn aber der Generalrat sich nicht in dem oben dargelegten Sinne zeigt, muß er die Folgen seiner Hartnäckigkeit tragen, und die schon getroffenen Maßnahmen für die Einschränkung der Ein- und Ausfuhr von Andorra werden bis zu den äußersten Grenzen geführt werden.

Seit jener Zeit kämpft der Generalrat im Interesse einer vollständigen Freiheit Andorras gegen den Bischof von Urgel und die Kirche. Dieser Kampf, der seinen Höhepunkt in der Revolution von 1933 fand, wurde durch Auflösung des widerspenstischen Generalrats beendet. Der neue Generalrat handelt durchaus im Sinne der beiden Herrscher über Andorra, des Bischofs von Urgel und Frankreichs.

ALBRECHT HAUSHOFER:

Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Im Vordergrund der Berichterstattung für die Sonnenwende dieses Jahres stehen zwei Ereignisse von besonderer Bedeutung: der Abschluß des englisch-deutschen Flottenabkommens vom 18. Juni und der Mißerfolg des englischen Völkerbundministers bei dem Versuch, Italien von einer radikalen Abessinien-Politik abzuraten.

Wer die Entwicklung der italienischen Politik seit dem vorigen Herbst genauer verfolgt hat, wird nicht davon überrascht sein, daß Mussolini wenige Wochen vor dem klimatisch möglichen Beginn militärischer Operationen nichts von friedlicher Schlichtung hören will. Auf der anderen Seite wäre es im höchsten Maß überraschend, wenn der Kaiser von Abessinien bereit wäre, den Italienern solche Konzessionen zu machen, daß der Aufwand gerechtfertigt wäre, der an Taten und großen Worten schon heute für das italienische Unternehmen verbraucht worden ist. Wenn es sich nur um eine Grenzregulierung im äußersten Osten von Abessinien handelte, in jener Zone, die zwischen Italienisch- und Britisch-Somaliland hineinspringt, so hätte wohl davon gesprochen werden können. Aber die italienische Forderung nach Verbindung der beiden italienischen Kolonien könnte nur erfüllt werden, wenn zentrale Gebiete Abessiniens unter italienische Kontrolle gerieten. Das wäre das Ende Abessiniens als selbständiger Staat; kein sorgsam gewählter Vertragstext könnte darüber hinwegtäuschen. Der Kaiser von Abessinien hat von Marokko bis zur Mandschurei Beispiele genug, wie sich die Unterhöhlung eines stehengebliebenen Restes eigener Staatlichkeit dann vollzieht.

Gewiß wird England (und mit etwas abweichenden Vorschlägen auch Frankreich) auch weiterhin den Versuch machen, ein Kompromiß zwischen abessinischen und italienischen Wünschen zu erreichen. Daß England — wie die jüngsten Erklärungen von Hoare und Eden gezeigt haben — sogar bereit ist, eine Abtretung eigenen Gebietes vorzunehmen, beweist, wieviel ihm daran gelegen ist, den Frieden am Roten Meer zu erhalten. England wollte Abessinien einen Streifen von Britisch-Somaliland überlassen, um Abessinien einen Ausgang zum Meer zu verschaffen, vorausgesetzt, daß Abessinien gewisse italienische Wünsche erfülle. Es ist noch nicht bekannt, was Abessinien zu einem solchen Vorschlag gesagt hätte, wenn er angenommen worden wäre. Mussolini hat von vornherein Nein gesagt. So müssen wir damit rechnen, daß im Herbst ein bewaffneter Konflikt seinen Ausgang nimmt, der in seinen Folgen unberechenbar ist.

Zwei Dinge liegen außerhalb des Wahrscheinlichen: eine rasche Eroberung Abessiniens durch Italien und ein rasches Zurückweichen Italiens nach einer zweiten Schlacht von Adua.

Der ersten Möglichkeit stehen so viele Hemmnisse des Klimas und der Geographie entgegen, daß sie nicht bestände, selbst wenn Abessinien von wenig kriege-

rischen Stämmen bewohnt wäre. Die zweite Möglichkeit schaltet dadurch aus, daß die Vorbereitungen sehr viel methodischer sind, als diejenigen des Generals Baratieri, der hinter sich in Rom eine auf schnellen Erfolg angewiesene parlamentarische Regierung hatte, die für den Mißerfolg dann auch gestürzt wurde. Ob die italienischen Vorbereitungen freilich von jener unwiderstehlichen Methodik und Sicherheit sind, die englische Feldherren in jener Gegend — Kitchener auf seinem Sudan-Feldzug und Napier im Feldzug von Magdala — aufgewandt haben, ist eine zweite Frage. Aber selbst diese englischen Beispiele, und das französische Beispiel von Marokko, beweisen, daß die abessinische Frage, wenn sie einmal von den Konferenzzimmern auf das Kampffeld getragen worden ist, wohl auf Jahre hinaus nicht entschieden sein wird. Damit wird am Ausgangspunkt des Roten Meeres ein Zentrum weltpolitischer Unruhe geschaffen, das manchen europäischen Störungszentren ebenso an die Seite gestellt werden kann, wie dem mandschurischen oder dem der Philippinen. Die möglichen Fernwirkungen des abessinischen Konfliktes sind unabsehbar: man braucht nur einmal an die Möglichkeit zu denken, daß die soziale und wirtschaftliche Struktur Italiens einem langdauernden Krieg nicht gewachsen sein könnte; oder daran, daß sich ostasiatische Großmächte noch mehr, als es schon bisher geschehen ist, für dieses geopolitisch so bedeutsame Kampffeld interessieren, das in der Achse der rückwärtigen Verbindungen von Singapore liegt. So versteht man das Interesse der britischen Regierung an der Erhaltung des Friedens: für sie steht das Imperium Britannicum Oceani Indici auf dem Spiel.

In diesen großen weltumspannenden Vorgängen muß man auch einen Teil des Antriebs sehen, der die englische Regierung zum raschen Abschluß des Flottenabkommens mit Deutschland bewogen hat. Die Bedeutung dieses Abkommens für das Deutsche Reich bedarf kaum einer Erwähnung. Sie ist klar und selbstverständlich; so klar und selbstverständlich wie der Vorschlag, den Adolf Hitler in seiner Rede vom 21. Mai gemacht hatte und der von einem energischen und klugen Sachwalter der deutschen Interessen in seinen wesentlichen Zügen in London zur Annahme gebracht worden ist. Hätte das Deutsche Reich in dem Jahrzehnt vor dem Krieg in ähnlicher Weise mit England verhandelt, wie in den letzten Wochen von Ribbentrop und den deutschen Marinesachverständigen mit England verhandelt worden ist, so wäre viel erspart worden; die Welt sähe heute anders aus. Vor dem Krieg wäre ein festes Verhältnis der deutschen Flotte zur englischen im Verhältnis von 60:100 wohl erreichbar gewesen; Amerika und Japan hätten sich ebenso wie Frankreich und Italien mit niedrigeren Ziffern begnügt. Heute muß die deutsche Flotte neu aufgebaut werden; das Verhältnis von 35:100 soll ein dauerndes und endgültiges sein. Das bedeutet, daß Veränderungen im Größenbestand der englischen Flotte auch für Deutschland entscheidend sind; das Verhältnis der britischen Flotte zu den Flotten vor allem Frankreichs und Italiens, aber auch Japans und der Vereinigten Staaten wird auch für Deutschland von größter Bedeutung sein. Für Eng-

land ist es wesentlich, daß in den kommenden Verhandlungen mit den anderen Seemächten, vor allem in der Auseinandersetzung mit Japan, wenigstens eine europäische Macht vorhanden ist, die keinen maritimen Erpressungsversuch an London verüben wird. Deutschland hat jetzt nur mehr ein Interesse an einer starken und schlagkräftigen britischen Flotte.

Der Abschluß des deutsch-englischen Flottenabkommens bedeutet außerdem eine Lockerung der Front von Genf und Stresa und bestätigt damit auch für uns eine Deutung der Vorgänge vom April, die einigen unserer Leser zu leichtfertig und nicht ernst genug schien. Wir gingen damals wie heute davon aus, daß die großen Gesamtinteressen des britischen Weltreichs sich nicht mit den kontinental-europäischen Frankreichs und Italiens decken; und wir glauben noch immer, daß sich das britische Weltreich durch kein festgespanntes Schema theoretischer Friedenssicherung von der Verfolgung seiner Interessen abbringen läßt. Diese britischen Interessen — darüber kann kein Zweifel sein — erfordern eine Friedenspolitik auf weite Sicht. Das ist gleichbedeutend nicht mit einem starren, sondern mit einem beweglichen Frieden, einem Frieden, für den es auch veränderbare Grenzen gibt. Hier unterscheidet sich die englische Vorstellung grundlegend von der französischen (und von der italienischen, für die es zwar eine Veränderung von Grenzen gibt, aber nur eine zu eigenen Gunsten). Die angelsächsische Vorstellung von außenpolitischen Vorgängen ist nicht so starr wie die romanische; so sehen wir den gleichen Vorgang wie bei der Betrachtung von Grenzen bei der Behandlung der zeitlichen Abfolge diplomatischer Vorgänge. England steht auf dem Standpunkt, daß es wünschenswert sein kann, die Hälfte der sibyllinischen Bücher zu besitzen, wenn sich herausstellt, daß man die Gesamtheit nicht bekommen kann. Die These von der Unteilbarkeit des Friedens wird in England anders verstanden als in Frankreich. Man sieht nicht ein, warum man nicht einen westeuropäischen Luftpakt oder eine Flottenverständigung mit Deutschland abschließen soll, unabhängig davon, ob im gleichen Zeitpunkt ein Ost-Locarno oder ein Donaupakt zustande kommt. Der starre französische Standpunkt sagt: Keinen Luftpakt, ohne daß die Gesamtheit des französischen Kontinentalprogramms erfüllt ist; Italien sagt: Keinen Luftpakt, bevor nicht die italienische Hegemonie in Wien durch einen Donauvertrag bestätigt worden ist. Die Engländer fragen darauf zurück: Also muß ein wichtiges und erreichbares Stück europäischer Friedenspolitik unterbleiben, weil bestimmte Punkte des französischen und italienischen Hegemonialprogramms auf dem europäischen Festland nicht erreichbar sind? Und England hat ein historisches Recht, darauf zu verweisen, daß es im Lauf des letzten Jahrhunderts überhaupt keinen internationalen Vertrag hätte abschließen dürfen, wenn es auf die Unteilbarkeit des Friedens in der französischen Fassung des Begriffs hätte Rücksicht nehmen müssen. Wenn man anfängt, logisch zu sein, muß man zu Ende denken: und dann gehört zur Unteilbarkeit des Friedens auch Abessinien, auch die Mandschurei.

Der inneren Entwicklung einer Reihe von europäischen Staaten haben wir im letzten Bericht gedacht. Darum diesmal nur ein kurzer Hinweis auf die Weiterentwicklung in Griechenland und Südslawien. Griechenland steuert auf die Rückkehr seines Königs zu; in Südslawien bedeutet die Regierung Stojadinowitsch einen weiteren Schritt auf dem Wege zum Offenbarwerden der grundlegenden Strukturfragen des südslawischen Staatswesens.

Alte Strukturfragen melden sich auch anderwärts: de Valera kündigt in einer neuen Rede die unmittelbare Nähe der Verwirklichung eines völlig unabhängigen Irlands an. Es ist bemerkenswert, daß im Gegensatz zu der leidenschaftlichen Bewegung, mit der England die Entwicklung der irischen Frage bis vor zehn Jahren verfolgte, heute eine große Gleichgültigkeit gegenüber der irischen Frage herrscht. Man wird von England aus keinen Schritt tun, um die Proklamation einer irischen Republik zu hindern, aber man wird de Valera natürlich sagen, daß es auch für ihn nicht möglich sein werde, gleichzeitig die Eier und den Hühnerbraten zu haben: ein selbständiges Irland bedeutet natürlich den Ausschluß der Iren von alledem, was die Zugehörigkeit zum britischen Weltreich für den einzelnen wie für eine größere Gemeinschaft bedeuten kann. Wirtschaftlich ist Irland noch immer von der englischen Verbindung abhängig; und allein die Möglichkeit, daß England bei der Errichtung einer irischen Republik die in England und in den englischen Kolonien lebenden Iren ausbürgern könnte, bedeutet etwas sehr Ernstes für Irland, ganz abgesehen davon, daß mit dem Ausscheiden aus dem britischen Reichsverband die Grenze zwischen Irland und Ulster als eine dauernde festgelegt würde.

Stille Auswirkungen der letzten britischen Reichskonferenz sehen wir auch in den Entscheidungen der obersten juristischen Stelle des Reiches, die den Dominien auch die letzte richterliche Unabhängigkeit zugesteht; ebenso aber in den Versuchen der australischen Bundesregierung, Westaustralien zu versöhnen, nachdem sein Gesuch um Austritt aus der Commonwealth von England abgeschlagen ist. Zum erstenmal seit Bestehen des australischen Bundesstaates hat ein australischer Ministerrat in Perth getagt.

Die Vereinigten Staaten stehen im Augenblick in einem schwierigen Übergang, nachdem das Oberste Gericht dem Präsidenten Roosevelt die Grundlagen seiner Wirtschaftsgesetzgebung entwunden hat. Die längst bestehende Verfassungskrise der Vereinigten Staaten wird damit offenbar; es ist begreiflich, daß ein Staat in solcher Lage für nicht besonders aktionsfähig im Bereich der großen Außenpolitik gehalten wird. Das machen sich die Japaner zunutze; das sehen heute mit einer merkwürdigen Mischung von Kummer und Freude die Führer der Filippinos, denen die gewährte Unabhängigkeit als Danaergeschenk zu erscheinen beginnt. Denn die Philippinen liegen nicht abseits wie Irland, sondern inmitten des größten ozeanischen Kampffeldes der Erde. Die Vereinigten Staaten aber wollen sich am liebsten aus diesem Kampffeld zurückziehen.

Wieweit der amerikanische „Imperialismus" zurückgedrängt ist, das erweist sich auch an anderer Stelle: Wäre es vor zehn Jahren denkbar gewesen, daß eine südamerikanische Schlichtungsverhandlung von so großer Bedeutung wie die über den Chaco ohne maßgebenden Einfluß der Vereinigten Staaten geführt wird?

KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum

Um die Sicherheit im Pazifik ist es schlecht bestellt, und — wenn man Äthiopier oder Inder frägt — so steht es um den Indischen Ozean nicht viel besser, ganz abgesehen von dem Unheil, das landeinwärts Erdbeben durch Einwerfen so wichtiger Stützpunkte wie Quetta stiften.

Wer die indopazifische Presse der letzten Monate verfolgte, der nahm zu seinem Erstaunen wahr, daß die Sicherheiten der Sowjetbünde, der Vereinigten Staaten von Amerika und des Japanischen Reiches in höchstem Grad bedroht sind — teils durch gegenseitige Besorgnis um ihre Sicherheit, teils im japanischen Fall durch China, dem deswegen wieder einmal in Nordchina die gepanzerte Faust gezeigt wurde, um durch sanften Druck die neutrale Zone im Norden über Peiping und Tientsin hinaus nach Süden zu schieben.

Der letztere Vorgang machte schon deshalb viel Lärm, weil von den 774 chinesischen Tageszeitungen allein in Hopei 140 erscheinen (Peiping und Tientsin!), eine Zahl, die nur durch die 227 von Kiangsu (mit Nanking und Shanghai) übertroffen wird, deren Herausgeber, Leitartikler und Schriftleiter begreiflicherweise die schwere Hand einer nahenden japanischen Militärverwaltung fürchten. Auch sonst wäre die chinesische Zeitungsgeographie sehr lehrreich, zu der J. C. Sun im Aprilheft der „Far Eastern Review" (S. 127) ein geistreiches Kommentar gibt.

Aber was helfen die Pressestimmen der verhältnismäßig Wehrlosen, wie Chinas, Äthiopiens und Indiens, wenn schon die Starken ihre Sicherheit so bedroht fühlen, wie das etwa Admiral Yates Stirling (USA.) zuerst in den „New York Times", dann in der „Far Eastern Review" begründet („U. S. Security in the Pacific"; Far Eastern Review 1935, S. 174; Kte.). Wenn man sich rassen- und raumfremde Besitztümer 4500 Seemeilen entfernt vom letzten sicheren Kriegshafen (auf Oahu, Hawaii) und 9000 Seemeilen entfernt von den eigenen lebenswichtigen Kanälen (Panama) zulegt, gefährdet man allerdings seine Sicherheit. „Alaska is the next weak link", fügt Admiral Yates Stirling hinzu. Auch Alaska gehörte bis 1857 anderen, die gleichfalls seine Unsicherheit empfanden und es deshalb verkauften. So bewährt sich F. Ratzels 7. Gesetz in den „Gesetzen des räumlichen Wachstums der Staaten" (1896, P. M.).

Dieses raumpolitische Gesetz lautet in einem seiner Schlußakkorde — (und wir

rufen seine Prägung auch den Anrainern des Großen Ozeans ins Gedächtnis!) —: „Im friedlichen Wettbewerb, wie im kriegerischen Ringen gilt die Regel, daß der Vordringende denselben Boden betreten muß, auf dem sein Gegner steht. Indem er siegt, gleicht er sich ihm an." — Darin steckt uralte geopolitische Weisheit; mit ihr rechnen auf Grund von mehr als viertausendjähriger Erfahrung mit der eigenen Einschmelzungskraft und Rassenpolitik die Chinesen. Wie Rußland und Frankreich in Zentralasien und Westafrika als an Steppen grenzende Staaten im Kampfe mit Steppenvölkern selbst soweit Steppenstaaten wurden, daß sie sich der Vorteile bemächtigen konnten, die die Steppe bietet, so wird auch (meint man in Peiping und weiter südlich), Japan nicht mehr Japan bleiben können, wenn es zu tief nach China vorprellt und darin ertrinkt.

Das ist es, womit sich China über den „vorübergehenden" Verlust der drei östlichen Provinzen, das Fortgleiten von Jehol, von Teilen von Chahar, das Abtriften von Hopei mit Peking und Tientsin tröstet, nach dem hier oft erwähnten Wort: „China ist ein Meer, das alle Flüsse salzig macht, die sich hinein ergießen. Wieviel auch Fremde zu uns kommen mögen, über Jahrhunderte werden sie alle Chinesen sein."

Als Nationalerfahrung aus vier Jahrtausenden Geschichte destilliert, legt ein solches Vertrauen in die ausgleichende Kraft der gelben Erde und die Einschmelzungskunst ihrer Rasse jedenfalls ein Zeugnis für die Berechtigung geopolitischer Studien ab, und für das Unterlegen der Geschichte mit einem tragfähigen raumpolitischen Untergrund (wie wir das in der Einleitung zu Knaurs Weltgeschichte zu beweisen versuchten).

Zwischen so zielsicheren Machtblöcken, wie dem japanischen Kaiserreich, den Sowjetbünden und China triften die angeblich 1945 frei werdenden Philippinen, aber noch manche andere größere und kleinere Insel, wie das von Japan angeliebte Neuguinea mit seinem Gold und seinen Tropenpflanzen, Borneo mit seinem Öl als macht- und wirtschaftspolitische Reize unsicher herum, wie auch der Westteil der pazifischen Flugstützpunktreihe (vgl. Prof. Paul H. Clyde: „Japans Pacific Mandate"; Macmillan Cpy; Dollar 3.—). Wie heikel der Pazifische Ozean als Großkampffeld um diese Inseln wäre, das zeigt völlig unparteiisch ein Altmeister deutscher Ozeanographie, G. Schott, mit den prachtvollen Karten und dem inhaltschweren Text seines in diesem Sommer erscheinenden Werkes über den Indischen und Pazifischen Ozean, dem wir an eigener Stelle eine Betrachtung widmen.

Trotz so herausfordernden Fanfaren in dem usamerikanischen Schrifttum, wie etwa Upton Close: „Challenge. Behind the Face of Japan" — (New York 1935; Farrar & Rinehart) —, die zum Teil gewiß auf persönliche Verprellung zurückzuführen sind — (man ließ ihn nicht nach Manschukuo!) —, sieht man in den Vereinigten Staaten zunehmend die geopolititischen Schwierigkeiten einer pazifischen Politik von hoher Hand, wie sie noch Mahan, Roosevelt u. a. als ganz na-

türliche Bestimmung der USA. erschien. Mit Recht betont eine gute Zusammenschau des „Manchester Guardian" aus New York (19. 6. 1935, S. 6. „Americans in the Far East"), daß die überwältigende Mehrheit der öffentlichen Meinung gegen kriegerisches Vorgehen sei. Beide großen angelsächsischen Völker schieben einander die Vorhand des Abwehrhandelns bei den nordchinesischen Vorstößen der Japaner zu, beeilen sich aber hinzuzufügen, daß sie selbst bremsen und Zurückhaltung üben wollen. Von Amerika aus wird die Geringfügigkeit der eigenen Belange im Verhältnis zu England betont, ferner daß außerdem sogar ein gemeinsames Vorgehen beider Seemächte die Japaner nicht von unfreundlichen Handlungen zurückschrecken würde, wohl aber die Mehrzahl der Amerikaner davor zurückschrecke.

Das steht in einem seltsamen Gegensatz zur theoretischen Vorliebe für die Stimson-Lehre über Nichtanerkennung von Manschukuo, zu den beständigen Aufforderungen an die Japaner, doch den Kelloggpakt, den Neunmächtepakt und die übrigen Spinngewebe zu beachten. Aber sein Fell dafür zu Markt tragen will keiner; die Mehrheit ist streng pazifistisch, günstig für die scharfen Neutralitätsgesetze, die dem Amerikaner den Gewinn aus Kriegslieferungen erschweren, und würde gegen einen Versuch, sie in eine Aktion gegen Japan zu treiben, gewaltig aufbegehren („create a tremendous uproar!").

Demgegenüber ist die japanische Stimmung vor allem aus dem Bewußtsein überlegener geopolitischer Ausgangslage gegen jeden weit über See herangeholten Angriff sehr kühl und ruhig. Das spiegelt sich nicht nur in den Zeitungsnachrichten und Zeitschriftenauszügen, sondern sogar in scheinbar nebensächlichen Anzeichen, wie etwa Baron Gonsuke Hayashis Lebenserinnerungen — (Waga Shichijunnen wo Kataru; Tokio 1935; Dai-ichi Shobo; 1,80 Y; 433 S.). Der greise Staatsmann (Samuraidiplomat, schreibt „Contemporary Japan", VI, 1935, S. 107), seit 1920 Botschafter in London, dann vielgenannt im Völkerbund, hätte manches unterdrücken können, wenn er gewollt hätte, so gewiß seine Bezeichnung des Völkerbundes als „Affenkäfig" (monkey cage) und seinen Zusammenstoß mit Poincaré. Sein Leben war auch ohnedies fesselnd genug, nachdem in der Aizurevolte Vater und Großvater des Zehnjährigen gefallen waren, und die Jungenschar der „Byakkotai" (Weißhemdenbund), unter 20 Jahren, soweit sie nicht fielen, Mann für Mann bei der Erstürmung der Feudalburg der Aizu Harakiri gemacht hatten, während er selber von seiner Mutter gescholten wurde, weil er über den Geschoßeinschlag einer Haubitze erschrak.

Ein anderer Prüfstein für die seelische Haltung gegenüber wehrgeopolitischen Gefahren ist gewiß der Streit um Prof. Dr. Tatsukichi Minobes Theorie über den Kaiser als Staatseinrichtung, um die er am 19. und 25. 2. 1935 einen scharfen Kampf mit Baron Kikuchi keineswegs siegreich bestand, obwohl ihn die langjährige Lehre des Geh. Ratspräsidenten Kitokuro Ikki unterstützte, und Premier Okada vorsichtig tastete. Die für japanische Staatskultur höchst bedeutsame Frage

beleuchtet gut Dr. Kazunobu Kanokogi (Keizai Ohrai, IV, 1935; engl. Auszug: Contemporary Japan, Juni 1935, S. 109—111). In derselben Nummer zeigt ein Aufsatz über die „Fischerei in den nördlichen Gewässern und die nationale Verteidigung", mit welcher Aufmerksamkeit man die Erfahrungen des Weltkriegs an der Nordseeküste auf die Spannungen zwischen Aljuten und Kurilen überträgt. Dutch Harbour wird die Murotonbucht auf Arachi J. und ein Stützpunkt noch weiter nördlich gegenübergestellt; ein eigenes Patrouillenbotgeschwader nach USA.-Muster gefordert.

Während sich im Süden des indopazifischen Raumes beruhigende Wirkungen feststellen lassen, die zweifellos auch von der endlich vollzogenen Tatsache der indischen Verfassungsgenehmigung durch das britische Parlament stark beeinflußt wurden (dem Meisterstück Sir Samuel Hoares, das ihm das Außenamt eintrug), sind die beiden Flügelstellungen, die Umgegend des Tores der Tränen (Bab el mandeb) bei Aden und die sich entgegenstrebenden Inselkränze der Aljuten und Kurilen Gegenstände einer mit Recht gesteigerten Aufmerksamkeit. Dazu tragen gewiß nicht nur die großen Flottenübungen bei, die für USA. mit dem Juni 1935 unter leiser Enttäuschung und manchem Unfall endeten, für Japan nun im Westpazifik, auch bis zur Datumgrenze, beginnen.

Welche Umwertungen weite Landstriche und Inselfluren dabei treffen können, bezeugt etwa ein Vortrag des Aljaskers T. K. Smith am 16. 5. 1935 in Shanghai über Alaska als Amerikas beste Kapitalanlage (North China Harald, 1935, S. 306). Alaska ist bekanntlich von Alexander II. von Rußland 1867 für 7,2 Mill. Dollar an William H. Seward, den Staatssekretär der USA., verkauft und alsbald „Sewards Folly" (Sewards Torheit) genannt worden. Seit dieser Zeit haben die USA. rund 600 Mill. Dollar Wert aus Alaska gezogen, ungerechnet einen aktiven Handelsbilanzgesamtwert von fast 200 Mill. Dollar.

Von 1867 bis 1898 freilich wurde das Land als Wehrgebiet unter Beibehaltung der alten russischen Hauptstadt verwaltet; dann aber kamen die Yukongoldfunde und das Einströmen einer höchst gemischten Bevölkerung, mit Raubbau, Überorganisation, Verlagerung der Fundorte nach Nome usw. An Stelle der sich erschöpfenden Goldgewinnung trat als Werbemittel die mächtig aufblühende Fischerei, die allein 1934 7 Millionen Kisten Lachs zu 6 Dollar versandte: zwei Drittel des Fischereiertrags der USA., wie der Vortragende meinte, der die Lebensumstände und Klimahärten den nordchinesischen verglich. Die Gletscherpracht hatte 1934 26000 Touristen nach Alaska gezogen; von „Sewards Torheit", die in einem Jahr allein an Fischereiertrag das Sechsfache ihres Ankaufswertes abwarf, ist nicht mehr die Rede. Die strategische Bedeutung — bei rund 41600 km Küstenentwicklung — geht in den Kauf!

Auch den Wert solcher Gebiete als Rohstoffrückhalt hat man seit den Weltkriegserfahrungen ganz anders schätzen lernen. Brooks Emery, Verfasser einiger

in den USA. viel bemerkter Bücher: „The strategy of raw-materials"; „Study of America in peace and war", und des zusammen mit Frank J. Simonds geschriebenen: „Great Powers in world politics; The price of peace" durchreist augenblicklich China vom Standpunkt des Suchers dauernder Leitzüge der USA.-Politik. Er findet freilich, daß die amerikanische Politik zur Zeit im Wesen „isolationistisch" sei; das aber könne nur ein künstlicher, vorübergehender Zustand sein „und in wenigen Jahren müssen wir uns wieder auf den Osten (im eurasiatischen Sinne, Orient) werfen (concentrate)". Auf seiner Erkundungsfahrt von Japan über Manila Hongkong, Kanton, Nanking, dann Peiping und Manschukuo glaubte er in Nanking Anläufe zu größerer politischer Standfestigkeit, zu wirtschaftlicher Erholung, zu einem endgültigen Verfestigungszug in China wahrzunehmen. Sinobritischer Freundschaft gelten viele Versuche, auch von Oxford und Cambridge aus unternommen.

Dazwischen freilich stören kleine Reibungen, wie die Flucht der zwei Kriegsschiffe von Canton nach Hongkong, die Unsitte des Kinderraubes gegen Erpressung, ganz wie in den USA. das freundliche Kulturgemälde; jedenfalls herrschte keine Einmütigkeit, wie den drohenden größeren Landverlusten in Hopei und Chahar anders als durch seufzend gemachte Zugeständnisse zu begegnen sei. In Shanghaier Zeitschriften ist es freilich leichter, unentwegte nationale Gesinnung zu zeigen, als an verantwortlicher Stelle, der die 40 000 schwer bewaffneten Japaner der Kwangtungarmee entgegenrasseln.

Unfreundlich in das Licht unzulänglicher Beleuchtung tritt die von China so heiß zurückbegehrte, aber nicht genügend betreute Pratasinsel. Sollte hier ein Grund zur Fortnahme eines sonst der Schiffahrt gefährlichen Gegenstandes reifen, nachdem auch Formosa und die Pescadoren nur mit großer Vorsicht angelaufen werden können, wenn man nicht Schiff und Ladung verlieren will, wie jüngst ein Niederländer erfuhr (mit schwacher Seemacht hinter sich?).

Der lästige, peinliche und störende Auftrieb, den das Recht des Stärkeren und der Gewalt von hoher Hand, überhaupt durch das Vorgehen des Völkerbundsmitglied Italien gegen das Völkerbundsmitglied Äthiopien weithin im Nahen, Mittleren und Fernen Osten erfährt — so daß auch Japan in der Gunst seines Schattens (o kage ni, sagt man dort!) erheblichere Raumerweiterungen anstreben kann —, müßte den Kolonialmächten alten Stils zu denken geben. Er hat wohl auch geholfen, eine günstige Atmosphäre für die deutsch-britischen Abschlüsse zu schaffen. „Orient und Okzident sind nicht mehr zu trennen." Sehnsüchtig schaut von Adis Abeba ein Kaiser, der es vielleicht zum längsten gewesen ist, gegen einen Kaiser, der es erst wieder werden soll, um Hilfe nach Reden im Stil des Führers und Reichskanzlers der Deutschen aus. Aber von Genf ins Rote Meer kommt kein so freundliches Echo, wie von Berlin nach London. Auch die Rede, die Baldwin nicht gehalten hat, gehört vielleicht zu den weltpolitisch besten, was die Wirkung angeht.

Prestigeverminderung des Völkerbundes, wenn es überhaupt zu Schlägen kommt, des Völkerbundes und der Kolonialmächte, wenn es schief geht, ist mit Sicherheit für den Fall Eritrea-Somalia und ihre Vereinigungsabsichten vorauszusagen. Die Haltung des letzten freien dunkelfarbigen Staates weckt im indopazifischen Raum allgemeine Aufmerksamkeit, wenn sie auch in den verschiedensten Richtungen benützt wird: von Japan praktisch, von China und Indien theoretisch, während USA. und pazifische Dominien noch nicht recht wissen, welches Gesicht sie dazu machen sollen, Südafrika vermehrte Absatzaussichten wittert, die arabischen Teilstaaten sich in Ehre und Geld für Stillhalten bezahlen lassen. Stillhalten der Weltgegenden um jeden Preis, die nicht mit zwingender Gewalt in Bewegung geraten, das scheint die Weisheit der Stunde namentlich in Genfer Kreisen zu sein. Aber man spürt das Vorzittern anthropogeographischer Beben. Sie allein sind schon Sorge genug: wieviel mehr erst, wenn physische und psychische Unruheursachen zusammenkommen. Das zwingt uns, einen Blick auf die Bebenherde der letzten Zeit zu werfen:

Zwei wehrgeopolitisch wichtige Landschaften im Berichtsbereich sind jüngst von Erdbeben so geschüttelt worden, daß ihre Wehrleistung ernstlich auf Monate, wenn nicht Jahre beeinträchtigt wird. Die Bilder, die uns über das bereits kurz gewürdigte Formosabeben erreichen, z. B. „North China Herald", Mai, S. 301, zeigen allerdings deutlich, warum auf der Trümmerstätte des Kleinstädtchens Toyohara 1000 Tote und 3000 Verwundete unter ganzen 4000 Einwohnern ausgegraben werden mußten, warum für das nächste halbe Jahr über zerworfene und zerrissene Brücken, durch eingestürzte Tunnels kein Zug fährt, und wie sich eine ehedem ordentliche und gerade Bahnlinie wie eine Schlange durch die Plantagen windet.

Noch größer ist die Tragweite des Erdbebens von Quetta, bei dem eine wohldurchdacht aufgebaute Wehrlandschaft gegenüber Afghanistan, Iran und ihren Hintermännern auf Wacht, mit Eisenbahnanlagen, Klauengeleisen, Wehrbauten und Zentrale langfristige Entwehrung erfuhr. Vernichtung von Metz, Trient, Lüttich vor dem Kriege wären etwa ähnliche, durchaus vergleichbare Schläge gewesen; Glück im Unglück war noch, daß eine Nachtübung den größten Teil der Truppen außer Unterkunft und in der Lage zu augenblicklicher Hilfeleistung gelassen hatte. Noch größeres Glück im Unglück ließ die letzten Erschütterungen nur etwa 36 km vom großen Staudamm von Sukkur am Indus enden, so daß ein Dammbruch und damit unabsehbares Unglück stromabwärts verhütet blieb. Immerhin sind beide Fälle Warnungen ernster Art, etwa zusammengehalten mit den Folgen des Kwantoerdbebens um die Sagamibucht, die geraume Zeit das eine japanische Reichszentrum, etwa ein Zehntel der Wehrmacht zu Lande, ein Drittel der Flotte, die Tokkaidoverbindungen zwischen südwestlichem Altkulturgebiet und nördlichem älteren Kolonialland von Hondo außer Gefecht setzten.

Aber auch über den ostpazifischen Stützpunkten: San Francisco, San Diego, den Aljuten, über Panama- und Nikaraguakanal, über Hawaii schweben solche Möglichkeiten von unberechenbarer Tragweite, wenn sie mit wehrpolitischen Spannungen zusammentreffen, was z. B. in der japanischen Reichsgeschichte den Sturz der Kamakuraherrschaft herbeiführte. Der langlebige Osten stellt auch sie in Rechnung!

SPÄNE

Die Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik, Heidelberg, unter Führung von Professor Neser, und die Hochschulgruppe Heidelberg unter Leitung von G. Fuhrmann haben sich uns zur Verfügung gestellt, um fortab regelmäßig aus der Fülle des beim Herausgeberstab zusammenfließenden Stoffes an Zeitschriften, Reden und Denkschriften das herauszugreifen, was geopolitisch bedeutsam ist und seiner Art nach in den Berichten der Herausgeber keinen Platz haben kann. Wir werden keine trockene Aufzählung von Titeln geben: es soll der Versuch gemacht werden, in anregender Form kämpferisch, aber mit Verantwortung wertend unseren Lesern zu zeigen, wo sie Anregung und Unterlagen zu eigener Arbeit finden können.

Herausgeber und Schriftleitung.

Planungsarbeit beim Reichsneubau

Eine neue Zeitschrift: **REICHSPLANUNG**, Organ des Hauses der Reichsplanung, herausgegeben von Dr. Ludowici, Amt des Siedlungsbeauftragten in Berlin (Franz Eher Verlag, München), berichtet über die Planungsarbeit im Stab der NSDAP. Daß Geopolitik und Reichsplanung in starkem Maße aufeinander angewiesen sind, zeigt ein Artikel von Prof. Dr. K. Haushofer über: Die Grenze als bevölkerungspolitische Aufgabe. Eine wichtige Stelle: „Das heißt nun freilich nichts anderes, als daß jeder Reichsgliederungslösung — ob sie nun in China, Indien oder Mitteleuropa versucht wird — eine Siedelungsplanung und vorher eine geopolitisch wie ethnographisch und sozialpolitisch einwandfreie Siedelungszustandsschilderung ohne jede Beschönigung und Selbsttäuschung vorangehen müßte." Aufsätze über Verkehrspolitik, Lebensraumerweiterung durch Bodenkultivierung und über Stadtplanung geben über Zielsetzung der Reichsplanung und Ansatz der Arbeit Aufschluß.

Über Volk und Volkstum

Im Mai- und Juniheft der **TAT** treten Volkstumsfragen, etwa in den Beiträgen von A. Török: „Nation und Volkstum im ungarischen Denken", oder H. Ullmann: „Gesamtdeutsche Geschichtsauffassung" stärker als früher in Erscheinung. Besonders hingewiesen sei auf H. Beyer: „Entvolkung und Volkswerdung im Osten." Eine zweite, ergänzende Arbeit von ihm finden wir in Heft 3/35 von „Volk im Werden". Beyer geht an die zahlreichen Probleme der Wissenschaft vom Volkskörper von anderen Voraussetzungen heran als die Geopolitik. Er wird seine Anschauungen in einer größeren Veröffentlichung vorlegen: ein Buch, mit dem wir uns werden auseinandersetzen müssen, wie mit der gesamten, langsam zu Bergen anschwellenden, aber noch immer sehr einseitigen und richtungslosen Literatur über Volk, Volkstum, Volkskunde und ihre Beziehung zur Wissenschaft vom Staat.

Fragen der volksdeutschen Südgrenze

Die deutsche Südgrenze wird geopolitisch und wehrpolitisch wenig behandelt. Die **SCHWEIZER MONATSHEFTE** vom Februar und März (sowie die Schweizer Nationalen Hefte von Dr. Oehler) bringen hier recht wichtige Einblicke, so einen Aufsatz von *** über Vorarlberg, das alemannische Österreich, zwei kleinere von Gottfred Zeugin über strategische Straßenbauten im Vorarlberg und von XYZ.: Zur militärpolitischen Lage an unserer Ost- und Südostgrenze. Erwähnt sei auch ein Aufsatz über die Beeinflussung der Schweizer Presse durch die Arbeit des fran-

zösischen Propagandaapparates mit Beispielen. Eine Stelle, die das eigentümliche Verhältnis Österreichs zu Italien beleuchtet und das Aufsehen auch des schweizerischen Blattes erregt, geben wir ohne jeden Kommentar wieder: „Der dem Bundeskanzler Schuschnigg unterstehende Wehrverband Freiheitsbund hat folgenden Bundesbefehl erlassen (Nr. 8 C. A. 147 vom 25. 2. 1935): ‚Bei den Kanzleien der Wehrverbände (man beachte die Mehrzahl!) haben sich Kameraden für Italien bei guter Bezahlung zu melden, die Waffenausbildung haben, 6 Monate im Schutzkorps gedient haben und noch nicht 28 Jahre alt sind. Es wird ersucht, die Kameraden namhaft dem Landgendarmeriekommando Klagenfurt bis 2. März zu melden. Der Landesführer: Staud e H.' Auch von verschiedenen österreichischen Arbeitsämtern wurden Arbeitslose aufgefordert, sich für den italienischen Heeresdienst zu melden gegen einen Tagessold von 20 Lire."

Kommen Ost und West zueinander?

Einen Weg dazu sucht im **WELTWIRTSCHAFTLICHEN ARCHIV**, Märzheft 1935, der ehemalige rumänische Handelsminister Prof. Michail Manoilesco: Zusammenarbeit zwischen Ost- und Westeuropa auf neuer Grundlage. Temperamentvoll setzt er sich mit der „klassischen Lehre der Wirtschaftstheorie" auseinander. Bei der Arbeits- und Produktionszuteilung der Völker habe der Osten, der mit Bauerntum, gegenüber dem Westen, der mit Kapitalismus gleichzusetzen sei, das weitaus schlechtere Geschäft gemacht. Trotzdem der Westen seine Monopolstellung verloren habe, denke er nicht daran, die Preise zu senken. Im Gegenteil. Darin aber gerade liege der Schlüssel zur Verständigung zwischen Landwirtschaft und Industrie. Manoilesco sieht nur in einer neuen Austauschmethode, wie sie das Deutsche Reich eingeführt habe, das Mittel, die zu hohen Gewinne der Industrie abzubauen und für die landwirtschaftlichen Produkte bessere Preise zu schaffen. Osteuropa müsse als Käufer reich gemacht werden. Sonst werde es immer mehr zur Autarkie übergehen. Ein Weg dazu sei u. a. die kulturelle Hebung des osteuropäischen Bauerntums und eine großzügige Verkehrserschließung durch den Bau von Autostraßen.
Die Vorschläge von Prof. M. sind vom Osten her und für den Osten gesehen. Wenn sie dazu führen würden, das deutsche Bauerntum in Osteuropa für die kulturelle Hebung des osteuropäischen Bauerntums einzusetzen und ihm mehr Gerechtigkeit und Rücksichtnahme als bisher widerfahren zu lassen, so wäre das ein sehr wirksames Moment, um zwischen dem Osten und dem Westen den Ausgleich anzubahnen.

Volk im Osten. Hermannstadt, April.

Geradezu ein Ergänzungsheft zu dem Aufsatz von Manoilesco, Antwort und Vorschläge auf dessen Anregung, das Bauerntum Osteuropa kulturell zu heben. „Der Staat als Volksgemeinschaft" von Dr. A. Görner, „Vom Sinn der Arbeit" von Dr. V. Irk, „Die deutschen Arbeitersiedlungen im Buchenlande" von E. v. Landwehr zeigen ausgezeichnet, wo der Hebel angesetzt werden muß. — Auch J. März würde seinen sehr berechtigten Wunsch, den Austausch mit dem Südosten stärker zu pflegen und die auslandsdeutschen Volksgenossen in engste Verbindung mit der Heimat zu bringen, erfüllt sehen. Vorläufig ist allerdings noch mit den Tatsachen zu rechnen, und die sind sehr bitter.

Politisch-wissenschaftliche Arbeit der Sowjets

Der Herausgeber hat in seinen Berichten immer wieder auf die wegen der Unkenntnis der russischen Sprache in weiterem Kreis fast unbekannte geopolitische Aufklärungstätigkeit der Sowjets hingewiesen, deren Wissenschaft auf die Anforderungen des Staates völlig eingespielt ist, so daß Rußland heute wohl der geopolitisch am besten unterrichtete Staat der Welt ist. Über die Art der Arbeit sagen schon die Inhaltsangaben zweier Veröffentlichungen einiges aus, für deren regelmäßige Auswertung durch Mitglieder unserer Arbeitsgemeinschaft wir dankbar wären.

DER REVOLUTIONÄRE OSTEN. (Organ der wiss. Vereinigung zum Studium nationaler und kolonialer Probleme. Heft 6. Moskau 1934.) 1. Teil des Sammelbandes: Aufsätze über den nichtsowjetischen Osten. Hauptthema: Fortschritt der revolutionären Bewegung in den östlichen Ländern.
Inhaltsübersicht: Die Agrarfrage in Korea. Darstellung unter dem Gesichtspunkt: Ausbeutung der Bauernschaft durch den japanischen Imperialismus. Schilderung der revolutionären Bewegung in der Mongolei, in Ägypten, im Irak und in Persien. 2. Teil: Aufsätze über den unter Sowjetherrschaft stehenden Osten. Geopolitisch interessanter und wichtiger Aufsatz über die national-staatliche Vermessung Mittelasiens, sowie über den 7. Sowjetkongreß, mit statistischen Tabellen über die nationale Bevölkerungsverteilung in den östlichen Sowjet-

republiken (2 ethnographische Karten). Weitere Aufsätze über: 10 Jahre der turmenischen Sowjetrepublik, Sowjetkirgisiens und der karakalpakschen Sowjetrepublik. Schlußaufsatz: Zur Geschichte der panasiatischen Politik des japanischen Imperialismus. Anhang: Bibliographie der Literatur über verschiedene Fragen.

MATERIALIEN ÜBER NATIONAL-KOLONIALE PROBLEME. Sammelband 1. Moskau 1935. Inhalt: China: Wirtschaftliche Lage in der ersten Hälfte 1934. 1. Außenhandel; 2. Industrie; 3. Landwirtschaft.
Offensive des japanischen Kapitals gegen die chinesische Textilindustrie. Lage der Arbeiter unter den Bedingungen der industriellen Krise. Landwirtschaftliche Krise. — Indien: Die Gandhibewegung und die Zustände im indischen Nationalkongreß im Jahre 1933. — Ägypten: Der Zusammenstoß der Arbeiter mit der Polizei in Kairo am 21. 6. 1934. — Afrika: Das belgische Kongo. Industrie, Rekrutierung der Arbeiter, Arbeitslosigkeit, wirtschaftliche Lage der einheimischen Arbeiter. — Philippinen: Streik der Arbeiter in den Zigarrenfabriken. Umfangreiche Bibliographie der Literatur über Nordafrika.

Amerika: Begriff der Grenze

Heft 4 der wertvollen **GEOGRAPHISCHEN ZEITSCHRIFT** bringt zwei geopolitisch wichtige Veröffentlichungen. Friedrich Metz berichtet über Wissenschaft und Volkstumsarbeit unter geopolitischen Gesichtspunkten. Gottfried Pfeifer schreibt über „Die Bedeutung der ‚Frontier' für die Ausbreitung der Vereinigten Staaten bis zum Mississippi". Die englische Sprache ist in der glücklichen Lage, zwei Wörter für Grenze zu haben. Boundary ist die Grenzlinie, frontier etwa das, was die Geopolitik mit Grenzraum bezeichnet. Pfeifer zeigt nun, wie sich die „Frontier" im Laufe der amerikanischen Geschichte immer weiter für die Sendung des amerikanischen Volkes entwickelte. „In der Grenze gewann man die Kraft zu der reißend schnellen Ausbreitung, zu dem Wachstum in den kontinentalen Raum, das jetzt einsetzte — oft in heftigem Widerstand gegen den Osten."

Amerika: Aufschießende Stadtbildung

A. Wagner zeigt in einem Aufsatz des Heftes 1/2, 1935 der **ZEITSCHRIFT DER GESELLSCHAFT FÜR ERDKUNDE ZU BERLIN** über „Los Angeles" das phantastische Wachsen des riesigen Stadtlebewesens, dessen Grundfläche etwa so groß wie ganz Rheinhessen ist (eine Karte veranschaulicht das sehr schön). Dieses Aufblühen der Stadt vollzog sich unter den härtesten Bedingungen. Sind doch allein für die Wasserzufuhr gewaltige Leistungen von 350 km und 300 km nötig geworden. Der Aufsatz ist ein erster Hinweis auf ein in Bälde folgendes Buch des Verfassers über Los Angeles, das wir mit Spannung erwarten.

Sterbende Südsee

Dr. H. A. Bernatzik, Wien, veröffentlicht in der **ZEITSCHRIFT FÜR RASSENKUNDE UND IHRE NACHBARGEBIETE** eine Untersuchung über die „Ursache des Aussterbens der Melanesier auf den britischen Salomonsinseln". Unter dem Anhauch der Zivilisation ist die Bevölkerung dieses kleinen Raumes in wenigen Jahrzehnten auf einen Bruchteil der früheren Stärke zusammengeschrumpft. B. geht den Gründen deshalb nach, weil dieses Sterben auf den Salomoninseln ein Teilabschnitt des großen Sterbens in der Südsee überhaupt ist. Da in die hierdurch leerwerdenden Räume Chinesen, Japaner, Malaien, Inder usw. nachströmen, ergibt sich ein Strukturwandel in der Bevölkerung, der deshalb geopolitisch so beachtlich ist, weil er sich — geschichtlich gesehen — mit gewaltiger Dynamik vollzieht.

Universalgeschichte und Geopolitik

DIE WELT ALS GESCHICHTE, Zeitschrift für universalgeschichtliche Forschung. 1. Jahrgang 1935, Heft 1 und 2, Verlag Kohlhammer, Stuttgart.
Das Ziel der neuen Zeitschrift ergibt sich klar aus dem Titel. Universalgeschichte wird von der Geopolitik immer bejaht werden. Nichts ist ja schädlicher als die Enge des Blickfeldes, gegen die gerade die Geopolitik immer gekämmpft hat. Wir erwähnen aus den ersten beiden Heften: Hans Weinert: Anthropologie und Geschichtforschung, Oswald Spengler: Zur Weltgeschichte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends, Alexander Schenk Graf von Stauffenberg: Die Germanen im römischen Reich, Franz Altheim: Karthago und Rom.
Aus der Spenglerschen Arbeit eine Kostprobe: „Philologie, Archäologie, Prähistorie, Ethnographie, Psychologie sind Vorwissenschaften der Geschichtschreibung. Man muß sie kennen, alle zusammen, aber niemand bilde sich ein, in einer von ihnen das Wesen menschlichen Geschehens anzurühren. Ihr Wissen ist der Stoff und das Mittel des letzten Sehens, nicht dieses selbst. Die große

Geschichtschreibung aber ist überhaupt keine ‚Wissenschaft' — sowenig als echte Philosophie Wissenschaft ist, sondern eine Kunst, schöpferische Dichtung, Verschmelzung des Schauenden mit der Seele der Welt." Die Grundforderung kommender Wissenschaft wird damit aufgestellt. Aber im gleichen Atemzug gegen sie verstoßen: die Kräfte, aus denen Geschichte überhaupt erst erwächst, ohne die sie Träumen, aber nicht Dichtung ist, übersieht Spengler völlig — Volkskörper und Volksraum. Zur Genialität fehlt ihm bei aller Größe die lebendige Fühlung zu Blut und Boden. Daher so völlig verfehlte Feststellungen wie diese: „Die Weltgeschichte ist von beweglichen Stämmen, nicht vom seßhaften Bauerntum, sondern gegen dieses gemacht worden. Die freie Ebene und das freie Meer haben die Schöpfer der Völker und Staaten und die großen Täter hervorgebracht. Das Bauerntum erleidet Geschichte, die darüber hinweggeht, der Reiter und der Seefahrer machen sie und verzehren sich an ihr. Die Tragödie der menschlichen Geschichte wird von den Geschöpfen des freien Raumes gespielt, die sich der Sklaverei der fruchtbaren Erde entzogen haben. Die politische Karte zeigt das Ergebnis. Der seelenhafte Drang nach Unabhängigkeit durch Überwindung ist in das rein menschliche Bewußtsein getreten und hat zum Gedanken des politischen Handelns geführt."

Eine Stelle, die wir unseren Lesern zu sorgsamem Nachdenken empfehlen; die ganze Problematik eines richtig sehenden, aber aus der Wurzellosigkeit seines Denkens falsch wertenden Deutschen wird hieraus ebenso offenbar, wie die ihr gegenüberstehende festgegründete Weltanschauung der Geopolitik.

KARL HAUSHOFER:

Pflicht und Anspruch der Geopolitik als Wissenschaft

(Erstmals gesprochen im Reichssender München am 4. 6. 35)
Sendung an die junge Generation

Geopolitik ist die unterste Tragschicht am Bau der politischen Wissenschaft: erdnah und bodenverbunden wie keine andere, die dem Wissen vom Staate dient. Ihre Ecksteine und Grundmauern ruhen unmittelbar auf dem Baugrund, den die politische Erdkunde in seiner Wesensart kennen lehrt, ohne dessen Erkenntnis die Staatsgedanken auf Papier stehen, statt auf dem gewachsenen Boden, oder Luftschlösser bleiben müssen, die keinem Sturm standhalten.

In dem gewaltigen Bogen, der sich über den beiden Pfeilern zusammenwölbt, die jene untrennbare Inschrift Blut und Boden als Widerlager tragen, ist es die Pflicht der Geopolitik, das Recht des Bodens im weitesten Sinn, nicht nur des Reichs- oder Staatsbodens, sondern auch des viel weiter gespannten Volks- und Kulturbodens, zu wahren. Das bedeutet eine ungeheure Belastung für diese Grundlage. Damit sie ihr genügen kann, erhebt die Geopolitik einen scheinbar selbstverständlichen Anspruch, der in wenige Worte gefaßt werden kann, aber Weltenweites einschließt: daß jeder einzelne Volksgenosse, jede Gruppe, jeder Volkskörper sein Weltbild in Ordnung halte — mindestens so weit, daß er gegenüber jedem Stürmen des Bluts das Recht des Bodens, der Erde beachtet, aber auch lernt, das Recht des vorwärts zu immer größerer Atem- und Raumweite drängenden Bluts über die Hemmungen und Hindernisse erdhafter, bodenwüchsiger Herkunft hinweg zu führen.

Um ein solches Weltbild zu vermitteln, aus dessen Besitz heraus vor allem der

werdende politische Mensch dieser Forderung genügen kann, muß die Geopolitik allerdings eine weitere Pflicht erfüllen, den ganzen Wissensbestand der Erdkunde, der Geschichte unter raumpolitischen Gesichtspunkten, der Staats- und Gesellschaftswissenschaften so griffbereit und handgerecht zu legen, daß den Werkleuten am politischen Wissensbau alle unnötigen Umwege erspart bleiben bis an das Sprungbrett vom Wissen zum Können, von der erlernbaren Wissenschaft zur Kunst des politischen Handelns, in die nur ein Sprung, ein Wagen führt, aber sicher besser vom Wissen als vom Nichtwissen aus.

Pflicht der Wissenschaft ist es also, dem, der sich zur Fähigkeit politischen Handelns erziehen will, zu sagen, wie er am einfachsten, mit den geringsten Umwegen und — ehrlich herausgesagt — mit dem kleinstmöglichen Arbeitsaufwand bei größter Nutzleistung in den Besitz ausreichenden Wissens kommen kann, um den Sprung vom politischen Wissen zum Können mit genügender Aussicht auf Erfolg zu wagen.

Aber der Anspruch der Wissenschaft fordert dabei, daß dieses Mindestmaß eigenständig und sturmfrei erworben werde; denn es geht ja nicht, wie bei andern Künsten, um persönlichen Erfolg oder Mißerfolg, wenn auch bei ihnen immer der kulturpolitische Erfolg oder Mißerfolg des Volksganzen mit auf dem Spiel steht, sondern es geht um die Daseinsfragen des ganzen Volks und seiner im Raum verkörperten Lebensform. Eine schwere Verantwortung liegt damit von den Anfängen geopolitischer Selbsterziehung her — mit jedem Schritt zur Möglichkeit des politischen Handelns, der Kunstübung sich steigernd — auf dem politischen Studenten, der heute nicht mehr ein akademisch auserwählter sein muß, sondern jedermann, der Verantwortung für seinen Staat und dessen Führerwerk und körperliches wie geistiges Wehrrecht und Wehrehre besitzt.

Wer eine politische und eine physische Erdkarte nebeneinanderhält und die Gestaltungsmöglichkeit der Lebensformen auf der Erdoberfläche danach prüft, der könnte vor der Größe der Aufgabe erschrecken, die für die Grundlage seiner Selbsterziehung auf den werdenden politischen Menschen wartet. Nimmt er aber geopolitische Großgruppierungen vor, so verdeutlicht und vereinfacht sich die Aufgabe; sie gewinnt Gesicht, wie jeder Gegner, dem man mutig ins Auge sieht. Dann handelt es sich schließlich nur darum, einige siebzig Staaten mit ihren Völkern und Räumen, ihrer Verkörperung in Kultur, Macht und Wirtschaft und ihrer Volksseele etwa so kennenzulernen, wie gewiß jeder in seinem Leben einige siebzig Persönlichkeiten kennt, vielleicht in der Art, wie Schiller seinen Wallenstein sagen läßt: „Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht, so weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln." Für diesen Kern aber gibt uns zum Glück die Wissenschaft freigebig ihren ganzen, reichen Stoff an Erfahrung an die Hand, wenn wir ihn nur beanspruchen und uns zu eigen machen wollen.

In Erfüllung dieser Pflicht zeigt uns die Wissenschaft vor allem zwei Unterscheidungen, nach denen wir Großgruppierungen vornehmen können.

Festlandbestimmte, kontinentale, und meerbestimmte, ozeanische Völker und Staaten folgen verschiedenem Los, müssen grundverschiedene Lebensbedingungen für sich gelten lassen. Friedrich Ratzel, einer der größten politisch-wissenschaftlichen Denker des deutschen Volks, der als junger Kriegsfreiwilliger 1870 mitmachte und in einer kritischen Weltenstunde Deutschlands 1904 als rüstiger Sechziger starb, hat einmal den Schritt vom Festland über die Küste hinweg auf das Meer und zur Gegenküste das Größte genannt, das sich überhaupt über eine Gruppe von Menschen aussagen lasse. Er meinte damit, daß dieser Schritt, ob er gewagt wird, wie er gewagt wird, mehr als alle andern Entscheidungen im weltpolitischen Geschehen schicksalbestimmend sei.

Es wäre einfach, darüber Aussagen zu machen, wenn es nur Inselstaaten und Inselreiche auf der einen Seite, wie etwa im Altertum die Griecheninseln, im Mittelalter Venedig, in neuer Zeit Großbritannien und Japan, gäbe, und reine Festlandmächte, wie Alt-Iran oder Rußland, auf der andern Seite. Die geopolitische Schwierigkeit also liegt bei den Zwischenstufen, zu denen unser eigenes Volk und Reich gehört. Hier setzt der Anspruch der Wissenschaft ein, nachdem sie ihre Arbeit und Pflicht zur Bereitlegung eines überreichen Versuchsstoffes getan hat. Der Anspruch gipfelt in der Forderung, daß jeder sich selbst darauf prüft, ob er im eigenen weltpolitischen Anschauen, Empfinden, Fühlen, Hoffen mehr unter dem Bann binnen- und festländischer Gebundenheit oder überseeischen Sehnens steht, und daß er dann gerade durch Selbsterziehung in der andern Richtung das nötige Gleichgewicht der Anschauung herstellt, ohne das es keine wissenschaftliche Politik gibt, so wenig wie sichere Kunstleistungen, trotz aller Ahnungs- und Vorstellungsgabe. Im Ausgleich dieser Gegensätze müssen sich Pflicht und Anspruch politischer Wissenschaft am meisten finden lernen.

Ein anderes Gebiet, auf dem Pflicht und Anspruch der Wissenschaft ausgeglichen werden müssen, wenn nicht der Staat als Ganzes den Schaden zu tragen haben soll, ist der weite Grenzsaum, die Kampfzone zwischen eng- und kleinräumiger und groß- und weiträumiger politischer Weltanschauung.

Beide haben ihre Vorzüge, wenn uns auch mahnend aus dem Grabe die Worte Ratzels widerklingen, daß bei einem Zusammenstoß zwischen eng- und weiträumiger Staatsgesinnung zuletzt und auf die Dauer immer die großräumige den Sieg davontragen werde. Darin liegt für uns Deutsche mit unserer Raumverstümmelung ein beständiger Sporn, die groß- und weiträumige Staatsauffassung trotzdem nicht aus der Seele zu verlieren.

Aber wie das uralte Gegenspiel zwischen Ackerbauern und Nomaden, zwischen seßhaften, bodenständigen und landschweifenden, ausgreifenden Menschen unentbehrlich zur Erschließung der Erde war, so würde auch heute noch ein Staat nur aus Wurzellosen, ohne Bodenverhaftung unstet, wie die Menschen, die ihn vorübergehend zusammenballen; ein Staat aber, der sich nur aus bodenhaftenden,

ackergebundenen Menschen zusammensetzen wollte, würde erstarren und schließlich irgendeinem kecken, um sich greifenden, expansiven Angriff erliegen — trotz aller Aussicht, sich schließlich aus der treuen Erde wiedererneuern zu können, wenn er nur sie nicht unter den Füßen verliert und keine fremde Einwandererschicht zwischen sich und den Boden hineinläßt.

Zwischen der Pflicht des bodentreuen Festhaltens bis zum lebensfeindlichen Erstarren und dem Anspruch auf rastlose Erneuerung des nur im ständigen Kampf um das Dasein sich bewährenden Lebens als äußersten Grenzfällen gibt es viele Übergangszustände, die in ihrer reichen Lebensfülle die Staatsbiologie kennen lehrt, die oft genug Erfahrungen aus den Lebensformen ihrer einzelnen Staatsträger auf die Staaten als Lebensformen anwenden kann. Zuletzt entschleiert sich uns eine Großgruppierung nach Mächten der Erneuerung und Mächten des Beharrens, wie sie in der „Weltpolitik von heute" versucht worden ist. Die Mächte der Erneuerung stehen auf dem Recht, das mit uns geboren ist, dem kommenden Gesetz: einem Anspruch!

Die Mächte des Beharrens, die Vertreter des verteilten Besitzes auf Erden stehen auf der Erbenpflicht des Erhaltens; da, wo sie lebensfeindlich auftritt — aus dem einmal niedergelegten Recht der Vergangenheit das künftige Lebensrecht bekämpfend —, da schafft sie die echte weltpolitische Tragik jener Übergangszeiten und Übergangszustände, in denen beide kämpfenden Teile recht zu haben glauben, auch wenn sie kommendes Leben zerstören oder noch daseinsberechtigtes vor seinem natürlichen Ablauf umpflügen. In solchen Kämpfen mißt sich nicht nur die physische oder militärische Stärke von Staaten und Staatenverbänden, sondern alles, was sie an geistiger, an kulturpolitischer und wirtschaftlicher Kraft für ihre Überzeugungen zu entfalten vermögen; schroff stehen sich Pflichtglaube und Lebensanspruch gegenüber und werden mit allem Rüstzeug der Wissenschaft verfochten.

In solchen Lagen tritt die höchste Ausgleichsfähigkeit als lebensnötige Eigenschaft an den einzelnen, die Gruppe, den Staat und sein Volk und die ganze Menschheit heran. Trotz allem Wortgepränge, deren buntes Spiel namentlich seit der Fehlgründung des Völkerbundes, aber auch schon lange vorher blühend entfaltet war, würde es Lüge sein, den Menschen und Völkern die Vorstellung zu vermitteln, als ob es schon irgendwie sichere, allgemein führende Maßstäbe zwischen Pflicht und Anspruch für den einzelnen wie die Masse gäbe. Im Grunde ist die Menschheit, trotz aller Moralphilosophie, trotz allen Dichtern und Denkern, über das Britenwort: „Right or wrong, my country" — Recht oder Unrecht: ich stehe für mein Land! — nicht hinausgekommen. Selbst unter den Gründern großer Weltreligionen haben nur ganz wenige einzelne Pflicht und Anspruch ihrer Lehrmeinungen durch Verzicht im größten Stile zum Schaden der eigenen Daseinsform verwirklicht; ihre Gefolgschaft hat meist schnell gelernt, die Pflicht des Suchens und Leidens um des Ganzen willen in den Anspruch der Raumforderung und Verkörperung zu

verwandeln. Die Verfolgung dieses Zuges durch die Weltgeschichte gehört zu den bedeutsamsten Aufgaben wissenschaftlicher Politik und entschleiert mehr als vieles andere die verschlungenen Wege praktischer Politik.

Pflicht und Anspruch der geopolitischen Wissenschaft ist es in solchen Fällen, dem harmlos vertrauenden Großteil des Volks aus der Verteilung des Lebensraums auf Erden, aus dem tatsächlich geltenden Raumrecht zu zeigen, wie unvollkommen die Schutzmittel des sogenannten Völkerrechts, des Völkerbundes, in einer Zeit der lokalen, regionalen und universalen Pakte sind.

Greifen wir einen dieser Pakte heraus, bei dem gewiß nicht von irgendeinem Anteil Deutschlands aus Abneigung oder Eifer zu seinem Inhalt die Rede sein kann, etwa die Stimson-Doktrin des amerikanischen Staatssekretärs von 1931, schnell auch angenommen vom Völkerbund als eine neue Grundfeste.

Sein Leitsatz war, daß die amerikanische Regierung nicht beabsichtige, irgendeine Lage, einen Vertrag oder ein Übereinkommen anzuerkennen, das durch Mittel entgegen den Übereinkommen und Verpflichtungen des Pakts von Paris (Kellogg-Pakt) zustande kommen würde.

Eine ähnliche Erklärung sandten am 3. August 1932 neunzehn amerikanische Staaten an Bolivia und Paraguay. Soweit der Anspruch! Aber die Pflicht gebietet, zu sagen, daß seit dem 18. September 1931 die Mandschurei in der Machtzone Japans geblieben ist und der Krieg im Chaco heute noch ausklingt.

Mehr noch: in die gleiche Kerbe schlugen am 10. Oktober 1933 Argentinien, Brasilien, Chile, Mexiko, Paraguay und Uruguay. Der Krieg ging weiter! Mehr noch: Italien trat feierlich am 14. März 1934 dem Abkommen der sechs Staaten bei, und ihm folgten am 27. April 1934 Bolivia, Columbia, Costa Rica, Cuba, Ecuador, El Salvador — das mittlerweile die Mandschurei anerkannt hat —, Guatemala, Haiti, Honduras, Nicaragua, Panama, Venezuela und die Vereinigten Staaten: zwanzig an der Zahl! Der Krieg geht heute noch weiter; und was Italien in Afrika tut, ist auch ohne die schamhafte Genfer Vertagung bis nach der Regenzeit klar. Dieser Schutzvertrag, der Kellogg-Pakt, wird aber als einer der mächtigsten gepriesen und liegt auf der Linie einer feierlichen Sowjet-Türken-Erklärung, daß sie keinen Gewaltvertrag anerkennen würden, und einer ähnlichen der USA. (Philippinen!).

Ein solches Beispiel verrät, wie Pflicht und Anspruch der Grundlage politischer Wissenschaft zusammenklingen müssen in der strengen Forderung, die Wahrheit des Weltbildes zu vermitteln und alle Vernebelungsversuche davon abzustreifen. Diese Forderung schließt eigentlich alles andere in sich. Am Eingang jeder eigenen Tätigkeit auf diesem Felde nach vollzogener Selbsterziehung steht dann die uralte Ärztelehre: „Zunächst einmal nicht schaden!" Gerade gegen sie verstößt der Tatendrang der Jugend mit besonderer Vorliebe, auch aus dem fröhlichen Glauben, weil er die Verhältnisse an einer Stelle, etwa des so höchst mannigfaltigen Grenzbereichs des deutschen Volksbodens, kennt, müsse die an einer Stelle erworbene Erfahrung

für alle gelten. Das träfe aber nur dann zu, wenn wir ringsum dieselbe grenzsetzende Kraft zu begreifen hätten, wie England und Japan mit dem Silbergürtel der See, oder Italien mit Meer und Alpen, Spanien mit Meer und Pyrenäen.

Tatsächlich aber ist es diesem Anspruch jugendlicher Grenzfahrer gegenüber die Pflicht der Wissenschaft, zu bekennen: wie man ehedem einmal im Spott Friedrich den Großen einen König der Grenzen („Roi des frontières") nannte, so kann man heute den Gesamtbereich der deutschen Kultur-, Volks- und Staatsgrenzen geradezu als Übungsfeld sämtlicher Arten von Grenzstudien bezeichnen, in dem, mit Ausnahme der Wüste und der tropischen Waldgürtel, so ziemlich alles vorkommt, was es an grenzsetzenden Kräften auf Erden gibt. Freilich liegt darin und in der ganzen Mannigfaltigkeit des deutschen Volks-, Rassen- und Binnenaufbaus erst recht auch die Forderung nach einer außergewöhnlichen Leistung an politisch-wissenschaftlichem Verständnis begründet.

Daß der gewöhnliche Durchschnitt nicht genügt, davon kann uns unsere an jähen Zusammenbrüchen, gerade nach Zeiträumen märchenhaften Aufstiegs, so reiche Geschichte überzeugen. Deutsche Geschichte erkennen, heißt zwangsläufig die politische Bildungsforderung als Pflicht und Anspruch auf das höchste menschliche Maß übersteigern, wenn wir fortleben wollen in einem vielleicht für kein Großvolk der Erde so schwer gestalteten Kampf ums Dasein.

In der Forderung, die Bedingungen dieses Daseins, und zwar schon vom Antlitz der Erde und seinen Dauerzügen, vom Boden her, mit überwachen Sinnen hellhörig und scharfäugig zu erkennen, besser als die scharfsinnigsten unserer Gegner, gipfeln in Wahrheit Pflicht und Anspruch der Wissenschaft vom Dasein unseres Volkes und seinem Fortleben schlechthin. Steckt auch nur ein Funken Wahrheit in dem uralten Weisheitswort: Zuerst leben, dann Weisheit suchen, so ist die Grundlage politischer Wissenschaft, die Geopolitik, die notwendigste aller Wissenschaften, ob es nun ihre Erzeuger und Zubringer unter den Wissenschaften Wort haben wollen oder nicht. Denn alles Schaffen des einzelnen wurzelt zuletzt im Volksboden; ist er gesund, so reckt sich die Einzelleistung zu ihrer höchsten Wuchsmöglichkeit, zuletzt in die Höhen ewiger Menschheitswerte empor; ist er krank, so wird keine Begabung, kein Einzelgängertum sich frei erheben können.

In solchem Sinne wird als Pflicht und Anspruch der Wissenschaft das starke und gute Wort von Felix Dahn stehenbleiben müssen und nicht verlöscht werden dürfen, wenn nicht Grundwerte ins Wanken kommen sollen, das beiden genugtut mit dem schlichten Satz:

„Das höchste Gut des Mannes ist sein Volk!"

HUBERT STADLER:

Geopolitik in der Volksschule

Notwendigkeit und Möglichkeit ihrer Gestaltung in der Volksschule

Geopolitik in der Volksschule — noch immer sind die Meinungen über diese Frage geteilt, schwanken und tasten in diesem Neuland unterrichtlicher Volksschulpraxis, wiewohl schon Literatur über diese Frage einigermaßen Klärung zu verbreiten suchte.

Aber ist die Frage nicht schon überholt durch die Denkschrift „Geopolitik als nationale Staatswissenschaft", wodurch diese legalen Eingang in die Schule fand, durch die Zelle „Geopolitik im Unterricht" der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik (A. f. G.), durch die schon erwähnte bestehende Literatur wie beispielsweise Kniepers „Geopolitik für die Unterrichtspraxis", Thiesens „Geopolitik in der Volksschule" u. a. neben sonstigen Abhandlungen in pädagogischen Schriften? Daß dennoch nicht selten die Meinungen über Notwendigkeit und vor allem Möglichkeit geopolitischer Gestaltung im Volksschulunterricht auch jetzt noch verschiedene Wege gehen, entspringt einmal dem Trägheitsprinzip, nach dem die Art und Weise bisherigen Erdkundeunterrichtes immer noch ihren Bann auf die Lehrenden ausübt, wobei oft seine gute Seite durch langjährige Erfahrung allzusehr beachtet wird, sodann auch einem gewissen Übereifer anderer nicht einwandfrei orientierter Praktiker, die die Notwendigkeit der Grundlagen für erfolgreichen geopolitischen Unterricht dabei übersehen oder sie doch wenigstens nicht genügend breit nehmen, schließlich der Tatsache, daß auch jetzt noch Anfragen über Möglichkeit geopolitischen Unterrichtes in der Volksschule an höchste Autoritäten der geographischen und geopolitischen Wissenschaft gestellt und diese um ihre Stellungnahme gebeten werden.

Vielleicht vermögen die folgenden Gedanken einen bescheidenen Beitrag zur weiteren Sichtung der Frage, besonders der Möglichkeit, zu geben. Zu ihrer Beurteilung ist eine Reihe von Gesichtspunkten maßgebend, wovon ein hervorstechender der Gegenstandscharakter der Disziplin ist.

Geopolitik — die Lehre von der politischen Lebensform im natürlichen Lebensraum in ihrer Erdgebundenheit und in ihrer Bedingtheit durch geschichtliche Bewegung — öffnet Führenden wie Geführten jenes Stück der Politik, das „berechenbar, wissenschaftlicher Erkenntnis zu einer gewissen Vorausbestimmung zugänglich ist" (Haushofer, „Grundlagen, Wesen und Ziele der Geopolitik" in „Bausteine zur Geopolitik"). Sie bildet Erfahrungsgut für den Absprung in politisches Handeln, ist für die Führer des Staatsschiffes im Ozean der Möglichkeiten politischen Handelns ein Kompaß, bereitet aber außerdem, und das ist für unsere vorliegende Frage mit entscheidend, den Weg für die Masse der Geführten, des Volkes, auf dem es weitgehend und mit Verständnis seinem Führer und den ihm zur Seite

stehenden Helfern zu folgen vermag. Und damit sind wir schon mitten in einem neuen sich hieraus ergebenden wesentlichen Gedanken: der Erfordernis geopolitischer Schulung, und zwar möglichst aller Volksgenossen:

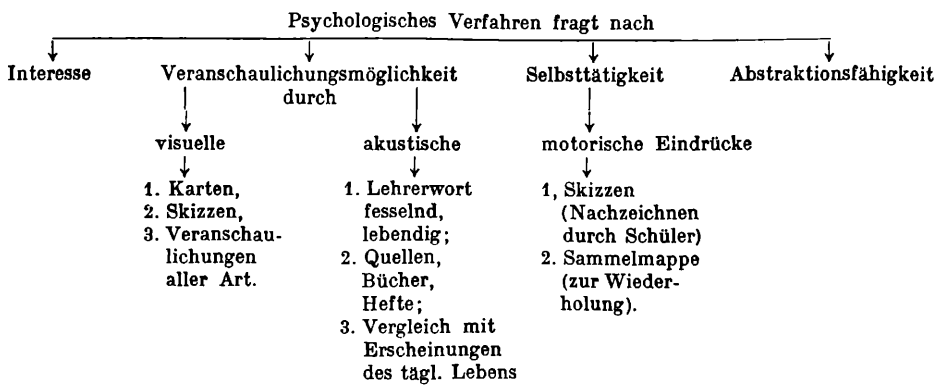
„Einen festen Stand gegenüber den schwankenden Meinungen, dem wirbelnden Nachrichtenspiel des Tages kann sie dem Anfänger bieten, als Land- und Wegmarke zur weltpolitischen Selbsterziehung, die heute mehr als je Pflicht des Volksgenossen ist. Denken in großen Räumen, Schauen auf lange Zeitfristen voraus: Das kann sich der einzelne anerziehen. Damit kann er seine Lebensarbeit sinnvoll einfügen in die ewige Lebensarbeit seines Volkes im Dienste der Menschheit, und ihr Unsterblichkeitswert verleihen ." (Haushofer, Vorwort zu „Weltpolitik von heute").

Diesen höchsten nationalen Bildungswert, der damit angezeigt ist, konnte das bisher vermittelte und erdkundliche Wissen nicht in dem hohen Grade geben und das Kind in solcher Weise zum verantwortungsbewußten, sein Vaterland über alles liebenden Volksgenossen erziehen. Für ihn hat deshalb Geopolitik auch weit höheren praktischen Wert als bloße Landschafts- und Kulturgeographie, als er den notwendigen Maßnahmen der verantwortlich Führenden durch geweckte Einsicht williger folgt.

Geopolitischer Unterricht erzieht zu logischem Denken, zu Sachlichkeit, fördert die Phantasie.

Diese Notwendigkeit seiner Gestaltung auch in der Volksschule läßt nach der Möglichkeit fragen. Sie ergibt sich aus der Betrachtung dreier Faktoren: Volksschulkind — geopolitischer Stoff — und die zwischen beiden stehende Lehrerpersönlichkeit.

Sie bestimmen Möglichkeit wie Methodik der unterrichtlichen Gestaltung. Die Tabelle stellt die vom Kinde aus beachtlichen Grundsätze zusammen.



Das Interesse hängt ab von der Kunst des Lehrers, dem Schüler eine Unterrichtseinheit nahezubringen, ist aber sicherlich für geopolitisches Wissen von vornherein im Kinde vorhanden, da die Geopolitik innerste Lebensfragen unseres Volkes zum Gegenstand hat, der Schüler auf Schritt und Tritt, daheim in der Familie, in den nationalen Jugendverbänden wie HJ. und B.d.M. auf Fragen, die unser Volksleben berühren, stößt und an irgendwelchen Erörterungen teilnimmt.

Als Hilfsmittel der Anschauung dient die Karte; die Schwierigkeiten, aus dem zweidimensionalen Kartenbild das dreidimensionale Raumbild herauszulesen, die Symbolik der Karte zu deuten, müssen durch Übungen auf der Stufe der Heimatkunde schon, soweit als möglich gemindert werden. Der Schritt vom analytischen zum synthetischen Kartenmaterial ist möglich, dazu kommt, daß Andeutungsmittel wie Pfeile und Farben u. a. stark anschaulich wirken[1]). Die Eigentätigkeit durch das Nachzeichnen vorentworfener Skizzen trägt viel zum Verständnis und zur Wissensverankerung bei. Die Fähigkeit zur Abstraktion, zur Einsicht und Herauslösung von Gesetzen setzt Grenzen hinsichtlich des Alters sowie der Größe der unterrichtlichen Probleme. Freilich vermag auch hier das Lehrgeschick die Grenzen zu weiten. Es dürfte jedenfalls möglich sein, vom 6. Schülerjahrgang an auf Entwicklung des Verständnisses für einfachste geopolitische Wahrheiten hinzuwirken.

Aber auch der geopolitische Stoff selbst, nicht bloß seine psychologische Überbrückung, muß in Ausmaß und Eigenart zur Entscheidung der gestellten Frage herangezogen werden. Hinsichtlich des Ausmaßes ist in Berücksichtigung der in der Volksschule zur Verfügung stehenden Zeit der deutsche Raum in den Mittelpunkt geopolitischer Betrachtung zu stellen und notwendigerweise die außerdeutscher Räume kursorischer zu gestalten, wenn auch freilich nicht von der unterrichtlichen Gestaltung auszuschließen. Doch wird man, weil ja die Geopolitik selbst solches Wissen voraussetzt und benötigt, meiner Ansicht, niemals auf maßvolles Wissen um naturhafte und kulturhafte Ausstattung der Räume, vor allem des deutschen, verzichten können; der geopolitischen Betrachtung wird also Landschafts- und Kulturbild vorangehen müssen. In welcher Weise der Lehrgang weiterhin aufgebaut wird, kann nicht Zweck dieser Arbeit sein. Ich möchte bei dieser Gelegenheit noch auf eine besondere Seite der stofflichen Frage hinweisen.

In unseren bayerischen Schulen ist beispielsweise in der derzeit noch bestehenden Lehrordnung im 5. Schülerjahrgang Süddeutschland, im 6. Deutschland und im 7. die ganze übrige Welt, abgesehen von Behandlungen aus dem Gebiet der Erd- und Himmelskunde, die jedes Jahr mehrere Wochen — gering gerechnet — beanspruchen, dem Schüler vorzuführen bei etwa durchschnittlich zwei Wochenstunden in der ausgebauten Schule. In der wenig gegliederten ländlichen gestalten sich die Verhältnisse noch weniger günstig. Hier sollte zugunsten geopolitischer Probleme durch Umgestaltung der Stoffverteilung, etwa durch Ausdehnung geopolitischen Unterrichts auf das achte Schuljahr innerhalb des Faches „Kulturkunde", bzw. auf das 1. Jahr der Landfortbildungsschule, der Geographie und Geopolitik mehr Raum gegeben werden.

Im übrigen wird sich, wie dies ja bis jetzt auch schon mit erdkundlichen Stoffen geschah, durch Gestaltung der Geopolitik als Unterrichtsprinzip

[1]) Besonders anschauliche Kraft kommt, auch für die Volksschule, der suggestiven Karte im Geopolitikunterricht zu.

Zeit gewinnen lassen. Mit Geschichte zusammen, als echte „Vaterlandskunde" gedacht, ist sie so verknüpft, daß dem Lehrer Freiheit in etwa notwendig werdenden augenblicklichen Verschiebungen zwischen beiden Fächern gestattet werden kann. Die Geschichte bietet bedeutsame geopolitische Probleme genug, das zukünftige Lesebuch wird Stücke geopolitischen Inhalts bieten müssen, der Unterrichtsfilm, der ohnedies nach teilweisen bisherigen Erfahrungen tastend nach geeigneten Stoffen sucht und nicht immer Ansprüchen der Schule zu genügen vermochte, findet hier große Möglichkeiten, das Wissen der Kinder um ihr Vaterland zu mehren, so beispielsweise dynamische Vorgänge der Volksdichte und ihre Auswirkungen zu veranschaulichen.

So wäre dem Rufe Lautensachs wenigstens in etwas nachgekommen, den ich hier nochmals anführen möchte: das Plätzchen, das der Geographie heute auf den Schulen gegönnt wird, meist nur eine Wochenstunde, ist viel zu klein . und so ist unser Ruf: Geopolitische Bildung ins deutsche Volk gleichbedeutend mit der Forderung: Mehr Geographie in die deutsche Schule!" („Bausteine", S. 306). Zwischen Schüler und geopolitischem Stoff steht als Brücke die Lehrerpersönlichkeit.

Wie „an der Persönlichkeit, die stets einen entscheidenden Einfluß auf Politik, Wirtschaft und Kultur ausüben wird, die Möglichkeit einer wissenschaftlichen Untersuchung oder Deutung endet" (Haushofer) und auch auf den anderen Gebieten die Persönlichkeit oft letzte Instanz ist, so ist die beste unterrichtliche Theorie nichts ohne die geeignete Lehrerpersönlichkeit. So trägt auch in der Schulstube die Lehrerarbeit stark persönliches Gepräge, ist in bezug auf das Ringen nach der dem Kinde gemäßesten, sachlichsten und ergiebigsten Form eine künstlerische und kann sehr wohl in ihm den Sinn, das Interesse, ja das Verlangen nach geopolitischen Tatsachen freilegen und vermehren. Und auch der weniger reich mit Unterrichtskunst gesegnete Lehrer kann bei dem großen Interesse, das unsere Jugend heute Problemen unseres Volks- und Staatslebens entgegenbringt, bei einiger Liebe zum Stoff und zur Jugend — zur deutschen Jugend — über das Kind ins Elternhaus hinein, in dem ja oft im Kreise der Familie unser Volksleben berührende Fragen aufgeworfen werden, ungemein fruchtbringend wirken.

Umgekehrt kommen dann Antriebe zur Behandlung geopolitischer Probleme im Unterricht vom Schüler her in der jedem Lehrer unzählige Male begegneten Form: „Herr Lehrer, gestern ist in der Zeitung gestanden . . ." oder hat mein Vater aus der Zeitung vorgelesen, daß . usw., und gerade diese vom Schüler selbst ausgehenden Antriebe sind äußerst wertvoll und aufzufangen.

Und welcher deutsche Lehrer würde nicht gerne, ohne Rücksicht auf die segensreiche Verwertung im Unterricht aus sich heraus sich ohne weiteres mit geopolitischen Fragen beschäftigen, um langsam mit eigenen Augen sehen, selbst eine gewaltige Veränderung im Volks- und Völkerleben tiefer verstehen zu können.

So muß man also bei der Beurteilung der Möglichkeit, auch dem Volksschulkinde geopolitisches Wissen zu vermitteln, die Kraft, die vom Lehrer hiefür ausgeht, wohl in Rechnung stellen.

Da der Volksschüler mit dem Ende der Volksschulzeit ja nicht aus der Schule entlassen ist, sondern sein Schulweg sich irgendwie fortsetzt, sei es in die Fach- oder Berufsfortbildungsschule, in die allgemeine Fortbildungsschule, in die Aufbauschule oder schließlich in die Volkshochschule, so ergibt sich hieraus die Möglichkeit, das angebahnte Wissen um geopolitische Tatsachen weiter zu pflegen und auszubilden, aber auch natürlich die Pflicht all jener Schulen, solches in noch größerem Maße zu bilden, als die Volksschule es vermag. Gerade in diesem Zusammenhang möchte ich noch auf den Stoffplan der ländlichen Volksfortbildungsschule hinweisen, der die drei Jahre hindurch im Fach „Heimatlebenskunde" dem Lehrer Unterricht in Landwirtschaft, wie beispielsweise im heimischen Futterbau und der heimischen Viehzucht auferlegt, dem der meist von der Stadt her Kommende um so fremder gegenübersteht, als er niemals solchen Unterricht vorher selbst genoß. Ich konnte, von dieser Tatsache abgesehen, feststellen, daß die mit diesen Dingen ohnedies vom Elternhaus her vertraute Landjugend viel mehr aufhorchte, wenn sich Gelegenheiten fanden, um ihnen geschichtliche oder erdkundliche Werte nahezubringen, die ihren geistigen Schatz vermehrten. Hier kann geopolitischem Unterricht breiter Raum um so mehr gegeben werden, als dem Lehrer sich durch das reifere Alter der Schuljugend mehr stoffliche Möglichkeiten zur Behandlung bieten.

Daß Tausende von Lehrern eine solche Änderung begrüßen, ist gewiß.

Zusammenfassend ergibt sich also:

Geopolitischer Unterricht in der Volksschule ist möglich aus psychologischen und notwendig aus nationalen Erwägungen. Er trägt hohe Bildungswerte in sich. Er kann als Fach innerhalb des Erdkundeunterrichtes, besonders des Kulturkundeunterrichtes, als Prinzip sich vor allem durch Geschichte und Deutsch erstrecken. Mit Geschichte zusammen bildet er wirkliche Vaterlandskunde. Er wird das Gebäude erdkundlichen Unterrichtes sein, das aber durch notwendige allgemeine geographische Kenntnisse, vor allem im vaterländischen Raum, auf sichere Grundlage gebaut werden muß. In stofflicher Hinsicht wäre in den Mittelpunkt geopolitischer Betrachtung der deutsche Lebensraum zu stellen und die außerdeutscher Räume kursorischer zu gestalten. Die mit Liebe zum Stoff und zum Kinde erfüllte Lehrerpersönlichkeit kann hier in weitgehendem Maße auftretende Schwierigkeiten hinsichtlich des Verständnisses überwinden. Sie wird stets aus den von der geopolitischen Wissenschaft gereichten Wahrheiten und Erkenntnissen schöpfen müssen. Die Volksschule kann das Streben des einzelnen nach geopolitischen Kenntnissen nur anbahnen; Aufgabe der Fortbildungsschulen wird es sein, es weiter auszustatten zur Freude und zum Segen jedes einzelnen wie der deutschen Gesamtheit.

KARL HAUSHOFER:

„Weiter Raum wirkt lebenerhaltend" —

Ein Volk, dem sein Lebensraum von weltenweiten Betätigungsfeldern in vier Erdteilen und auf allen Weltmeeren, von der Möglichkeit, über Luftstützpunkte weltüber zu verfügen, herabgedrückt ist auf ein verstümmeltes Reich in Mitteleuropa, in zwei Teile aufgespalten, auf einen ohnmächtigen Kleinstaat und zwei bevormundete Gaue, kann dieses herbe Wort von F. Ratzel nur entweder wie einer Totenglocke Klang oder wie einen Sporn zu höchster Raumbewältigungsleistung empfinden.

Wie man die Grundlage zu einer solchen Raumbewältigungsleistung durch eine überlegene Kenntnis des Raumes als Waffe und Werkzeug erwirbt, dazu will Rupert von Schumacher [1]) den Weg weisen. Es ist ein schleierloses Buch von furchtbarer Folgerichtigkeit und Wahrheitsliebe für den, der es bis ins Letzte durchdenkt. Denn es läßt keinen Raum für die leiseste Lüge aus Mitleid, Schonung oder Tarnung, am wenigsten Raum für die wieder so beliebt gewordene Selbstbelügung der europäischen Menschheit über das, was ihr droht — nicht zuletzt durch eigene Schuld.

Aber diese Schuld hat sie nun einmal auf sich geladen und selbst die Hemmungen gegen die schon begonnene Europäisierung der Menschheit aufgerichtet. Es ist müßig, über den Schuldanteil zu streiten, müßiger noch, Luftschloßbauten darüber anzustellen, wie es bei anderem Verhalten hätte kommen können. Feststellungen darüber haben kaum anderen Wert als die Staatsromane, die menschliche Einbildungskraft zu allen Zeiten hervorgebracht hat, in denen ihr das Hineinblicken in die harten Züge der Wirklichkeit unerträglich schien. Rupert von Schumacher verfährt umgekehrt. Er zeigt die Tatsachen vom Raume her und prüft, was an ihnen unentrinnbar, was durch überlegene Kunst und Wissenschaft, durch ein Erheben über den Zwang des Raumes abwendbar ist. Das ist mehr, als die Schöpfer auch aller neuzeitlichen Staatsromane und Zukunftskriege glauben. Aber es ist höchste Zeit, sich über die Daseinsbedingungen, über die Möglichkeit des Überlebens der Kleinräumigen klarzuwerden, wenn man zu ihnen gehört. Ist dieses Ziel einmal erkannt, so läßt es den denkenden Leser nicht mehr los. Für ihn ist das Buch lebensnotwendig. Für andere ist es nicht geschrieben!

---

1) Rupert von Schumacher: Der Raum als Waffe. Berlin 1935, Edwin-Runge-Verlag.

KURT VOWINCKEL:

Beobachtungsleistungen der Geopolitik

1. **Colin Ross: Mit Kind und Kegel in der Arktis.** 8°, 218 S. Mit 50 Abb. und 1 Karte, Leipzig 1934, Brockhaus. Geheftet RM. 3.65, Leinen RM. 4.60.

2. **Colin Ross: Zwischen USA und dem Pol. Durch Kanada, Neufundland, Labrador und die Arktis.** 8°, 310 S. Mit 71 Abb. und 1 Karte, Leipzig 1934, Brockhaus. Geheftet RM. 4.85, Leinen RM. 6.—.

3. **Colin Ross: Amerikas Schicksalsstunde.** 8°, 312 S. Mit 74 Abb. und 1 Karte, Leipzig 1935, Brockhaus. Geheftet RM. 4.85, Leinen RM. 6.—.

Wenn die Geopolitik gefragt werden sollte: wo sie die von ihr selbst stets geforderten volkstümlich-verständlichen, dabei wissenschaftlich gesicherten Leistungen aufzuweisen habe, wird sie vor allem auf die Werke von Colin Ross verweisen. Er ist in einem Ausmaß instinktsicherer Beobachter, kenntnisreicher Wissenschaftler, klar schauender Politiker und leicht gestaltender Schriftsteller, — ist mit einem Wort praktischer Geopolitiker wie nur wenige andere Deutsche. In seinen bisher 11 Reisebeschreibungen und den beiden Deutungsversuchen: „Die Welt auf der Waage" und „Der Wille der Welt" vermittelt er einen Einblick in die tieferen Strömungen der Weltentwicklung, der sicher oft persönlich gefärbt, in einzelnem vielleicht auch anfechtbar, im ganzen aber eine überragende Lebensleistung ist. Gerade die „Zeitschrift für Geopolitik", deren ständiger Mitarbeiter Colin Ross ist, kann es sich versagen, hierauf näher einzugehen: hat sie doch vor allem der Pazifikschilderung: „Das Meer der

Entscheidung" immer wieder verdienterweise Bahn gebrochen! Sie muß heute mit allem Nachdruck hinweisen auf die drei letzten Werke, den Niederschlag einer jetzt abgeschlossenen, fast zweijährigen Reise durch den Nordteil des Kontinents Amerika. Die drei Bände bedeuten ein Wachsen: „Mit Kind und Kegel in die Arktis" ist im wesentlichen noch Reisebeschreibung, abgestellt auf die Beobachtung des einzigartigen Verhältnisses zwischen Mensch und einer unvorstellbar kärglichen Natur. Sehr nachdenkliche Streiflichter fallen auf die Auswirkungen der Zivilisation in einem solchen, gerade eben noch ausgewogenen Lebensverhältnis; sie hat mit ihrer die Lebenszähigkeit des Menschen untergrabenden Wirkung in der Region ewigen Eises nichts zu suchen. Im Gegenteil: wer von den Weißen dort leben will, hat sich mehr und mehr den Lebensgewohnheiten des Eskimo anzupassen.

„Zwischen USA und Pol", die Frucht einer Reise durch Kanada, ist schon ein Schritt weiter, ist die Vorbereitung auf den Aufenthalt in den Vereinigten Staaten. Zwar ist die ausführlich gewertete und gedeutete Tatsache der geopolitischen Zerrungen, die sich aus der Unnatur des Staatsraums, der Ungleichmäßigkeit des Volkskörpers in Kanada, insbesondere des eingesprengten französischen Volksteiles ergeben, schon ein Übergang zu der Nationalitätenfrage, die den nächsten Band beherrscht. Im ganzen ist aber das Kanadawerk noch impressionistisch aufgebaut, in einer „Tüpfelmanier" gleichsam, die den Reiz des Subjektiv-Persönlichen stark besitzt, sich aber nicht immer zur Einheit eines sachlich eindrucksvollen Gesamtbildes fügt.

Dies aber ist das wesentliche und erstaunliche Merkmal von: „Amerikas Schicksalswende". Erstaunlich insofern, als die Probleme dieses aus allen Fugen geratenen Riesenreiches unendlich viel schwieriger auf einen geopolitischen Nenner zu bringen sind als die fast aller anderen Räume. Man fühlt aus diesem klar gegliederten und geschlossen aufgebauten Buch, wie den Verfasser der beginnende Ablösungsvorgang aus einer anscheinend so festgefügten Daseinsform fesselt, wie ihn die unerhörte Stoßkraft eines zu neuer Entwicklung, sich selbst noch fast unbewußt ansetzenden Volkskörpers gepackt hat. Diese Umwälzung so zu sehen und zu werten, setzt allerdings zweierlei voraus: das selbst gewonnene, das „erwanderte" Weltbild zum einen, die Kenntnis und die begeisterte Bejahung des revolutionären Vorganges zum andern, den wir in Deutschland erleben durften.

An dem Entstehen dieses Bildes vom neuen Amerika nimmt der Leser mit Hingabe teil. Er fühlt förmlich das Eindringen der Einzelbeobachtung mit, den Verarbeitungsvorgang, die Rückwirkung auf das Weltbild in Colin Ross. Die Zusammenfassung des Geschauten und das Ergebnis der Reise selbst sind unsern Lesern aus der Aufsatzfolge der ersten Hefte dieses Jahrgangs bekannt.

Um zum Schluß auf unsere einleitende Feststellung zurückzukommen: diese Bände, in besonderem Maß aber „Amerikas Schicksalswende", sind geopolitische Werke hohen Grades. Sie konnte kein Geograph schreiben: sein Blick ist dem Boden verhaftet, ihm fehlt mit ganz wenigen Ausnahmen das Erfühlen des Volkskörpers, das Verstehen des Staates, die innige Berührung mit der Welt des Staatsmannes. Ähnliches gilt für den Bevölkerungswissenschaftler und Historiker. Erst recht versagt sind Tiefblick, wie diese Bücher darstellen, meist dem Politiker, — er ist der Augenblicksmensch, selbst wenn er Kraftströme gefährlichsten Ausmaßes anzusetzen und zu lenken unternimmt, wie jetzt Roosevelt. Es ist Geopolitik, die dies alles in der Zusammenschau zu vereinigen sucht. Und daß Colin Ross diese Zusammenschau leicht zu gestalten weiß, plaudernd fast und fesselnd, ohne die unendlich mühevolle, rastlose und tiefgreifende Eigenarbeit sichtbar werden zu lassen, die wir von ihm kennen, das werden ihm die Leser besonders danken, die er damit fast unmerklich zu einem weiträumigen Weltbild führt.

Hans Hummel und Rupert von Schumacher: Büchertafel

Fortsetzung aus Heft 6

2. **Ida Görzel, Hellmut Gottschalk, August Lösch:** Technische Umwälzungen, internationale Standortverschiebungen und Protektionismus in der Nachkriegszeit. In: Zwischenstaatliche Wirtschaft, H. 2—4, 116 S. Junker & Dünnhaupt, Berlin 1934. Brosch. RM. 5.40.

Einige auffallende Ereignisse auf dem Gebiete der technischen Neuerungen sowohl des Werkstoffes als des Werkzeuges werden herausgegriffen und in ihrer Einwirkung auf die Frage des Standortes und auf die Schutzzollpolitik geprüft. So untersucht z. B. Ida Görzel sehr instruktiv die Wirkung des Mäh-

dreschers im besonderen in den USA. Die Görzelsche agrarpolitische Arbeit nimmt weitaus den größten Teil des Sammelwerkes ein. Gottschalk greift die durch technische Neuerungen bedingte Standortverschiebung und Zollpolitik für Methanol, Zink und Eisen heraus, Lösch bei der Frage nach der Veränderung der Luxusindustrie den deutschen Autozoll und die europäische Filmerzeugung.

3. **Kurt Kroymann:** Clearing und Kompensation im Außenhandel. 62 S. Hanseat. Verlagsanst., Hamburg 1934. Kart. RM. 2.—.

4. **Walter Grävell, Hans P. Danielcik, Werner Daitz, Ernst Schultze:** Ausfuhr ist not! In: Wirtsch.-soz. Weltfragen, H. 2, 96 S., Enke, Stuttgart 1934. Brosch. RM. 3.—.

Daß in den Zeiten so schwerer wirtschaftlicher Strukturänderungen wie in der Nachkriegszeit eine staatserhaltende Währungspolitik erheblichen Zwang auf den Außenhandel ausübt, ist eine Erfahrung von geschichtlicher Häufigkeit. Neue Formen des zwischenstaatlichen Verkehrs tun sich mehr oder weniger notgedrungen auf, in den Vordergrund des Außenhandels und somit der Weltwirtschaft, also der politischen Theorie der Wirtschaft, rückt das Geldproblem. Das Clearing wird zu einer Zeiterscheinung und hat als zunächst währungspolitische Maßnahme schwerwiegende Richtungsveränderungen des Außenhandels der meisten Nationalwirtschaften im Gefolge. Einen sehr klaren, definierenden Beitrag zu diesem wichtigen Problem des Augenblicks liefert K. (3), der über Kapitalforderungen und Warenverkehr, über Staats- und Privatclearing, über Zahlungs- und Warenclearing unterrichtet und auf dem Wege über das Kompensationsproblem dieselben Fragen anschneidet, die in (4) leidenschaftlicher von nationalsozialistischen Wirtschaftsfachleuten erörtert werden. Die Umschichtung der Weltwirtschaft zur Großraumwirtschaft, der Meistbegünstigung zur Kompensation findet eindrucksvolle Erläuterung. Am wichtigsten der Beitrag von Daitz, der Aufstieg und Niedergang der Hanse in den Rahmen der Wirtschaftsentwicklung stellt und nunmehr nach dem Ableben der „freien" Wirtschaft die in der Z. f. G. seit je aufgestellte Forderung nach der Großraumwirtschaft aufwirft, die in früheren Werken von Daitz schon oft meisterhafte Auswertung gefunden hat.

5. **Karl Petermann:** Der Zollkrieg als Kampfmittel der äußeren Wirtschaftspolitik. In: Wirtsch.-soz. Weltfragen, H. 3. Enke, Stuttgart 1934. Br. RM. 5.—.

Eine sehr anregende Arbeit über Wesen und Form des politischen und wirtschaftlichen Zollkrieges, der schwerwiegende Standortverschiebungen und Strukturwandlungen bei direkt und indirekt beteiligten zur Folge hat. Begriffe wie Kampfzoll, Zollbündnis usw. werden in Zusammenhang mit geschichtlichen, politischen Tatsachen gebracht, im ganzen eine sehr durchdachte und weitschauende Schrift.

6. **Ferdinand Friedensburg:** Kohle und Eisen im Weltkrieg und in den Friedensschlüssen. 332 S., 13 Karten. Oldenbourg, München und Berlin 1934. Br. RM. 7.50, geb. RM. 8.80.

Eine geopolitisch-wirtschaftsgeographische Studie von seltenem Format, eindrucksvoll in den Tatsachen, konstruktiv in der Erörterung. Es ist ein grundlegendes Buch für jedes wehrwirtschaftliche Studium, zumal es sich mit den wesentlichsten Kriegsrohstoffen befaßt. Nach einer allgemeinen Bemerkung über die Wichtigkeit von Kohle und Eisen in Weltwirtschaft und Weltpolitik und einer ausführlichen Einleitung über die Lage vor dem Weltkrieg, behandelt F. eingehend die Ausgangsstellung 1914, die Entwicklung während des Krieges und die Veränderung der Lage durch die Friedenschlüsse. Bisher nicht in diesem Zusammenhang zusammengestelltes Zahlenmaterial erklärt schlaglichtartig zunächst nicht erkannte Probleme vom wehrwirtschaftlichen Standpunkt her. Dem Ruhrkampf und dem Saargebiet sind besondere Teile gewidmet. Instruktive Karten der Rohstoffstandorte und ihrer Beziehungen militärischer und politischer Art sind beigegeben.

7. **Georg Sinner:** Gefährdetes Europa. 147 S. Strecker & Schröder, Stuttgart 1932. Kart. RM. 2.80, geb. RM. 4.—.

Das Buch ist als warnende Einführung in den Problemkreis der tropischen Industrialisierung gedacht und auf einer erheblichen Fülle von Material aufgebaut. Trotz des bewußt technischen Standpunktes im ganzen wohl etwas zu schwarz gesehen und etwas zu sentimental in den Schlußfolgerungen. Das Verkriechen Europas in sich selbst wird kaum die gewünschten Erfolge zeitigen. Wenn auch die Weltwirtschaft mit der fortschreitenden Industrialisierung der Tropenländer zum Teufel gehen mag, — der Vorsprung Europas als Mutterland moderner Technik und ewig jungen Erfindertriebes bleibt in einer gewissen Spanne wohl zunächst noch erhalten.

8. **Hanns Günther:** In hundert Jahren. 78 S., 26 Abb. Franck, Stuttgart 1932.

Eine Utopie mit realen Hintergründen: die kohlenlose Energieversorgung der Welt aus Gezeiten, Wind, Wärme, Kälte, Brandung usw., jeweils technisch längst im Bereich des Möglichen, praktisch noch unmöglich, da die Wirtschaftlichkeit in keinem Falle garantiert ist.

9. **K. Hintze:** Geographie und Geschichte der Ernährung. 330 S. Thieme, Leipzig 1934. Br. RM. 21.—.

Ein Unternehmen von außerordentlicher Tragweite. H. ist sich wohl selbst der Schwierigkeit eines so zusammenfassenden Buches bewußt und betrachtet seine Arbeit nur als Erörterungsgrundlage. Eine ungeheure Menge Material steckt in dem Werk; ob aber die Quellenauswahl sehr überarbeitet ist, mag dahingestellt bleiben — eine gewisse Willkürlichkeit muß immer bei einem so großangelegten Werke walten. Leider ist auch der Stil gelegentlich nicht überzeugend. Von diesen Mängeln abgesehen, ist mit der Veröffentlichung des Werkes ein großer Dienst geleistet. In knappen Abschnitten tritt H. den Gang über die ganze Erde und durch die ganze Geschichte an, gibt die ernährungskulturellen Unterlagen für wirtschaftliche Wandlungen und Bedingungen. Er ist über das Reisproblem Chinas ebenso unterrichtet wie über den Verbrauchswandel des Zuckers vom Luxusprodukt zum Nahrungsmittel. Ein Buch, das gerade wegen seiner Frische, mit dem die Dinge angepackt werden, in jede wirtschafts- und kulturgeographische Bücherei gehört.

10. **Andreas Sprecher von Bernegg:** Tropische und subtropische Wirtschaftspflanzen. III. Teil: 1. Bd.: Kakao und Kola, 275 S., 48 Abb.; 2. Bd.: Kaffee und Guarana, 297 S., 54 Abb. Enke Stuttgart 1934. Br. RM. 18.70 und RM. 21.—, geb. RM. 21.— und RM. 23.—.

Das ausgezeichnete Handbuch ist weiter fortgeschritten. Obgleich ein großer Teil der beiden vorliegenden Bände entsprechend seinem Verwendungszweck den technischen und pflanzenphysiologischen Fragen gewidmet ist, fordert der weltwirtschaftliche, statistische und Standortfragen erörternde Teil das Interesse des politisch-wirtschaftlich interessierten Lesers. Das Werk ist ein hervorragendes Gegenstück zu der berühmten Weltmontanstatistik Meisners, die eine ähnliche Anlage zeigt. Zur Erkenntnis tropischer Wirtschafts- und Kulturfragen ist das Werk unentbehrlich. Im Kaffee-Band ist eine knappe Monographie der brasilianischen Valorisationspolitik enthalten, die zu der Herde schwarzer Schafe gehört, die der unentwegte Weltwirtschaftspolitiker verdammt.

11. **Erich Freund:** Kautschuk in der Weltwirtschaft. 59 S. Perles, Wien und Leipzig 1934. Kart. RM. 2.10.

Durch raumbedingte Kürzungen ist das Thema inhaltlich in: Welthandel des Kautschuk abgeändert; sein Wert ist dadurch erheblich vermindert. Übrigbleibt eine Handelsstatistik der Erzeuger- und Verbraucherländer, wobei die wirtschaftsgeographische Tendenz des unveröffentlichten Gesamtwerkes zu stark hervortritt; es wird somit eine statische Schilderung über den wohl interessantesten Welthandelsartikel erzielt, die durch eine stärkere Berücksichtigung marktanalytischer Forschungen, wie sie richtungweisend vom Schumacher-Kreis betrieben wird, hätte gehoben werden können. Zudem fällt die Veröffentlichung mit dem Erscheinen der umfangreichen Monographie Hübners zusammen, die den Stoff erschöpfend behandelt.

12. **Alfred Weise:** Vom Wildpfad zur Motorstraße. 166 S., viele Abb. Verkehrswiss. Lehrmittelges., Berlin 1933.

So bunt und nett wie der Einband ist auch der Inhalt, der in erzählender Form in die Geschichte des Verkehrswesen einführen soll.

13. **H. Orlovius u. a.:** Luftverkehr über dem Ozean. 142 S., 49 Abb., viele Skizzen. Mittler, Berlin 1934. Geb. RM. 4.80.

Eine Versammlung kompetenter Autoren gibt dem an sich volkstümlichen Werk seinen wissenschaftlichen Reiz: Orlovius über Weltluftverkehr, Schiller über die Zeppelinflüge, Holzapfel mit einem Bericht über die ersten Transozeanflüge, Gronau über seine Flugbootflüge, Seilkopf über Flugwetter auf dem Ozean, Ritscher über Navigation, Wegener über die Luftfahrten im Dienste der Polarforschung. Alles in allem ein gut ausgestattetes, gut unterrichtendes Sammelwerk. Wir bitten bei Neuauflage einen Irrtum zu beseitigen (Seite 7): Obgleich bereits die Phöniker das Segel kannten, benutzten die Meerfahrer der Griechen und Römer überwiegend das Ruderschiff; und daß die Entdeckungsreisen des Columbus u. a. durch die Erfindung des Dampfschiffes ermöglicht wurden, dürfte nicht den Tatsachen entsprechen.

West- und Südeuropa

1. **Brand Klaas van den Berg:** Het laagveengebied van Friesland. 76 S., 2 Karten. Van der Loeff, Enschede 1933.

Wiederum liegt eine ausgezeichnete Einzelmonographie über einen holländischen Landesteil vor, über das niedriggelegene Veenland Westfriesland. Ursprünglicher Zustand, Eindringen und Bearbeitung des Menschen, der tatsächliche Erfolg seiner Arbeit, derzeitiger sozialer und wirtschaftlicher Zustand werden unter Zugrundelegung einwandfreien Materials beschrieben.

2. **Bernhard Pier:** Rassenbiologische Betrachtungsweise der Geschichte Englands. 55 S. Diesterweg, Frankfurt a. M. 1935. Kart. RM. 1.35.

Mit neuartigen Betrachtungsversuchen zuerst in der Schulbuchliteratur zu gehen, ist

gewagt, zumal wenn der Titel nicht hält, was er verspricht. Die zweifellos richtige Rassenbetrachtung im ersten Teil wird nicht auf die Geschichte übertragen, sondern in diesem Teil ist die Völkerpsychologie vorherrschend, was man beileibe nicht verwechseln soll. Immerhin ist der Versuch insofern gelungen, als die erste Abkehr von trockener Geschichtsbetrachtung erreicht wird.

3. **Hugo Preller:** Englands Weltpolitik als Gleichgewichtspolitik. Göschen Nr. 1088, 158 S., 5 Karten. De Gruyter, Berlin und Leipzig 1935. Geb. RM. 1.62.

Eine vortreffliche kurzgefaßte Darstellung der englischen Geschichte der letzten hundert Jahre, aufgebaut auf dem Gedanken der Balance of power, von England gerade jetzt wieder in den Vordergrund gerückt.

4. **S. J. Catiforis:** La crise de la monnaie anglaise (1931). 210 S. Recueil Sirey, Paris 1934.

Ausführliche Studie über die englische Währungs- und Handelspolitik seit der Revalorisation des Pfundes und den Reformen der Jahre 1925 und 1928, über den Einfluß dieser Revalorisation auf Handel und Finanzwesen, über die entstehende Krise und die folgende Abwertung des Pfundes.

5. **Bernhard Piper:** Rassenbiologische Betrachtungsweise der Geschichte Frankreichs. 65 S. Diesterweg, Frankfurt a. M. 1935. Kart. RM. 1.35.

Hierzu gilt in vollem Maße das zu (3) Gesagte. Allerdings ist die Betrachtung Frankreichs in diesem Zusammenhang einfacher und also auch besser durchgeführt. Der letzte Satz des Büchleins ist unklar. Wenn er aber so gemeint ist, wie er dasteht, so ist er zumindest nicht gerade sehr diplomatisch.

6. **Gustav Roloff:** Französische Geschichte. Göschen Nr. 85, 174 S., 9 Karten. De Gruyter, Berlin und Leipzig 1934. Geb. RM. 1.62.

7. **Gustav Roloff:** Frankreichs Wiederaufstieg zur Weltmacht und zum Empire. Göschen Nr. 1090, 130 S., 10 Karten. De Gruyter, Berlin und Leipzig 1935. Geb. RM. 1.62.

Das erste Bändchen gibt einen schnellen Abriß der französischen Geschichte unter Verwendung der wirklich wesentlichen Daten aus der Entstehungszeit, der Gruppierung aus dem Seinebecken, dem Kampf gegen England und Habsburg, der Revolution, den zwei Kaiserreichen und drei Republiken. Dieser letzte Teil wird im zweiten Bändchen erweitert genauer dargestellt, in dem der Kampf um die europäische Hegemonie besonders im 20. Jahrhundert eine vortreffliche Schilderung findet. Von gutem Quellenmaterial und sauberen Karten unterstützt, reihen sich die beiden Bändchen in die Veröffentlichungen Karl Haushofers über Japan, Prellers über England und Luckwaldts über die USA. ergänzend ein.

8. **Edzard Hobbing:** Frankreichs Kolonialreich als Basis seiner Weltmacht. 182 S., leider keine Karten. Eigenverlag 1934.

Diese Dissertation bei Prof. Walter Vogel und Prof. Hoetzsch hätte wohl verdient, in eine Reihe aufgenommen zu werden und einen weiteren Wirkungskreis zu finden. Aus umfassender Kenntnis des Quellenmaterials heraus hat H. das Wesentliche zusammengestellt, nicht um eine Monographie des französischen Kolonialreiches zu schreiben — das wäre nichts Neues —, sondern um die Statik des Kolonialreiches in die Dynamik französischer Weltpolitik hineinzustellen. Eine Arbeit, die uneingeschränkt zur guten geopolitischen Literatur gerechnet werden muß.

9. **Wilhelm Ziesemer:** Das Land der Basken. 200 S., 64 Abb. Hobbing, Berlin 1934. Geb. RM. 6.80.

In der Hobbingschen Völkerkundereihe, die in der Bildausstattung der bisher erschienen Bände gleich gut, im Text sehr verschiedenartig war, ist jetzt ein Basken-Band erschienen, der ausgezeichnete Bilder und einen flüssigen, lebendigen Text hat. Die Bilder dieser Reihe sind einfach nicht zu übertreffen und stehen würdig neben „Atlantis".

10. **Alfred Maderno:** Germanisches Kulturerbe am Mittelmeer. 207 S. Keilverlag, Berlin 1935. Br. RM. 2.50, geb. RM. 4.—.

Der Titel des Buches ist dankenswert und neu, das Buch selbst ist weniger dankenswert. Selbst wenn man keine Ansprüche erhebt, darf ein stilgerechter Reisejournalismus gerade über einem solchen Thema, das mit sehr heiklen historischen Fragen verbunden ist, nicht in Oberflächlichkeit befangen bleiben. Volkstümlich ist nicht dasselbe wie populär, und Heroismus und Tragik der Germanen am Mittelmeer war schließlich keine Satire. Wir empfehlen unseren Lesern das ausgezeichnete Buch von Gautier über Geiserich zum Vergleich.

Südost- und Mitteleuropa

M. J. Krück von Poturzyn: „Kaiser Joseph der Deutsche". Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1935. 320 S. 8° mit 20 Bildern. RM. 6.80.

Ein wunderbares Buch. Eine der größten Gestalten deutscher Vergangenheit wird lebendig geschildert. Vor allem werden die Leistungen des Kaisers in den Rahmen des deutschen Gesamtvolkes gestellt und der deutsche Charakter seiner Politik betont. Die

Eigenart des politischen und gesellschaftlichen Lebens in Österreich ist so gut gezeichnet, daß man das Buch in gewissem Sinn als Standwerk bezeichnen kann. Am Rande erscheinen alle politischen Probleme jener Zeit, aus denen manches für unsere Zeit zu lernen ist.

H. Vogel: „Österreichs Selbständigkeit als Weg einer gesamtdeutschen Lösung des Donauproblems. — Ständeverfassung und Demokratie." Zwei zeitgemäße Aufsätze. C. Heymanns Verlag, Berlin, Österr. Wirtschaftsverl., Wien 1935. Betriebswissenschaftl. Bl., H. 6, 46 S. RM. 2. —.

Vogel behandelt von hoher Warte die zwei Titelthemen, allerdings in einem Sinn, der gewiß nicht allgemein widerspruchslos aufgenommen werden wird. Sehr beachtenswert sind die ständestaatstheoretischen Ausführungen, die auf den sehr interessanten, schon früher niedergelegten Grundgedanken Vogels basieren.

Bibliographie zur Geschichte Österreich-Ungarns im Weltkrieg 1914—1918." Stuttgart 1934. Weltkriegsbücherei. 135 S.

Diese Bibliographie ist durch ihren Umfang einigermaßen überraschend. Es ist tatsächlich alles Nennenswerte zusammengetragen und darüber hinaus noch so viel der weniger bekannten und fremdsprachlichen Literatur, daß man ohne diesen Behelf kaum auskommen dürfte, wenn man ernstliche Studien betreibt.

Hans Retzlaff: „Bildnis eines deutschen Bauernvolkes. Die Siebenbürger Sachsen." Mit erläuterndem Text von Dr. Misch Orend und einem Geleitwort von Bischof Dr. D. Glondys. Verlag Grenze und Ausland, Berlin 1934. 96 meist ganzseitige Abbildungen auf Tafeln und 24 Seiten Text. RM. 4.90.

Das Bildnis eines deutschen Bauernvolkes ist dieses Werk zu Recht benannt. Fern von der Heimat, umgeben von Fremdvölkern, unter fremder Herrschaft hat dieses Volk seine Eigenart und sein Deutschtum bewahrt. 800 Jahre hat dieser harte Bauernstamm fast ununterbrochen gegen Mongolen, Türken, Walachen, Ungarn, Slawen, gegen innere und äußere Feinde, gegen Pest und Hungersnot gekämpft, und trotzdem lächeln diese Menschen in fröhlich ererbter Heiterkeit. Ein gesundes Volk!

Zwischenstaatliche Fragen

K. Springenschmid: „Großmächte unter sich", Verlag Kiesel, Salzburg 1934. 180 S. 20 geopolitische Skizzen.

Ein vorbildlich ausgestattetes Einführungsbuch in die geopolitischen Probleme der Großmächte, von dem bekannten Verfasser geopolitischer Atlanten anschaulich und anregend geschildert. Als Schulungsbuch sehr zu empfehlen.

Rocco Moretta: „Wie sieht der Krieg von morgen aus?" Rowohlt, Berlin 1934, deutsch von Th. Lücke. 224 S. RM. 3.80.

Eine Besprechung dieses Buches ist außerordentlich schwer, da es gewissermaßen ein Resumé aller gangbaren Theorien über den Zukunftskrieg ist, die mit sehr vorsichtig abwägenden Urteilen und Randglossen versehen sind. Moretta ist sichtlich bedacht, sich vor Theorien nach der einen oder andern Seite zu hüten, weil der letzte Krieg gelehrt hat, daß alle Wehrsysteme binnen kurzem im Ernstfall grundlegend verändert werden. Die Frage Luftwaffe, Mechanisierung und Motorisierung, Offensive, Defensive dürfen nicht mit Fanatismus diskutiert werden, sondern müssen nüchtern erwogen werden: „Wahrscheinlichkeit gegen Dogma", sagt der Verfasser. Manöver und Praxis haben ergeben, daß keine der modernen Waffen die Anwartschaft auf den Sieg bietet. Die Verteidigung hält, wie immer, mit der Technik der Angriffsmittel Schritt, wo das nicht der Fall ist, bedroht das Kampfmittel beide Teile gleichermaßen, so daß letzten Endes Abnützungskriege das Ergebnis sein werden.

Ein interessantes Moment kommt bei allen Theorien über den Zukunftskrieg zum Vorschein: die Tatsache, daß der moderne Wehrapparat derart spezialisiert ist, daß er immer nur in ganz bestimmten Raumtypen brauchbar ist. Der Raum wird also von ungeheurer Bedeutung für den Zukunftskrieg, ein Umstand, der vielleicht noch nicht genügend in Rechnung gestellt ist.

Wirtschaft

Sartorius von Waltershausen: „Die Umgestaltung der zwischenstaatlichen Wirtschaft. Ein geschichtlicher Rückblick 1914—1932." Verlag G. Fischer, Jena 1935. 326 S. Gr.-O. RM. 18.50.

Eine Übersicht über die weltwirtschaftlichen Strukturveränderungen in den letzten Jahrzehnten. Vorsichtig im Urteil, keine Sensationshascherei, daher ausgesprochenes Standwerk. Alle Ursachen werden aufgesucht: Weltkrieg, Bevölkerungsbewegung, Wanderungen, Industrialisierung in Übersee, Rationalisierung, Konkurrenz des Autos, Konzernpolitik, Krisen, Währungsverfall, Konsumverfall usw. Überraschend ist allerdings die Verwendung von Schacher als Quelle für den Südosten.

„Weltwirtschaftsdämmerung". Festschrift zum 10jährigen Bestehen des Weltwirtschaftsinstituts der Handelshochschule

Leipzig. Herausgeber: Prof. Dr. K. Haushofer und Prof. Dr. Walther Vogel. Verlag Kohlhammer, Stuttgart 1934. 144 S. 4°.

In dem sehr bemerkenswerten ersten Teil der Festschrift wird in 12 Aufsätzen aus hervorragenden Federn ein ungeschminkter Tatsachenbericht über die Entwicklung der Weltwirtschaft gegeben. Prof. Haushofer führt die Lage besonders den Kolonialfreunden vor Augen, Dr. Thierfelder weist auf das Südostdeutschtum und dessen wirtschaftliche Bedeutung hin.

H. Dullien: „Die ganzheitliche Volkswirtschaftslehre". 40 S., RM. 0,60; **H. Riehl:** „Kleine Einführung in die Gesellschaftslehre". 32 S. RM. 0.50. Heft 7 u. 8 der „Bücherei des Ständestaates", Erneuerungsverlag, Berlin-Wien 1934.

Beide Heftchen fußen auf der Volkswirtschafts- und Gesellschaftslehre Othmar Spanns, die in größeren Arbeiten grundlegend behandelt worden ist.

„Die faschistische Wirtschaft. Probleme und Tatsachen." Herausgeg. von Dr. G. Dobbert, Reimar Hobbing, Berlin 1934. 232 S. 2 K.

Das Titelthema wird in den Beiträgen zahlreicher deutscher und italienischer Verfasser sehr ausführlich behandelt. Wegen des Umfangs des Stoffes müssen wir uns an dieser Stelle mit der Wiedergabe der wichtigsten Themen begnügen: „Idee der korporativen Wirtschaft", „Organisationsformen der Wirtschaft", „Die sozialen Probleme", Bevölkerungs-, Agrar-, Industrie-, Binnenmarktpolitik, Geld und Kreditwesen, die staatliche Finanzwirtschaft, Verkehr und Kolonien, Außenhandel und die deutsch-italienischen Beziehungen kommen zur Sprache. Zahlreiche Tabellen unterstützen das Gesagte.

Latvijas Banka, 1932; „Activities of Latvijas Banka in 10 Years 1922—1932". Beide: State Printing Office, 1933. **J. Bokalders:** „Lettlands Ökonomist", Riga 1933.

Drei offizielle Veröffentlichungen, die über die Finanz- und Wirtschaftsentwicklung des jungen lettischen Staates Auskunft geben.

Bruno Gleitze: „Statistisches Lexikon". Verlag Mohr (P. Siebeck), Tübingen 1935. 464 S. RM. 12.—.

Die Idee dieses Lexikons ist, in alphabetischer Anordnung alle statistisch interessanten Daten übersichtlich zu vermitteln. Das Ziel ist vollauf erreicht, nur vermissen wir z. B. statistische Angaben über das Auslandsdeutschtum usw. Warum ist das vernachlässigt?

Meyers Orts- und Verkehrslexikon des Deutschen Reiches. 6. Auflage. Lex. 8° 867 S. Bibliographisches Institut AG., Leipzig 1935. In Leinen RM. 19.50.

Diese Neuauflage eines rühmlich bekannten Werkes war seit langer Zeit erforderlich geworden. Der zuletzt 1912 in zwei Bänden bearbeitete Stoff wird jetzt in einem Bande zu einem erstaunlich billigen Preise zusammengefaßt. Alle berufstätigen Kreise finden in ihm einen Ratgeber, dessen Wert noch erhöht wird durch eine den Besitzern zur Verfügung stehende Auskunftstelle des Verlages. Unnötig zu sagen, daß alle Angaben nicht nur in denkbarer Vollständigkeit, sondern auch durchaus zuverlässig dargeboten werden.

Mensch und Rasse

Otto Aichel: „Der deutsche Mensch", Verlag Gustav Fischer, Jena. 176 S. 8°. RM. 25.50.

Das mit 24 Tafeln ausgestattete Buch geht, wie schon der Untertitel: „Studie auf Grund neuen europäischen und außereuropäischen Materials" besagt, auf einer breiteren als der bisher üblichen Basis an die anthropologische Klärung der Rassenfragen des deutschen Volkes heran. Besonders die Ergebnisse der eigenen Untersuchungen des Verfassers in Amerika werden zur Begutachtung herangezogen. Methodisch bekennt sich der Verfasser zu dem neuen Weg, der die Klärung der Rassenabstammung weniger vom fossilen Menschen als vom lebenden her vorsieht. Grundlegend dafür ist seine Ansicht: „Die Entstehung langköpfiger Rassen, zu denen die nordische Rasse gehört, ist nicht klargelegt, und die Frage nach der Herkunft der kurzköpfigen Rassen ist, je weiter unsere Kenntnisse vordrangen, nicht einfacher, sondern komplizierter geworden."

Nach einer kritischen Sichtung der bisherigen wissenschaftlichen Anschauungen und einer Darstellung der eigenen Forderungen zieht der Verfasser die Schlußfolgerung: „Nicht nur der deutsche Mensch, auch die ‚nordische Rasse' ist das Ergebnis eines Rassengemischs, wohl aber wurde durch Auslese aus dem Gemisch im Norden Deutschlands ein Erbgut angehäuft, das den Germanen aus der Bevölkerung Europas herausstellt und zu seinen besonderen geschichtlichen Leistungen befähigt macht."

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68 D.-A. II. Vj. 3800

HEINRICH REISNER:

Das Warthegebiet als geographisch-politischer Raum

Wer die Karte Deutschlands betrachtet, sieht auf der Ostgrenze Einbuchtungen, die weder im Süden noch im Norden, noch im Westen in solchem Ausmaß vorhanden sind. Die eigentliche „Brust" der Ostgrenze Deutschlands war vor wie nach dem Kriege das Warthegebiet. Das Warthegebiet gehört vielleicht mit zu denjenigen Gebieten Deutschlands, die am wenigsten ein allgemeines Interesse gefunden haben, und es gehört auch zu denjenigen Gauen, die geographisch erst sehr spät in den Kreis einer Betrachtung traten. Ein Teil des großen nordeuropäischen Tieflandes, war es weniger mit sinnfälligen Erscheinungen der Erdbewegung bedacht als andere Gegenden; das trug dazu bei, das Interesse an ihm zu beschränken. Weder das Meer grenzte an das Einzugsgebiet der Warthe noch lagen hohe Gebirge in ihm noch verknüpfte sich mit ihm der Charakter einer alten Geschichte Deutschlands oder vielleicht auch Europas. Die bewegenden Faktoren starker gewerblicher und kultureller Tätigkeit fehlten hier auch, die Verknüpfung mit dem deutschen Volke war jünger als in allen anderen Gegenden Deutschlands. Es war ein Durchgangsland und dennoch ein Gebiet, das keinen großen Strom hatte, auf dem Güter zu einem bedeutsamen Endziel führten. Es besaß wenige Städte, die merklich hervortraten.

Und dennoch ist dieses Warthegebiet einer der wichtigsten geopolitischen Punkte des östlichen Deutschland oder östlichen Europa, je nachdem die politische Veränderung jener Gegend von dem einen oder anderen Gesichtspunkte aus betrachtet wird.

Ist das Warthegebiet ein Teil Polens und ist das politische Verhältnis zwischen Deutschland und Polen sehr eng und sehr glücklich, so ist die Beurteilung in militär-geographischer und wirtschaftlich-geographischer Hinsicht eine andere, als wenn man das Warthegebiet als einen Teil von Vorkriegsdeutschland betrachtet.

Nehmen wir den letzteren Fall an, dann ist das Warthegebiet jene große Landfläche, die die Verbindung zwischen dem nördlichen und südlichen Flügel ostdeutschen Landes bedeutet. Es ist der „Kitt" gewesen, der diese beiden Flügel — Pommern, Westpreußen, Ostpreußen und Schlesien — in der „Gabelung" fester zusammenfügte, es ist die Brücke gewesen, die die Eisenbahn — wie Straßenverbindungen zwischen Schlesien und Pommern, Westpreußen wie Ostpreußen, herstellte. Man war sich dieser besonderen Eigenschaft aus den eingangs genannten Gründen gar nicht so klar geworden, man hatte das Land als ein Gebiet relativ bescheidener Reize und einförmiger Gestaltung angesehen, dem man geopolitisch

nur eine Bedeutung zuwies, als die völkischen Verhältnisse dort strittig waren, aber es ist unrichtig, wollte man die Raumfrage außer acht lassen.

Geopolitisch hat ja allerdings die Verkehrstechnik Grenzen, Entfernungen und Flächen verändert und verändert sie dauernd. Sehen wir in der Geopolitik nicht nur den reinen Raum, sondern auch seine Beziehung zum und seine Beherrschung durch den Menschen, so empfinden wir heutzutage immer stärker die Wandlung der Anschauungen aus einer Vergangenheit mit stabileren Verhältnissen.

Gewiß war im Altertum auch das Warthegebiet ein Durchzugsland für Phönizier, für die Handelskarawanen zum nordischen Meer, aber so bedeutungsvoll diese Handelsstraßen für die Erschließung des Landes überhaupt waren, so zogen sie eine intensivere Besiedlung oder eine besondere Entwicklung in politischer Hinsicht nicht nach sich. Man muß feststellen, daß einzelne Kleinräume an der unteren Weichsel oder an der Küste und ihrem unmittelbaren Hinterland das politische Geschehen stärker beeinflußt haben; zwischen diesen Bezirken lebhaften politischen oder wirtschaftspolitischen Kampfes zeigen sich gewisse große Flächen wie „Puffer" — so auch im Osten der Mark Brandenburg und in Pommern selbst. Die Struktur des Landes trug nicht dazu bei, eine Lebhaftigkeit der Menschheitsentwicklung und ihrer Tätigkeit herbeizuführen. Es war der reine Ackerbau, der hier wohl wirkte, aber Städtekultur und der Reiz, sich mit ihr zu verknüpfen, fehlten. Und so konnten auch die Handelsstraßen sich hier wohl nicht so ausgesprochen entwickeln. Der Weg nach Schlesien führte über die Lausitz in ‚historischer' Richtung und führte nach Ostpreußen durch das große Haupttal der Netze zur Weichsel hin. Das Warthegebiet aber lag „im stillen Winkel" zweier großer Ströme des Verkehrs und der politischen Entwicklung gleichsam, wie wenn zwei Ströme im Winkel zusammenstoßen, aber vor der Spitze ein Gebiet ‚ruhigen Wassers' haben.

Das Wort Wartheland als landschaftlicher Begriff ist noch nicht alt. Ich habe es vor drei Jahrzehnten volkstümlicher zu machen versucht, weil der Begriff „Provinz Posen", der damit verknüpft wurde, ein rein politischer, aber kein geographischer war. Die Provinz Posen aber, die 1815 an Preußen fiel, war fast restlos erfüllt von dem Niederschlagsgebiet der Warthe, und aus meiner hydrologischen Tätigkeit heraus erwuchs von selbst der Wunsch, den Namen eines Stromes, seines Einzugsgebietes als das beherrschende Moment für eine Gegend zu wählen, die sonst einen historischen Namen nicht aufwies, denn der Name „Großpolen" war auch etwas beweglich. Man ist ja auch gern geneigt, das Ewige oder Langdauernde eines Landes, nämlich die Eigenschaften der Natur, gern mit dem Namen eines Landes zu verknüpfen, wenn nicht die Möglichkeit vorhanden ist, daß eine politische Bezeichnung eine dauernde ist. So entstand das Wort „Wartheland", als ich mit anderen Geographen und Heimatkundlern in jener Zeit für die Durchdringung dieses Gebietes mit heimatlicher Forschung mich einsetzte. Die rein politische und wirtschaftliche Betrachtung eines Bezirkes ist ja nicht das, was einem Volke die engste Verknüpfung mit einem Landesteil gibt. Erst wenn die natürlichen Eigenschaften der Landschaft und der geographischen Elemente sich mit ihm vereinigt haben und wenn umgekehrt die Landschaft vom Volke geformt ist, kann man die wechselseitige Bedingtheit zu Politik und Wirtschaft herauslesen; dann erst aber ist die Vollkommenheit von Landeskunde und Heimatbegriff vorhanden.

Warthe

Niederschlagsgebiet	53 700 qkm		
Obere Warthe bis zur früheren Grenze	rd. 15 500		
Nebenflüsse: Prosna	4 900		
Obra	6 900	(1800 qkm zur Oder)	
Netze	17 240		
Welna	2 650		

Wassermengen: Warthe bei Posen ... M.W.	85 cbm/sec,	H.H.W.	1600	cbm/sec
„ vor Mündung	~ 200		1500	
Netze (Unterlauf)	92	„	215	
„ (Oberlauf)	19	M.H.W.	39	
Prosna	14	H.H.W.	490	

Die Gebirgszuflüsse der Netze sind (Balt. Rücken)

	Gebiet	M.W.	Seefläche
Küddow.....	4744 qkm	35 cbm/sec	118 qkm
Drage.....	3200	~ 23	100

Odergebiet: gesamt 118 600 qkm

bis zur Warthemündung	54 088 qkm	M.W. 292 cbm/sec	H.H.W. 2200 cbm/sec
mit Warthe	~ 107 800	490	3200

Länge der Warthe insgesamt	635 km	Schiffbarkeit der Warthe rd.	380 km
Quelle bis Peisern...	310		
Peisern bis Posen ...	85		
Posen bis Mündung	240		
Länge der Netze vom Kanal bis Mündung	240	Schiffbarkeit der Netze:	240 km
Länge des Obrabruches	70		
Entfernung Berlin—neue Grenze	180		

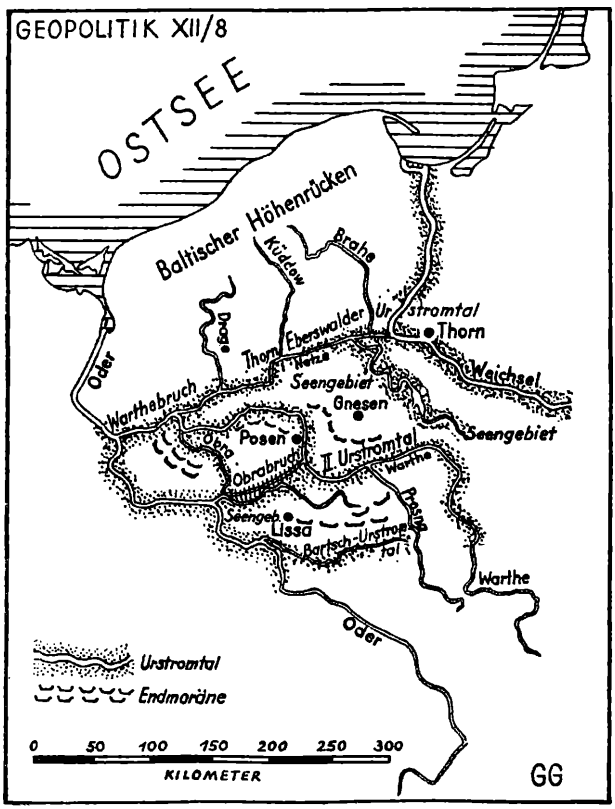
Das Wartheland (53 700 qkm) ist auch heute in den geographischen Handbüchern oder Heimatkunden kaum vertreten. Die Warthe ist ein Nebenstrom der Oder, sie besitzt aber nicht so starke und beherrschende Stellung in ihrem Gebiet, wie sie sonst ein Strom zu haben pflegt. Weser oder Elbe, Rhein und Oder haben eine durchgehende, alle anderen Verhältnisse beherrschende Linie, der sich die Teilgebiete anfügen. Das Warthegebiet aber war zwischen „Haupttälern der Vorzeit" eingefügt; die Urstromtäler sind eigentlich die beherrschenden geographischen Linien jenes Gebietes gewesen; der Warthestrom und sein Tal stellen nur Bruchstücke dieser Täler und ihrer Verbindungen dar. Das mußte natürlich auch auf das politische Werden und auf den Anbau wie die Siedlung von Einfluß sein. Die Stärke der einheitlich geschlossenen Völkerstraße fehlte, es gab Absätze. Aus einer starken Ader pflegen oft neue starke Teiladern der Bevölkerung zu entstehen; fehlt aber die Hauptader, so entstehen auch nicht die „Teilgebiete".

Geographisch ist ganz charakteristisch für das Warthegebiet, daß der ausgesprochene Landschaftsbegriff sich schwieriger entwickeln läßt als anderswo.

Nach der dritten polnischen Teilung bis zu den Napoleonischen Kriegen gehörte von Polen der ganze westliche Teil zu Preußen, aber in den wenigen Jahren konnte sich ein ausgesprochenes politisches Teilgebilde der preußischen Monarchie

nicht entwickeln, so stark an sich wohl der Einfluß politischer Tätigkeit und Ordnung in jenem zurückgebliebenen Gebiete sich schon zeigte.

Wenn man die Landschaften des Warthegebietes entwickeln will, die meistens in der Erdkunde auch nicht hervorgetreten sind, nur in einigen wenigen Veröffentlichungen verdienter Heimatkundler und Heimatforscher behandelt werden, so muß man die flüchtigen Grenzen schon einigermaßen festlegen. Es sind keine großen Erhebungen, und es sind keine großen völkischen oder wirtschaftlichen Unterschiede, die die einzelnen Landschaften trennen; aber merklich tritt gewiß in Erscheinung das Kujavische Hochland nordöstlich der Großstadt Posen, der Netzedistrikt im Norden und das Lissaland im Süden, während das Gebiet im Westen fast unmerklich übergeht in die märkischen Landschaften, mit denen es ohnehin viel Gemeinsames hat. (Inselartig von Gewässern eingerahmt wie das „Sternberger Land" der Mark.)



Die großen, breiten, flachen Täler, die von Osten nach Westen führen, beherrschen das Gebiet, im Norden das sog. Thorn-Eberswalder-Tal, im Süden das große Haupttal, das sog. Warschauer Haupttal, das die Senken von der Weichsel bis zum ersten Knie der Warthe bei Kolo und von dort aus über das mittlere Warthetal bis zur Mündung der Obra, das Obra-Bruch, und dann ein Stück der Oder verfolgt, um dann im Tal der Spree zu verlaufen. (Abb. 1.) Dazu kommt im äußersten Süden ein wichtiges Haupttal, das die Bartschniederung erfüllt und die Oder in der Gegend von Glogau erreicht, um sich dann mit den beiden Haupttälern zu vereinigen. Es ist kein Wunder, daß gerade in dem Gebiete der Vereinigung der Täler der Wasserstraßenverkehr stärker belebt wurde, daß bei der Natur der durch die Eiszeit gebildeten Landschaften die Flüsse Oder,

Havel und Elbe in diesen Tälern durch ein reiches Netz von Kanälen, also von West-Ost-Querverbindungen, gekoppelt wurden, während die Nord-Süd-Querverbindungen durch die natürlichen Flüsse gebildet werden.

Die Warthe und auch andere Flüsse des Warthegebietes haben zwischen diesen beiden Haupttälern in der Eiszeit und auch späterhin Durchbrüche geschaffen; man kann sagen, daß geologisch die Warthe keineswegs in ihrem alten Tal zum Meere fließt. Viele Hypothesen sind von Geologen und Geographen im Laufe der Jahre für diese Querverbindungen aufgestellt worden. Der eine nahm den Abfluß unter dem Eise der Gletscher an, andere Ansichten gehen dahin, daß das Wasser einst in entgegengesetzter Richtung nach Süden geflossen sei und erst allmählich sein Gefälle geändert habe, als im Norden das Stauwasser der Gletscher Vorflut bekam.

Jedenfalls sind die Momente zahlreich, die uns bei der Betrachtung der Warthelandschaft mit dem Wasser in Berührung bringen. Das Wasser schuf die Täler, schuf die Bebauungsfähigkeit des Landes, und die Beherrschung des Wassers zog auch die Entwicklung nach sich. Wir kennen das bedeutsame Wirken von Zisterziensermönchen. Sie sind gerade im Osten die „Wasserbauer des Mittelalters", die gewaltige Strecken des Landes der Besiedlung näher brachten, indem sie für Vorflut sorgten und gleichzeitig die Bebauung neugewonnenen Landes durch eigene Kultur förderten. Im Warthegebiet selbst finden wir hin und wieder ausgesprochene Seelandschaften, reizvolle Bäche und Wiesengräben durchziehen das Land. Trotz dieses starken Einflusses des Wassers ist aber das Warthegebiet alles andere als wasserreich in bezug auf Niederschläge. Es hat schon sehr stark kontinentalen Charakter, es gehört sogar zu den trockensten Gebieten Deutschlands, und landwirtschaftliche Kreise haben sich schon viel mit dem Gedanken beschäftigt, eine Ackerbewässerung dort einzuführen. Gerade die trockensten Gebiete sind dort zu finden, wo auch die höchste natürliche Fruchtbarkeit, der kostbare kujavische Weizenboden, zu finden ist. Erst jenseits der schlesischen Grenze und nördlich des Baltischen Höhenrückens zeigt sich die größere Niederschlagsmenge. Dem kontinentalen Charakter des Warthegebietes entsprechen auch die Temperaturverhältnisse mit starken Gegensätzen. Phänologisch weiß man, daß das Warthegebiet anders wie Schlesien, schon weit mehr den russisch-polnischen Verhältnissen nahekam, während das große schlesische Odertal nicht davon betroffen wurde.

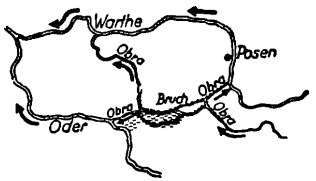
Höher gelegenen Ebenen ohne hohen Grundwasserstand entsprach aber auch dort eine geringere Bewaldung. Die großen Wälder waren mehr dort zu finden, wo der bewegte Charakter der Endmoräne sich zeigt. Das Warthegebiet gehörte keineswegs zu den sehr stark bewaldeten Teilen Deutschlands; die ungeheuren Waldkomplexe, die zusammenhängend sich in Westpreußen, Ostpreußen oder Schlesien, auch in Brandenburg, zeigen, sind hier nicht zu finden.

Der großen Durchgangslinie von Küstrin nach Thorn entsprach natürlich ein

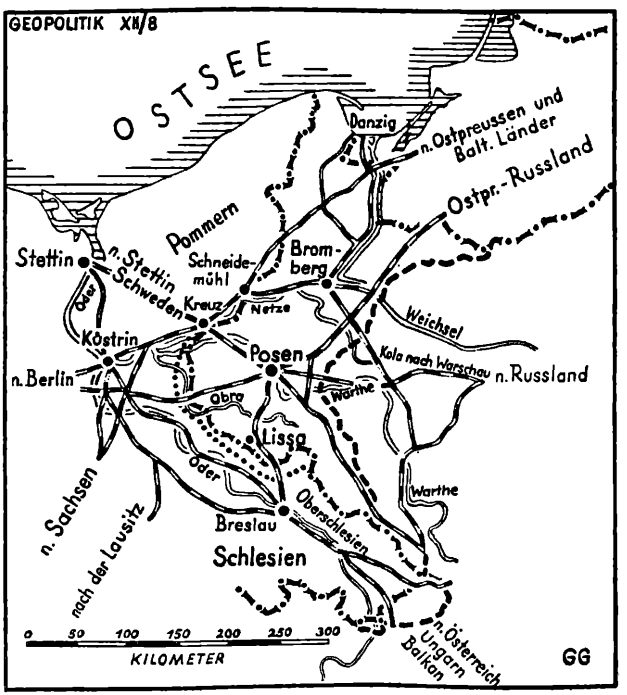
Westostverkehr nach Rußland, nach und von den Baltischen Provinzen und Litauen. Frühzeitig wurde dieser Verkehr schon durch die Tätigkeit des Ordens an der unteren Weichsel begünstigt und vertieft, aber große Städte haben sich dort außer dem später entwickelten Bromberg nicht bilden können. Von der Pommerschen Seenplatte her traten keine bemerkenswerten Täler ein, die dem Verkehr zu dieser großen Völkerstraße des Netzetales beleben konnten. Von Süde nher setzte der Verkehr von Schlesien direkt nach Polen hinüber und vermied das sumpfige Tal, wo es nicht unbedingt notwendig war. So konnte der große Handelsverkehr von Breslau nach Norden über das Hügelland nach dem kujavischen Hochland führen, um dann die Weichsel am Ende des großen nördlichen Haupttales zu erreichen.

Das eigentliche Warthetal hat, so sehr es die „Diagonale" des ganzen Gebietes belebt, doch nur eine immer wieder die Richtung wechselnde Verbindungslinie zwischen Haupttälern dargestellt. Das große südliche Tal aus der Gegend von Frankfurt/Oder über das Obra-Bruch, Peisern und weiterhin nach Polen hinein hat niemals stärkeren Längsverkehr aufgewiesen. Das war verständlich, weil das Obratal eine ungeheure Versumpfung aufwies.

Man macht sich von dieser Versumpfung kaum einen Begriff. Mühlenwehre stauten die ohnehin kümmerlichen Gefälle, um den Getreidemühlen Kraft zu geben, die Folge war eine außerordentliche Versumpfung. Man sieht: eine geopolitisch bedingte Schädigung, die in früheren Zeiten eintreten mußte, wenn ein getreidereiches Gebiet, das hoch gelegen ist und günstige Wachstumsverhältnisse hat, einem Flußgebilde benachbart war. Die Räte der Regierung Friedrichs des Großen und seines Nachfolgers wußten ein Lied davon zu singen, als sie unter großen Widerständen die Wehre des alten Obra-Bruches zu beseitigen sich bemühten. Man hatte damals keine Dampfmühle, die Wasserkraft war das einzige Mittel, und um das Getreide zur Vermahlung auf schlechten Verkehrswegen weithin zu befördern, fehlte der wirtschaftliche Anreiz. Nicht umsonst war gerade das Warthegebiet noch bis in die jüngste Zeit hinein das Land der Windmühlen, als ob es sich um eine windreiche Gegend handelt — was man bei solch kontinentalen Gebieten wirklich nicht sagen kann. Diese Windmühlen sind eine natürliche Folge des Kraftbedarfes für ein elementares Volksgut, wie es das „tägliche Brot" darstellt. Versumpfungen aber waren die Ursache für Verkehrsbehinderung der damaligen Zeit und für den Niedergang der Viehzucht. Als jenes Gebiet zu Preußen kam, wurden die Wehre beseitigt und Pläne aufgestellt für eine großzügige Regelung des Obra-Bruches. Es waren ja auch günstige Vorbilder aus der Zeit der preußischen Könige und aus der Mark Brandenburg vorhanden. Kaum aber fiel 1806 das Land an Polen, so wurden wieder die Wehre errichtet; wiederum wurde die Arbeit für die Vorflutbeschaffung gestört, so daß 1815, als das Land endgültig zu Preußen kam, mit großer Energie wieder von vorn begonnen werden mußte.



Dieses Obragebiet (6900 qkm) hat in der Erdkunde nicht die Beachtung gefunden, die es verdient. Das Obragebiet ist ein „dreiteiliges Flußgebiet" (Trifurkation), es mündet bei Moschin in die Warthe, dann in die mittlere Oder bei Tschicherzig und sendet schließlich einen dritten Arm nach Norden zur unteren Warthe (Abb. 2). Das große „Obra-Bruch" hat naturgemäß wenig verkehrsfördernd gewirkt; es hat den südlichen Teil des Warthegebietes stark von dem rein polnischen Teil getrennt, so daß die Wirtschaftsverhältnisse sich hier von selbst schon im Mittelalter stärker nach Schlesien richteten. Das Bartschtal im Süden, mit seinen großen Teichen und Schlössern, war wohl eine natürliche Grenze Polens gegen Schlesien, aber es schloß auch zugleich das südliche Warthegebiet im Süden ein, das im Norden vom Obratal und auch von den Höhen der Moränenlandschaft zwischen mittlerer Warthe und Bartschtal begrenzt wurde. Es ist das sog. „Lissaland", das später auch eine besondere politische Bedeutung gewann. Die preußische Regierung wollte es einmal zu einem eigenen Regierungsbezirk machen, weil auch die deutsche Bevölkerung darin stärker und ihre Verknüpfung mit den Bezirken Schlesiens intensiver war. Es ist daher kein Zufall, daß eine lange Eisenbahnlinie von Glogau über Lissa–Jarotschin dieses Gebiet durchschnitt. Ein seenreiches Gebiet nördlich von Lissa, in der Gegend des Obrabruches, belebt die Landschaft und hat zusammenhängende große Forste entstehen lassen.



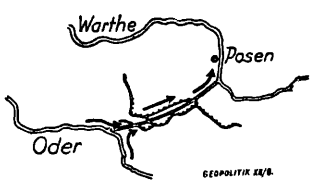
Daß von Süden her der große Handelsweg nicht den Flußtälern folgte, ist kein Wunder, wenn man die Schwierigkeiten des Geländes mit Sumpf- oder

mit Seenbildung ins Auge faßt. Die Eisenbahnlinie Breslau-Posen und der sich anknüpfende große Landweg in diagonaler Richtung nach Bromberg zeigt die alte große Handelsstraße von Schlesien nach Böhmen zur Ostsee (Abb. 3). Und dennoch ist es bemerkenswert, daß an dieser großen Handelsstraße sich außer Posen und Lissa keine größeren Städte bildeten. Unendlich zahlreich waren hingegen die kleinen Orte, erfüllt in vorpreußischer Zeit von kümmerlichen Bewohnern, die ein kleines Handwerk pflegten oder dem Hausierhandel auf dem Lande nachgingen. Eine reichere Gewerbetätigkeit hat sich nur selten da und dort in der Tuchmacherei entwickelt. Es war eben die Störung, nicht nur in politischer Beziehung, sondern auch dadurch, daß das Land keine richtunggebenden festen Linien, keine natürliche Gliederung aufwies, und daß die wenigen von der Natur gegebenen Linien den geopolitischen entgegenliefen. Man könnte hierin einen Widerspruch finden; aber vielleicht liegt gerade in dem Widerspruchsvollen von Natur- und menschlicher Entwicklung das tiefere Geheimnis dieses „toten Raumes" begründet. Man darf nicht vergessen, daß Pommern damals ein Land von geringer städtischer Entwicklung war, daß sich die städtische Entwicklung an der Weichsel zusammendrängte, daß das politische Geschehen im Süden von Schlesien, also in Polen, sich abspielte, in Schlesien selbst an dem Odertal oder westlich davon. So war eben das Warthegebiet zwischen den Linien menschlicher und politischer Entwicklung eine Art „Vakuum", und dieses Vakuum wurde noch vertieft, weil hier der völkische Gegensatz hinzutrat. In Schlesien rang der deutsche Kolonisator um den Boden, den er schrittweise erobert hatte. Die geringere Entwicklung der Mark Brandenburg hat dem Warthelande im Mittelalter nicht denjenigen lebendigen Menschenstrom zugeführt, der die Verbindung zu den anderen europäischen Landschaften gebracht hätte. Wäre die Warthe schiffbar gewesen bis zur Weichsel hin, so wäre das vielleicht doch anders geworden, aber damals dachte niemand an derartige Verbindungen; außerdem muß man bedenken, daß die verhältnismäßig bequeme Verbindung der Weichsel mit der Netze (Gebiet: 17240 qkm) einfacher gewesen sein mochte, weil die Netze in dem ganzen flachen Haupttal keine großen Gefälle aufwies, während ein Durchbruchstal der Warthe hier Schwierigkeiten zeigte und das Gebiet des oberen Warthetales durchaus nicht so wasserreich war, um eine künstliche Wasserverbindung herbeizuführen. Das ganze politische Gebiet Polens westlich von Warschau war nicht so regsam, daß man an derartige Pläne jemals gedacht hätte, und überhaupt kam ja doch der Gedanke an wasserwirtschaftliche Tätigkeit erst durch Preußen.

So ist denn das Warthegebiet zu einer Drehscheibe des Durchgangsverkehrs geworden. Die Verkehrsstraßen hatten sich zu sehr eingestellt auf die Hauptorte der großen Handelsstraße, also auf Posen oder auf Plätze, die wirtschaftlich damals bedeutsam waren, wie etwa auf Hohensalza mit seinen Salzvorräten, als daß diese Straßen den vorgezeichneten natürlichen Tälern allein gefolgt wären.

Das traf eigentlich nur im nördlichen Gebiet zu, wo die Wasserstraße wie die Landstraße notwendig den Weg am Hang des Baltischen Höhenrückens fanden. Die große Querverbindung — heute die Eisenbahnlinie von Berlin-Bentschen nach Thorn — hatte jenes große Interesse noch nicht, denn der Handelsverkehr führte damals stark über Frankfurt-Küstrin nach dem nördlichen Tal oder eben nach Schlesien. Wiederum hat man die Erscheinung, daß das Wartheland im Winkel nicht nur von großen Tälern, sondern auch großen Verkehrsströmen gelegen hat. Und dennoch ist es, wie schon eingangs erwähnt, eine bedeutsame Brücke der Nord-Südverbindung, der Verbindung zwischen den östlichen Zipfeln Deutschlands. Es füllt hier die tiefe Einbuchtung aus, die von der Weichsel her vorstößt bis an die Grenzen der Mark Brandenburg.

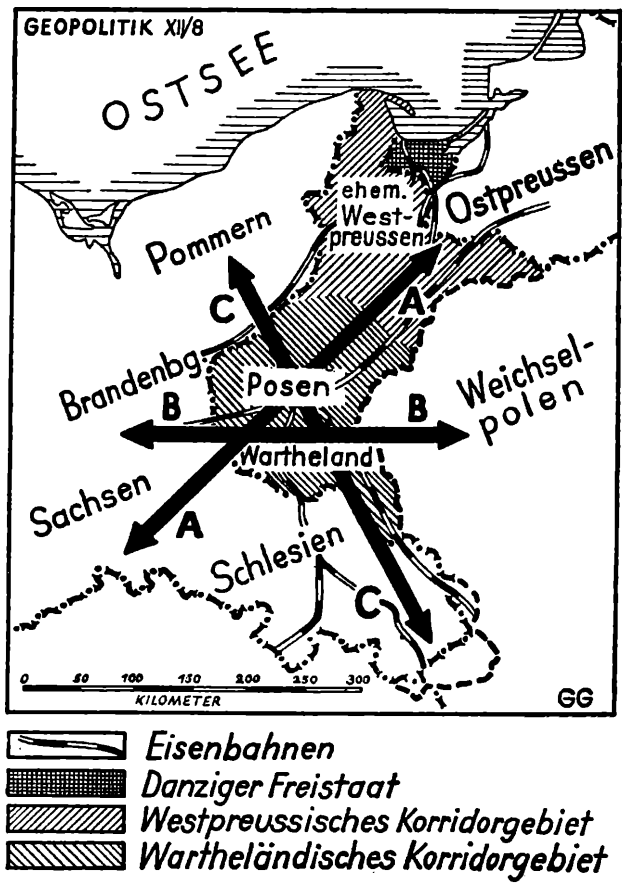
Natürlich ist das Warthegebiet wehrgeographisch auch zugleich das Grenzland und die Einbruchsstelle in das Odergebiet. Heute liegt die neue Grenze gerade an der Obra, ganz wenige Kilometer von der Oder entfernt, so daß nach dem Kriege Wünsche außerhalb der deutschen Grenzen entstehen konnten, diese Stelle als einen „festen Punkt" zu wählen, der zugleich einen „polnischen Hafen an der Oder" enthalten sollte. Über solche Bestrebungen konnte man häufiger lesen und hören. Geographisch lag das nahe insofern, als das Obratal den Wunsch erzeugen konnte, die Stadt Posen auf sehr kurzem und einfachem Wasserwege mit der mittleren Oder zu verbinden: Es ist die natürliche Ausnutzung des südlichen Haupttales. (Abb. 4.)



Die Eisenbahnen des Warthegebietes bilden nach ihren Hauptlinien ein großes Kreuz, nämlich die Verbindung der Ostbahn und damit auch die Verbindung nach Stettin und nach Schweden mit Posen, Lissa, Breslau, Oberschlesien und auf der anderen Seite die Diagonalverbindung Berlin-Bentschen-Posen-Kujavien-Thorn, neuerdings Posen-Kola-Lowicz-Warschau. Die alte und so sehr bedeutsame Ostbahn, die bei Schneidemühl die Gabelung zur Weichsel und nach Danzig zur Ostsee erfährt, hat natürlich heute eine andere Bedeutung erhalten. Erwähnenswert ist, daß die großen Täler von diesen Hauptlinien weniger benutzt werden. Das ist geopolitisch das beste Zeichen dafür, daß der Land- und der Wasserverkehr hier nicht so sehr parallel gingen und sich entwickelten. In anderen großen Flußtälern ist es anders, allerdings kommt es ja auch beim Eisenbahnverkehr in anderen Flußgebieten darauf an, inwieweit Geländeschwierigkeiten zu überwinden waren. In dem allgemeinen flachen Warthelande war das nicht der Fall.

Die heutigen Verkehrsverhältnisse verlangten die Schaffung einer Grenzlandbahn im Westen des Gebietes, weil durch den Friedensvertrag wichtige Linien zerschnitten waren und damit auch die Möglichkeit der weiteren Verbindung. Eine solche Grenzlandbahn wird von Kreuz über Bentschen an der Ostseite von Branden-

burg und an der Nordseite von Niederschlesien durchgeführt, dann der von Oberschlesien kommenden Bahn angeschlossen. Damit haben die Bezirke, die durch die neue Grenze durchschnitten sind, wieder eine Hauptlinie, außerdem wird durch Verbindungsstrecken wohl die Verkehrsnot der „Grenzmark" dadurch behoben, daß man Mitteldeutschland, und zwar das nördliche Sachsen, von Leipzig über Guben her zwischen Frankfurt/Oder und der neuen Grenze mit dem wichtigen Eisenbahnknotenpunkt Kreuz an der Ostbahn verbindet. Die Strekken, die das Innere der Provinz mit Kreuz oder Schneidemühl verbinden, haben heute natürlich an Bedeutung verloren, wo der Verkehr aus dem Bezirke nicht wie früher ins innere Deutschland, sondern in das Innere des neuen Polnischen Reiches führt.



Ein Blick auf das Eisenbahnnetz aber zeigt, wie bedeutsam gerade das Warthegebiet für die Verbindung Oberschlesiens und Niederschlesiens mit der Ostbahn und mit dem Weichseltal ist oder war. Die große Eisenbahnlinie im Osten des Warthegebietes führte vom Kohlengebiet Kreuzburg-Ostrowo-Posen-Gnesen unmittelbar nach Norden und Nordosten an die Ostsee und nach Ostpreußen. Eine große N-S-Verbindung parallel zu dieser alten „Kohlenbahn" ist die z. T. neue polnische Linie Czenstochau-Wielun-Zdunska-wola-Kola-Hohensalza-Bromberg-Dirschau, die parallel zum Quelltal der Warthe läuft und dann die Senke am Goplosee benutzt, die in früheren Zeiten den Gedanken einer Kanalverbindung aufkommen ließ. Alle anderen Bahnen waren mehr oder weniger lokale Verbindungsbahnen, die allerdings große Bedeutung in agrarpolitischer Beziehung hatten und das fruchtbare Warthegebiet der Ernährungs-

wirtschaft wesentlich näher brachten als früher. Jedenfalls darf man wohl sagen, daß zwischen Schlesien und Ostpreußen bzw. dem Nordosten Deutschlands sowie auch zwischen Sachsen und diesen Gebieten gerade das Warthegebiet eine Korridoreigenschaft aufweist, während heute unter „Korridor" gewöhnlich nur das Gebiet der unteren Weichsel und des ehemaligen Westpreußens angesehen wird. (Abb. 5.)

Es ist ein großer Nachteil großer neugewonnener Gebiete, wenn man sie zu stark „als Ganzes" betrachtet. Man hat oft in Ländern oder Bezirken, die in großem Ausmaße erworben wurden, den Fehler begangen, daß man ihre Entwicklung auf alle Bezirke gleichmäßig erstreckte. Auch in Deutschland konnte man sehen, daß, wenn einzelne Gebiete intensiver entwickelt wurden, sie in Verkehr, Wirtschaft und Kultur besser vorbildlich wirkten, weil bestimmte Hauptkräfte an einem Punkte des Raumes vorhanden waren. In dem alten Rußland hat man auch oft den Fehler begangen, zu große Gebiete bearbeiten zu wollen; hätte man kleine Kulturlandschaften gebildet mit intensiver Entwicklung, so wäre in organischer Folge eine Landschaft nach der anderen gefolgt. So aber hatte man sicher zuviel übernommen.

Das Warthegebiet war für die preußische Verwaltung zweifellos ein Gebiet starker Tätigkeit. Hervorragende Beamte waren in ihm wirksam. Dennoch darf man einen gewissen wirtschaftlichen kulturellen Rückstand gegenüber anderen deutschen Bezirken nicht verkennen. Der Grund lag in verschiedener Richtung; nicht zuletzt war er zu suchen darin, daß das Gebiet zu unbekannt war und daß seine Landschaft und seine Menschen nicht mit genügend Liebe betrachtet oder erfaßt wurden. Ein Gebiet, das vom Standpunkt der reinen Sachlichkeit aus betrachtet wird, genießt noch lange nicht die Anteilnahme des ganzen Landes; und so kann man wohl sagen: gerade das Wartheland ist von der deutschen Gemeinschaft immer schon recht stiefmütterlich behandelt worden. Auch heute wird es kaum erwähnt; man kannte das Ordensland oder den Weichselgau, man hob Ostpreußen hervor und Schlesien; überall, wo eine Landschaft mit der deutschen Geschichte verknüpft war, hat sie sich mit dem deutschen Volke und mit dem Lande selbst eng verbunden; die landschaftlichen Reize des Warthelandes übersteigen aber, so sehr sie den Einheimischen befriedigen, eben nicht den üblichen Maßstab der Tiefebene. So fehlen dem Warthelande hervortretende Merkmale; nur in landwirtschaftlichen Kreisen blieb es stärker wegen seiner hervorragenden Landwirtschaft wie Fruchtbarkeit in Erinnerung und in Geltung. Dazu kam, daß die Menschen vielfach von fern her gekommen waren, und daß sie in der Vorkriegszeit oft erst wenige Jahrzehnte im Lande wohnten. Die einheimische Bevölkerung (eingeborene Deutsche wie Polen) stand nicht so im völkischen Gegensatz zueinander wie diejenige, die aus anderen Gegenden (West- und Mitteldeutschland,

Kongreßpolen) kam. Die gute Organisation des Landes von deutscher Seite hat dem polnischen Bevölkerungsteil eine vorzügliche Grundlage für die Entwicklung geschaffen, aber es war oft zu bedauern, daß beide Teile nicht so zueinander fanden, wie es vielleicht möglich gewesen wäre, wenn die preußische Verwaltung den einheimischen, also eingeborenen deutschen Bevölkerungsteil auch kulturell und wirtschaftlich stärker gefördert hätte. Auch verschiedene Volksteile können auf einem Boden zu einem Zusammenwirken und zu einer Milderung völkischer Gegensätze kommen, wenn der Boden als das absolut Primäre der Maßstab ist für ein Zusammenwirken, wenn die Liebe zum Boden und zur Heimat etwas ist, das über das Drängende, das Historische und Politische hinweg eben die Verbundenheit schafft. Die kulturellen Meinungen können Änderungen erfahren, Politik ändert sich oft in kurzer Zeit. Immer aber bleibt der Boden, den die Natur schuf und den die Menschen wohl verändern, aber doch nicht forttragen oder vernichten können. Gerade an einem solchen Beispiel kann man die ungeheure, alles überragende Bedeutung und Erziehung durch Boden und Natur erkennen, wie sie Friedrich Ratzel schon vor vielen Jahren zur Grundlage seiner Studien machte. Im ganzen Osten sind die einzelnen Volksteile trotz verschiedener politischer Auffassung dennoch vielfältig verwandt und ganz und gar vermischt, viel mehr, als bekannt und geglaubt wird. Ansichten und Handlungen haben sich oft angenähert, bedauerlich aber war es, daß gerade die Zufuhr von Intelligenz in jenem Warthelande häufigen Veränderungen unterworfen war, daß ein Fortzug oder Niedergang einheimischer, organisch sich entwickelnder Geschlechter entstand und ein Zuzug von Kräften, die oft anderswo nicht zu den wertvollen zählten. So konnte die Geltung des Warthelandes leider geopolitisch nicht so hervortreten wie bei anderen ostdeutschen Landschaften, selbst wenn diese in der Wirtschaft und in der natürlichen Beschaffenheit keineswegs höher standen.

Obwohl das osteuropäische russische Reich im Wartheland dem Mittelpunkt Deutschlands immer am nächsten kam, hat dennoch diese Gefahrenstelle keineswegs geführt zu einer besonders starken Entwicklung von Verkehrslinien; das Gegenteil war der Fall. Rußlands militär-geographischen Gesichtspunkte schrieben vor, auch das angrenzende Gebiet links der Weichsel zu einem „Vakuum" zu machen, um militärische Operationen zu verhindern. Nur wenige Landstraßen, ganz wenige Eisenbahnen waren vorhanden, die Wasserstraßen fehlten, Besiedlungen waren weiträumig, und so mochte man auch diesseits militär-geographisch das Gebiet als ein solches ansehen, das den „abwartenden Riegel" bildete, geschützt durch die ostpreußische und schlesische Flanke. Eine solche Eigenschaft bleibt dem Warthelande von der Natur aus wohl noch weiterhin, gleichgültig, in welcher Hand es sich befindet. Allerdings werden heute auch geopolitische Begriffe geändert. Die Fortbewegung zu Lande ist heute durch die Technik einer großen Veränderung

unterworfen. Das Auto und der Luftverkehr gestatten ganz andere Überwindungen von Geländeschwierigkeiten oder Beförderungszeiten als noch vor wenigen Jahren. Bestimmte Talbildungen oder Gewässer verlieren mitunter ihre Verkehrsbedeutung. Der Einblick in die Operationen ist ein vollständiger und verändert die natürlichen Verteidigungsverhältnisse eines Landes sogar bei rein gebirgigem Charakter. Was aber für die Landbewegungen noch immerhin von größerer Bedeutung ist, dürften Seen und Bruchland oder Flüsse sein. Das Wartheland z. B. hat im Westen in dem Obragebiet von Schwerin nach Tirschtiegel-Bentschen bis in die Gegend von Fraustadt hin lange Reihen von großen Seen, die natürlich zur Auszeichnung bestimmter Punkte führen. Im Osten sind solche Seen an der Grenze Kujaviens, an der Grenze Westpolens, zu finden, man denke an den Goplosee, den Packoschsee usw. Diese Seelinie hat vor Jahren auch zu ernsthaften Erwägungen geführt, die obere Warthe direkt mit Bromberg zu verbinden, von Konin aus über den Goplosee und schließlich mit Benutzung des oberen Netzetales, das ja auch zum Teil kanalisiert war. Bei den damaligen politischen Verhältnissen ist selbstverständlich aus diesen Plänen nichts geworden. Wasserkräfte sind im Warthegebiet nur an den Grenzen im Norden (Drage, Küddow) zu verzeichnen; wären solche in großer Menge aufgetreten, so wäre sicherlich dort manch Mittelpunkt von Gewerbefleiß (Textilindustrie, Mühlen, Papierfabriken) entstanden und hätte sich stärker ausgewirkt. Die Braunkohle, die anderswo Grundlage von Strom- und chemischer Industrie wurde, ist oft im Wartheland erbohrt worden, sie genügte aber den bergmännischen Bedingungen nicht. Zweifellos sind große Braunkohlenfunde auch in dem Warthelande vorhanden, aber ihre Wettbewerbsfähigkeit ist bei dem großen Wassergehalt und bei der schwierigen Erschließungsmöglichkeit nicht gegeben.

Nördlich der bedeutsamen Netzelinie ist ein landschaftlich bewegtes Gebiet (Hinterpommern) von rein agrarischem Charakter, durch das keine wichtige Verkehrslinie nach dem Norden führt. Das ganze hintere Pommern war wirtschaftlich in der Längsrichtung orientiert, die auf Stettin und Berlin hinleitete. Wäre ein großer Hafen zwischen Stettin und Danzig gewesen, so wäre vielleicht das Warthegebiet dann noch stärker „Durchgangs- und Brückenland" zwischen Schlesien und dem Norden geworden. Aber die Oder und die Weichsel haben aus natürlichen Gründen den Verkehr an sich gezogen, und zwischen beiden im Osten und Westen lag das Warthegebiet ebenso wie zwischen dem nördlichen und südlichen Haupttal. An seinen Grenzen bewegten sich die größeren Verkehrsströme; so war natürlich die Entwicklung in dem dazwischenliegendem Gebiet nicht so lebhaft, es war sozusagen ein „Abfluß nach allen Seiten".

Die vorliegenden Betrachtungen sollten die Aufmerksamkeit weiterer geographischer und wirtschaftlicher Kreise etwas auf ein Gebiet lenken, das so selten in der wissenschaftlich geographischen Literatur zu finden ist. Der beste ost-

deutsche Landeskundler, Josef Partsch in Breslau, hat vor Jahren einmal gesagt, daß es darauf ankomme, „Landeskunde" zu treiben, auch wenn man „einen Rinnstein betrachte", und daß sich „am kleinen, unmerklich hervortretenden Objekt oft weit mehr Schwierigkeiten zeigen als dort, wo sinnfällig alles hervortritt".

Das gilt auch zum guten Teil für das Warthegebiet; seine entscheidende geopolitische Lage, seine Bedeutung für die landwirtschaftliche Entwicklung Deutschlands wie Polens, seine große Fruchtbarkeit haben die Aufmerksamkeit der Menschen nicht so gefesselt. Das, was eigentlich für die Grundlage des Bestandes eines Staates das Wichtigste ist, tritt oft zurück, wenn Einförmigkeit zur falschen Einschätzung als Selbstverständlichkeit führte. Immer aber bleibt dem großen Warthegebiet mit seinen fast 54000 qkm die Eigenschaft einer bedeutenden Brückenverbindung zwischen den beiden Flanken Deutschlands im Nordosten und Südosten. Wie sich auch politische Verhältnisse in Zukunft entwickeln mögen, man wird an dieser Eigenschaft sowenig vorübergehen dürfen wie an anderen. Welche künftigen Einwirkungen wirtschaftlich oder völkisch oder politisch sich aus dieser Natur heraus ergeben, bleibt abzuwarten, aber es gilt allemal das Wort eines ostmärkischen heimatstreuen alten Mannes, der da sagte, als man politische Fragen hin und her erörterte: „Menschen kommen, Menschen gehen — Boden bleibt." Mögen diese Worte recht gründlich bedacht werden.

Josef März:
Der Ausgang des Roten Meeres

Das Angebot Anthony Edens, einen Korridor zwischen der britischen Somaliküstenkolonie und dem französischen Besitz Dschibuti-Obok aus britischem Land an Abessinien abzutreten, damit dieses seinerseits Zugeständnisse an Italien machen könne, lenkt die Aufmerksamkeit auf die Erdgegend am Ausgang des Roten Meeres. Man kann fast Wort für Wort wiederholen, was die „Allgemeine Zeitung" 1885, offenbar auf Wunsch Bismarcks, geschrieben hat, denn es trifft heute wie vor genau 50 Jahren zu: „Im Bereich der Straße Bab-el-Mandeb haben sich in letzter Zeit drei europäische Mächte ein Stelldichein gegeben, welche ständig nach Punkten auslugen, die zur Annektierung geeignet erscheinen." Die Landerwerbungen haben in dem vergangenen halben Jahrhundert zwar nach und nach ihren Abschluß gefunden, aber die endgültige Verteilung des Besitzes ist vermutlich noch nicht eingetreten, denn das auffallend unruhige Kartenbild deutet auf eine noch fortwirkende Dynamik hin. Auf beiden Seiten, der arabischen wie der afrikanischen, finden sich nur lose Anheftungspunkte maritimer Erscheinungsformen, nicht aber organisch mit dem Hinterland verknüpfte echte Hafenplätze. Anlagen und Ver-

bindungen sind künstliche Erzeugnisse. Die Zufallserwerbungen, die doch alle von dem Gesichtspunkt ausgingen, möglichst viel Anteil an der Beherrschung des Torweges vom Roten Meer zum Indischen Ozean zu erhalten, muten uns heute an wie eine Art Naturschutzpark für eine veraltete Territorialpolitik. Keine Macht kann von sich sagen, daß sie beide Seiten der Meerenge vollkommen beherrsche. Nur einmal ist hier Festsetzungspolitik nach einem einheitlichen Plan getrieben

worden, aber das ist lange her: die Portugiesen haben wenige Jahre, nachdem die Fahrt da Gamas den Seeweg nach Indien eröffnet und damit auch Klarheit über die Umrisse des Indischen Meeres gebracht hatte, unter ihrem großen Seefahrer Albuquerque hier den Arabern und Osmanen zielbewußt den Handelsweg nach Indien verriegeln wollen und zu diesem Zweck die Plätze Aden, Perim, Makalla, Kamaran, Zeila, die Sokotra- und die Kuria-Muria-Inseln teils für längere Zeit besetzt, teils zu erwerben gesucht. Ihre Nachfolger in der Beherrschung des India-Meerraumes, die Holländer, haben seltsamerweise keinen Blick für die Lagegunst dieser Erdgegend gehabt.

Das erste Eingreifen der neuzeitlichen großen Mächte trifft zusammen mit den weitausgreifenden Plänen Napoleons, der in der Insel Perim dem Wächter der Straße Bab-el-Mandeb, den Schlüssel zum ausschließlichen Besitz des Roten Meeres sah. Englische Truppen, von Indien aus, kamen aber den französischen in der Besetzung zuvor und hielten das Inselchen 1799—1801, trotz der Kleinheit seiner Fläche und des Fehlens von Wasser und anderen Lebensbedürfnissen. Später gewann England überhaupt den Vorsprung, der nicht einzuholen war, denn es setzte sich 1839 in Aden fest, das dem örtlichen Kleinherrscher kurzerhand aus Anlaß eines Konfliktes weggenommen wurde. Eine Anregung zur Besetzung dieses Platzes, dessen Natur alles vermissen läßt, was zur Niederlassung anreizen könnte, war schon 1809 von Indien aus erfolgt, doch hatten dazwischen Versuche mit Stationen in Moka, Dschidda, Kosseir und Makalla stattgefunden. Aden ist schon 1845 „das Gibraltar an der Küste Arabiens" genannt worden, es hat immer weit mehr auf das Meer hinaus und auf die gegenüberliegende Küste gewirkt als nach dem wüsten Innern Arabiens zu. Seine Gebietsgrenzen wurden, nachdem ursprünglich nur der Felsen selbst mit dem Hafengelände besetzt worden war, mehrmals erweitert, so 1868, 1882 und 1888. Verwaltungsmäßig gehörte Aden bis 1932 zu Indien, das Schutzgebiet im nächsten Hinterland untersteht dem Kolonialamt, während der Festungs- und Garnisonskommandant die gesamte Verwaltung in seiner Hand vereinigt. Heute wird Aden vom Mutterland aus regiert. Um die Meerenge besser überwachen zu können, wurde im Anschluß an den Krimkrieg, 1857, Perim, „das Auge Adens", erneut von England besetzt, ebenso 1858 die Insel Kamaran (als Kabel- und Mekkapilgerstation), deren Lagewert schon Friedrich List voll erkannt hatte. Die westliche Durchfahrt der Straße Bab-el-Mandeb ist nur 16,7 km breit und durch die Gruppe der „7 Brüder" noch untergeteilt, die östliche nur $2^1/_2$ km, Korallenriffe und starke Strömungen schränken die Brauchbarkeit der Pässe weiter ein, so daß die Bezeichnung „Tor der Tränen" ihre Berechtigung erworben haben wird. Das gegenüberliegende Gebiet wurde zum Teil bald nach der Besitznahme Adens erworben, um dieses zu sichern und seine Versorgung zu erleichtern. Die ersten Verträge waren solche über Zeila, das Eden jetzt neben einem 15 Meilen breiten, aber nur von Nomaden durchzogenen

Streifen bis zur abessinischen Grenze zur Abtretung angeboten hat, und Tadschura mit Eibat, Bab und Muscha, die damals höher eingeschätzt wurden als Perim, aber 1888 zur Bereinigung der Grenzverhältnisse an Frankreich abgetreten wurden. Der Haupthafen Berbera und der Rest von Britisch-Somaliland nach Osten hin wurde erst später erworben und gegen den italienischen Besitz und Abessinien abgegrenzt (1885, 1894, 1897; die Verwaltung ging, nachdem sie anfangs von Aden aus ausgeübt wurde, mit dem Größerwerden des Gebietes auf das Kolonialamt über). Die vorgeschobene ungesunde Insel Sokotra mit ihren kleinen Nachbargruppen Abd-el-Kuri und den „Brüdern" wurde 1876 und 1886 in Schutzherrschaft genommen, nachdem sie, über die einer der Hadramaut-Sultane eine lose Oberhoheit ausübte, schon 1835 einmal kurze Zeit besetzt gewesen war. Wenn man noch erwähnt, daß 1854 die Guanoinseln Kuria-Muria als Kabelpunkt erworben, Sur, Makalla und Ras el-Hadd Kohlenpunkte wurden, in einem Konflikt mit Abessinien vorübergehend auch der Hafen Adulis besetzt war und 1902 Absichten auf den Jemenhafen Hodeida bestanden haben sollen, rundet sich das Bild englischer Betätigung am Ausgang des Roten Meeres ab.

Die französischen Festsetzungen waren teilweise von überschwenglichen Hoffnungen begleitet. Typisch dafür ist die Bewertung Oboks als „Singapore Afrikas" und „Konstantinopel der Zukunft" und des Platzes Schech Said als „aufgegebenes französisches Gibraltar"; auch ist bemerkenswert, daß um 1870 der Wunsch, durch vorgeschobene Posten die erworbene Stellung am Ausgang des Roten Meeres auszubauen, bis nach Kismaju, Mombasa, selbst Sansibar ausstrahlte (wobei allerdings zu berücksichtigen ist, daß der Landbesitz des Sultanats von Sansibar, das ein Ableger des Sultanats von Maskat war, weite Strecken der Ostküste Afrikas einbezog, was heute aus dem Kartenbild nicht mehr zu ersehen ist — so außer der Küste von Deutsch-Ostafrika auch Witu und die Benadirküste). 1861 erwarb Frankreich den Platz Obok, der aber unter Wassermangel und schlechter Verbindung zum Hinterland litt, 1870 Ed und die Dessi-Inseln am Ausgang der Tadschurabucht, aus denen aber nichts gemacht wurde, 1884 kamen Gobat und Tadschura hinzu, 1884 wurde das früher als wertlos betrachtete Dschibuti neuerdings besetzt, 1888 erhielt der nunmehr „Somaliküste" genannte Besitz aus englischem Gebiet noch, wie oben erwähnt, Eibat, Bab und Muscha dazu. Verträge legten die Abgrenzung gegen Abessinien, 1897, und die italienische Kolonie, 1882, 1901, fest. Dschibuti ist jetzt Hauptort und, als Endpunkt der Eisenbahn von Addis Abeba her, der wichtigste Ausfuhrort des Kaiserreichs, so daß es begreiflich ist, daß Frankreich wenig begeistert war von der Anregung, daß Abessinien einen eigenen Ausgang zum Meer nach Zeila erhalten solle. Durch die französisch-italienischen Abmachungen von Anfang 1935 ist ein schmaler Grenzstreifen an Italien abgetreten worden; die Felseninsel Dumera in der Meerenge, dadurch italienisch geworden, soll jetzt von ihren neuen Besitzern stark befestigt werden.

Im Verhältnis zu England steht Frankreich in dieser Gegend minder günstig da. Es hat seinen Besitz wenig entwickelt, was allerdings auch klimatische Gründe hat, und begnügte sich damit, etwaige dritte Wettbewerber fernzuhalten. So ist auch die Stelle im englisch-französischen Abkommen Sykes-Picot von 1916 aufzufassen, in dem beide Partner sich verpflichten, an der Ostküste des Roten Meeres keinen Flottenstützpunkt zu errichten und derartiges auch einer dritten Macht nicht zu gestatten. Es müssen dabei zwei Dinge mitgespielt haben: die Episode Schech Said und das Ansinnen Italiens, auch in dieser Gegend maßgebend beteiligt zu werden; allerdings wurde erst 1917 die Forderung geäußert, Dschibuti möge an Italien abgetreten werden. Mit Schech Said, einem 260 m hohen Kap, das sogar Perim überhöht, zwischen Rotem und Arabischem Meer, auf einer 10 km langen schmalen Halbinsel „reitend", hat es folgende Bewandtnis: Schon der Vorkämpfer eines französischen Kolonialreiches im Indischen Ozean, Mahé de Labourdonnais, äußerte 1743 den Wunsch nach dem Besitz des Kaps und der benachbarten Lagune, dann hatte auch Napoleon den Auftrag zur Besetzung gegeben, der aber nicht ausgeführt wurde, und 1838 wollte sich Ägypten, auf französischen Wunsch, der aber auf englischen Widerstand stieß, in den Besitz von Schech Said und Massaua setzen. Der Platz gehört zu Jemen, Frankreich hat nie eindeutig türkische Rechte auf ihn anerkennen wollen, England aber seinerseits nicht französische. Denn diese sind stets ungeklärt gewesen, nachdem 1869 Marsailler Privatleute Kap und Lagune gekauft und Frankreich 1870—71 eine fliegende Kohlenstation dort angelegt hatte. Wenn auch 1886 die Privatrechte an diesem „asiatischen Dschibuti" auf die französische Regierung übergegangen sind, so scheinen sie doch später mehr oder weniger aufgegeben worden zu sein, denn das Besitzverhältnis ist immer in der Schwebe geblieben. Eine Befestigung des Platzes, die Aden stark entwerten würde, wäre jedenfalls unmöglich, wenn England Widerspruch erhebt.

Das Deutsche Reich, dem 1870 und 1884 private Makler, durch Vermittlung des in Paris lebenden Herzogs von Sagan, die Erwerbung anbieten wollten, hat keinerlei Lust verspürt, sich auf ein solches Geschäft einzulassen. Italien war damals weniger abgeneigt und scheint auch 1917 an die Möglichkeit, mit Schech Said etwas auszuhandeln, geglaubt zu haben. 1869 hatte die Handelskammer Genua angeregt, Schech Said und Roheita zu erwerben. Moka schien später ebenfalls ein erstrebenswerter Besitz zu sein, ebenso der Hafen Adulis. 1885 wurden dann, um Frankreich zuvorzukommen, Massaua und Assab, wo seit Jahren private italienische Niederlassungen bestanden, und die Dahlak-Inseln angegliedert und der Besitz Eritrea, wie er später genannt wurde, zwischen 1898 und 1902 abgerundet und gegen Abessinien und dem französischen Gebiet abgegrenzt, während die Festlegung des Umfangs von Italienisch-Somaliland, dessen Erwerbung 1899 eingeleitet worden war, gegen Britisch-Somaliland 1891, 1894 und 1901, gegen Abessinien 1896 und 1908 erfolgte. Wie aber der Zwischen-

fall von Ual-Ual zeigt, hat jede Grenzziehung in diesen Gebieten, in denen schmaler Küstensaum, nomadendurchstreifte Steppe oder Wüste und abessinisches Hochland nach innen aufeinander folgen, nur konventionellen Wert und schafft keine klareren Verhältnisse als sie einst unter den etwas verschwommenen Oberhoheitsrechten der Türkei oder Ägyptens zwischen Suez und dem Arabischen Meer bestanden. Die Landverteilung behält einstweilen den Charakter des Willkürlichen und ist ganz entschieden nur Ausdruck der herrschenden Machtverhältnisse.

R. S.:

Die japanische Wehrmacht

Ihre Stellung. — Ihre Rolle in der japanischen Politik. — Wehrgeographische Folgerungen

Einleitende Bemerkungen

Japan befindet sich heute in einer der schwersten Lagen seiner modernen Geschichte. Die Not der Landwirtschaft beginnt, eine ernste Gefahr für Kraft und Geschlossenheit des japanischen Volkes zu werden. Die lebhafte Industrie- und Exportkonjunktur zeigt in sich bedenkliche Widersprüche. Die Staatsfinanzen, vom Strudel ständig wachsender Rüstungsausgaben ergriffen, treiben einer schweren Krise entgegen. Dazu kommen außenpolitische Schwierigkeiten mit bedeutenden Großmächten, die erhebliche Gefahren in sich bergen.

In dieser so schwierigen Lage sieht sich Japan politisch führerlos. Seine Regierungen sind schon seit Jahren eine Mischung von militärischen, bürokratischen, großwirtschaftlichen und parteimäßigen Einflüssen, ohne innere Kraft und Entschlossenheit. Die vor Jahren so mächtigen Parteien sind durch Korruption und inneren Gruppenkampf politisch völlig entartet, von großen Teilen der Bevölkerung verachtet. Die Staatsbürokratie, die mehr und mehr zur Führung gelangt, schwankt zwischen den Parteien und dem Militär hin und her und ist ohne versprechenden Nachwuchs. Die jungen Organisationen mit faschistischer oder nationalsozialistischer Färbung sind, heute wenigstens noch, hoffnungslos zerrissen. Und ihre religiöse Verherrlichung des Thrones als des erhabenen, über allen Dingen stehenden Führers der Nation, erschwert die Entwicklung großer Führernaturen aus dem Volke, die den praktischen Problemen des heutigen Japans dauernde und großzügige Lösungen geben könnten. Oder aber sie verzetteln ihre Energien in mittelalterlichem, romantischem Verschwörertum. Die so einzigartige, früher allmächtige Körperschaft der „Älteren Staatsmänner", das heißt der engsten Berater des Kaiserhauses, ist im Aussterben. Der fast 90jährige Fürst Saiyonji ist der letzte lebende Vertreter der großen Berater, die schon dem Kaiser Meiji gedient haben.

Jeder, der Japan aufmerksam betrachtet, weiß, daß dieser Zustand der Gegen-

sätzlichkeit und inneren Unentschlossenheit nicht lange mehr anhalten kann. Es steht innenpolitisch etwas bevor. Die japanische Wehrmacht aber, heute wenigstens die einzige sichtbare starke Kraft, die nach neuen Wegen sucht, wird bei den möglichen und kommenden innenpolitischen Veränderungen eine entscheidende Rolle spielen. Es ist Zeit, diese Kraft zu erkennen.

I. Die Rolle der japanischen Wehrmacht in der Innenpolitik

Die Wehrmacht umfaßt in Japan Heer und Flotte des aktiven Dienstes; indirekt auch die Millionen Reservisten, die von der Wehrmacht organisatorisch erfaßt und politisch geführt werden. Sie stammt in ihren Massen aus der Landwirtschaft, ist fast zu 99 Prozent armer Herkunft. Ein kleiner Prozentsatz kommt aus Mittelstand und Beamtenschaft. Auch das Offizierskorps gehört überwiegend zu einer materiell nur wenig gehobenen sozialen Schicht. Die Nachkommen der alten Samurais sind selten reich. Die Sorge um wirtschaftlich mehr oder weniger notleidende Familien ist vielen Offizieren mit ihren Mannschaften ebenso gemeinsam wie das eigene spartanische Leben. Der Sold der Soldaten ist niedrig, das Offiziersgehalt aber ebenfalls. Die so begründete weitgehende Gemeinsamkeit der Oberen und Unteren ist durch eine Tradition gefestigt, die die Betonung sozialer Unterschiede verpönt und das Verhältnis des unbedingten Gehorsams patriarchalisch begründet. Einfachster Lebenswandel, unerschütterliche Treue, unbegrenzte Selbstaufgabe beim Kampfe, das sind die Elemente aus der feudalen Vergangenheit — ernster, wörtlicher genommen als meistens sonst in der heutigen Welt. Brennende Vaterlandsliebe kam entsprechend der späten Erweckung des Landes erst in unserer Zeit hinzu. Doch die Bedrohung jedes von Japan in seiner kurzen modernen Geschichte erkämpften Erfolges durch das Ausland, die innere wirtschaftliche Notlage und der dementsprechende Drang nach Ausdehnung haben diesen jungen Nationalismus gewaltig anwachsen und innerlich stark werden lassen.

Die Wehrmacht war stets führend an den Fortschritten des neuen Japan beteiligt. Nicht nur durch die Siege über China und Rußland, die Kriegsentschädigungen für die weitere Entwicklung oder territoriale Erwerbungen für das Land brachten; nicht nur durch ihre antreibende Rolle bei der Meisterung der modernen Technik und deren Anwendung im japanischen Wirtschaftsapparat. Auch durch ihren erzieherischen Einfluß, durch den Widerstand gegen Entwicklungen, die zu Klassenkämpfen hätten führen können.

Trotzdem stand die Wehrmacht in Friedenszeiten politisch in der Reserve, allerdings in der schlagbereiten Reserve. Diese Haltung ist das Ergebnis einer sehr schwierigen Doppelstellung der japanischen Wehrmacht im politischen Leben. Auf der einen Seite ist dem Soldaten und Seemann von dem heute zur höchsten Autorität gewordenen Kaiser Meiji aufs strengste jede politische Betätigung verboten worden. In dem Erlaß dieses Kaisers, der heute noch dieselbe Bedeutung in Japan

hat wie die Kriegsartikel des deutschen Soldaten, unter denen wir 1914 ins Feld zogen, heißt es wörtlich:

„Daher soll der Soldat und der Seemann niemals von augenblicklich herrschenden Meinungen abgelenkt werden, noch soll er sich in die Politik einmischen..."[1]).

Auf der anderen Seite ist aber der Leitung der Wehrmacht gerade im Parlament und in der Regierung eine solche Sonderstellung eingeräumt worden, daß sie notwendigerweise politische Auswirkungen haben muß. Der Heeres- und Marineminister ist zum Beispiel weitgehend unabhängig von der jeweiligen Regierung Japans und völlig unabhängig von den parlamentarischen Parteiverhältnissen. Diese Sonderstellung ermöglichte es der Wehrmacht, in kritischen Augenblicken aus der Reserve herauszutreten, Entscheidungen zu verhindern oder zu erzwingen, diese oder jene Regierung zu stürzen. Letzteres tat die Wehrmacht häufig. Doch trotzdem viele Admirale oder Generale der Reserve oder des Ruhestandes Ministerpräsidenten waren, gelang es der Wehrmacht fast immer, den Parteien oder den Bürokraten die Verantwortung für die Regierungsgeschäfte zu übertragen, zusammen mit der daraus sich ergebenden Unbeliebtheit bei dem Volke. Nur einmal hat die Wehrmacht eine solche Unbeliebtheit in jahrelangem Rückgang ihres politischen Einflusses zu spüren bekommen: nach dem Mißerfolg der Besetzung Wladiwostoks und anderer sibirischer Gebiete während des dortigen Bürgerkrieges 1919/21.

Doch seit den Attentaten in Tokio im Mai 1932 und dem Einmarsch der japanischen Truppen in die Mandschurei und der Schaffung Mandschukuos ist der politische Einfluß des Heeres ganz besonders stark gestiegen. In Mandschukuo ist es, über die militärischen Maßnahmen hinaus, zum Führer der wirtschaftlichen und politischen Entwicklung des neuen Staates geworden. Die Wehrmacht hat eine große Chance, dies auch in Japan selbst zu erreichen. Wird sie zugreifen und mit welcher Zielsetzung?

II. Die japanische Wehrmacht als Reformator

Schon immer herrschte bei den aktiven jüngeren und mittleren Offizieren ein begeisterter Patriotismus, der im allgemeinen die Färbung eines sozialen Radika-

1) Dieser 1882 ausgegebene Erlaß des Kaisers Meiji enthält noch unter anderem folgende außerordentlich bezeichnende Richtlinien für die japanische Wehrmacht: „Die höchste Kommandogewalt Unserer Streitkräfte ist in Unserer Hand... niemals werden Wir diese höchste Autorität einem Untertanen übertragen... Unsere Beziehungen zu euch werden sehr enge sein, wenn Wir uns auf euch als unsere Glieder verlassen wollen und ihr auf Uns als euer Haupt seht.. Wenn ihr Soldaten und Seeleute eure Vorgesetzten respektlos behandelt und eure Untergebenen mit Härte, so werdet ihr ein Schandfleck der Streitmacht und Verbrecher gegen den Staat... Niemals einen unterlegenen Feind verachten oder einen überlegenen fürchten, nur seine Pflicht tun, das ist wahrer Mut... Wenn ihr nur mit Gewalttätigkeit handelt, so wird die Welt euch bald verachten und auf euch als wilde Tiere herabschauen... Treue heißt, sein gegebenes Wort halten, Rechtschaffenheit aber heißt die Ausführung seiner Pflicht... Der Soldat und der Seemann soll Einfachheit zu seinem Ziele machen.

lismus angenommen hat. Aufgebaut auf bäuerlicher Volksgemeinschaft und Kaisertum, enthält dieser erhebliche antikapitalistische Elemente. Natürlich bestand schon immer unter diesen Offizieren entschiedene Gegnerschaft zu allen parlamentarischen, demokratischen Einrichtungen, zu den schon seit Jahren mißachteten Parteien und Klassenorganisationen. Diese Offiziere sind es, die — wenigstens bisher — die zahlreichen zivilen nationalistischen und faschistischen Verbände beeinflussen und sogar führen. Diese Grundeinstellung des aktiven Teiles des japanischen Offizierkorps hat in den letzten Jahren erhebliche Entwicklungen durchgemacht. Von verschwommenen faschistischen Ideen über stärker betonte nationalsozialistische Gedankengänge scheint sich nunmehr diese Einstellung zu einer nationalen und sozialen Reformbewegung zu verdichten, die sich den Namen „Nipponismus" zugelegt hat und die sich gegen den deutschen Nationalsozialismus und italienischen Faschismus abzugrenzen versucht.

Das von allen Kreisen der japanischen Wehrmacht ohne Unterschied einmütig vertretene Ziel drängt zu einer solchen Entwicklung. Dieses Ziel ist die rücksichtslose Mobilisierung aller Kräfte des Volkes und des Staates für den als unabwendbar angesehenen Augenblick, wo um Sein oder Nichtsein des heutigen Japan gekämpft werden muß. Die „totale Mobilmachung" schon in Friedenszeiten, koste es, was es wolle, ist der leitende Grundsatz der japanischen Wehrmacht, dem alles andere untergeordnet werden muß oder dem alle politischen und sozialen Erscheinungen und Entwicklungen angepaßt werden müssen. Notwendigerweise mußte sich die Wehrmacht dabei auch mit den wirtschaftlichen und sozialen Problemen des heutigen Japan auseinandersetzen. Denn die „totale Mobilmachung" schon in Friedenszeiten forderte als erste Voraussetzung die Bereitstellung umfangreichster Mittel zur Erneuerung und Verstärkung der Landesverteidigung.

In wenigen Jahren steigerte die Wehrmacht die ihr auch bewilligten Ansprüche an den Staatshaushalt auf 47 Prozent des gesamten Budgets — also ein fast unerhörtes Verhältnis zwischen Militärausgaben und Gesamtstaatsausgaben in Friedenszeiten. Durch diese Forderungen in den letzten vier Jahren wurden die Staatsschulden Japans auf fast 10 Mrd. Yen getrieben, eine Summe, die von vielen Kennern als unmittelbar an die tragbare Höchstgrenze reichend angesehen wird. Es scheint auch sicher zu sein, daß weitere Forderungen, die aber unbedingt kommen werden, zu einer Wirtschafts- oder Finanzkrise treiben müssen. Diese außerordentliche Belastung der gesamten japanischen Volkswirtschaft wird von der Wehrmacht in einer Zeit durchgesetzt, in der gerade die japanische Landwirtschaft und mit ihr die Bauernschaft, heute noch die umfangreichste Bevölkerungsschicht in Japan, in fast nie gekannte Notlage geraten ist. Der Widerspruch zwischen einer noch fast völlig „feudalen" Landwirtschaft und einer sich mächtig entwickelnden modernen Industrie- und Finanzwirtschaft, verschärft durch Naturkatastrophen, äußert sich gerade in diesen Jahren in ganz erschreckender Weise. Auf dem Rücken

der Bauern vollzog sich die erstaunliche Industrialisierung; die Bauern wurden die Opfer der reicher und mächtiger werdenden Finanzinstitute und Händler, sie trugen die Hauptlast einer, die Landwirtschaft unverhältnismäßig stärker treffenden Besteuerung. Auf der anderen Seite verdienten Teile der Industrie und der Banken erheblich an den großen Summen, die jährlich für die Aufrüstung ausgegeben wurden. Die Wehrmacht geriet in die Gefahr, von geschickten Agitatoren als die Urheber der Not der Bauernschaft hingestellt zu werden, derjenigen Bevölkerungsschicht, aus der sie sich zum größten Teile rekrutiert.

Vor einigen Jahren war es nur ein kleiner Kreis von Offizieren um die Generale Araki, Koizo und andere mehr, die den Zusammenhang der Forderung nach der „totalen Mobilmachung" mit allen Wirtschafts- und sozialen Fragen, ja auch mit den Fragen der japanischen Moral, der Erziehung und dem Eindringen fremder Gedankengänge erkannten. Die Notwendigkeit einer sozialen Analyse und eines breiten Reformprogramms, mit einer fast religiös gereinigten Vorstellung vom japanischen Kaiserhause als Kernstück dieses Reformprogramms, breitete sich in der Wehrmacht besonders aus. Heute vertritt das Kriegsministerium unter dem Minister Hayaschi, wenn auch mit deutlicher werdenden Abstufungen, ähnliche Gesichtspunkte.

Wenn auch die soziale Analyse und die Entwicklung des Reformprogramms heute noch nicht abgeschlossen sind, so lassen sich doch schon aus Veröffentlichungen des Kriegsministeriums vom November 1934 und vom März 1935 und sonstigen neueren Verlautbarungen die Grundgedanken des „Nipponismus" deutlich erkennen. In der Aufklärungsschrift des Kriegsministeriums vom November 1934 finden wir unter anderem folgende Sätze:

„Es ist eine ungeheuer wichtige Frage für die Wehrmacht, ob die materielle Lage des Volkes sichergestellt ist. Wenn der Soldat im Kriege tapfer sein soll, so muß er wissen, daß die Familie keine Not leidet und daß die Heimat hinter ihm steht . . . Der augenblickliche Wirtschaftsorganismus hat sich auf der Grundlage des Individualismus entwickelt... Infolgedessen entspricht er nicht immer den allgemeinen Interessen des Staates ... Der Reichtum, der von einer Minderheit angehäuft worden ist, erzeugt das Elend der Massen, den Hunger... beunruhigt das Leben der Nation... es ist notwendig, daß das Volk die Auffassung vom wirtschaftlichen Individualismus und Egoismus aufgibt und die Auffassung einer kollektivistischen Wirtschaft sich zu eigen macht... Der neue Wirtschaftsorganismus soll auf den Ideen der Gründung unseres Kaiserreiches aufbauen und das Wohlbefinden der gesamten Nation erhöhen..."[1])

Solche und ähnliche Gedankengänge werden in einer weiteren Aufklärungsschrift vom März 1935, die in der Entwicklung des „Nipponismus" weiter geht, als die

1) Die verschiedenen Schriftstücke, die japanisch teilweise in Broschüren vorliegen, sind von Privatpersonen übersetzt worden. Da der japanische Text viel mit altjapanischen Ausdrücken und Gedankengängen durchsetzt ist, ist eine genaue Übersetzung der teilweise modernen Probleme außerordentlich schwer. Ungenauigkeiten müssen also in Kauf genommen werden. Der hier benutzten Übersetzung liegt ein deutsches und französisches Übersetzungsmanuskript zugrunde.

oben angeführte Schrift, durchaus wiederholt. Dort heißt es sogar zum Teil noch krasser:

„Die Wirtschaft ist also dem Finanzkapital ausgeliefert. Dem Volk ist unter dem schweren Druck der kapitalistischen Gesellschaftsordnung nur Arbeitslosigkeit und Hunger beschert worden . . ."

Also eine sehr weitgehende Wirtschafts- und Sozialkritik an den heutigen Zuständen in Japan.

Doch das japanische Heer bleibt nicht in der Wirtschaftskritik stecken. Es geht weiter und sieht als notwendige Voraussetzung der „totalen Mobilmachung" auch die geistige, erzieherische Erneuerung des zwischen westlicher und östlicher Kultur hin und her geworfenen japanischen Volkes an. In der letzterwähnten Broschüre finden wir folgende Formulierung in dieser Hinsicht:

„Die Störungen zu Hause rühren daher, daß das japanische Volk gierig nach der europäischen Kultur greift, daß seine Gesinnung zum Verfall neigt und das Volk äußerst verarmt ist . Jetzt ist die Zeit gekommen, die echte japanische Kultur aufblühen zu lassen durch Ausscheidung der schlechten Teile des fremden Einflusses. Nur dadurch kann das 3000 Jahre alte Japan die ihm geziemende großartige Kultur hervorbringen . . ."

Die ans Phantastische grenzende Hochschätzung der eigenen japanischen Kultur, die auf die sagenhaften Überlieferungen der vorchinesischen Kulturperiode zurückgreift, führt das japanische Militär zu noch weitergehenden Folgerungen. Es wird die Weltsendung Japans proklamiert:

„. . . es (Japan) hält sich bereit, den Geist japanischer Moral über die Welt zu verbreiten . . . So müssen wir uns würdig machen, die Welt bei der Aufgabe zu führen, der Menschheit das dauernde Glück zu verschaffen."

Doch all die angeführten Gedankengänge des „Nipponismus" müssen immer nur als Rahmenwerk um das Kernstück aufgefaßt werden, das Kernstück, das in der japanischen Kaiseridee besteht. Gerade in diesen Tagen wird der Kampf um die Reinheit der japanischen Kaiseridee besonders heiß geführt, wobei der Kampf sich heute noch hauptsächlich gegen die staatsrechtlichen und staatsphilosophischen Einflüsse des Westens richtet. So ist nunmehr die seit Jahrzehnten allgemein anerkannte Theorie Minobes, der wegen seiner Leistungen vom Kaiser selbst geehrt wurde, der die stark westlich beeinflußte Verfassung des Kaisers Meiji auch mit westlichen Begriffen erläuterte, verworfen und seine Schriften verboten worden. Doch eine positive Formulierung der „reinen" japanischen Kaiseridee wird wohl noch einige Zeit auf sich warten lassen, so weit es sich um begriffliche Fassungen handelt und nicht um gefühlsmäßige Erklärungen. Hinter diesem Kampfe treten neuerdings alle anderen praktisch-wirtschaftlichen und sozialen Forderungen der Wehrmacht deutlich zurück.

Wenn auch diese hier angeführten Ansichten heute vom Kriegsministerium als offizielle Ansicht der japanischen Wehrmacht vertreten werden, so ist damit noch nicht gesagt, daß sie von allen Teilen der Wehrmacht geteilt werden. Da ist zum Beispiel die Gruppe der älteren, hohen Offiziere. Unter diesen herrscht noch sehr

stark die strenge Auffassung vom reinen Berufsoffizier vor, der sich um nichts als nur dienstliche Fragen zu kümmern habe. Bei diesen setzt sich auch hin und wieder die gehobene soziale Stellung durch, Verbindungen mit einflußreichen Wirtschaftsinteressen stellen sich ein; persönlicher und politischer Ehrgeiz entfremden sie dem radikalen Idealismus der jüngeren Offiziere.

Auffällig ist die geringe Beteiligung der Marine an der Entwicklung der geschilderten Gedankengänge. Die Gründe, die in den meisten Ländern die Marine zu einem etwas exklusiveren Teil der Wehrmacht gemacht haben, scheinen sich auch in Japan durchzusetzen. Dies schließt natürlich nicht aus, daß auch in der Marine einzelne Anhänger der im Heere hauptsächlich vorherrschenden Ideen zu finden sind. Ja, daß sogar ein Teil noch radikalerer Elemente unter jungen Offizieren der Marine gesucht werden müssen. Zum Beispiel veröffentlicht ein Korvettenkapitän N. Saito in der Zeitschrift „Gakwan", Januar 1935, eine solche sehr weitgehende radikale Analyse, die äußerste linke Tendenzen entdecken läßt. Neben diesen Anschauungen, die sogar schon eine Kritik an dem „Nipponismus" darstellen, vertreten andere jüngere Offiziere terroristische, putschistische Anschauungen. Hier herrscht ein wirres Durcheinander von religiösen, primitiv-agrarkommunistischen Ansichten vermischt mit zivilem Abenteurertum.

Bisher hat sich die Wehrmacht auf die reine Analyse und auf die Werbung für ihre Reformgedanken beschränkt. Aber diese Propaganda ist ebenso wie die Analyse sehr theoretisch geblieben, hat sogar die Neigung, immer theoretischer zu werden, anstatt ins Praktische, Aktuelle überzugehen. Möglich, daß der Japaner überhaupt nicht wie der Deutsche klar ausgearbeitete, straff entwickelte Programme und Gesichtspunkte fordert; daß er mehr als im Westen nur auf den führenden Mann und auf die allgemeine Gedankenrichtung sieht. Wird sich die Wehrmacht mit der Propaganda einer theoretischen Analyse auch weiterhin begnügen? Oder sammelt sie Kräfte, um im großen Zuge diese inneren Reformen durchzuführen? Das ist heute die wichtigste innenpolitische Frage in Japan.

III. Die Rolle der japanischen Wehrmacht in der Außenpolitik

Die japanische Wehrmacht hat stets aktive Außenpolitik getrieben. Sie war niemals nur die Waffe eines über ihr stehenden politischen Willens. Sie verkörperte seit Beginn der modernen japanischen Geschichte Waffe und Wille in einer Einheit. Ihrer aktiven Außenpolitik lag seit der Erneuerung bis zum Weltkriege ein gleichbleibender, großer Generalplan zugrunde: Sicherung des japanischen Inselreiches durch Ausdehnung.

Die übrigen einflußreichen Gruppen der japanischen Innenpolitik waren zwar immer auf einen ähnlichen Generalplan eingestellt. Da aber bei ihnen die Interessen der Tagespolitik stets eine größere Rolle spielten als langfristige und weitragende Pläne, so standen sie häufig bei der Durchführung eines neuen Plan-

abschnittes gegen die Wehrmacht. Sehr oft war somit eine Lage geschaffen, in der die Wehrmacht entweder auf Grund ihrer innenpolitischen Machtstellung Druck ausüben mußte oder sogar vollendete Tatsachen schaffte, während die Politiker noch zögerten und ängstlich erwogen. Die japanische Geschichte ist seit Beginn ihrer modernen Epoche voll von solchen Momenten. Der Handstreich des Militärs auf Mukden am 18. September 1931, der zur Schaffung Mandschukuos überleitete, und der weittragende außenpolitische Folgen hatte, war bisher das letzte größere Beispiel eines solchen unmittelbaren Eingreifens. Nachträglich haben sich, wie fast immer, die anderen politischen Kräfte Japans auf den Boden der vollzogenen Tatsachen gestellt — allerdings nicht ohne erhebliche Verluste ihres Ansehens beim Volke.

Im Zuge dieses Generalplanes der japanischen Wehrmacht sind Formosa, Korea und Südsachalin erobert, die Russen aus der Kwangtung-Halbinsel verjagt worden, die Südsee-Mandatsinseln tatsächlich dem japanischen Reiche einverleibt. All diese Ausdehnungen konnten bisher als Sicherungen des japanischen Reiches vor den sich mächtig ausdehnenden fremden Mächten angesehen werden, konnten als Notwendigkeit der Landesverteidigung von der Wehrmacht gefordert und erklärt werden. Doch schon mit den 21 Bedingungen an China während des Weltkrieges, der mißglückten Intervention in Sibirien und eindeutig mit der Schaffung Mandschukuos, ist gerade die Wehrmacht aus diesem Rahmen der „Sicherungen" herausgetreten, ist zur machtpolitischen Ausdehnung des Lebensraumes auf das asiatische Festland endgültig geschritten.

Und selbst die offizielle Außenpolitik des Außenministers Hirota läßt durchaus erkennen, daß mit dieser neuen Ausdehnungspolitik, die von der Wehrmacht eingeleitet wurde, zum mindesten die wirtschaftliche und politische Ausdehnung des japanischen Einflusses auf dem Kontinente nicht abgeschlossen ist. Er war es, der erklärte, daß Japan „der einzige Eckpfeiler des Friedens in Ostasien geworden sei", daß es „allein die Lasten der Verantwortung für den Frieden in Ostasien trage". Unter ihm wurden die anderen Mächte darauf aufmerksam gemacht, und zwar in wenig verblümter Sprache, daß sie ihre Finger vom Fernen Osten lassen möchten, und daß nunmehr zu der alten Formel: „Amerika den Amerikanern", eine neue Formel geschaffen wird: „Asien den Asiaten." Es wäre verfehlt, zu glauben, daß die Wehrmacht, die diese Entwicklung stark beeinflußt hat, nunmehr in ihren außenpolitischen Forderungen zurückhaltender als die offizielle Außenpolitik geworden sei. Mit Recht kann das Umgekehrte angenommen werden. Denn der „Nipponismus", der besonders in der japanischen Wehrmacht seinen Verkünder gefunden hat, kennt als Ausdruck seines Missionsgedankens nicht nur die Forderung „Asien den Asiaten", sondern geht weiter und fordert die „Befreiung der farbigen Rassen von der unmoralischen Ausbeutung durch die Weißen Völker". (Aus der Novemberschrift des Kriegsministeriums.) Es ist dieser Gedanke

des „Nipponismus", der die japanische Außenpolitik zu beeinflussen beginnt.

In den letzten Jahren ist aber noch ein neuer Faktor aufgetreten, der das Planen der japanischen Wehrmacht stark beeinflußt. Die Entwicklung des Sowjetstaates wird vom japanischen Heer als sehr ernste Gefahr eingeschätzt. Es glaubt, in der Weltrevolution eine immer mächtiger werdende wirtschaftliche und militärische Waffe heranwachsen zu sehen. So ist aus dem alten geographischen Feind Rußland nunmehr auch ein tief empfundener Systemfeind geworden. Den vollen Inhalt dieser Doppelfeindschaft kann nur der verstehen, der sich erinnert, mit welcher Konzentration das japanische Heer in diesen Tagen seinen Kampf in Japan um die Reinhaltung und Vertiefung des japanischen Kaisergedankens führt. Ist der Bolschewismus sowieso der schlimmste Feind der Monarchie, so muß gerade der japanische Kaiserbegriff ihn zu einem unerträglichen Systemfeind für das japanische Heer machen.

Der Sowjetunion bei ihren Ausdehnungsplänen von morgen oder übermorgen einen Riegel vorzuschieben — und gleichzeitig in den an sie grenzenden fernöstlichen Gebieten Zustände zu schaffen, die einer Ausbreitung des Kommunismus keinen Vorschub leisten können —, das ist nunmehr im Generalplan des japanischen Militärs als gleichwertiges Ziel neben das der Ausdehnung des Lebensraumes getreten. Wie weit diese Sicherung der kontinentalen Interessen Japans vor dem Bolschewismus durch kriegerisches Vorgehen gegen diesen oder nur durch bewaffnete Bereitschaft erfolgen wird, ist selbst heute noch nicht zu sagen. Auf jeden Fall läßt das japanische Heer die Möglichkeit einer solchen aktiven Auseinandersetzung nicht aus dem Auge. In der Oktober-Broschüre des Kriegsministeriums wird folgende Warnung an die russische Adresse gerichtet:

„Rußland hat nur deshalb die starke Armee, um die Weltrevolution durchzuführen. Weil diese Rüstungen gegen Japan gerichtet sind, müssen wir stark genug sein, um dem Bolschewismus entgegenzutreten. Die aktive Gegenwirkung muß einsetzen, wenn die passiven Mittel versagen. Das heißt, es bleibt nur der Krieg."

Hinzu kommt, daß gerade nach der Schaffung Mandschukuos jedes militärisch geschulte japanische Auge Wladiwostock als eine ständige Bedrohung, einen „gezückten Dolch auf Japan gerichtet", ansehen muß. Auch das steigende Ölbedürfnis der japanischen Wehrmacht wendet den Blick weiter nach Norden, nach Sachalin[1]). So ist es denn verständlich, daß das japanische Heer immer wieder und bei jeder Gelegenheit, wenn abgeschlossene Verhandlungen freundschaftlichere Gedanken zwischen Japan und Sowjetrußland aufkommen lassen, einen Strahl kalten Wassers in den Optimismus sprengt. All dies bedeutet längst noch nicht Krieg. Selbst wenn noch so viele Äußerungen radikaler Offiziere den Eindruck erwecken könnten, daß Teile des Heeres ihn lieber früher als später beginnen möchten. Es bedeutet aber

[1]) *Vgl. die Spottzeichnung von Sapajou in Heft 6, Juni, Seite 377. Die Schriftleitung.*

einen Druck auf die japanische Außenpolitik, die aus verschiedenen Gründen gerade jetzt die Gegensätze mildern möchte. Ein Druck, der die Möglichkeiten einer militärischen Auseinandersetzung immerhin um einiges erhöht.

Am deutlichsten aber wird der Gegensatz zwischen offizieller Außenpolitik und den Plänen des Heeres in der chinesischen Frage. Während die Außenpolitik aus allgemeinem Beruhigungsbedürfnis, aber auch aus Rücksicht auf die schon äußerst angespannten Finanzen Japans ein schrittweises Vorgehen mit diplomatischen Mitteln anstrebt, greift das Militär recht hart und rücksichtslos gegenüber den Maßnahmen der eigenen Außenpolitik nach Nordchina hinein. Es ist bekannt, daß gerade die Armee auf dem Festlande, die Kwangtung-Armee, für „starke" Politik China gegenüber ist. Ihr Plan ist, Nordchina auch de facto von dem übrigen chinesischen Reiche zu trennen, Südchina möglichst selbständig zu machen und die Nanking-Regierung als eine von verschiedenen Teilregierungen bestehen zu lassen. Die letzte Aktion in Nordchina liegt auf dem Weg zu diesen Zielen; es ist kein Zufall, daß die Kwangtung-Armee, die Truppe, in der am meisten Anhänger des radikalen Flügels von Araki zu finden sind, die Verwirklichung der Pläne gegen den Willen des Außenministers Hirota begonnen hat. Mit einer solchen Politik wäre auch dem Wunsch nach einer stärkeren politischen Beeinflussung des gesamten Mongolei-Problemes und dem Bedürfnis nach Bahnbauten in diese Gebiete leichter entsprochen. Nach militärischer Besetzung großer Teile Chinas hat wohl auch die Wehrmacht kein Bedürfnis. Auch sie will wie die offizielle Außenpolitik einen überragenden wirtschaftlichen und politischen Einfluß in China.

Im Vergleich zu diesen kontinentalen Plänen der japanischen Wehrmacht spielen die Probleme des Südwest- und Südpazifik eine verhältnismäßig geringere Rolle. Zwar hat der Besitz der Mandatsinseln, der Einbruch der japanischen Waren in die indischen und niederländisch-indischen Märkte, die wahrscheinliche Neugestaltung der politischen Verhältnisse in den Philippinen die Aufmerksamkeit Japans auf diese weiten Räume ganz erheblich gesteigert. Doch dies Interesse ist heute noch nicht auf territoriale Ausdehnung in dieser Richtung eingestellt. Es ist weit mehr ein Interesse an gesteigerter Ausfuhr, an der Schaffung wirtschaftlicher und politischer Stützpunkte in diesen Gebieten, die vielleicht viel später einmal sehr nützlich sein können. Es ist mehr die Schaffung und die Ausdehnung von Sicherheitsräumen gegen eine theoretische englisch-amerikanische Einmischung in die japanische Kontinentalpolitik. Die Konzentration auf den asiatischen Kontinent, nicht so sehr die Fragen Hawaiis, Guams, Philippinen, sind es, die die Einstellung der japanischen Wehrmacht, besonders der japanischen Flotte, Amerika gegenüber verständlich machen. Sosehr auch die japanische Außenpolitik die japanisch-amerikanischen Probleme in ihrer Gesamtheit betrachtet — für die japanische Wehrmacht ist Amerika fast ausschließlich nur insoweit ein Problem, als es die Pläne der japanischen Wehrmacht auf dem asia-

tischen Kontinente durchkreuzen könnte. Daher die Unbeugsamkeit der japanischen Marine in der Flottenfrage, die alle früheren Versuche, zu einem allgemeinen politischen Ausgleich mit Amerika zu kommen, zunichte machte. Sogar das Kriegsministerium unterstreicht in der schon erwähnten Schrift diesen Gesichtspunkt ganz kraß:

„Amerika verlangt... Gleichberechtigung in China und offene Tür in Ostasien. Wir müssen daher eine starke Marine haben, um den Frieden in Ostasien zu sichern, da Amerika mit seiner großen Flotte unsere außenpolitischen Ziele durchkreuzen will."

Dies ist zwar nicht sehr klar, dennoch verständlich genug gesprochen.

Die Stellung der japanischen Wehrmacht England gegenüber ist sehr heikel. Sie ist sich klar darüber, daß bei der Spannung Japans zu Amerika und zu Sowjetrußland, England entweder als Verbündeter oder wohlwollender Neutraler eine Lebensfrage sein kann. Auf der anderen Seite setzt sich die Konkurrenz beider Länder auf dem Weltmarkte, die hervorragende Rolle Englands in Asien einschließlich Chinas, in gewissen Schroffheiten der japanischen Wehrmacht England gegenüber durch. Dennoch hat die Wehrmacht die Bemühungen der offiziellen Außenpolitik, die Beziehungen zu England enger zu gestalten, voll unterstützt.

Unter allen Ländern ist Deutschland das einzige, dem die japanische Wehrmacht eine positive, herzlich zu nennende Einstellung entgegenbringt. Sie geht hier erheblich weiter als die offizielle Außenpolitik. Gerade das japanische Heer hat Deutschland militärisch zu viel zu verdanken, als daß sich dies nicht ausdrücken müßte. Und die militärischen Kreise, die an der nationalen und sozialen Reform Japans arbeiten, haben und lernen noch weiterhin wichtige Grundsätze der nationalen Erneuerung vom heutigen Deutschland. Manchmal trifft man auf offene Anerkennung dieser Tatsache, eine sehr seltene und erfreuliche Erscheinung in der heutigen Welt.

IV. Japans wehrgeographische Lage[1])

Das innenpolitische Programm, die Forderung nach der „totalen Mobilmachung" und die außenpolitischen Forderungen, sind von der japanischen Wehrmacht unter den Gesichtspunkt gestellt worden, daß Japans Existenz aufs schwerste durch das Ausland bedroht ist. Seit den mandschurischen Ereignissen 1931 wird dieser Gedankengang der japanischen Bevölkerung immer wieder erfolgreich eingehämmert. Es muß die Frage aufgeworfen werden: Hat sich die wehrgeographische Lage Japans vom Standpunkte der zu verteidigenden Landesgrenzen und vom Gesichtspunkt der zur Verteidigung lebenswichtigen Rohstoffe heute gegenüber der Zeit vor dem Jahre 1931 wirklich verschlechtert? Wurde nicht Mandschukuo ausdrücklich unter dem Gesichtspunkte erhöhten Schutzes der Landesgrenzen und der Erweiterung der Rohstoffbasis für Japan geschaffen?

1) In diesem Abschnitt sind mit Absicht alle Erörterungen über vorhandene Truppenstärken, mutmaßliche zukünftige, technische Ausrüstung usw. vermieden worden.

Vor der Schaffung Mandschukuos und vor der Einbeziehung Ostasiens in die Gebiete, in denen Japan sich als „einzigen Eckpfeiler des Friedens" von nun an betrachtet, waren die Aufgaben der Landesverteidigung verhältnismäßig einfach. Vor feindlichen Truppenlandungen auf den japanischen Hauptinseln war und ist Japan auch heute vollkommen geschützt. An der pazifischen Küste besteht ein enges Netz von Küstenverteidigungsanlagen und Flottenstützpunkten, im Norden bei den Kurilen beginnend bis nach Formosa im Süden herunterreichend. Mindestens ebenso stark sind alle Zugänge von der China-See geschützt und ganz besonders die so wichtige Straße zwischen Korea und Schimonoseki. Dazu besitzt Japan bis heute im Verhältnis zu Amerika und England mindestens eine Flottenstärke von 5:5:3, also bei den Entfernungen, mit denen ein theoretischer englisch-amerikanischer Feind zu rechnen hat, eine unangreifbare Stellung. Die Aufgabe des Heeres bestand bis 1931 in der Verteidigung der koreanischen Grenzen mit Einschluß der Ebene bis zum Kwangtung-Gebiet oder bis nach Mukden. Die koreanische Grenze aber ist geographisch eine vollendete natürliche Festung. Der theoretische Gegner der Armee waren damals chinesische Truppen gewesen; eventuell auch die Rote Armee in Sibirien, die vor den mandschurischen Ereignissen kein ernster Gegner für das japanische Heer gewesen wäre. Es ist auch sicher, daß diese Armee ohne die mandschurischen Ereignisse für sehr lange Zeiten kein ebenbürtiger Gegner geworden wäre — was sie heute allerdings ist. Die Entwicklung des Luftwesens aber war damals noch nicht weit genug, um allein die Hinausschiebung der Landesgrenzen zu begründen.

Diese einfache Verteidigungsaufgabe hatte aber doch zwei bedeutsame Schwächen. Einmal hätten sich theoretische Gegner in ganz China festsetzen können. Die russische Armee hätte sich, theoretisch wenigstens, mit diesen durch die Mandschurei herkommend verbinden können. Damit wäre damals schon die Möglichkeit von Luftangriffen auf Japan selbst erheblich erhöht worden. Zweitens wäre dadurch die Rohstoffzufuhr von China und der Mandschurei unterbunden und die Ausnutzung wichtiger japanischer Industrieanlagen in diesen Gebieten für Japan unmöglich gemacht.

Die Schaffung Mandschukuos und das Bestehen Japans auf Flottenparität mit England und Amerika sind Maßnahmen, die die genannten Schwächen beseitigen können. Die Übernahme der Verteidigung Mandschukuos durch die japanische Wehrmacht hat mögliche kriegerische Handlungen der Armee weit fort von der koreanischen Grenze (bis auf eine kleine Stelle) und von den japanischen Inseln geschoben. Auch vom Standpunkte der Luftgefahr kann nunmehr weder Harbin noch ein anderer Platz in der Mandschurei als Luftstützpunkt eines Gegners in Frage kommen. Wer das Gelände in der Mandschurei kennt, besonders entlang der sowjetrussischen Grenze, der weiß, daß die Geländeschwierigkeiten derartig groß sind, die Einfallstore so beschränkt, daß kaum mit einem erfolgreichen russischen

Angriff gerechnet werden kann. Selbst das Einfallstor den Sungarifluß herauf kann leicht abgeriegelt werden. Erwähnt sei nur noch die ungünstige Verkehrslage Sibiriens und die damit gegebenen Schwierigkeiten des Nachschubes für die russischen Truppen. Somit wären auch die mandschurischen Rohstoffe und die dortigen wichtigen Betriebe, außer vor Luftangriffen, gesichert. Ein Flankenangriff der Roten Armee durch die Mongolei dürfte wegen der dort herrschenden schwierigeren Geländeverhältnisse sowieso kaum in Frage kommen. (?) Dagegen ist Wladiwostok nunmehr durch die Entstehung Mandschukuos weit mehr als vorher gefährdet. Nordchina aber wird mehr und mehr zu einer Pufferzone zwischen China und Mandschukuo, so daß chinesische Truppen kaum den japanischen in der Mandschurei in den Rücken fallen könnten.

Doch diesen Vorteilen stehen auch eine Reihe von nicht zu unterschätzenden Nachteilen gegenüber. Einmal dürfen die heute schon erfaßbaren Rohstoffe und Industrieanlagen Mandschukuos nicht überschätzt werden. Doch viel wichtiger ist, daß die theoretischen Fronten nunmehr zum größten Teile vom japanischen Zentrum so weit entfernt sind wie Moskau von Berlin. Das Gelände ist unerhört viel schwieriger als das des eben herangezogenen Vergleiches. Und selbst mit einer gewaltigen Nachschuborganisation müssen die Verpflegungsschwierigkeiten sehr groß sein. Denn das Verkehrsnetz auch von japanischer Seite darf niemals mit europäischen Maßstäben gemessen werden. Man vergesse nicht, daß in der gesamten Mandschurei, einschließlich Koreas, nur eine einzige zweigleisige Bahn vorhanden ist: die Dairen-Hsingking-Bahn. Alle anderen, selbst die wichtige strategische Bahn von Fusan, an der Südspitze Koreas bis nach Antung und Mukden und auch die neuen Bahnen im Norden von Seishin und Rashin an der nordkoreanischen Grenze entlang nach Kirin und Harbin, auch diese sind alle nur eingleisig, führen über schwierigstes Gelände und sind mit zahlreichen, teilweise sehr provisorischen Kunstbauten ausgestattet, die natürlich ihre Verwundbarkeit erhöhen. Dazu eine ablehnende, ja sogar feindliche Bevölkerung, zum Teil gut bewaffnet und straff organisiert, die mit allen Mitteln einen Aufmarsch stören würde. Ein Aufmarsch, der übrigens Wochen in Anspruch nehmen müßte. Daher auch schon die Erwägungen, ähnlich wie die Sowjets es schon in Sibirien getan haben, eine selbständige Armee in Mandschukuo zu halten. Doch wenn schon heute die Wehrmacht für Mandschukuo rund 150 Millionen Yen jedes Jahr verlangt, dann dürfte diese Summe sich bei der Durchführung des erwähnten Planes leicht verdoppeln.

Weiter getrübt wird das Bild durch die heute wohl noch feststehende Überlegenheit der russischen Fliegerwaffe. Außerdem hat das Hinausschieben der Grenzen die Rolle Wladiwostoks als eines entscheidend wichtigen Flugstützpunktes nicht berührt. Die schon erwähnte Flankenstellung der Japaner an der Ost-Mandschukuo-Grenze wird sicherlich zu einer entsprechenden Verstärkung der Festung und des

Flughafens Wladiwostok geführt haben. Bei der schnellen Entwicklung der Flugwaffe entwickelt sich hier für die japanischen Inseln der allergefährlichste Punkt.

Erheblich umfangreicher und schwerer sind auch die Aufgaben der Flotte geworden, nachdem die Beherrschung der gesamten chinesischen See und Küste bis nach Süden herunter strategisches Ziel geworden ist. Auch hier ist das Operationsfeld ganz wesentlich erweitert worden, mit der großen Gefahr, daß Englands Haltung durch solche ausgedehnteren Operationen erheblich, und zwar ungünstig beeinflußt werden kann. Formosa aber müßte sich von einem japanischen Außenposten zu einem der wichtigsten Ausgangspunkte für die japanische Flotte umwandeln.

In einem Punkte aber hat die Wehrmacht durch die beginnende „totale Mobilmachung": einen vollen Erfolg erzielt. Die Bereitschaft der Wehrmacht als solche, aber auch breiter Schichten des Volkes der Wehrmacht zu folgen, ist heute außerordentlich groß. Es fragt sich nur, wie lange diese moralische Hochspannung aufrechterhalten bleiben kann. Dies ist eine ernste Frage.

Es ist sicher anzunehmen, daß sowohl Sowjetrußland als auch Amerika die Unmöglichkeit, in absehbarer Zeit gegen Japan aktiv vorzugehen, durchaus kennen. Doch dieselben Schwierigkeiten sprechen auch gegen ein aktives Vorgehen von seiten Japans gegen die genannten theoretischen Feinde. Ein Vorstoß nach Sibirien über Chita oder gar durch die Mongolei wäre nur die Wiederholung des napoleonischen Marsches auf Moskau. Um die Mongolei wird erst noch politisch gekämpft werden müssen. Ein Vorstoß an die amerikanische Küste wäre Selbstmord; selbst Hawaii ist heute noch ein viel zu fernes Ziel. Nach Süden herunter gerät Japan in gefährliche Nachbarschaft Honkongs und Singapores. Wenn also kühle, rechnende Erwägung in Japan vorherrschend bleibt, wird auch von japanischer Seite in absehbarer Zeit keine kriegerische Entscheidung gesucht werden.

Die wehrgeographische Lage Japans hat sich, zumindestens für die Armee, gebessert, wenn auch die Aufgaben nunmehr viel umfangreicher geworden sind. Für die Flotte ist die wehrgeographische Lage durch die neuen Aufgaben heute ungünstiger als früher. Bei der Luftflotte hat die Überlegenheit der theoretischen Gegner durch die Schaffung der Mandschurei errungene Vorteile wieder aufgehoben. Dies ist unserer Meinung nach das nicht einheitliche Bild der neuen wehrgeographischen Lage Japans.

V. Schlußbetrachtung

Die japanische Wehrmacht hat in die seit Jahren herrschende Stagnation, ja sogar Versumpfung des politischen Lebens in Japan kühn und aufrüttelnd eingegriffen. Andere Kräfte aus der zivilen Bevölkerung sind leider bis heute noch nicht entwickelt genug, um diese Rolle zu übernehmen.

Sicher ist, daß die Gedanken der japanischen Wehrmacht Kritik hervorrufen

können. Allein vom japanischen Standpunkte kann auf den Widerspruch zwischen dem erwähnten Befehl des Kaiser Meiji und der tatsächlichen großen politischen Bedeutung des Programmes der Wehrmacht hingewiesen werden. Auch kann die Originalität der gleichzeitigen Bejahung und Verneinung moderner westlicher Einrichtungen, die Japan begierig übernommen hat, angezweifelt werden. Es könnte auch die Wissenschaftlichkeit der geschichtlichen Auffassung über die Vergangenheit des japanischen Volkes bestritten werden. Ebenso die Möglichkeit einer Auflösung des Widerspruches zwischen der Rolle des Kaiserhauses und der Notwendigkeit einer praktischen Diktatur. Zweifel müssen auch laut werden, ob das Bild der Wehrmacht von der äußersten Bedrohung Japans durch das Ausland den Tatsachen entspricht. Ja, es könnte auf den allerernstesten Widerspruch hingewiesen werden: daß nämlich das Reformsystem der japanischen Wehrmacht, die beginnende „totale Mobilmachung", immer weitere Verschlechterungen in der Lage großer japanischer Bevölkerungsschichten bis heute ungehindert zuläßt. Doch diese und viele andere kritische Überlegungen gehören nicht zu unserem Aufgabenkreis, die wir nur freundschaftliche Zuschauer der weiteren Entwicklung Japans sein können. Doch dürfen wir die Hoffnung aussprechen, daß Japan, das in eine ernste innen- und außenpolitische Krise geraten ist, sich nicht zu viel zumuten möge: in der Tragfähigkeit seiner in Not befindlichen Bevölkerung, in dem Umfange seiner außenpolitischen Zielsetzung und in der Größe der militärisch zu lösenden Aufgaben.

ALBRECHT HAUSHOFER:

Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Die Entwicklungen, die wir in unserem letzten Bericht gezeichnet hatten, gehen folgerichtig weiter. Die Reden des neuen englischen Außenministers und seines besonderen Helfers für Völkerbundfragen, neue drohende Äußerungen Mussolinis, Handlungen der Abwehr seitens der Abessinier, Reisen auf dem Balkan und im nördlichen Mitteleuropa, halbe Einigungen in Buenos Aires reihen sich ohne Bruch, ohne das Auftreten wesentlich neuer Entwicklungstendenzen den Vorgängen der letzten Monate an. Was immer stärker in Erscheinung tritt und besondere Betrachtung im Hinblick auf weitere Zeiträume erfordert, ist der peinliche Zwiespalt, in den die Westmächte angesichts der italienischen Kriegspolitik geraten sind und weiterhin geraten werden. Er kommt zum Ausdruck ebensosehr in der auffälligen Schweigsamkeit der französischen Außenpolitik wie in den Reden der verantwortlichen und der weniger verantwortlichen britischen Staatsmänner. Sir Samuel Hoare hat Worte ausgeprägter Rechtfertigung für das italienische Ausdehnungsbestreben gefunden. Es ist bekannt, daß diese versuchte Expansion auf Kosten eines Staates vor sich gehen soll, der ein Völkerbundsmitglied nicht minderen

Rechtes ist als Italien. Eine Politik der Dynamik — gewiß! Wird es möglich sein, sich der Dynamik an anderen Stellen wirksam entgegenzustellen, wenn man ihr nachgibt an einer Stelle, wo in keiner Weise Folgen von ungerechten Friedensverträgen zu beseitigen sind, wo es sich nicht um entrechtete Volksgruppen handelt, sondern um den nackten Wunsch einer Machtvermehrung, wie solche doch vom Völkerbund verhindert werden sollten? Es ist nicht unsere Sorge, das Ansehen des Völkerbundes zu wahren, aber man wird in Mitteleuropa doch fragen dürfen, ob der Völkerbund wirklich jenes allgemeine Heilmittel für verworrene Zustände ist, als das er noch in der englisch-französischen Erklärung vom 3. Februar gepriesen wurde. Man wird kaum vom Deutschen Reich erwarten können, daß es die abessinisch-italienischen Vorgänge als besonderen Anreiz zu gesteigertem Vertrauen in den Völkerbund betrachtet. Der Ostpakt und der Donaupakt aber sind so eng mit Zielsetzungen des Völkerbundes verknüpft, daß auch wohlwollende und offenherzige Redner in England nicht erwarten können, daß gerade solch heikle Vertragsinstrumente, die man selbst nicht berühren will, von anderen Händen mit allzu großer Hast berührt werden. Besonders dann, wenn das Gute so nahe läge — wobei wir unter dem Guten den auch von Frankreich und England am 3. Februar zu besonderer Beschleunigung empfohlenen westeuropäischen Luftpakt meinen.

Freilich liegt zwischen dem 3. Februar und dem Hochsommer vieles: das deutsch-englische Flottenabkommen auf der einen Seite, französisch-russische und russisch-tschechische Bündnisse auf der andern. Und zwischen diesen Abschlüssen liegen mehr oder weniger sichtbare Reisen wichtiger Persönlichkeiten wie die des Generals Gamelin nach Rom oder die des Prinzregenten Paul nach Bukarest. Im ersten Fall ist darüber verhandelt worden, wieweit man eine der wehrstärksten und mit höchstem Mißtrauen bewachten Grenzen, die französisch-italienische, in ihrer militärischen Schlagkraft mindern könne. Die lateinischen Schwestern haben beschlossen sich zu vertragen. Es vollzieht sich jetzt in den Westalpen ein Vorgang, der seine Parallelen im Herbst 1914 hat. Damals haben italienische Zusicherungen es den Franzosen ermöglicht, Savoyen, Dauphiné und Provence weitgehend von Truppen zu entblößen, um die Lücken an Marne und Somme damit zu stopfen. Heute kann Italien seine nordwestliche Flanke frei machen, um Truppen teils nach Abessinien zu schicken, teils zu demonstrativen Manövern an der Etsch zu verwenden. Zwischen dem Prinzen Paul und seinem Schwager, dem rumänischen König, aber wird darüber verhandelt, wieweit die beiden unteren Donauländer sich in das Gefolge des französisch-russisch-tschechischen Systems begeben können, ohne daß ihre Staaten dabei Schaden leiden. Die Habsburgfrage spielt dabei eine große Rolle — besonders in einem Augenblick, in dem Fragen der inneren Struktur sehr leicht zu Hoffnungen für Sprengwirkung von außen werden könnten. Gefahren dieser Art bestehen im Fall Kroatiens. Kein Wunder, daß man in Belgrad die neuesten in Wien beschlossenen Gesetze mit ebenso wachem Mißtrauen begrüßt wie

die Reise des Generals Gamelin. Rumänien aber steht vor der Frage, ob es der Möglichkeit russischen Durchmarsches durch Bessarabien und die Moldau seine Zustimmung geben soll. Was ein russischer Durchmarsch durch irgendeinen der Balkanstaaten im Ernstfall bedeuten würde, kann weder dem Zaren von Bulgarien, noch dem von Rumänien, noch dem Prinzregenten von Südslawien zweifelhaft sein. Aber der Partner Südslawiens und Rumäniens in jener dreigeteilten Großmacht der Kleinen Entente ist anderer Meinung; die Tschechoslowakei scheint bereit zu sein, Sowjetkräften auf ihrem Boden ein freundliches Gastrecht zu gewähren. Kann unter diesen Umständen noch von einer wirklichen Einheit der Kleinen Entente die Rede sein? Sollte nicht der Augenblick kommen, wo Südslawien und Rumänien, ein freundliches Verhältnis zu Bulgarien suchend, sich aus dem Spiel französisch-russischer Paktsysteme zurückziehen; mit einem nasssen und einem trockenen Auge beobachtend, wie sich die Zone politischer Balkanisierung aus dem geographischen Bereich der Balkanhalbinsel entfernt?

Es wäre verfrüht, zu sagen, daß Griechenland endgültig auf dem Weg zu einer inneren Stabilisierung sei. Immerhin rückt die Wiederherstellung der Monarchie in greifbare Nähe; Georg II. von Griechenland aber wird in einer ähnlichen Lage sein wie Prinz Paul von Südslawien, mit dem er eine starke Sympathie für englischen Lebensstil und englische Verfassungsformen teilt: kann man aber südosteuropäische Länder mit jener milden Hand ordnen, auf die das heutige England stolz ist — dieses gleiche England, das Richards III. und Cromwells ebenso gern vergißt wie der südafrikanischen Konzentrationslager und der irischen Black and Tans.

Mag auch Griechenland nicht mehr unmittelbares Sturmfeld sein; das östliche Mittelmeer ist nun wieder Mittelpunkt geopolitischen Interesses geworden. Die Frage: kann man den Suezkanal für Waffendurchfuhr sperren oder nicht?, ist zu einer zentralen Frage des Weltfriedens geworden. Daß maßgebende britische Stellen für den Fall ernsthafter Verwicklungen im Mittelmeer und im vorderen Orient nicht damit rechnen, den fernen Ostweg durch den Suezkanal und das Mittelmeer offenzuhalten, ist seit langem bekannt. Man baut den alten portugiesischen Weg um das Kap der guten Hoffnung mit Stützpunkten und allem übrigen Zubehör wieder aus. Aber heute fragt sich's, ob England noch die Möglichkeit hat, um unerwünschte Entwicklungen am Roten Meer zu verhindern, das Mittelmeer wirksam abzusperren. Wir sehen heute noch darin mehr eine Frage des Willens als eine Frage der tatsächlichen Macht. Das England Nelsons würde sich schwerlich lange besonnen haben. Heute vollziehen sich wesentliche Bewegungen in der Stille und im Dunkel: zunächst geht der Kampf um Neutralität oder Nichtneutralität der großen Waffenlieferanten. Hier ist die Weigerung der Vereinigten Staaten, italienischem Wunsch nachzugeben, eine deutliche Warnung, die nicht platonisch zu bleiben braucht.

In seltsamem Zwielicht zwischen platonischer Warnung und höchst realer Drohung bewegen sich die letzten Äußerungen des Staatssekretärs für die Dominien, Thomas, über Irland. De Valera wüßte allzu gern, welches Risiko er läuft, wenn er den letzten Schritt zur völligen Trennung vom Britischen Weltreich für den irischen Freistaat unternimmt. Leise und unmerklich — man spricht nicht gern über solche Wandlung — hat auch De Valera die Politik des unbegrenzten Risikos aufgegeben; er ist in der schwierigen Lage, daß niemand in London bereit ist, ihm die Grenzen des Risikos ohne Gegenleistung aufzuzeigen. Vielleicht hofft er auf eine Labour-Regierung, die für Irland wie für Indien bereit sein könnte, Verlustgeschäfte ohne Gegenseitigkeit zu tätigen; die Wahrscheinlichkeit, daß die kommenden englischen Wahlen eine Labour-Regierung ans Ruder bringen werden, ist gering.

Anders als in England steht es in Kanada mit der Sicherheit der bestehenden konservativen Regierung. Der Ministerpräsident Bennett hat zu lange eine einseitig schutzzöllnerische und hochkapitalistische Wirtschaftspolitik getrieben, als daß man ihm seine Bekehrung zu der Notwendigkeit eines New Deal kurz vor den Wahlen zu vollem Wert anrechnen könnte. Das um so weniger, als der lebendigste und in wirtschaftspolitischen Fragen selbständigste Kopf seines Kabinetts, Stevens, grollend aus der Konservativen Partei ausgeschieden ist und eine eigene Gruppe gegründet hat, die sicher stark genug sein wird, Bennett zu stürzen, wenn sie auch kaum zu eigener Machtstellung gelangen wird. So könnte es in Kanada zur Wiederkehr des alten liberalen Ministerpräsidenten Mackenzie King kommen, der in Wirtschaftsverhandlungen des Empire weniger stark sein dürfte als Bennett, auf der anderen Seite aber auch nicht so viel reine Empirebegeisterung mitbringt wie sein stürmischer Vorgänger. In den letzten fünf Jahren hat das Britische Weltreich manchen wichtigen Antrieb von Kanada her empfangen. Diese Antriebe werden in der nächsten Zeit geringer werden. Damit schwingt Kanada, verspätet, aber doch, in eine ähnliche Lage wie die Vereinigten Staaten, deren auffälliger Rückzug aus ihrem lateinamerikanischen Wirkungsgebiet wir schon mehrfach betont haben. Erinnert man sich der Zeit des älteren Roosevelt, oder auch Woodrow Wilsons, der zwischen 1913 und 1917 eine höchst energische karibische Politik getrieben hat, so kann man einen starken Wandel darin finden, daß z. B. in den Friedensverhandlungen um den Chaco die Vereinigten Staaten ganz im Hintergrund stehen, während Mexiko heute in der Lage ist, mit Stolz zu betonen, daß es sich nicht in die Verhandlungen um den Chaco eingemengt habe, wohl aber von den pazifischen Nachbarn Boliviens gebeten worden sei, seinen Anteil an der Schlichtung zu nehmen. Das ist ein bedeutsames Symptom! Das zweite, was aus internen Vorgängen in Buenos Aires festgehalten zu werden verdient, ist die kluge Art und Weise, wie Brasilien sich immer stärker in eine gesamt-amerikanische Schiedsrichterrolle hineinmanöveriert. Der brasilianische Außenminister

hat den Streit zwischen Peru und Kolumbien geregelt, nachdem viele andere Mächte sich vergeblich darum bemüht hatten. Im Chaco-Streit kann sich Brasilien auf seine durch eine weitschauende Schiedgerichtspolitik festgesetzten westlichen Grenzen berufen; es ist in der Lage, zwischen der La Platagruppe und der pazifischen Gruppe zu vermitteln. Sowohl Argentinien wie Uruguay stehen mit ihren Sympathien auf der paraguayischen Seite. Die Motive dafür sind vielfältig, nicht zuletzt wirtschaftspolitischer Natur. Argentinisches Kapital ist stark an der Entwicklung von Paraguay beteiligt. Die pazifischen Nachbarn, Chile und Peru, stehen im Chaco-Streit mit ihren Sympathien auf der bolivianischen Seite. Auch hier sind wohlerwogene eigene Interessen maßgebend. Bolivien ist von Chile seinerzeit im Salpeterkrieg seines Ausgangs zur pazifischen Küste beraubt worden; Chile hat sich mit Peru über die seit fünfzig Jahren strittigen Gebiete geeinigt; Bolivien ist dabei leer ausgegangen. Wenn Boliviens Versuche, sich einen Ausgang in breiter Front zum La Platasystem zu schaffen, mit dem kommenden Chacofrieden endgültig gescheitert sein werden, dann ist zu erwarten, daß sich der Druck Boliviens auf seine westliche Flanke verschärft. Das ist weder für Chile noch für Peru besonders angenehm, auch wenn es sich nicht um territoriale, sondern nur um verkehrs- und wirtschaftspolitische Forderungen handelt. Brasilien wird nicht davon berührt, ob die Entscheidung etwas mehr oder etwas weniger zugunsten Paraguays ausfällt. (Daß Paraguay im ganzen sein ursprüngliches Kriegsziel erreicht hat und nicht Bolivien — darüber kann kein Zweifel sein.) Brasilien ist interessiert am Ende des Krieges; es legt weiter Wert darauf, daß der Friede von Südamerika aus eigener Kraft geschaffen wird, ohne daß man den in den Waffenstillstandsbedingungen vorgesehenen Notanker des Haager Schiedsgerichts auszuwerfen braucht. Hat diese brasilianische Politik Erfolg, dann hätten die südamerikanischen Großstaaten etwas geleistet, woran der Völkerbund gescheitert ist, wovon sich die angelsächsischen Mächte mit halbem Willen zurückgezogen hatten.

Man darf auch diese südamerikanischen Vorgänge nicht übersehen, wenn die Bilanz des Völkerbundes wieder einmal gezogen wird!

KARL HAUSHOFER:

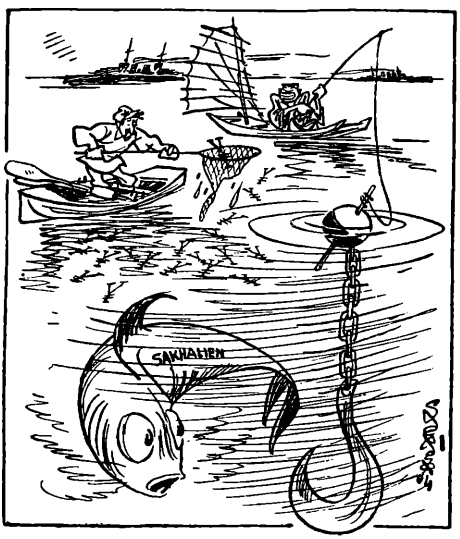
Bericht über den indopazifischen Raum

Das Jahr des Ebers 1935 (nach dem ostasiatischen Tierkreis) ist zur Hälfte vorbei; seine Folgen, in manchen Richtungen gewiß den etwas derben Einwirkungen des Schicksalstieres entsprechend, lassen sich überschauen.

China hat einen großen Teil der Kriegskosten bezahlt — wenigstens soweit die geopolitischen Verlagerungen in Frage kommen —: das Entgleiten der ostchinesi-

schen Eisenbahn — wie es das Spottbild Sapajous zeigt, in Nanking empfunden —; das Vorwärtstragen der sogenannten neutralen Zone, des „no man's land", in Nordchina, über die Grenzen von Chahar (vgl. „Geopolitik" Nr. 35); peinliche Küstenerlebnisse (Seeräuberei, Kreuzerflucht); das Vordringen des Sowjeteinflusses in Sinkiang.

Andrerseits sind nicht alle japanischen Blütenträume gereift; die Zähmung Chinas — trotz Chiang Kai-Sheks freundlichen Winterworten — noch im weiten Felde; aus der entwaffneten, neutralen Zone den Sowjets gegenüber, aus dem Rückkauf von Nordsachalin ist bis jetzt nichts geworden; auch die z. B. von



der „Hokkaido Times" so anschaulich behandelte deutsch-japanische Kooperation neben der britisch-deutschen Verständigung ist Anregung geblieben.

Eine Tröstung mag in manchem Mißlingen der amerikanischen Pazifikmanöver gelegen sein, dem nun von Japan aus ein positives Ergebnis entgegenzustellen wäre. Sonst bleiben die beiden hohen Wettbewerber um „Sea power in the Pacific" (Walter Millis, Foreign Policy Association of New York, Auszug: Transpacific, 16. 5. 1935) besser auseinander und sparen sich das „Navalism"rennen, das Millis ihnen vorhersagt.

Einige Nebenschauplätze von Kraftabmessungen behandeln gut: Owen Lattimore: „The Mongols of Manchuria"; Allen & Unwin, London 1935; Paul H. Clyde: „Japans Pacific Mandate"; Macmillan, New York 1935; Frank C. Canighen: „The Secret War" (um Öl!); John Day, New York 1935; Henry A. Wallace: „New Frontiers"; Reynal & Hitchock, New York 1935; endlich P. S. Nazaroff: „Moved on! From Kashgar to Kashmir"; engl. v. Malcolm

Burr, Allen & Unwin, London 1935 — mit dreißig Jahren China-, Sowjet- und Zentralasienerfahrungen, die gerade jetzt, bei Japans nördlichem Vorschieben, wertvoll sind.

Scharf umreißt mit einem Lagenbericht vom 24. 6. 1935 („Clearing up in China" der Manchester Guardian die wirkliche Lage. „Der letzte japanische Schachzug ist vorüber. Mit dem Land Hopei (früher Tschili) und praktisch fast ganz Nordchina zu ihrer Verfügung können sich die japanischen Truppenführer ganz den wenigen, noch übrigen schwachen Stellen in Chahar und der Inneren Mongolei widmen (wo noch etwa 40000 Mann des abgesetzten Militärgouverneurs Sung Chen-Yüan anderweitig zu „verlagern" blieben).

Das Ergebnis ist: „China und Mongolei sind wieder um ein Stück weiter auf sich selbst zurückgeworfen und der japanische Keil zwischen ihnen ist weiter vorgetrieben. Jetzt kann ja ein Wiederaufleben nationalistischer Bestrebungen erwartet werden. Die Marinekomödie zwischen Kanton und Nanking — (Weglaufen zweier Kriegsschiffe von Kanton, Flucht nach Hongkong und Entführung von dort) — mag vielleicht ein Vorzeichen wiederauflebender innerpolitischer Betätigungslust in China sein, das wieder in einer Zusammenraffung des ‚chinesischen China' südlich des Hwangho endet oder in neuer innerer Zerfahrenheit. Für Japan ist sein Weg klar ., der nächste Schritt wird freilich erst stattfinden, wenn der eine Fuß fest auf dem neuen Boden steht." So die große links-britische, gewiß nicht japanfreundliche Zeitung, der wir in ihrem herben Urteil beipflichten müssen.

Aber macht sich das so verfahrende republikanische, in Zwitterzuständen zwischen Demokratie, innenpolitisch verblendeter Parteiwut und Diktatur dahintaumelnde ehemalige Reich der Mitte klar, daß es seine heillosen kratopolitischen Zustände sind, die das große Land China, trotz allen geopolitischen, ethnopolitischen und sozialpolitischen Stärken, trotz einem halben Dutzend neuer Botschafter in diese Zustände weiter und weiter hinabgleiten lassen? Macht es sich klar, daß es sich selbst, und es selbst allein um den immer noch für alle seine Großmachtmöglichkeiten frei gehaltenen Großmachtsitz im Rate der Erde bringt? — das größte Beispiel von Willenslähmung darin.

Inzwischen wird am Osthorn von Afrika der letzte Schleier vor der Ohnmacht des Völkerbunds gerissen, den sein Versagen im Fernen Osten Asiens und im Gran Chaco noch übrigließ. Er ist nur mehr ein kleineuropäischer Popanz mit dem die Sowjetbünde ihr Spiel treiben.

Wenigstens ist das die Auffassung vom Völkerbund, die von Japan aus mit viel Geschick, auch unter Hinweis auf das jüngste Beispiel am Rande des Indischen Ozeans zwischen Eritrea, Somalia und Adis Abeba, unter den großen Kulturvölkern der farbigen Rassen verbreitet wird.

Chinas Einstellung zwischen dem bald mit Zuckerbrot, bald mit der Peitsche

gezeigten Sammelruf: „Asien den Asiaten", und der praktischen Hilflosigkeit der vergebens angerufenen Genfer, Haager und sonstigen übervölkischen Einrichtungen ist zweispältiger als je. Die Antworten Chiang Kai-Sheks und Dr. Wang Chung-Huis (Richter am Haager Gerichtshof) auf die Lockreden des japanischen Außenministers Hirota zeigten diesen Zwiespalt deutlich: „Japan und China müssen zusammenwirken nicht nur für den Frieden im Osten, sondern für den Frieden der ganzen Welt. Diese Kooperation wäre nicht schwer, wenn sie auf einer moralischen Grundlage aufgebaut wäre. Ehe beide aber zu einer wirtschaftlichen Zusammenarbeit kommen können, müssen ihre Beziehungen neu geregelt werden. Sind sie das, so gibt es keine Schwierigkeiten mehr bei der Durchführung wirtschaftlicher Zusammenarbeit auf der Grundlage gegenseitiger Gewähr, Haftung und Hilfe. Anders läßt sich keine politische Kombination in Erwägung ziehen."

Dann wurden statt großer, dunkler Worte, die allerdings einen tiefen Eindruck auf chinesische Gemüter gemacht hätten, konkrete Taten gefordert, um die chinesischen Abneigungsgefühle gegen den Nachbarn (Boykott!!) zu überwinden. „Kurz: die japanisch-chinesischen Beziehungen müßten auf Gerechtigkeit gegeneinander gegründet sein. Die verschiedenen Anläufe dazu könnten am besten durch direkte amtliche Verhandlungen geklärt werden."

Das hieße zunächst einmal, daß Pakte und Völkerbund, Dritte und Vierte dabei ausgeschaltet werden. Aber die Hintertüre der Gerechtigkeit blieb offen, wie die „Offene Tür" der Amerikaner. Nun stellte sich inzwischen Japan in die nördlichen Flügel dieses Tores, Peiping und Tientsin; aber so geschickt, daß niemand es der unmittelbaren Verbarrikadierung beschuldigen konnte. Es blieb Amerikas Sache, die vom Wind sozusagen von selbst zugeklappten Flügel auf 14000 km offen zu halten.

So bleibt eben doch als entscheidende geopolitische Wahl, solange man sie auch hinausschieben kann, dieselbe, die sich an der Jahrhundertwende vor Deutschland in kleineren Raumverhältnissen aufgerichtet hatte, obwohl auch ihre letzten Folgen in Tsingtau ins letzte Ostende der eurasiatischen Festlandpolitik auszitterten, in der Südsee ins letzte ozeanische Zielfeld der Alten Welt: sucht die stärkste Macht des eurasischen Ostens ihre Zukunft kontinental oder ozeanisch?

Im Norden ist ein Anzeichen in der einen Richtung der Anlauf zur Herstellung einer entwehrten Zone, den Außenminister Koki Hitota mit dem Sowjetbotschafter Konstantin Yurjenew sicher Anfang des Jahres besprochen hat, ein Versuch, der aber eben so sicher abgeblitzt ist, mit Grenzkommissions-Vorschlägen abgebogen wurde oder auf das tote Geleis eines Nichtangriffspakts geschoben werden sollte (nach „Kokumin" und „Nichi Nichi"). Diese Geleise bevorzugen die Russen, weil sie ja immer auf dem Weg über die III. Internationale angreifen, und sie als Staat oder Reich beliebig verleugnen können. Aber die japanische Samuraipartei

fällt darauf nicht herein. Sie weiß, daß die Russen in den letzten Jahren etwa 160 Mill. Yen in die Erde der Fernostlandschaft versenkt, einige 1200 Abwehranlagen aufgerichtet und dahinter 170000 Mann, nach andern 250000 Mann und starke Luftstreitkräfte (750?) aufgebaut haben, ferner eine Reservistensiedelung von bisher weiteren 150000 Köpfen durchführten. Wer soll eine solche Anlage „entwehren", wer sie kontrollieren?

Japan hat demgegenüber eine erste Friedensstärke von 130000—150000 Mann auf den Inseln, 85000 Mann mandschurische Truppen und 150000 Mann Polizeitruppen und ein lange vorhaltendes Menschenreservoir, von mächtigem moralischem Auftrieb durchglüht, allerdings auch von ähnlichen Gefahren, wie Vorkriegs-Deutschland bedroht, wie Walther Gauß in der „Deutschen Wacht", Batavia treffend schildert. Die Räuberzahlen in der Mandschurei, ein kräfteverzehrendes Element, sind immerhin auf etwa ein Zehntel (22000) des Bestandes von vor zwei Jahren herabgedrückt, soweit man den japanischen Berichten Glauben schenken darf.

Es fragt sich — und darüber sollten die nordpazifischen Flottenübungen zuerst der Amerikaner und dann der Japaner von 1935 Aufschluß geben — wieweit dieses Festlandkräfteverhältnis auf transpazifischen Wegen gestört werden kann und wieweit nicht. Die drei Hauptinseln der Hawaiigruppe mit der Kommandostelle Diamond Head sind sicher bis an die Zähne befestigt, können auf eine Standortstärke von etwa 150000 Mann gebracht (die der Kopfstärke der dortigen Japaner entspräche) und auf ein halbes Jahr verproviantiert werden. Ähnlich wird Dutch Harbour in den Aljuten vorbereitet werden können, das nur rund 4000 km von den Hauptangriffszielen auf den japanischen Inseln abliegt.

Aber niemand auf Erden wird davon überzeugt werden können, daß, wer rund 4000 km auf sein Angriffsziel zufährt, nicht auch der Angreifer ist! An dieser harten Tatsache zerschellen die meisten von Walter Millis Konstruktionen; die härteren von Bayswater und Walther Gauß behaupten das Feld — wenigstens geopolitisch betrachtet.

Heikle Überschneidungen könnten höchstens durch Japans Fischereibelange um Kamtschatka entstehen; und dort will nun die japanische Regierung (Nichiro Co.) mit scharfer Überwachung der Hochsee- und Küstenfischerei durchgreifen, wenn auch die Fischer selbst sich aus naheliegenden Gründen dagegen wehren, zumal aus dem unmittelbaren Verschiffen der Erträge jährlich rund 25 Mill. Yen gewonnen werden.

Japan und die Sowjets haben sich über die nordpazifische Ozeanausbeutung im provisorischen Hirota-Karachan-Abkommen seit Mai 1935 verständigt. Auch im „Nanyo" (Südwestpazifik) aber liegen Reibungsmöglichkeiten, angesichts der starken japanischen Fischerei um Java (etwa 1000 Köpfe), der Perlentaucher um Broome (Westaustralien), in der Arusee und der Einschränkungen durch die Behörden von Insulinde zum Schutz der Malaien. Wenn diesen der halbe Ertrag

von Japanern weggefischt wurde, erklärt sich das daraus, daß die Japaner bei einem gefährlichen Gewerbe die verwegensten, kühnsten Burschen als Taucher stellen und schwer ersetzt werden können, während die Bootsbesatzungen vorwiegend Malaien sind.

Als einsamer Südseevorposten liegt jenseits der von Clyde jüngst geschilderten einstigen deutschen Südseelandschaft im japanischen C-Mandat das große, an Naturschätzen und Schönheiten reiche, weit untervölkerte Neuseeland. Wie man mit einem U-Boot-Kreuzer hinkommt, das schildert anschaulich T. M. Jones: „Watchdogs of the deep life in a submarine during the Great War." am Schluß seines Buches, das Konteradmiral W. T. Randle Ford, der Kommandant der Australischen Flotte, eingeleitet hat, in der Fahrt von H. M. Submarine J 2 von England nach Australien. Das ist seitdem wesentlich leichter geworden; damit haben sich zu den inneren Sorgen Neuseelands, die es sich selbst durch eine übersteigerte Lebenshaltung bereitet, äußere gesellt.

So kämpft auch dieser Lebensraum mit selbstgeschaffenen und überpflanzten Wirtschaftssorgen, obwohl er eine Glücksinsel sein könnte — mit rund 270 000 qkm Raum zur Verfügung von nicht ganz $1^1/_2$ Millionen, bei einer Volksdichte von rund 5 Köpfen auf dem qkm, mit nur 4 größeren, gartenartig angelegten Städten, aber dennoch 51% Verstädterungsgrad, blühendem Viehstand, einer sonst gesegneten Pflanzen- und Tierwelt — (Manchester Guardian, 24. 6. 1935). Sie werfen ihren Schatten auf die kommenden Wahlen am Ende dieses Jahres voraus, obwohl auch dort, bei den Antipoden, der öffentliche Kredit des Parlamentarismus — mit einem Tiefstand vor zwei Jahren — tief gesunken war. Doch fand Neuseeland einen rettenden Wirtschaftsdiktator an seinem heftig umstrittenen Finanzminister Coates mit dem Leitwort: „Verzweifelte Zustände fordern verzweifelte Mittel."

Nun werden die kommenden Wahlen im Miniaturbild die Krise der großen USA. widerspiegeln; das ist der Grund, warum wir scheinbar rein wirtschaftliche Lagenberichte in einen geopolitischen aufnehmen; weil im Gegensatz Farmer-Verstädterung in der Behandlung des Arbeitslosenproblems sich zeigt, wieviel stärker die pazifischen Dominien, auch das am meisten „empire"treue, unter verwandten Gesetzen mit den pazifischen Vereinigten Staaten, unter andern, als das britische Mutterland stehen. „Neues Blut!?" wanted — schreibt ein Beobachter. Aber es wird nicht eingelassen! Woher soll es bei der britischen Ausschließlichkeit kommen? Wie hinein?

Angesichts solcher Ermattungsanzeichen ist es begreiflich, wenn sich Niederländer (für Indonesien) und Franzosen (für Indochina) — ganz abgesehen von den schwer zahlenden Italienern — für die Zukunft des Suezkanals interessieren. Zeugen dafür sind das Buch von Graf Guilleaume de Saint Victor: „Le Canal de Suez"; Paris 1935; Libr. du Recueil Sirey; Fr. 60, 280 S., und die

ausgezeichneten Aufsätze in der „Tijdschrift voor economische Geographie", so J. W. de Roever: „Het Suezkanal, heden en toekomst", 26. Jahrg. H. 5, S. 97—106, mit umfassenden Schrifttumsangaben am Schluß und Auseinandersetzung mit Lesseps, Hoskins, Hallberg, Sir Arnold T. Wilson. Der Heimfall von 1969 rückt am Sehkreis herauf; bis jetzt sind die Verlängerungsversuche bis 2008 mißglückt; und der Niederländer ist gerecht genug, das schwere Wort des Ex-Khediven Albas Hilmi von 1930 anzuführen: „Es ist wahr, daß der Kanal sich hoch bezahlt macht für die Gesellschaft, die ihn ausbeutet; aber Ägypten hat niemals den leisesten Vorteil davon gehabt; im Gegenteil: der Kanal ist die Hauptursache zu allem Elend Ägyptens gewesen."

Nun führt er einstweilen die Truppen zur Unterjochung und Willensberaubung des letzten unabhängigen afrikanischen Staatswesens auf dem kürzesten Wege heran; eine bescheidene Gegenleistung der Macht, die es genau so in der Hand hätte, ihn als Kriegswerkzeug zu entwehren, wie etwa der Nordostseekanal entwehrt werden sollte, wenn alles nach Wunsch gegangen wäre, ist es, daß sie alle ihre Karawanenwege nach Äthiopien für Kriegsgerät und Lasttiere bereitwillig öffnet. So bringen einstweilen Wüstenpfade und der Kanal um die Wette Geld ins Land, wenn auch nicht den streitenden Teilen, sondern ihren Nachbarn. Zudem haben sich die in Goldfranken zu zahlenden Kanalgebühren über der Weltvalutaentwertung gehalten, so daß eine Gewinnquelle entsteht, was man von den Niederlanden aus den Nutznießern genau vorrechnet.

Aber unbehaglicher ist allen Kolonialmächten alten Stils der nun einmal geweckte Gegenschlachtruf: „Den Orient für die Orientalen!", „Asien den Asiaten!", der, in Japan vorangetragen, auch in Asiens Schwellenlandschaften am Nil und am austral-asiatischen Mittelmeer dort begeistertes, hier unliebsames Echo findet.

Japan und Italien haben einen neuen Wachstumsstil eröffnet; noch weiß sich der Traditionsbesitz mit ihrer Dynamik nicht abzufinden, und sichert unruhig, was daraus werden soll.

„Hält das Weltreich dem Druck eines zweiten Weltkriegs stand?" so fragt eine weitverbreitete Tageszeitung in Indien. „Hat es die Zeit seit 1918 ausgenützt, um die Verbindung mit den Dominien enger und inniger zu gestalten?" „Die Antwort ist ein überzeugtes: Nein!" Es ist mitunter lehrreich, sich über die innere Standfestigkeit Indiens neue Bücher und Schlagzeilen seiner Presse nebeneinanderzulegen. Wie sieht man vom Ganges aus Weltpolitik und Weltgeschichte? — Pandit Jawaharlal Nehru, der hochbegabte, aber unausgeglichene stärkste Wille der Unabhängigkeitspartei, hat ein Buch geschrieben: „Glimpses of World History" (Bd. I; Kitabistan, Allahabad; 17 A City Road, Rp. 6) — das fesselnd genug ist. Aus „Amrita Bazar Patrika", Calcutta, nehmen wir die Fragen auf: „Wohin Europa?" (Wither Europa; Khagendra Nath Ray; 5. 6. 1935) — mit mancher Verständnislosigkeit gegenüber Deutschland, aber auch manchem Anlauf

zur Gerechtigkeit. Noch mehr übt sie Sachin Basu, B. Sc. Krishnagar „Oppressed Germany" (18. 5. 1935, S. 6). Über Rußland hat sich eine andere Tageszeitung Stalins Worte herausgegriffen, „Rußland habe schöne und gute Maschinen genug, aber nicht genug gute Männer, die damit umgehen könnten", und knüpft lehrreiche Betrachtungen für Indien und China daran, denen es ähnlich gehen könne, während Japan zuerst für die Männer gesorgt habe und gut damit gefahren sei.

Wenig Gutes verkündigt es für das Lebendigwerden der neuen Verfassung, wenn z. B. Bhawani Sankar Chowdhury seine Frage formt: „How to wreck the Coming Constitution"? (Wie bringt man die kommende Verfassung zum Scheitern?) Das ist eigentlich nicht die Frageform, mit der man an so mühsame Werke, wie das von Sir Samuel Hoarc herangehen sollte, das ihm den britischen Außenministerposten eintrug. Bücher, wie Dr. M. R. Dharamvirs: „Public health in India" (Lahore Rama Krishna & Sons, 3 Rp.), die beständige Klage über Passivität, ja Sklaverei der Frauen, Wahed Hussain: „Reforms essential & nonessential" (A. B. P. 19. 5. 1935, S. 17) zeigen auch, daß man noch viel vor und innerhalb der eigenen Tür in Indien zu kehren hätte, ehe man sich fremder Türen annimmt. Aber dieser Schritt vor die Tür, einmal getan, ist nicht mehr ungeschehen zu machen: nicht am Ganges und nicht am Tiber. Und an der Themse denkt man: Posteris posteri curent!

SPÄNE

Nationalwirtschaft und Weltwirtschaft

Wenn die Deutsche Wirtschaftliche Gesellschaft in ihrer Zeitschrift WELTWIRTSCHAFT (XXIII, Heft 6/1935) den Bericht über ihre Stuttgarter Tagung veröffentlicht (31. 5. bis 4. 6. 1935), darf man zunächst feststellen, daß diese Gesellschaft, in der sich vor allem die führenden Waren- und Geldvermittler der Ausfuhrzweige treffen, mit regem Willen für eine wichtige Seite des deutschen Wirtschaftslebens eintritt: Nationalwirtschaft und Weltwirtschaft war der Leitgedanke der Tagung.

Das Ergebnis allerdings war, geopolitisch gesehen, ebenso unbefriedigend wie die Tagung der Internationalen Handelskammer einige Wochen später. Was deren Präsident Fentener van Vlissingen als Gast der DWG. in Stuttgart ausführte, zeigt noch keinerlei Einsicht in das Wesen der wirtschaftlichen Strukturwandlung, deren einer Ausdruck sich in dem Wort „Weltwirtschaftskrise" zusammenfassen läßt. Und die fünf Fundamente, auf denen er den Bau der neuen Weltwirtschaft aufrichten will, voran die Stabilisierung der Währungen, werden in dieser Form wahrscheinlich nie wieder gelegt werden, jedenfalls nie wieder die frühere Rolle spielen. Aus den ganzen Ausführungen Fenteners spricht eine Sprache, die wir im nationalsozialistischen Deutschland weitgehend verlernt haben.

Bedeutungsvoller war jedenfalls der Vortrag des württembergischen Wirtschaftsministers Professor Dr. Lehnnich. Aber auch hier spricht in der an sich schönen und berechtigten Gegenüberstellung des homo sapiens gegenüber dem homo oeconomicus insofern eine gedankliche Unklarheit mit, als dem homo oeconomicus die Urheberschaft der Autarkie zugesprochen wird. Oder ist es logisch, wenn man den Begriff der Autarkie verwirft, in der Zeichnung des kommenden Wirtschaftszusammenhanges, den der homo sapiens schaffen wird, die Nationalwirtschaft aber als autarkes Gebilde hinstellt? Und tritt nicht der Homo sapiens im Naturzustand stets als Glied einer Autarkie auf?

Es bestehen eben, hervorgerufen von der Terminologie einer noch nicht ganz überwundenen „Nationalökonomie", sehr unklare und sehr verschiedene Vorstellungen über den Begriff der Autarkie. Autarkie ist, geopolitisch gesehen, Selbstgenügsamkeit, ist die Form

einer Verwurzelung mit dem Heimatboden, die alles, was zum Leben und zum Lebenskampf genügt, diesem Boden entnimmt, ist aber auch die daraus erwachsende Vielseitigkeit im Gegensatz zu der Monokulturentwicklung, die sich aus der weltwirtschaftlichen Arbeitsverteilung unter Überbetonung des Standortproblems zwangsläufig entwickelt hat und entwickeln muß. Kennzeichen der Weltwirtschaft alten Stils, darüber sollten sich alle Ausfuhrkreise klar sein, ist eine lebensgefährdende gegenseitige Abhängigkeit der Völker. Lebensgefährdend im Augenblick des Kampfes, stärker lebensgefährdend aus den Auswirkungen einer monokulturellen Ausrichtung der Lebensvorgänge in Raum und Volkskörper heraus.

Weltwirtschaft der kommenden Form kann demgegenüber nur der Austausch der in jedem autarken Land anfallenden Überschüsse gegen Überschüsse anderer autarker Länder sein, wobei sorgfältig darauf zu achten ist, daß die eigene Vielseitigkeit nicht leidet.

Unter diesem Gesichtspunkt ist auch die Frage der Zweckmäßigkeit erneuter kolonialer Betätigung unseres Volkes zu betrachten, die Gouverneur a. D. Schnee kurz anschnitt. Was die Geopolitik dazu zu sagen hat, wurde von Colin Roß in unserer Zeitschrift X, Heft 5, Seite 257 endgültig ausgeführt.

„Berlin in der Volkslandschaft"

So heißt ein Aufsatz von O. Chr. Kühbacher im Juliheft der TAT. Im ersten Untertitel verspricht Kühbacher eine „Inventur im Schmelztiegel", die leider recht unvollständig ist. Eine volkspolitische und geopolitische Behandlung der Reichshauptstadt über die 1933 erschienene geographische Behandlung von Leyden hinaus wäre dringend erwünscht. Leider kann der Aufsatz von Kühbacher nicht einmal ein Versuch hierzu genannt werden. Neben einigen glücklichen Ideen finden sich zahlreiche Unklarheiten und Schiefheiten. Kostproben: „Aber auch die ältere Innenstadt ist so wenig deutsch, so wenig ‚märkisch', so sehr von den baulichen Vorbildern des französischen Klassizismus beherrscht, daß sie dem volkstümlichen Kulturwillen wenig Anhaltspunkte bietet." „Die Zuwanderung aus dem Osten kann das koloniale Element natürlich nur verstärken, sowohl nach der Seite des deutschen Kolonistentums als auch nach der Seite der Aufnahme slawischen Blutes, aus deren Vermischung bereits Moeller van den Bruck das ‚Preußische' erklären zu können glaubte. Darum mag es gleichgültig sein, wie groß der Hundertsatz der Zuwanderung aus dem Westen und Süden des Reiches ist, er vermöchte doch nicht die seelische Gestalt dieses Menschentums zu verändern, dessen Väter als Kolonisten aus eben demselben Süden oder Westen kamen, und die rassenmäßige Auseinandersetzung wäre nur mit dem slawischen Untergrund — dem gleichen, den die Kolonisten vorfanden — zu leisten."

Memelgebiet so oder so

Der Außenminister der Republik Litauen, St. Lozoraitis, hielt am 31. 5. 35 im Offizierskasino in Kaunas eine Rede. Er führte darin aus, daß von Deutschland aus eine Welle des Hasses gegen das unschuldige Litauen anflute. Wir haben daher mit Freude zu einem Artikel gegriffen, der in Heft 2/3 der SCHWEIZER MONATSHEFTE erschien, um über das Memelgebiet in objektiver Weise zu unterrichten. Es ist recht instruktiv, die Äußerungen des litauischen Außenministers mit denen der Schweizer Monatshefte zu vergleichen, wobei betont sei, daß der Verfasser des Aufsatzes, Jann v. Sprecher, Herausgeber der Schweizer Monatshefte, seine Feststellungen an Ort und Stelle traf. Lozoraitis sagte unter anderem:

„Jeder gutwillige Deutsche im Memelgebiet weiß, daß niemand ihn hindert, die Rechte auszuüben, welche im Statut vorgesehen sind."

„Wir kämpfen nicht gegen das Deutschtum. Wir kämpfen gegen die antistaatliche Arbeit, ganz gleich, von wem sie betrieben wird."

Die Schweizer Monatshefte schreiben folgendes:

„Aber es läßt sich nicht bestreiten, daß die für die Praxis nicht haltbare grundlegende Trennung von Souveränität und Autonomie, wie sie das Statut bestimmt, den Litauern die Handhabe zur Ausübung eines Regiments gegeben hat, das sich inzwischen zu reiner Willkürherrschaft entwickeln konnte."

„Dem Litauer gegenüber seinen deutschen Empfindungen in irgendeiner Form Ausdruck zu geben, für sein Volkstum einzutreten, ist nun diesem Volk verboten, dem Volk, dem die Signatarmächte feierlich Autonomie und kulturelle Selbständigkeit garantiert hatten."

„Die Bevölkerung lebt unter einem unbeschreiblichen Druck; denn der kleinste litauische Beamte läßt sie fühlen, daß er der Herrscher und die Freiheit zu Ende ist."

Die bretonische Minderheit in Frankreich

Nicht nur der Osten, auch der Westen Europas hat seine Minderheitsfragen, wenngleich sie vielleicht nicht so brennend sind wie die im Osten Europas. Für die bretonischen Minderheiten in Frankreich erscheint eine neue Zeitschrift: STUR, revue d'études.

Stur hat sich zum Ziel gesetzt, die Bretonen zu sammeln und zu einer bretonischen Front zu vereinigen. Ein Aufsatz über das Wesen der Bretagne von A. Calvez und ein weiterer vom gleichen Verfasser über die historischen, politischen und militärischen Beziehungen zwischen der Bretagne und Deutschland verdienen unsere Aufmerksamkeit, wenngleich gerade der letztere nicht übermäßig wichtige Ergebnisse auf diesem wenig durchforschten Gebiet zeitigt. Sprachwissenschaftliche Untersuchungen runden das Heft ab. Ob und wie sich die Ziele der Herausgeber der Zeitschrift verwirklichen lassen werden, wird die Zukunft entscheiden.

Ukraine und Bolschewismus

„Am Mittwoch wurde im Unterhaus eine Versammlung des neugegründeten anglo-ukrainischen Komitees abgehalten. Das Komitee wurde gegründet, um die Lage der Ukrainer zu beobachten und irgendeine Aktion zu unternehmen (to take any action), welche notwendig sein könnte. Mister Lancelot Lawton sagte, daß der größere Teil der Ukraine in Sowjetrußland läge, ein großer Teil in Polen und ein kleinerer in der Tschechoslowakei. Die Ukrainer wünschten ein eigenes Land zu bilden. Wenn sie ihre Wünsche erfüllt hätten, würden sie ein großes Bollwerk gegen den Bolschewismus in diesem Weltteil bilden, ebenso wie sie gegen ihren Willen zu Bolschewisten gemacht worden sind." (TIMES vom 31. Mai 1935.)
Eine interessante Meldung in einer Zeit, da Laval und Benesch sich politisch und kulturell mit Moskau befreunden!

Ahasver wandert!

Da taucht plötzlich eine ganz unbekannte Zeitschrift aus der Versenkung auf. Sie nennt sich: DER AUSWEG, Monatsschrift für Umschichtung, Wanderung, Siedlung. Der Erscheinungsort ist Paris. Ein Blick auf den Inseratenteil gibt Aufschluß. „Sichert euch eine Existenz in Frankreich, nutzt die Zeit zum Erwerb von Immobilien aus." „Gehen Sie nach Palästina." Neben belanglosen Beiträgen ist ein Aufsatz beachtlicher. Dr. Rudolf Levy, Den Haag, berichtet über die Wanderungen der vor 400 Jahren (1492) aus Spanien ausgewiesenen Juden. Venedig: Die sephardischen Emigranten spielten im venezianischen Handel eine hervorragende Rolle. Sie waren Inhaber führender Bank- und Handelshäuser. Der Überseehandel ging vorwiegend durch ihre Hände. Aber auch für den Levantehandel waren sie wegen ihrer Beziehungen zu den Juden in den großen Mittelmeerhäfen von großer Bedeutung. Schließlich nahmen sie an der für den Welthandel hochbedeutsamen Börse von Venedig eine führende Stellung ein. Konstantinopel: Der Handel nahm, gefördert durch die großen internationalen Beziehungen der sephardischen Juden, einen bedeutenden Aufschwung. Brasilien: Zu Beginn des siebzehnten Jahrhunderts gehörten die Juden zu den wohlhabendsten Zuckerpflanzern Brasiliens... Jetzt wurden auch der Kleinhandel und das Maklergewerbe jüdische Domänen. Die Portugiesen warfen Holländer und auch Juden zum Lande hinaus. Von diesen brasilianischen Juden landeten 23 im Jahre 1654 in Neu-Amsterdam, dem heutigen Neuyork und bilden den Grundstock zur jetzigen jüdischen Millionenstadt innerhalb des Neuyorker Stadtbezirks."

Japaner gegen die drohende Verstädterung

Schneller als im alten Erdteil fühlt der gesunde Instinkt des japanischen Volkskörpers die Gefahr der Maschine, der Mechanisierung aller Lebensvorgnäge. Wenn auch der Bericht von R. S. und der des Herausgebers im vorliegenden Heft diese Seite des „Nipponismus" bereits streifen, sei doch auf die immerhin merkenswerte Tatsache hingewiesen, daß auf einer Tagung der Japanologen am 24. 6. in Berlin, Japan in Gestalt von Professor Anesaki gleichsam als Prediger in der Wüste der Verstädterung erschien. Er beklagte die Schäden, die westliche Zivilisation in den moralischen Grundlagen Japans angerichtet habe. Der westliche Wahn, verkörpert in dem Gefühl, man habe die „Natur erobert", sei nichts als eine maßlose Überschätzung menschlicher Geisteskräfte. Wissenschaftliche und technische Erfolge, die in Übereinstimmung, also in Abhängigkeit von der Natur erreicht seien, könne man nicht als Eroberung bezeichnen, zumal umgekehrt der Mensch von der Maschine erobert und versklavt werde. Die Japaner seien eine reisbauende Nation; die religiösen Ideen, die moralische, aber auch die soziale Struktur erwachsen aus dem Reisbau, der seinerseits das Gegenteil einer mechanischen Industrialisierung sei. Japan habe zwar unter dem Ansturm des Westens und getrieben vom Volksdruck mit Schnelligkeit und Erfolg industrialisiert, aber ebenso schnell habe es die Folgen: Verlust der Selbstbeherrschung, Zerrüttung der Familie, einseitige Verschiebung des Wohlstandes erfahren müssen.
Anesaki, dessen Einstellung aus den übrigen Beiträgen dieses Heftes nach verschiedenen Seiten hin ergänzt wird, sieht den Weg auf einer Linie, die hoffentlich den durch die Krankheit der Maschine schon länger geschüttelten, deshalb aber eher schon abge-

härteten Europäern leichter fallen wird als offenbar Japan: der Mensch müsse alles zusammenraffen an geistigen Werten, um zum Meister der Maschine zu werden.

Aufbau in Kiangsi

Unter diesem Titel veröffentlicht die OSTASIATISCHE RUNDSCHAU (XVI, Nr. 14 v. 16. 7., S. 375 ff.) einen Augenzeugenbericht von Dr. Kapelle. Es ist in mancher Hinsicht symptomatisch für China, was in dieser eben von langjähriger Kommunistenherrschaft befreiten Provinz vor sich geht. Sie ist zu einer Art von „amtlichem Zentrallaboratorium" für den wirtschaftlichen und sozialen Neubau Chinas geworden.

Man beginnt bei einer Neuordnung des Bauernstandes, vor allem bei der Wiederherstellung der vom Kommunismus völlig verschobenen Besitzverhältnisse. Die Grundlage für alle Maßnahmen soll eine auf 8 Jahre berechnete aeronautische Vermessung der Provinz bilden; knapp 5% sind bereits vermessen. Hand in Hand damit geht der Abbau des Steuerdrucks und Versuche mit neuen Steuerarten.

Aus den weiteren Ausführungen des Aufsatzes heben wir die Versuche mit neuen Bildungsformen hervor, die geradezu einen Gradmesser der in China kämpfenden geistigen Strömungen darstellen. Es handelt sich durchaus um Neuland; denn noch 1928/29 erhielten bei rund 28 Millionen Bewohnern nur rund 178 000 Schüler überhaupt Elementarunterricht. Ende 1934 war die Zahl der Schüler immerhin so gestiegen, daß rund 8% der schulfähigen Jugend Unterricht genießen.

Die Unterrichtsmethoden sind eigenartig: neben Abendschulen, die den Erwachsenen Elementargrundlagen geben, werden Typen von Landschulen herausgearbeitet zur Verwurzelung der bäuerlichen Jugend. Methodisch wird das Kleinlehrersystem angewandt — der Unterricht wird vom Lehrer geleitet, von älteren Schülern jeweils für die jüngeren erteilt. Daneben stehen für den besonderen Bedarf der kommunistisch verseuchten Gebiete Schulen der „Spezialtyperziehung". In diesen Internaten kreuzt sich, wie überhaupt in China, amerikanisch-rationalistischer mit bolschewistisch-rationalistischem Einfluß zu einer Art chinesischer Kadettenanstalt, deren geistiger Gehalt bestimmt wird von der Bewegung „Neues Leben".

Im Peng Hsi Demonstration Area wurde ein Spezialversuchsgebiet mit 342 Dörfern und 67 234 Seelen geschaffen. Ein energischer Leiter hat das Schulwesen gut ausgebaut, in 4 Monaten 131 kleine Parks und 163 Sport- und Spielplätze geschaffen. Ein Hilfsmittel sind ihm folgende Organe: je etwa 100 Frauen- und Heiratsförderungsvereine, Gesellschaften zur Verhütung von Prozessen, Jungmänner-Willenstrainingsvereine, 59 Sport- und Musikklubs.

Es scheint uns, daß hier eine bereits entwurzelte, rationalistisch im Sinne der Zivilisation beeinflußte Oberschicht Experimente an einem Volkskörper vornimmt, der in keiner Weise darauf eingestellt ist, die Glücksgüter westlicher Verstädterungsform zu übernehmen. Es werden damit unter Umständen Kräfte entfesselt, deren wieder Herr zu werden durch Generationen nicht möglich ist. Wie völlig verschieden ist die Einstellung und die Verarbeitung der Zivilisation in den beiden Großräumen Ostasiens: China und Japan!

Geographie und Politik

Wir haben die ablehnende Haltung, die der jungen Geopolitik von der „zünftigen" Geographie lange entgegengebracht wurde, stets bedauert. So freuen wir uns über den kürzlich erfolgten offiziellen „Friedensschluß", freuen uns auch über anerkennende Worte, wie sie Robert Fox uns in einem Beitrag „Geographie und Politik" in den NEUEN JAHRBÜCHERN FÜR WISSENSCHAFT UND JUGENDBILDUNG (XI, Heft 3, S. 274) widmet. Trotzdem scheint uns die dort entwickelte Ansicht über das Verhältnis zwischen Geographie und Geopolitik einseitig von der Geographie her gesehen. Wenn Fox sagt: „Es mußte mit viel Scharfsinn und Mühe die Grenze zwischen dem neuen Zweige der Wissenschaft (der Geopolitik) und der politischen Geographie gezogen werden . . .", so liegt darin und in den späteren Beispielen des Aufsatzes doch die Tatsache beschlossen, daß Fox selbst diese Grenze noch nicht klar sieht.

Geopolitik ist Anschauung, Lehre und Wissenschaft vom Staat. Als solche umfaßt sie die geographische Seite einer ganzen Reihe von Wissenschaften und stellt sie unter den biologischen Gesichtspunkt; denn ihr Ziel ist die Erforschung der Lebensvorgänge im Überorganismus Staat.

Dazu ist eine ihrer Grundvoraussetzungen die Kenntnis des Raumes. Soweit sie die Geographie zu liefern vermag, stützt sich die Geopolitik auf deren Arbeit. Ob man nun die politische Geographie mit Hettner und anderen zu den Staatswissenschaften, also zur Geopolitik rechnet, oder ob man sie als Zweig der Geographie betrachtet, das allerdings ist eine jener müßigen Abgrenzungsfragen, die angesichts der zu leistenden Arbeitsaufgaben ruhig unerörtert bleiben können.

Wulf Siewert:
Flugzeug und Erdraum

Mit der Erfindung des Flugzeuges ist ein neues Element in die Geschichte der Menschheit einbezogen worden, das nicht ohne umwälzenden Einfluß auf unsere Raum- und Zeitvorstellung blieb. Die veränderte Raumvorstellung kommt schon in dem Wort „Luftraum" zum Ausdruck, das noch nicht lange zu unserm Sprachschatz gehört und das zu einem flächenhaften Erdraum gehörige Luftgebiet bezeichnet. Das ist also ein Übergehen zur dritten Dimension und zur plastischen Raumvorstellung. Staatsrechtlich gehört von jetzt an nicht nur der Erdraum zu einem bestimmten Staatsgebiet, sondern untrennbar auch der dazugehörige Luftraum. Daraus folgt auch das Recht dieses Staates über seinen Luftraum, den er polizeilich verwaltet und natürlich auch für heimische oder auswärtige Flugzeuge sperren kann. Tatsächlich gibt es heute schon zahlreiche „Luftsperrgebiete" über Befestigungszonen und „Luftkorridore" z. B. in Frankreich, England, Japan, Italien und Tschechoslowakei. England beklagt sich über das zehnmal größere Luftsperrgebiet über Cherbourg als über Portsmouth. „Aber wer sperrte Indien und Singapore?", fragt Karl Haushofer mit Recht dagegen. Die Türkei hat sogar ihr ganzes Gebiet gesperrt und dadurch manche Luftverkehrslinie zum Verlegen gezwungen. An diesem Beispiel sieht man gleich, daß von einer „Freiheit der Luft" ebensowenig geredet werden kann wie von einer Freiheit der Meere. Die Luft ist heutzutage ebenso der Politik unterworfen wie Land und Meer. Man beachte z. B., wie abhängig das stolze Albion in der Streckenführung seines Luftweges nach Indien von andern Staaten ist. Den Seeweg kann England in seinem ganzen Verlauf mit seinen Kanonen schützen, den Luftweg muß es zu einem großen Teil über fremdes Hoheitsgebiet führen, mit allen politischen Nachteilen einer solchen Zwangslage. Dadurch, daß Persien die englische Flugkonzession kündigte, zwang es die englische „Imperial Airways" zu einem großen Umweg vom Irak längs der arabischen Küste über Kuweit und Bahreininseln, den arabischen Golf auf Belutschistan und Indien zu, statt wie früher über Buschir und Lingah. Franzosen und Niederländer können dagegen den bequemeren Luftweg über Iran—Persien benutzen.

„Aber auch befreundete und verbündete Nationen spielen den Weltfliegern solche Streiche: Frankreich drängt durch Erweiterung der Sperräume um Nizza seewärts um 9,6 km die Flugzeuge der Hauptstrecke auf 45 km meerwärts hinaus; Sperrzonen um die Straße von Messina erweitern den Überflug von 6,5 km auf 128 km; an der Straße von Bonifacio zwischen Korsika und Sardinien (rund 12 km) muß das Flugzeug in 32 km Landabstand 80 km über See! Ein weiterer Umweg mit etwa 72 km entsteht für den Flug England—Kairo in Tunis." (K. Haushofer, Indopazifischer Bericht, Zeitschrift für Geopolitik 1935, I.)

Es ist geradezu grotesk, daß die Abhängigkeit von der Erde mit der weiteren Entwicklung des Flugwesens gerade stieg statt abnahm. Hatte man doch in den Anfängen der Fliegerei geglaubt, in den Lüften die wahre Freiheit erobert zu haben. In unserer Zeit hat die „Luftpolitik" die schönsten Blüten getrieben und vorher ungeahnte Konsequenzen nach sich gezogen. Daher verlohnt es sich, einmal grundsätzlich die Beziehungen zwischen Flugzeug und Erdraum zu untersuchen. Wir werden dabei sofort auf eine enge Verquickung der Friedens- und Kriegsaufgaben des Flugzeuges stoßen, wie sie bei keinem andern Verkehrsmittel in gleich starkem Maße existieren. Daher wurden in dem folgenden Versuch beide Eigenschaften zusammen behandelt.

Flugzeug und Landschaft

Jeder Flugapparat braucht Start- und Landeplätze, also Erdraum. Schon bei der Auswahl der Flugplätze zeigt sich die enge Verbundenheit mit der Gestaltung des Erdbodens. Solange das Flugzeug technischen Versagern ausgesetzt ist und zu Notlandungen gezwungen ist, wird es auf die Bodengestaltung des überflogenen Gebietes angewiesen sein. Wenn auch gerade das Luftfahrzeug sich am besten zur Überwindung verkehrsungünstiger Gegenden, z. B. hoher Gebirge eignet, so darf man nicht vergessen, daß zum regelmäßigen Verkehr hundertprozentige Sicherheit gehört. Hier fangen die Probleme an. Der Alpenflug ist heute technisch möglich und bietet, abgesehen von atmosphärischen Störungen, keine wesentlichen Schwierigkeiten mehr. Anders ist es bei etwa eintretenden Notlandungen. Hier sind die jeweiligen Bodenverhältnisse von ausschlaggebender Bedeutung. Ebenen und Felder sind für solche Fälle naturgemäß vorzüglich geeignet, dagegen bilden Gebirge, die nicht genügend große Täler besitzen, ausgedehnte Wälder (Rußland, Brasilien, Afrika) oder Sümpfe (russische Taiga!) große Gefahren. In diesen Gebieten dürfte auch für die modernsten Maschinen (selbst für Autogiros) eine Notlandung nicht zu empfehlen sein und meistens zum Totalverlust führen. Ein Flugzeug, das über einem Urwald zur Notlandung gezwungen ist, bricht durch die Zweige durch, die sich über ihm wieder schließen, und ist verschollen. So war kürzlich das Schicksal des Gouverneurs vom Kongo. Sogar im zivilisierten Mitteleuropa kann derartiges passieren, wie der Unglücksfall der deutschen Reisemaschine im Fichtelgebirge und der Absturz der holländischen Maschine im Tessin beweist.

Die große englische Kap—Kairolinie der Imperial Airways hat daher in jahrelanger Arbeit längs der Strecke in regelmäßigen Abständen mitten in den Urwald Notlandeplätze legen müssen. Eine Arbeit, die nicht nur erhebliche Kosten verursacht, sondern auch recht deutlich die Abhängigkeit des Fliegers von der Bodenvegetation unterstreicht.

Die Auswahl der Landeplätze hat sich übrigens mit der Zunahme der Gewichte moderner Großmaschinen teilweise beschränkt. Denn bei aufgeweichten sumpfigen

Landeplätzen würden große Maschinen beim Aufsetzen steckenbleiben und kopfüber gehen, sie brauchen also präparierte Landeplätze. Der Vergrößerung des Aktionsradius der schwersten Maschinen steht also eine Beschränkung der Streckenauswahl gegenüber.

Das dichte Verkehrsflugnetz, das Europa überzieht, verrät uns, wie günstig hier die Bedingungen für den Flugverkehr sind. Doch tritt das Flugzeug hier nur als Ergänzung des Eisenbahnschnellverkehrs auf. Wichtiger noch erscheint das Flugzeug dort, wo bisher noch kein Eisenbahnverkehr besteht. Es gibt heute zahlreiche Länder, die zwar keine Eisenbahn kennen, wo aber das Flugzeug ein alltäglicher Anblick geworden ist, wie in Albanien, Sibirien, Iran und manchen Teilen Chinas. Gerade über langen Strecken zeigen Luftschiff und Flieger ihre große Überlegenheit über den Erdverkehr. Die langen Verbindungen durch Rußland, China, Amerika werden in einem Bruchteil des früheren Zeitaufwandes überbrückt, ein Umstand, der unsere Zeitvorstellung über den Haufen warf. Der Postverkehr der Lufthansa über den Südatlantik nach Südamerika wird heute in ebensoviel Tagen erledigt, wie der Dampfer Wochen braucht. Das ist eine gewaltige Schrumpfung der Entfernungen.

Wüsten, die meistens Landeplätze bieten, sind heute ebenfalls kein Hindernis mehr. Die Sahara wird ebenso überflogen wie die Kalahari. Ja, ein ganzer Kontinent verdankt dem Flugzeug überhaupt seine erste Transkontinentalverbindung, nämlich Australien. Bekanntlich besteht das Innere Australiens nur aus Trockensteppe und Wüste und war daher mit der Eisenbahn schwer zu bezwingen. Vielleicht wäre es technisch möglich gewesen, aber der geringe Verkehr konnte eine bahntechnische Durchquerung sicher nicht rentabel gestalten. Heute führt vom Südosten Australiens über Alice Springs im Zentrum zum Nordwesten eine Luftverbindung.

Die weit bedeutungsvollere Transkontinentallinie durch den eurasiatischen Kontinent als Verbindung zwischen Europa und dem Fernen Osten, die gerade dem Zeppelinverkehr ein ideales Betätigungsfeld bieten und die größten Zeitgewinne aufweisen würde, scheiterte bisher an dem starren Widerstand Sowjetrußlands.

Für den Militärflieger ist die Steppe und Wüste das richtige Terrain. Hier machen sich alle Vorzüge des Flugzeuges bemerkbar, seine Übersichtsmöglichkeit, aber auch die Unmöglichkeit des Erdbewohners, sich zu verbergen. Daher haben auch die Engländer in Palästina, Ägypten, Arabien und im Irak vor allen Dingen Bombenstaffeln stehen, die gewaltige Gebiete übersehen und „befrieden" können. Bagdad ist Sitz eines Divisionskommandos der britischen Luftwaffe. Räuberische und aufsässige Stämme können mit Hilfe von wenigen Bombenfliegern zerstreut und niedergekämpft werden, denn die Wüste bietet ja weder Schutz noch Versteck. Das Flugzeug ersetzt in solchen Gegenden zahlreiche andere und teurere

Truppenteile. Die militärtechnische Überlegenheit des weißen Mannes über den Farbigen ist mit dem Flugzeug also noch gewachsen.

Anders aber liegt der Fall bei wechselreicher Vegetation und bergigem Gelände. Dichter Wald erschwert an sich schon jeden Krieg. In Wäldern können sich ganze Armeen verbergen, aber auch ganze Truppenverbände durcheinandergeraten (siehe K. Haushofer: Wehrgeopolitik). Wälder verwehren dem Flieger jede Einsicht und bieten dem Erdbewohner den besten Schutz. Daher ist über dichtem Wald das Flugzeug zur Aufklärung oder Kampfhandlung nicht verwertbar. Die Kolonialkriege haben auf diesem Gebiet reiche Erfahrungen gebracht. Die Japaner erlebten z. B. in der Mandschurei, daß die Flugzeuge im Sommer über dem dichtbelaubten Wald zwar nicht eingesetzt werden konnten, daß sie aber im Winter Erfolg hatten, weil sie durch die entlaubten Bäume hindurchblicken konnten. Ein interessanter Beitrag zur Beziehung zwischen Flugzeug, Vegetation und Jahreszeit!

Im Rifgebirge Marokkos mußten die Franzosen die Erfahrung machen, daß Flugzeuge gegen die sich in Felsspalten gut versteckten Rifkabylen nur mäßig wirkten. Ein gleiches sagt man den Italienern für Abessinien voraus. In der freien Steppe werden die italienischen Fluggeschwader den Eingeborenen sicher hoch überlegen sein. Jedoch dürften im Bergland die Ziele schwer zu finden sein. So sagte auch kürzlich ein englischer Offizier in der ägyptischen Presse, daß die Italiener höchstens einige abbessinische Grashütten treffen würden. Im Gebirge wird die technische Überlegenheit der Europäer überhaupt sehr problematisch, man denke an die Engländer in Afghanistan. *[Aber andererseits Wasiristan und Tschitral. D. Herausgeber.]*

Eine weitere Frage ist die, ob die Arktis heute noch als Hindernis für die Luftfahrt anzusehen ist. Schnee und Eis bieten keine Schwierigkeiten mehr; insofern wird in Zukunft die russische Nordküste, die ausgesprochen verkehrsfeindlich ist, flugtechnisch erschlossen werden. Ebenso geht es Alaska und den nördlichen Gebieten Kanadas. Allerdings wird es noch einige Zeit dauern, bis der geplante Luftverkehr über den Nordpol versucht wird. Als ganz übertrieben muß man es aber bezeichnen, wenn die Russen sich sogar von Norden her, also aus der Arktis, luftstrategisch bedroht fühlen! In dieser Beziehung bestehen denn doch noch zu große Schwierigkeiten.

Meere und Ozeane werden heute im täglichen Luftverkehr überquert. Wenn hier noch Probleme bestehen, dann sind es vor allem die riesigen Entfernungen im Pazifik, die noch einige Schwierigkeiten bereiten und von den Amerikanern nur mit großen Kosten überwunden werden können. Da das Flugzeug noch mehr als der Dampfer von Stützpunkten, Wetternachrichten, kurz Bodenorganisationen, abhängig ist, so braucht die Fluglinie der Pan-American-Airways von Kalifornien über Hawaii—Midway—Wake—Guam nach Manila auf den Philippinen ein gut

vorbereitetes Stützpunktsystem, das sich teilweise auf unbewohnte Inseln stützt. Dadurch, daß diese amerikanische Fluglniie die japanischen Verbindungen durchkreuzen muß, ergeben sich interessante, aber auch gefährliche politische Probleme.

Die klimatischen Einwirkungen beeinflussen ebenfalls den Flugverkehr. Auf dem Nordatlantik hindern sehr stark die steifen Westwinde den Ostwestflug, in den Tropen dagegen die schweren Taifune und Tropenregen. Jedoch der größte Gegner des Verkehrs ist der Nebel! Auch mit den modernsten Navigationsinstrumenten kann im Nebel mit Schiffen nur ganz langsam gefahren werden. Ein im Nebel liegender, heulender Ozeandampfer bietet ein Bild größter Ohnmacht. Ebenso erschwert der Nebel natürlich den Luftverkehr, trotzdem mit dem sogenannten Blindfluggerät schon einige Fortschritte erzielt wurden. Aber immer werden die berüchtigten Nebelgebiete Schwierigkeiten bereiten, wie z. B. die Grand Banks vor Neufundland, die Alëuten, San Francisko oder der Kanal.

Die gleichmäßige und fahrplanmäßig pünktliche Überquerung des Südatlantik durch den deutschen Zeppelin und die Flugboote der Lufthansa zeigen eindrucksvoll die Fähigkeit des Luftfahrzeuges zur Überbrückung großer Seeräume. Ebenso wirkte der italienische Geschwaderflug unter Italo Balbo nach Nordamerika. Übereifrige Journalisten mit ausreichender Phantasie knüpften an den Balboflug, der ja bekanntlich mit Militärmaschinen durchgeführt wurde, schon phantastische Zukunftsbilder von Bombenangriffen großer Geschwader über den Atlantik und Pazifik hinweg. Man glaubte annehmen zu müssen, daß derartige Ozeane in Zukunft keinen „Raumschutz" mehr bieten würden und mühelos vom Angreifer überquert werden könnten. Hier liegt aber ein Irrtum vor. Schon für Schlachtschiffe ist es sehr gefährlich, sich über so große Entfernungen mit leeren Bunkern der feindlichen Küste und ihrer Abwehrkraft zu nähern, da das moderne Dampf- oder Motorschiff im Gegensatz zum Segelschiff früherer Zeiten viel abhängiger von Kohlen- und Ölstationen, Dockanlagen usw. geworden ist. „Ein überseeischer Krieg in diesen riesigen Räumen mit modernen, hochmechanisierten Kriegsfahrzeugen ist nach allgemeiner Ansicht der Fachwelt ohne solche Haltepunkte für Luftartillerie und Luftangriff, Unterseeboote und sonstige Vorposten, Brennstofflager, Reparaturstellen und dergleichen nicht zu führen (sehr im Gegensatz zur Segelschiffzeit, wo die Flotten jahrelang in fernen Gewässern auf sich selbst gestellt waren)", urteilt Konteradmiral a. D. Gadow in der „DAZ" vom 30. 4. 1935. Im Weltkrieg konnten wir erleben, welch eine große Rolle schon die geringen strategischen Entfernungen der Nordsee spielten! Wenn schon Schiffe solche Vorsicht üben müssen, wieviel mehr dann Flieger. Denn das Flugzeug unterliegt ja noch mehr als das Kriegsschiff der bekannten Kompromißforderung zwischen Kampfkraft und Aktionsradius. Der Aktionsradius der Atlantikmaschinen erfordert also eine Einschränkung ihrer Kampfkraft, sie würden damit dem Verteidiger mit seiner konzentrierten Kampfkraft unterlegen sein. Diese wertvollen

Maschinen würden also bei einem Angriff über derartig große Seeräume der gesammelten gegnerischen Abwehrwucht gegenüberstehen und kaum wieder zurückkehren können, wahrscheinlich samt ihrem hochwertigen Personal verlorengehen. Das Verhältnis zwischen Angreifer und Verteidigung bleibt sich prinzipiell gleich, ob es sich um Segelschiffe, Dampfschiffe oder Flugzeuge handelt. In der Seekriegsgeschichte sind Landungsversuche von Kriegsflotten meistens mißlungen. Bei Luftangriffen über weite Seegebiete ist erst recht mit Mißerfolg zu rechnen, da ja die angreifende Partei nicht nur auf Erdabwehr, sondern auch auf Luftabwehr treffen wird.

Kleinere Seegebiete werden dagegen mühelos ebenso von Landflugzeugen überquert. Mit der Erfindung des Flugzeugs hat also England seine Eigenschaft als Inselmacht eingebüßt. Das ist eine wichtige Tatsache der europäischen Politik. Theoretisch könnte jede Landmacht, die eine Luftwaffe besitzt, die britischen Inseln angreifen. Zweifelhaft aber ist es, ob Englands strategische Gesamtstellung gegenüber Europa dadurch geschwächt ist, wie oft behauptet wird. Zwar wird sich England von jetzt an nicht mehr isolieren können, sondern muß sich an der europäischen Politik beteiligen. Dafür ist aber die Auswahl und die Zahl seiner möglichen Bundesgenossen gestiegen. Denn es gibt in Europa zur Zeit 4, unter Einschluß Rußlands sogar 5 moderne Luftflotten gegenüber 2 Kriegsflotten der Vorkriegszeit. Als England 1906 seine Mittelmeerflotte in die Nordsee verlegte, um das Anwachsen der deutschen Flotte zu parieren, da verfügte es in Europa über keinen maritimen Bundesgenossen von Bedeutung. In der Luft ist die Auswahl heute größer.

Flugzeug und Siedlung

In seiner Rede am letzten Heldengedenktag sagte Generaloberst von Blomberg unter anderm: „Europa ist zu klein geworden als Schauplatz für einen zweiten Weltkrieg." Das trifft insbesondere für die Luftwaffe zu. Die phantastische Geschwindigkeit moderner Flugzeuge und die Kleinstaaterei in Europa stehen in schreiendem Gegensatz zueinander. Die Entfernungen sind derartig geschrumpft, daß die europäischen Kleinstaaten keinerlei Raumpuffer mehr zwischen sich und einem Angreifer besitzen. Schmale Staaten wie Österreich, die Tschechoslowakei, die Schweiz oder Deutschland können an ihren schmalsten Stellen in wenigen Minuten überflogen werden. In Anbetracht der Wichtigkeit schneller Warnung sind solche Staaten lufttechnisch sehr im Nachteil. Gerade Raumpuffer spielen heute im Flugmeldedienst eine wichtige Rolle. Wenn man die Warnzone, innerhalb derer noch rechtzeitig gewarnt werden kann, mit 100 km annimmt, so reicht sie zwar für Berlin gerade noch, aber nicht für das wertvolle Industriegebiet am Rhein, in Sachsen und in Oberschlesien. Im Vorteil sind in dieser Beziehung die weiträumigen Länder wie Rußland und USA. oder die Randländer mit peripherischer

Lage, die nur eine Seite zu schützen haben, wie England, Australien und Japan, während die engräumigen oder zentral gelegenen wie Deutschland arg im Nachteil sind. An der staatlichen Peripherie gelegene Hauptstädte oder Industriegebiete sind besonders luftempfindlich. Dazu gehören vor allem das entmilitarisierte Rheinland, Wien, Budapest, Kopenhagen, Oslo, nach Ansicht der Engländer auch London, dessen Küstenvorland für den Warndienst nicht mehr ausreichen soll. England möchte daher gern wieder sein altes traditionelles Glacis auf dem Kontinent, Holland und Belgien, in seine Luftverteidigung als Raumpuffer und Operationsbasis einbeziehen. Baldwins Prägung „Englands Grenze liegt am Rhein" erhält damit einen besonderen Ernst, der von den immer wieder auftauchenden Gerüchten vom Ausbau belgischer Flugplätze für englische Zwecke noch unterstrichen wird. Schrieb doch auch die „Times" in einem Leitartikel vom 1. 5. 1935 unter anderm: „Die Sicherheit Frankreichs und der Niederlande müsse immer ein wesentliches britisches Interesse sein."

Die zentral gelegenen Hauptstädte wie Paris, Moskau, Ankara, Madrid oder abseitige wie Tokio, Canberra erscheinen dagegen gut geschützt. Ideal liegt natürlich das Industriezentrum von Magnetogorsk im Ural oder Kusnetzk in Zentralasien.

Die Siedlungs- und Industrieballungen sind heute am gefährdetsten. Hier ist es wieder das Deutsche Reich, das mit seinen zahlreichen in den Grenzgebieten liegenden Industrien äußerst luftempfindlich ist, in einigem Abstand folgt die oberitalienische Industrie. Frankreich kann man hier nicht mitrechnen, da es keine so ausgesprochenen Zentren besitzt, vielmehr ein Bild glücklicher Verteilung und Dezentralisation bietet. Die künstliche und systematische Auflockerung und Verlagerung von Industriewerken, die auch den sozialen und hygienischen Forderungen unserer Zeit entspricht, wird wohl nur teilweise durchgeführt werden können.

Anders liegen die Verhältnisse im Verkehrswesen. Wenn die Verkehrsanlagen auch selbstverständlich Angriffsziele für Flugzeuge abgeben werden, so muß man doch bedenken, daß innerhalb des hochentwickelten und intensiven Verkehrsnetzes in West- und Mitteleuropa genügend Ersatzstrecken zur Umleitung zur Verfügung stehen. Wenn hier z. B. 4 Bahnen ausfallen würden, dann werden 4 andere Bahnen zur Verfügung stehen und den Umleitungsverkehr aufnehmen. Von wesentlich ernsteren Folgen wäre der Ausfall von 4 Bahnen in Gegenden, in denen wegen geringer verkehrsmäßiger Entwicklung keine Nebenbahnen vorhanden sind. Dort ist es möglich, praktisch ein ganzes Gebiet zu lähmen. Bekanntlich hängt das russische Fernostgebiet an der einzigen Sibirischen Bahn, die von den Japanern leicht durchtrennt werden kann und wahrscheinlich nur sehr langsam wiederhergestellt werden könnte. Man bedenke, wie lange die Instandsetzung der großen Eisenbahnbrücke über den Amur bei Chabarowsk brauchte, die auch heute noch vielleicht den schwächsten Punkt der russischen Fernoststellung bezeichnet. Wladiwostok wird

von den Japanern „als Pistole, auf die Brust Japans gerichtet" empfunden. Zwar liegt Tokio heute im russischen Flugbereich, während Moskau für die Japaner unerreichbar ist, aber man muß andererseits auch berücksichtigen, daß Wladiwostok selber sehr exponiert liegt und schwer zu halten sein dürfte. Um so mehr als die Kampfhandlungen in Ostasien meistens ohne vorherige Kriegserklärung zu erfolgen pflegen.

Flugzeug und psychologische Wirkung

Wir müssen noch auf die psychologischen Bedingungen eingehen. Das Überraschungsmoment, das noch im letzten Kriege eine ausschlaggebende Rolle spielte, fällt heute weg. Die materielle Zerstörungswirkung wurde damals weit übertroffen von der panikartigen, moralischen Wirkung auf die Menschen. Denn damals gab es noch keine militärischen oder zivilen Abwehrmittel oder Verhaltungsmaßregeln. Das ist heute anders. Die Luftabwehrwaffen sind in den letzten Jahren außerordentlich entwickelt und verfeinert worden, ihre Wirkung hat sich gegen früher vervielfacht. Das Gefühl der Sicherheit hat sich relativ erhöht. Außerdem kann bei der dauernden Aufklärungsarbeit und der Verbreitung des Flugsports von Unkenntnis über die Luftgefahr nicht mehr gesprochen werden.

Eine interessante Frage ist es, ob die einzelnen Völker und Rassen dieser Gefahr verschieden gegenüberstehen, ob ihr moralisches und psychologisches Verhalten gleichartig ist. Sicherlich kann der individuelle persönliche Mut ungefähr bei allen Nationen als gleich angesehen werden. Aber in bezug auf Disziplin, Leidensfähigkeit und moralische Widerstandskraft bestehen doch größte Unterschiede. Es liegt auf der Hand, daß eine südliche, leicht erregbare Rasse leichter Panikstimmungen und -handlungen zugänglich ist als die kühlere nordische Rasse. Ein starker Unterschied besteht sicherlich auch zwischen den individualistischen, industrialisierten Staatsvölkern des Westens und dem stoischen, leidensfähigen und an dauernde Unterordnung gewöhnten Russen. Eine große Gefahr zu Paniken und Zusammenbrüchen besteht insbesondere bei Großstadtmassen, überhaupt bei Menschenballungen, noch dazu wenn sie international gemischt sind.

Ein guter Vergleich ist das Verhalten einer Bevölkerung bei Naturkatastrophen. Der Japaner verfügt in seiner soldatischen Erziehung und Weltanschauung, die zugleich ein gewisses Maß von Fatalismus enthält, über die geeignetsten moralischen Abwehrkräfte gegen Katastrophen jeder Art. Gerade weil der Japaner seit Jahrhunderten an Erdbeben, Feuersbrünste und Taifune gewöhnt ist, halten wir ihn für dasjenige Volk, das gegen Luftangriffe moralisch am allerbesten geschützt ist und daher das denkbar schlechteste Objekt in dieser Hinsicht abgibt!

Sehr lückenhaft ist unser Wissen noch über die körperliche und geistige Eignung der verschiedenen Völker zum Fliegen. Obwohl man dem Japaner gute Seemannseigenschaften zusprechen muß, soll er sich zum Fliegen weniger gut eignen. Wie-

weit das zutrifft, läßt sich nicht entscheiden. Bekannt ist aber z. B. die ausgesprochen geringe Begabung der Russen für technische Dinge, ein Umstand, der sich auch bei ihrer Fliegerei eigentlich bemerkbar machen muß, trotz aller französischen Lobeshymnen.

Überblickt man die Folgen, die das Aufkommen des Flugzeugs gehabt hat, dann muß man bekennen, daß sie recht zwiespältiger Natur sind. Einer ungeahnten Bereicherung des menschlichen Lebens und Erlebens und einer gewaltigen Beschleunigung unserer Verkehrsbeziehungen steht eine unerhörte Verschärfung der Waffentechnik und Zerstörungswirkung gegenüber, die sich, das ist das grundsätzlich Neue, nicht auf die fechtende Truppe beschränkt, sondern auch die Heimat mit ihrer Zivilbevölkerung umfaßt. Ob das nun ein „Fortschritt" der Menschheit ist oder nicht, mag unentschieden bleiben. Wir müssen uns jedenfalls mit dem Problem auseinandersetzen, weil es unser Schicksal bestimmt.

Durch die Schnelligkeit, mit der eine Fliegertruppe mobilisiert und über die Grenze geschickt werden kann, tritt eine weitere Verschärfung der gegenseitigen Beziehungen der Völker besonders im engräumigen Europa ein. Das beeinflußt wieder die Diplomatie aufs stärkste, die in Zukunft noch schnellere und schwerere Entscheidungen fällen muß als früher. Vielleicht verhilft sogar die Einsicht in die Diskrepanz, die heute zwischen Flugweite einerseits und der engräumigen Zergrenzung Europas andererseits besteht, zu einer neuen großräumigeren Auffassung Europas und gebiert eine neue politische Ordnung. Damit wäre dann ein wirklich positiver Erfolg zu verzeichnen. Denn der jetzige Zustand, daß sich 5 moderne große Luftflotten auf europäischem Boden kriegsbereit gegenüberstehen, muß auf die Dauer unerträglich und unmöglich erscheinen. Die Versuche zur Anpassung an die neuen technischen Gegebenheiten sind noch im Anfangsstadium (Luftkonvention), aber sie werden hoffentlich doch von Erfolg gekrönt sein.

W. Luthardt:
Der Verkehrsflug in der Reichs- und Landesplanung

Flugverkehr ist Schnellverkehr; er hat sich neuerdings durch Einsatz neuer Flugzeugtypen zum „Blitzverkehr" entwickelt und damit eine Entwicklung genommen, die vor einigen Jahren nicht vorauszusehen war; sie führt weiter und ist noch nicht im Endergebnis abzusehen.

Welche Maßnahmen haben der Städtebauer, der Landesplaner und die Reichsplanung anzuwenden, um ihre Pläne so zu gestalten, daß sie den Verkehrsflug fördern und reibungslos einschalten?

In der Antwort soll allein der Verkehrsflug behandelt werden, der Militärflug und seine Vorbereitung, der Sport- und der Segelflug aber außer Betracht bleiben.

Auch soll hierbei nur die Bodenorganisation, das Flugzeug selbst nur so weit, als es zur Verständigung notwendig ist, behandelt werden.

Die Grundlage für jede Landesplanung bildet der vorhandene Raum in seinen drei Dimensionen, einschließlich aller vorhandenen und geplanten Einrichtungen: Siedlungen, Verkehrseinrichtungen, Bodenschätze, Wasserläufe, Wälder, Industrieanlagen, Bau- und Naturdenkmäler, Versorgungsleitungen usw. Das Gerüst bzw. das Gerippe für jede Planungsarbeit im Städtebau und Landesplanung bildet der Verkehr. Die Prüfung der Verkehrsforderungen und die Festsetzung der Verkehrswege ist eine der ersten Forderungen. Dabei ist jede Verkehrsart vom Planbearbeiter zu berücksichtigen: Wasserwege, Eisenbahn, Reichsautobahn, Reichsfernstraßen, Landstraßen, Radfahrwege, Wanderwege und Luftwege mit ihren Nebenanlagen, wie Bahnhöfe, Parkplätze, Flughäfen u. a.

Bodenorganisation, Anlage und Bau der Flughäfen gingen in Deutschland bis zum Umbruch ziemlich plan- und regellos vor sich. Jede Stadt, jeder Landesverband arbeitete für sich und suchte dem anderen den Rang abzulaufen. Der Erfolg waren sinnlose Konkurrenz und große Geldausgaben.

Geben wir zu, daß im Anfang vieles unklar war, so hätte doch schon damals von Reichs wegen eine Verteilung der Flughäfen nach Bedarf und eine bessere Zusammenfassung der Luftlinien erfolgen müssen. Wie bei der Reichsbahn und neuerdings bei der Reichsautobahn hätten bei Anlage und Ausbau gewisse Normen zugrunde gelegt werden müssen, insbesondere beim Bau der Hallen, der Abfertigungsgebäude, der Rollbahnen, der Nachtbeleuchtung usw.

Insbesondere wäre vor jeder baulichen Maßnahme zu regeln gewesen: die sachgemäße Auswahl des Flugplatzes und Herstellung der Anfahrtswege und der Übergänge zur Autostraße, zur Reichsbahn, zum Wasserwege usw.

Jedenfalls aber darf heute die Reichsplanung, d. h. die Stelle, die alle vorhandenen Pläne zusammenfaßt und die bauliche und wirtschaftliche Entwicklung des Reiches ordnet, nicht achtlos an den bisherigen Erfahrungen des Verkehrsfluges vorübergehen, muß Fehlleitungen für die Zukunft verhindern und vor allem in der erwarteten Reichsbaugesetzgebung die erforderlichen bau- und bodengesetzlichen Grundlagen hierfür schaffen. (Flughäfen als Verkehrsflächen!)

Die Reichsplanung kann eine starke Ausbreitung des Verkehrsfluges als Wahrscheinlichkeit ansehen, denn die Luftwege sind die billigsten, sie sind kostenlos. Man vergleiche die Anlagekosten von Reichsbahn und Reichsstraßen.

Die Anlage von Flughäfen hingegen ist billig. Der bisherige Stand und der Fortschritt im Flugzeugbau lassen für die Zukunft aber auch eine wesentliche Verbilligung des Betriebes erwarten.

Um diese Behauptung kurz von der wirtschaftlichen Seite zu unterbauen, stellen wir fest, daß bei entsprechendem Ausbau des Verkehrsfluges beträchtliche Einnahmen gegenüber den Ausgaben zu erwarten sind. Allerdings kaum jemals im

Personenverkehr; hier liegen die Dinge ähnlich wie bei dem Personenverkehr der Reichsbahn, der Zusatzbetrieb ist, und bei dem Übersee-Personenverkehr auf den Schiffen, der die Selbstkosten nicht deckt. Überall ergibt sich im Personenverkehr eine Unterbilanz. Nur der Fracht- und der Postverkehr werfen einen Überschuß ab.

Ebenso ist es beim Verkehrsflug: nie wird der Personenverkehr die entsprechenden Unkosten decken. Dagegen werden Luftfracht und Luftpost sicher Überschüsse erbringen. Voraussetzung hierfür ist eine bessere Benutzung der Luftpost und die weitere Belebung der Wirtschaft.

In den USA. werden heute schon 70% der Unkosten durch Einnahmen aus Luftposterträgen gedeckt. Nach Südamerika sind bei 56 Flügen in 12 Monaten 2 Millionen Briefe, pro Flug ca. 40000 Stück, befördert worden.

Würde jeder Deutsche allwöchentlich einen Brief mit der Luftpost befördern, so ergeben sich 3000000000 Briefe mit 300 Millionen Mark Einnahme, gibt er 4 Briefe im Jahre mit der Luftpost auf, sind es 240000000 Briefe = rund 24 Millionen Mark Einnahme. Ohne Post- und Frachtverkehr ist Wirtschaftlichkeit nicht zu erreichen. Er ist deshalb gleich von Anfang an weitgehend zu berücksichtigen.

Kehren wir zu den Einzelbelangen des Verkehrsfluges in der Bodenorganisation zurück und fragen:

Welche allgemeinen Gesichtspunkte sind für die Festlegung der Luftlinien und der Flughäfen zu beachten?

Insbesondere sollen die Luftwege die Örtlichkeit der Flughäfen bestimmen oder umgekehrt?

Welche Wechselbeziehungen bestehen mit anderen Formen des Verkehrs?

Welche andere Faktoren neben Geographie, Klimalehre, Größe und Ausdehnung, Begrenzung und Zugänglichkeit sind bei der Planung zu erwägen?

Wird die Zunahme des Flugverkehrs zu einer Steigerung der bestehenden Ablehnung durch weite Kreise oder — bei Durchführung des Aufbaues nach technisch wirtschaftlichen, ästhetischen Grundsätzen — zum wirklichen Ausbau als unentbehrlichem Verkehrsmittel führen?

Die Entwicklung muß so geleitet werden, daß bei absoluter Sicherheit die Benutzung der Luftlinien wirtschaftliche Vorteile bringt und daß an Stelle der jetzigen Zuschußwirtschaft der Luftverkehr sich selbst trägt. Als Ziel hat zu gelten:

Zunächst: Die Betriebs- und Unterhaltskosten ohne Zuschüsse aus den Einnahmen selbst zu decken.

Später: Außerdem die Anlagekosten zu verzinsen und zu tilgen.

Wie bei anderen Planungen: Verkehrswege, Industrieverlagerung, Siedlungswesen, ist nicht nur die Beherrschung der physikalischen, geographischen, geopolitischen und topographischen Bedingungen erforderlich, sondern auch genaue Untersuchungen hinsichtlich der Finanz- und Wirtschaftsbeziehungen und die Vorbereitung geeigneter Bestimmungen in Gesetzen und Verordnungen. Es fehlen hierfür

aber noch fast alle Handhaben. Man kann beim Aufbau viel aus der Entwicklung anderer Verkehrsmittel lernen: der Eisenbahn, Motorfahrzeuge und der Schiffe.

Die erste Erwägung für den Aufbau des Luftverkehrsnetzes ist die Lage der Lufthäfen zur Stadt: Soll der Lufthafen so zentral wie möglich liegen? Bei der Eisenbahn haben wir gesehen, daß die Hauptbahnhöfe mehr und mehr aus den Zentren der Städte entfernt werden. Die Reichsautobahnen liegen außerhalb der Städte. Der Tangentialverkehr beherrscht das Feld.

Rechtzeitig sind ferner die Vorteile eines Zentralflughafens abzuwägen gegenüber der Anlage getrennter Häfen für Verkehrsflugzeuge, Luftschiffe, Ballons, Wasserflugzeuge und Postflugzeuge.

Nicht zu vergessen sind die Wechselbeziehungen der verschiedenen Arten des Transports: der Eisenbahn, der Autostraße und der Wasserwege. Die vorhandenen Transportsysteme stehen häufig außer Verbindung miteinander. Ihre einzelnen Vorteile können nicht genügend verwertet werden. Der Flugverkehr will die anderen Verkehrsmittel nicht verdrängen. Wir sehen in der Schweiz das gut organisierte Zusammenarbeiten zwischen Eisenbahn, Bergbahn, Autobus, Post und Dampfschiff. Bei uns arbeiten in der Regel die verschiedenen Verwaltungen getrennt. Die Planungen für das Flugwesen sollten daraus lernen. Das Flugwesen wird nicht abgesondert dastehen dürfen, sondern wird in engsten Zusammenhang gebracht werden müssen mit anderen Reisemitteln zu Land und zu Wasser.

Aus verschiedenen Gründen darf eine Steigerung der Zahl der Flugzeuge in nächster Zeit nicht mit gleicher Geschwindigkeit erwartet werden wie beim Automobil, obgleich der Luftweg in der Herstellung und Unterhaltung von allen Verkehrswegen am billigsten ist. Immerhin ist bestimmt anzunehmen, daß mit der Vervollkommnung und dem Vorwärtsschreiten des Flugzeugbaues und der Verbesserung der Luftverkehrslinien und Herstellung der vorhin geforderten guten Anschlüsse mit den anderen Verkehrsmitteln eine wesentliche Steigerung eintritt.

Wieviel Flugzeuge wird es in 5 oder 10 Jahren geben? Von der Antwort hängt die Auswahl, die Zahl, die Größe und der Charakter der Lufthäfen ab — und die Beziehungen zur Stadt- und Reichsplanung. Kein Irrtum ist wahrscheinlicher und keiner ist ernster hinsichtlich der Folgen als eine unrichtige Schätzung.

Bisher haben in Deutschland meist die Lufthäfen die Luftwege bestimmt. Gerade hieraus ergeben sich viele Fehlleitungen, doch nur äußerst ungern wird ein unwirtschaftlicher Lufthafen aufgegeben. Dazu kommt, daß die Großstädte in ihrer Entwicklung ziemlich festgelegt sind. Aber die zunehmenden Siedlungen in der Umgebung der Städte verlangen, daß auch die Lufthäfen und Luftwege nach einheitlichen Gesichtspunkten und bald festgelegt werden. Es gibt zwar schon mehr als 400 Lufthäfen und Landeplätze in Deutschland, aber mehr als 4000 in der USA. Die Lufthäfen sind im Bebauungsplan jeder größeren Siedlung so notwendig wie Bahnstationen, Häfen und Autoparkplätze; wichtig ist die richtige Platzwahl.

Hierbei sind zwei Hauptgesichtspunkte zu beachten: Jeder Ort von Bedeutung muß an das Luftnetz angeschlossen werden, auch wenn er noch nicht im Verkehrsflug angeflogen wird. Denn es gibt nicht nur Hauptlinien, sondern auch Zubringerlinien, wenn nicht heute, so sicher morgen. Eine Unterlassung ist schwer wiedergutzumachen. Der zweite Punkt ist die Wahl des richtigen Baugeländes. Die Erfordernisse aller Luftfahrzeuge — Flugzeuge, Luftschiffe, Ballons und Wasserflugzeuge — sollen hierbei in Betracht kommen. Gibt es auch kein Schema bei der Anlage von Lufthäfen, so müssen bei der Auswahl letzten Endes doch die regionalen Gesichtspunkte den Ausschlag geben. Das heißt, die große Linienführung muß entscheidend sein, nicht ein zufällig im Besitz der Stadt befindliches Gelände.

Immer ist hierbei zu prüfen, ob gemeinsame Häfen oder getrennte Häfen für Land-, Wasser-, Verkehrs- und Frachtflugzeuge anzulegen sind. Natürlich sind die anderen Bedingungen auch zu beachten, wie Hauptwindrichtung, Anschwebewinkel, Bodenbeschaffenheit und Nebelbildung; stets übrigens auch die Erweiterungsmöglichkeit.

Auf die für einen Flughafen erforderlichen Gebäulichkeiten und Erfordernisse soll hier nicht eingegangen werden, ebenso wie Flugzeughallen, Abfertigungsgebäude, Rollbahnen, Werkstätten, Tank- und Parkstellen. Ich habe schon an anderen Stellen hierüber geschrieben.

Aber alle Flughäfen, auch die Wasserflughäfen sollen gute Hauptstraßenverbindungen nach dem Zentrum der Stadt haben durch Eisenbahn, Straßenbahn, Bus und Autostraße. Ein guter offizieller Zubringerdienst auf guten Zufahrtsstraßen ist unerläßlich. Die Anforderungen hierin können nicht zu hoch sein. Jetzt ist meist die gleiche Zeit erforderlich vom Hafen zur Stadt wie für die letzte beflogene Teilstrecke. Das ist ein Unding, die Zeitersparnis durch den Flugverkehr geht hierdurch wieder verloren. Übergang und Umsteigen sind unbequem.

Nicht unerwähnt bleibe die Möglichkeit der Anlage gemeinschaftlicher Flughäfen für mehrere benachbarte Städte und evtl. von Wasserflughäfen in Hafenstädten.

Die Kosten für alle diese Anlagen brauchen nicht hoch zu sein. Durch gleichmäßige Vorschriften, Normung und Typisierung können in Zukunft große Summen erspart werden. Jedenfalls werden die Kosten für Anlage von Eisenbahnen und Reichsautobahnen bei weitem nicht erreicht.

Da das Flugzeug das ganze Reich über innerpolitische Grenzen hinweg zur Einheit verbindet, ist Reichs- bzw. Landesplanung des Flugverkehrs erforderlich.

Letzten Endes sind Lufthäfen und Wasserflughäfen entweder „Endbahnhöfe" oder „Zwischenbahnhöfe" im Luftverkehrsnetz. Die Planung des Luftnetzes erfordert dementsprechend die gleiche Beachtung derselben Grundsätze wie die regionale Planung der Eisenbahnen, Verkehrsstraßen und Wasserstraßen.

Das Luftnetz gestattet jedoch eine viel größere Freiheit. Die Luftschiffahrt weist im Gegensatz zum Landweg das elastische Element und diejenige Einfachheit auf,

die beim Transozeanverkehr so erwünscht ist. Ohne große Schwierigkeiten lassen sich direkte Routen zwischen großen und wichtigen Städten anlegen. Selbstverständlich bleiben auch bei den Luftrouten viele Einschränkungen und Hemmungen, ebenso wie beim Wasserweg, wo zum Beispiel die Tiefe des Wassers und andere Erfordernisse, beispielsweise Leuchttürme, Leuchtschiffe und Untiefen, beachtet werden müssen. Zu berücksichtigen sind etwa Zwischenlandungsfelder, Beleuchtungen, Funktürme und Radio, Telephondienst sowie Wetterstationen u. dgl. Die wirtschaftliche Ausnutzung des Flugzeuges und die volle Ausnutzung der Geschwindigkeit verlangen sowohl das Fliegen während der Nacht wie am Tage, bei jedem Witterungswechsel und zu jeder Jahreszeit. Die Kosten für die Beleuchtung einer Luftroute sind so groß, daß ihr Ausbau sorgfältig erwogen werden muß. Ein ausreichendes System von Not- und Zwischenlandungsfeldern ist bei Nachtflügen dringend erforderlich.

Viele Groß- und Kleinstädte, die durch Eisenbahn, Landstraßen oder Wasserwege nicht bequem zu erreichen sind, müssen nach Möglichkeit bei der Festlegung der Luftwege berücksichtigt werden. Hierunter fallen auch solche Städte, die nur über Bergkämme oder Moorland zu erreichen sind und an nichtschiffbaren Wasserläufen liegen und zwischen Orten, die teils zu Wasser, teils zu Lande zu erreichen sind. Tatsächlich ergeben solche Linien auch die beste Frequenz, z. B. der Seebäderdienst der Nord- und Ostsee; die Strecke Freiburg im Breisgau—Stuttgart (100% der vorh. Plätze). Griechenland—Ägypten, Frankreich—Algier, London—Paris (80% der Unkosten).

Noch ein kurzer Vergleich der Verkehrswege: Luftverkehrsnetze brauchen nicht so eng festzuliegen wie andere Beförderungssysteme, aber sie müssen bei der Beurteilung mit anderen regionalen Transportsystemen der Einheitlichkeit halber gleichgestellt werden. Die früher bei der Anlage von Land- und Wasserwegen gemachten Fehler trugen häufig zu einem Mißlingen der daran geknüpften Erwartungen bei. Die dort gemachten Erfahrungen müssen deshalb berücksichtigt werden.

Wie kann der noch in den Kinderschuhen steckende Luftverkehr mit den bestehenden Transportsystemen verglichen werden?

Die Planung für Eisenbahn, Landstraße und Wasserbeförderung ist seinerzeit nicht umfassend und weitsichtig genug gewesen, um die späteren Ausdehnungen und Verbesserungen mit in Betracht zu ziehen. Erst die Reichsautobahnen sind als erstes Verkehrssystem und als Teil der Reichsplanung wirklich großzügig und weitsichtig in vorbildlicher Weise durch den Führer angelegt worden. Folgen wir dieser Planung beim Verkehrsflugnetz.

Um für die Dauer erfolgreich zu planen, ist der Zuwachs und die Ausdehnung zu berücksichtigen. Dabei bleibt eine Voraussage immer gefährlich, besonders bei der Luftfahrt, weil zu irgendeiner Zeit der Verlauf des normalen Fortschritts durch eine noch verborgene Erfindung und Entdeckung plötzlich umgewälzt werden

kann. Doch bildet auch ein großer Teil der städtebaulichen und regionalen Planung stets nur einen Versuch, die Zukunft vorauszusagen. Infolgedessen müssen die Pläne nicht starr, sondern beweglich und anpassungsfähig sein, deshalb ist bei der Flugverkehrsplanung eine Zusammenarbeit aller in Frage kommenden Stellen: Planungsverbände, Luftverkehrsgesellschaften und Luftfahrtministerium, unerläßlich. Im übrigen müssen unsere Planungen und Neuanlagen der Luftverkehrsnetze und Luftverkehrsanlagen Raum bieten, daß Entdeckungen der Zukunft nicht unterbunden, sondern voll zur Entfaltung gebracht werden können. Selbstverständlich muß das Verkehrsflugnetz außerdem alle geopolitischen und wehrpolitischen Belange erfüllen, solche Erörterungen darf ich mir aus naheliegenden Gründen versagen.

Ich fasse die Richtlinien des Verkehrsfluges bei der bevorstehenden Reichs- und Landesplanung zusammen:

Der Verkehrsflug in der Reichs- und Landesplanung

Richtlinien

1. Luftverkehr ist Schnellverkehr und Fernverkehr. Es sind deshalb alle Maßnahmen für eine rasche und sichere Abwicklung dieses Verkehrs von Anfang an zu sichern.

2. Das Luftverkehrsnetz soll, wie andere Verkehrsnetze, nur nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten für das ganze Reich aufgebaut und einheitlich durchgeführt werden.

3. Das Luftverkehrsnetz muß in engster Wechselbeziehung mit den übrigen Verkehrsmitteln durchgeführt werden, es muß also ein glatter Übergang vom Flugzeug auf die Eisenbahn, die Reichsautobahn und die Reichsstraßen gesichert sein.

4. Die Luftlinien bestimmen die Auswahl und Lage der Lufthäfen, nicht umgekehrt.

5. In der Reichsbaugesetzgebung sind die Belange des Flugverkehrs festzulegen und zu sichern.

6. Bei den Landesplanungen ist entsprechend dem Deutschen Luftverkehrsnetz die erforderliche Zahl von Lufthäfen, Notlandeplätzen und Streckenbeleuchtungen vorzusehen und zu sichern.

7. Grundsätzlich sind alle Arten des Verkehrs: Personenverkehrsflug, Frachtflug, Postflug, Fliegerschule, Sportflug, Segelflug, Wasserflug heute schon in ihren Eigenansprüchen zu berücksichtigen.

8. Personenverkehrsflughäfen sind nahe der Stadtmitte, Fracht- und Sportflughäfen an der Peripherie der Städte anzulegen.

9. Jede Stadt soll im Rahmen ihres Wirtschaftsplanes an geeigneter Stelle die erforderliche Zahl von Lufthäfen vorsehen.

10. Hierzu sind gute und rasche Zubringerwege herzustellen, das erforderliche Gelände zu sichern und die Bebauungspläne und Bauvorschriften der Umgebung anzupassen.

11. Ebenso ist enge Verbindung mit dem Wasserflugverkehr anzustreben.

12. Für benachbarte Städte sind Luftverkehrsfragen zwischengemeindlich zu regeln.

13. Auf Erweiterungsmöglichkeit und Anpassung an die zukünftige Entwicklung des Luftverkehrs ist Rücksicht zu nehmen.

14. Es sind Normen für alle Einrichtungen der Luftlinien und der Lufthäfen aufzustellen und durchzuführen, um Fehlleitungen in Zukunft zu verhindern.

15. Daneben sind auch gute Luftblicke und baukünstlerisch einwandfreie Gestaltung aller Anlagen zu pflegen, damit das Fliegen volkstümlich wird und dem Fremdenverkehr dient.

KARL HAUSHOFER:

Schrifttumsbericht über den indopazifischen Raum

Das Frühjahr 1935 hat zunächst zwei größere Werke über Japan herausgebracht, von denen das eine

1. **Prof. Dr. Ernst Schultze:** „Japan als Weltindustriemacht". Zwei Bände. W. Kohlhammer, Stuttgart 1935. Bd. I, 553 S., 9 graph. Darstellungen; Bd. II, 530 S., 3 graph. Darstellungen, sich vorwiegend materielle Ziele stellt,

2. **W. Gundert:** „Japanische Religionsgeschichte". Tokio und Stuttgart 1935; für Japan, Mandschukuo und China: Japanisch-Deutsches Kulturinstit, Tokio; für Deutschland und die übrigen Gebiete: D. Gundert Verlag, Stuttgart. 267 S., vier bunte, vierzig einfarbige Tafeln, fünf Karten — sich so ausschließlich jenseitige, metaphysische Ziele setzt, daß man beiden Verfassern gern einen ergiebigen Meinungsaustausch vorher hätte gönnen mögen.

Denn sowenig sich Japan auf der einen Seite aus seinen, mit Volldampf durch die Wogen geführten Langkanonenrohren und überforderter weiblicher Arbeit vor schwirrenden Zahnrädern (auf den Schutzumschlägen zu Bd. 1 und 2) erklären läßt, sowenig wird man seine eigenartige Volksseele, den letzten Grund der Leistung des überforderten Volks- und Reichskörpers nur von einem rein religionsgeschichtlichen Abriß her fremden Völkern verständlich machen können.

Es bedarf also, in bestimmtem Gegensatz zu dem von Gundert auf S. 11 Ausgesprochenen, immer wieder gerade der Zusammenfassung, weit mehr als der von allzu vielen Japanologen ausschließlich betriebenen Einzelforschung in mühsamer Kleinarbeit — die gewiß auch notwendig ist — um nicht ganz außer Fühlung mit den inneren und äußerlichen Wandlungen eines ‚Vielen Europäern' immer noch so fernen Kernkörpers werdender Weltmacht zu geraten.

Denn die deutsche politische Volkserziehung des Dritten Reichs verlangt und erzwingt von den Erziehern Zusammenbau und immer wieder Zusammenbau; sie unterscheidet sich darin grundsätzlich von der analytischen, ressortweise getrennten Arbeitsweise der vorangegangenen Herrschaftsform. Wir wären also Gundert nur dankbar gewesen, wenn er kühn den Anspruch erhoben hätte, ein — zwar noch nicht „abschließendes", aber doch einheitliches Gesamtbild der religiösen Entwicklung der Japaner — wie er sie sieht — und der daraus folgenden metaphysischen Schlagkraft zu geben. Aber auch das ohne dieses letzte Ziel Gesammelte ist schon dankenswert genug.

Andrerseits würden die mit so viel Belesenheit und Umhören zusammengestellten beiden Bände von Schultze nur gewonnen haben, wenn ihr rühriger Verfasser versucht hätte, den unwägbaren Werten des Inselreiches gerechter zu werden und sich freier zu machen von den „Dumping"klagen bedrängter mitteldeutscher Betriebe, die immer mühsam von schmalen Preisspannen des Weltmarkts leben mußten und nun einfach infolge der Industrialisierung der großen Rohstoffländer und der Japan ja doch von führenden weißen Wirtschaftsmächten aufgedrängten Leistungssteigerung im Rennen um Senkung der Herstellungskosten hinten bleiben. Bei einem solchen Versuch, den letzten, geopolitischen und ethnopolitischen Gründen der Bedrängung des Westens durch die billigere Erzeugung des Ostens nachzugehen, statt mehr die Symptome herauszustellen, als die Ursachen zu ergründen, würden manche Schärfen vermeidlich gewesen sein, die gerade den Dauerwert wissenschaftlicher Länderdarstellungen nicht steigern, sondern eher gefährden. Kein Volk hört gern von seinem „Dünkel" reden. Die beiden Bände schließen eine Menge nützliches Wissen ein, neben manchem, das schnell mit dem Tag veraltet. Die örtliche Entstehung und die Herkunft aus Sammelarbeit überspitzte manche Urteile, die eigene Schau und eine Reise durch Ostasien sicher milder gestaltet hätte, so etwa, wenn über die japanische Waldpflege den Schärfen des Forstmanns Hefele die wesentlich günstigeren, späteren des Österreichers A. Hofmann gegenübergestellt worden wären. Viele verbitterte Zeugen mit enttäuschten Hoffnungen sind gleichwertig neben solche gestellt, die in langjähriger Zusammenarbeit günstigere Anschauungen zu reifen vermochten. Über einer Darstellung mit solchen Ansprüchen aber schwebt eine große Verantwortung, weil Wunden, die darin geschlagen werden, nicht so leicht heilbar sind, wie die erregten Übersteigerungen der Tagespresse dort und hier. Die beiden Bände sind beim augenblicklichen Stande der Japankunde in ihrer Art unentbehrlich und jede Bücherei muß sie einstellen. Aber sie überschärfen, wo sie Maß halten müßten. Wer sie benützt, muß das

wissen, so groß das Verdienst ihrer Herstellung ist.

Zwei wuchtige Informationsmittel bleiben auch bis zum Erscheinen der Ausgaben für 1935 die stattlichen Bände:

3. **„The Japan Year Book 1934."** Tokio, The Foreign Affairs Association of Japan. Herausgeber K. Inahara, Druck der Kenkyusha, 1356 S., 1 Karte und

4. **„Manchukuo Year Book 1934."** Toa-Keizai Chosakyoku (East Asiatic Economic Investigation Bureau), Tokio 1934, 852 S., 291 Tafeln, 30 Abbild., 10 Karten und Skizzen, darunter zwei sehr saubere Verkehrs- und Orogr.-Karten.

Beide Werke zeigen die weiten Gegenstände ihrer Beschreibung natürlich in dem Lichte, das ihnen eine Staatskultur von ungewöhnlicher Vorsicht und dementsprechendem Mißtrauen in die möglichen Zwecke der Besucher und Benützer dieser Handbücher zuzuteilen wünscht. Was man sehen lassen will, steht — ringsum beleuchtet — im Vordergrund; anderes rückt man ins Zwielicht bis zur Unkenntlichkeit der eigentlichen Konturen. So werden die Handbücher für den kundigen Gebraucher wertvolle Quellen, aber mit ganz bestimmten, mehr oder weniger bewußt gelassenen Lücken. Es ist von eigenem Reiz, die beiden Handbuchanlagen mit den ersten Anläufen dazu, sowie unter sich zu vergleichen und dabei festzustellen, daß in manchen Richtungen das Manchukuo-Yearbook offener ist, als die Schilderung der Stamminselbogen! Der sehr nützliche Anhangsteil: „Who's who . . ." fehlt im Japan-Jahrbuch, und vor allem fehlt ihm die fast klassisch-klare Übersicht, die das Mandschurei-Jahrbuch zu einer geopolitisch wie länderkundlich erfreulichen Erscheinung macht. Gewiß zeigt berechtigter Stolz der Erschliesser freiwilliger eine ungeheure Aufbauleistung in kurzer Zeit in einem verhältnismäßig einheitlichen, weitmaschigen Gebiet, als eine peinlich über dem Stammland waltende Vorsicht die Dynamik, das Menschengedränge, die stellenweise Zerklüftung des von der rasenden Tourenzahl seiner Motore geschüttelten Mutterlandes.

Das macht die Abfassung des Mandschurei-Jahrbuchs leichter als die des Japan-Jahrbuchs; dennoch wird sich die letztere zu gleichmäßigem Zurückschneiden auf das Wesentliche oder zu größerer Offenheit für das am meisten darin Gesuchte und nicht immer Findbare entschließen müssen, wenn es die Höhe des ersteren allseitig halten will. Gleichwohl ist auch in (4) die Grenzbeschreibung (S. 3) ein geopolitisches Meisterstück.

Aus ihm heraus kann man jederzeit friedliche oder kriegerische Grenzberichtigungen begründen, fast wie in (3) aus dem Fischereikapitel (S. 471—496). Daß sich auch wehrpolitische Einflüsse in Japan geltend machen, daß tatsächlich ein „Nipponismus" besteht, wird dagegen nur schonend angedeutet. Westliche Beobachter (siehe gleiches Heft) glauben davon mehr zu erkennen!

Eine höchst wertvolle Übersicht über die wichtigsten dynamischen Vorgänge in bezug auf die Mandschurei seit 1616 enthält die nachahmenswerte Tafel zu (4) S. 806—814, die — (in einer chronologischen Übersicht von Band zu Band fortgesetzt, wie es anscheinend beabsichtigt ist) — vorzügliche Anhaltspunkte für die Vorgänge in einem Hauptsturmfeld der Ostasienpolitik gibt. Es ist schwer zu unterscheiden, ob Absicht oder Anordnungszufall bestimmt hat, daß Ausstattung und Inhaltsgefüge des Japan-Jahrbuchs soviel weniger offenherzig wirken. Dennoch enthält das Ganze den Stoff für eine ergiebige Landes- und Volkskunde; nur muß er zusammengesucht, verglichen und für die Linienführung in die ausgesparten Räume fortgeführt werden. Es ist fast alles da, und vieles Fehlende ist kombinierbar, bis auf die einst so nützlichen Angaben „Who's who", die auch innerpolitisch zu heikel geworden sein mögen. Wichtig ist die Zeitenfolge von S. 122—127; wichtiger noch, was dem japanischen Zusammenfüger darin aufnahmewürdig schien und was nicht, und was sich im Wesentlichen mit den früheren Angaben in meinen beiden Göschenbändchen 1025 und 1068 deckt, die mühsamer herauszudestillieren waren.

Noch immer war die unmittelbar vom Meere lebende Bevölkerung auf $1^1/_2$ Millionen ausübende Köpfe, mit Angehörigen auf rund 7—8 Millionen zu schätzen, noch immer war die Reisdecke zu kurz, das so heiß — (namentlich vom Heere und seinen politischen Führern) — angestrebte Ziel des Selbstgenügens für den Notfall trotz dem erweiterten Rohstoff-Einzugsgebiet nicht erreicht, das Bodenschatz- und Industrialisierungsniveau blieb labil, so sehr der Ausfuhrdruck namentlich England auf die Nerven ging. Besondere Vorsicht waltet über dem Fliegereiabschnitt, aber auch über der Großstadtgeographie und jener der überseeischen Besitzungen, die mindestens auf einen Genauigkeitsnenner zu bringen waren.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68 D.-A. II. Vj. 3800

COLIN ROSS:

Vom Weißen Gott bis zum Ende der Weißen Götter I

Mexiko von den Conquista bis Cardenas

Inhalt:

1. Die Tempelpyramide der „Gefiederten Schlange"
2. Der Blutaltar Huitzilopochtlis
3. Der weiße wider den roten Gott
4. Drei Jahrhunderte weißer Herrschaft
5. Europa verliert einen Kontinent
6. Die Regierung der ewigen Revolution und der Krieg mit USA
7. Ein Indianer herrscht erstmalig über Weiße
8. Machtträume um das Karibische Meer
9. Das Heraufziehen der Weißen-Götter-Dämmerung
10. Wiederaufrichtung des Aztekenreiches?

1. Die Tempelpyramide der „Gefiederten Schlange"

Wir folgen der großen amerikanischen Völkerstraße, die seit hunderten, seit tausenden, vielleicht seit zehntausenden von Jahren Stamm auf Stamm zog, Volk auf Volk, Rasse auf Rasse. Es ist die breite Straße, die vom Norden des Kontinentes über die Steppe und Prärie auf das mexikanische Hochplateau führt. Nach Süden zu verengt es sich schlauchartig, bricht jäh ab, so daß die südwärts ziehenden Völker hier haltmachen mußten, sich niederließen und jene hohen Kulturen gründeten, vor deren Trümmer wir Heutigen in ratlosem Staunen stehen. Oder war es vielmehr das wunderbare Klima, die tropische Hochebene, die sie zum Bleiben veranlaßt, jenes Plateau, das so weit südlich liegt, daß man nie zu frieren braucht, und so hoch über dem Meeresspiegel, daß es niemals heiß wird. Der Reiz dieses ewigen Frühlings ist es ja auch nicht zum wenigsten — neben den Schätzen des Landes, — der den jüngsten Zug aus dem Norden veranlaßt, den amerikanischen. Er ist noch jungen Datums, und er wird erst voll einsetzen, wenn die Vereinigten Staaten ihre eigenen warmen Gebiete, Kalifornien und Florida, voll besiedelt haben.

Wenn man an die zur Zeit der Entdeckung fast menschenleere Prärie denkt, die lediglich von einigen nomadisierenden Indianerstämmen bevölkert war, so fragt man sich freilich, woher denn eigentlich die Menschenmassen kamen, die Mexiko in immer wieder erneutem Zuzug von Norden her besiedelten. Die landläufige Ansicht geht dahin, daß sie über die Beringstraße von Asien her einwanderten. Da ist sicher etwas Wahres dran. Ich habe auf der arktischen Southampton Island Eskimos gesehen, die aussahen, als wären sie geradewegs aus der Mongolei gekommen, und in Oaxaca im südlichen Mexiko Indianer ausgesprochen malayischen Types. Allein etwas in mir wehrt sich gegen die Hypothese von Asien als Menschheitswiege. Warum soll das Leben nur einen Ursprung haben, wenn es überhaupt einen hat und nicht „ewig" ist, etwas über unser Forschen und Begreifen Hinausgehendes? Vielleicht stammt ein Teil jener Völkerschaften, deren Kulturen auf dem mexikanischen Hochlande sich im Verlauf der Jahrhunderte ablösten, aus

dem Südwesten der heutigen Vereinigten Staaten, aus jenem seltsamen und im Grunde noch so wenig erforschten Mesalande mit seinen rätselhaften Höhlenstädten. In jedem Falle kann man die Spur der Tolteken und Chichimeken, der Mayas, Otomis, und wie sie noch alle heißen, nicht weiter nordwärts zurückverfolgen. Es gibt auch Legenden, die auf Einwanderung von der Seeseite her hinweisen, von der pazifischen wie von der atlantischen. Über den Atlant kam ja auch jener entscheidende Stoß, der die letzte Indianerkultur, die aztekische, vernichtete. Aber im allgemeinen war es ein ununterbrochenes Südwärtsziehen von Norden her.

All diese Nordvölker trugen eine seltsame Unrast im Blute. Sie waren Nomaden, aber Nomaden seltsamer Art, die Städte bauten, ungeheure Tempel und Paläste errichteten und immer wieder verließen, ohne sichtlichen Grund. Schon von den Höhlenstädten auf der Mesa Verde in Colorado wissen wir, daß sie plötzlich verlassen wurden. Man hat nur Vermutungen für die Gründe. Das gleiche gilt von den Kulturen auf der mexikanischen Hochebene wie im Dschungel Yucatans.

So kommt es, daß Mexiko mit den Resten vergangener Reiche durchsetzt ist wie ein Bienenstock mit Waben. Auch andere Länder sind reich an Ruinen und Altertümern, Ägypten vor allem, das einen stets zum Vergleich herausfordert. Allein dort ist es im allgemeinen nur e i n e sich wandelnde und entwickelnde Kultur. In Mexiko aber sind es deren Dutzende. Es ist geradezu typisch für dieses Land, wie eine Pyramide auf die andere gesetzt wurde, auf eine toltektische eine aztekische, mitunter noch ein halbes Dutzende andere, und obendrauf zum Schluß womöglich noch eine spanische Kirche.

Wie wir aus der Tierra Caliente auf die Tierra Fria hinaufkommen, das kalte Land des Hochplateaus, stoßen wir sofort auf die Spuren dieser Kulturen. Mexiko ist so reich an Tempeln, Pyramiden und Gräbern, daß man sie gar nicht aufzusuchen braucht, daß man ihnen gar nicht entgehen kann.

Als erstes liegt auf unserem Wege, wie ein Wachtposten vor der Hauptstadt des Landes, der riesige Ruinenbezirk von Teotihuacan mit der gewaltigen Sonnenpyramide.

Die größte der mexikanischen Pyramiden ist nicht ganz so hoch wie die des Cheops. Allein sie wirkt gewaltiger. Die Pyramiden von Gizeh enttäuschen im ersten Augenblick. Man hat sie sich riesengroß vorgestellt, naht man ihnen aber, so wirken sie klein und unscheinbar. Vielleicht liegt es daran, daß sie am Rande der Wüste liegen und man sie an deren riesenhafter Weite und Unendlichkeit mißt, so daß sie sich kaum höher als Termitenhügel aus ihr zu erheben scheinen.

Teotihuacan aber ist in einen Talkessel gebettet. Kakteen und Agavengelände umgeben die Sonnenpyramide. Und aus ihnen heraus erhebt sich der breit hingelagerte Bau mit ungeheuerlicher Wucht. Vielleicht liegt es auch an der Form. Die ägyptischen Pyramiden sind spitz und steil, die mexikanischen breit und

stumpf, außerdem sind sie in Terrassen gestuft und eine zuerst eindrucksvoll breite, später sich immer mehr verengende Treppe führt auf sie hinauf.

Die Stufen dieser Treppen sind außerordentlich steil und schmal. Grüne Eidechsen huschen über sie hin. Wer zu Schwindel neigt, sieht sich lieber nicht um.

Auf der Plattform der Pyramide soll ein dem Sonnengott geweihter Tempel gestanden haben. Allein wer weiß das? Man weiß ja nicht einmal, welches Volk diese Pyramide errichtete. Man schreibt sie den Tolteken zu, allein sie mag auch einer früheren Periode angehören. Jedenfalls fand bereits Cortes sie in ungefähr dem gleichen Zustand vor wie heute wir.

Von der Pyramide hat man einen weiten Blick über das, was einst ein ungeheurer Tempelbezirk gewesen sein muß. Zur Rechten hebt sich die Mondpyramide, kaum viel niedriger als die der Sonne geweihte. Davor zieht die Totenstraße, rechts und links von Grabhügeln umsäumt. Zur Linken breitet sich ein gewaltiges Viereck, das die Spanier „El Castilio" getauft, das Kastell. Es sieht auch aus wie ein Fort; quadratisch, mit mächtigen Wällen und überhöhenden Bastionen. Aber es war ein Tempel Quetzalcoatls, jenes geheimnisvollen weißen, langbärtigen Gottes, der in der Folge den Sieg der Spanier und den raschen Sturz des Aztekenreiches herbeiführte.

Wer Quetzalcoatl wirklich war, weiß niemand. Ein Mensch, ein Priester, ein Gott? Die Sage berichtet, daß er unendlich gütig und weise war. Er kam aus dem Norden, lehrte das Volk alle Künste des Friedens und verbot die Menschenopfer. Aber vor der Eifersucht der blutgierigen Priester mußte er fliehen. Er schiffte sich in Vera Cruz in einem selbstgebauten Boote ein. In ihm stand er, als er abstieß, hochragend, weiß und langbärtig und prophezeite, daß einst aus dem Osten weiße Götter kommen würden, die Herrschaft der bluttriefenden Priester zu stürzen.

Quetzalcoatl war ein Gott des Friedens. Aber es scheint, daß die grausame Natur des Landes seinen Bewohnern nicht erlaubt, eine Gottheit anders als durch ein scheußliches, Furcht und Schrecken einflößendes Symbol darzustellen. Das Symbol des Weißen Gottes ist die gefiederte Schlange, wie schon sein Name besagt; denn Quetzal ist der Paradiesvogel, aus dessen buntschillerndem Kleide die herrlichen Federgewänder der Azteken gefertigt waren, und Coatl ist die Schlange.

Diese gefiederte Schlange ist jedoch vielmehr ein scheußlicher Drache, dessen zähnebleckende Rachen die Treppe schmücken, die auf die Pyramide des gütigen Gottes hinaufführt. Man tut gut daran, sie sich sorgfältig anzusehen und genau einzuprägen. Sie helfen einem zum Verständnis auch des heutigen Mexiko.

2. Der Blutaltar Huitzilopochtlis

Es war bereits dunkel, als wir in die Stadt Mexiko einbogen. Ich ließ mich von dem immer stärker werdenden Strom der Wagen treiben. Bald steckten wir im

dichtesten Getriebe. Die Straße war eng. Trotzdem fuhren drei Autoreihen nebeneinander, fast streiften sie sich.

Ich habe herausgefunden, daß man bei der Einfahrt in eine große, fremde Stadt am besten keinerlei Plan zu Rate zieht. Man läßt sich einfach treiben und gelangt dahin, wohin man in der Regel gerne möchte: in das Zentrum.

Und so waren wir auch diesmal, ohne nach dem Weg zu fragen, unversehens auf den „Zocalo" gelangt, den riesigen Platz, der heute wie in den Tagen des Cortez oder der Aztekenherrschaft den Mittelpunkt der Stadt wie des Landes bildet.

So riesig ist der Platz, daß trotz der zahllosen Bogenlampen ein ungewisses Dämmern über ihm lag. Zu unserer Linken tauchte gespenstisch das durchbrochene Barock der gewaltigen Kathedrale aus dem Dunkel. Jenseits des Platzes war die strenge gerade Front des Nationalpalastes eben noch erkennbar. Eine vielfache Reihe von Autos flutete nach einem, mir einstweilen noch unverständlichen System ringsum wie quer über den Platz. Ich folgte dem Zug der Wagen, der wie der Sog eines Malstromes war. Wir hatten Zeit und konnten uns dem Bann und Zauber des Zocalo ruhig hingeben.

Der große Platz ist das einzige, was von Tenochtitlan, der Hauptstadt des einst so gewaltigen Aztekenreiches, noch übrig ist, der Platz allein, der leere Platz. Die Spanier haben nach der Eroberung ganze Arbeit getan. Sie ließen keinen Stein auf dem andern. Aber genau an der gleichen Stelle, auf welcher der Teocalli stand, die große, dem Kriegsgott Huitzilopochtli geweihte Tempelpyramide, errichteten sie ihre Kathedrale; und wie eine der Längsfronten des Zocalo heute der Nationalpalast säumt, der Sitz der Regierung und die Residenz des Präsidenten, so seinerzeit das Schloß Montezumas, von dem Zeitgenossen des Cortez berichten, daß auf seinem flachen Dach 30 Reiter bequem ein Turnier hätten vorführen können.

Der Zocalo war das Herz des Aztekenreiches. Es ist die Stelle, wo die von Norden herziehenden Nomaden den auf einem Kaktus sitzenden Adler erblickten, der in seinen Fängen eine Schlange hielt, das geweissagte Zeichen Huitzilopochtlis, daß sie hier ihre Stadt bauen und das ihnen versprochene Reich gründen sollten. Der Adler mit der Schlange ist heute noch das Wappen Mexikos, wie auch das Wort Mexikaner nichts anderes als Azteken bedeutet. Es ist ganz gut, sich heute daran zu erinnern, wo das Land, das einmal „Neu-Spanien" hieß und in dem kein Farbiger wagen durfte, auf dem Bürgersteig zu gehen, langsam wieder anfängt, ein Reich des Roten Mannes zu werden.

Die Azteken waren die letzten der aus dem Norden kommenden Völkerschaften, aber sie waren die rücksichtslosesten und die kriegerischsten. Sie nahmen ohne viel Umstände die toltekische Kultur, die sie vorfanden, in Besitz und gingen daran, die umwohnenden Stämme zu unterwerfen. Innerhalb von zwei Jahrhunderten hatten sie die Mesa Central in Besitz und ihre Herrschaft bis an den Isthmus von Tehuantepec ausgedehnt.

Es war jedoch kein einheitliches, zentral regiertes Reich, das sie errichteten, sondern ein Föderativstaat. Die unterworfenen Völker standen in einer Art Bundes- und Vasallenverhältnis. Sie hatten Tribut an die Metropole zu entrichten, und sie brachten ihn nicht immer willig dar. Einige der im Machtbereich Montezumas liegenden Staaten, wie Tlaxcala, wurden überhaupt nie völlig unterworfen, trotz ununterbrochener Kriegszüge. Darin lag die Schwäche des Aztekenreiches und einer der Gründe, warum es dem Ansturm des Häufleins Spanier so rasch erlag.

Leider wissen wir nicht so sehr viel von der inneren Ordnung und der Zivilisation wie Kultur des Aztekenstaates. Zumarraga, der erste spanische Bischof in Mexiko, setzte seine Ehre darein, alles, was er an toltekischen und aztekischen Schriften auftreiben konnte, auf einen Haufen zu schichten und zur höheren Ehre Gottes als Teufelswerk zu verbrennen. Nur 23 aztekische Manuskripte, die sogenannten „Codices", entgingen der Vernichtung. Auf ihnen beruht unsere Kenntnis der vorkolumbianischen Geschichte und Kultur des mexikanischen Hochlandes.

Der aztekische Staat war eine seltsame Mischung von Demokratie und Tyrannis, von kommunistischer Agrarverfassung und Plutokratie, von Schönheitskult und Blutdurst, von höchster Verfeinerung und raffinierter Grausamkeit. Seine Grundlage bildete der Clan, der sich demokratisch selbst regierte und ein geschlossenes Kontingent für das Heer stellte, das nicht nur unter seinem eigenen Banner, sondern sogar unter seinem eigenen nationalen Gotte focht. Der Herrscher des Gesamtreiches war nicht etwa ein Kaiser oder König, sondern eine Art lebenslänglicher Präsident, der zwar gewählt wurde, aber in der Regel aus den Mitgliedern ein und derselben Familie, also eine Regierungsform, die manche Ähnlichkeit mit den Diktaturen der späteren mexikanischen Republik besitzt.

Neben dem Kaiser-Präsidenten stand eine mächtige Priesterkaste. Und auch dafür gibt es im kolonialen wie im republikanischen Mexiko eine Analogie in der Stellung der katholischen Kirche.

Krieger und Priester übten beide das gleiche blutige Handwerk, ja, das der letzteren war eher noch blutiger. Der Krieger trachtete weniger darnach, den Feind zu töten, als ihn vielmehr gefangenzunehmen, damit der Priester ihn opfern könnte. Menschenopfer und in Verbindung damit Kannibalismus hat es bei vielen, im übrigen kulturell wie zivilisatorisch hochstehenden Völkern gegeben. Auf einer bestimmten Entwicklungsstufe und in einer gegebenen Landschaft scheint beides nicht so abschreckend und grauenvoll empfunden worden zu sein wie von uns Heutigen. Auch die neuseeländischen Maoris, die im übrigen ein edles, hochstehendes Volk waren, schlachteten und verzehrten ihre Feinde. In Mittelamerika opferten sämtliche Völker ihrem Gotte gelegentlich Menschen, selbst die so friedfertigen und sanften Mayas.

Die Art dieser Opfer hatte allerdings etwas Versöhnendes. Die Knaben und Mädchen, die dem Gott geopfert werden sollten, betrachteten es als Gnade und

Auszeichnung. Sie hatten bis zu ihrem Tode ein bevorzugtes Leben, kein Wunsch war ihnen versagt. Sie waren selbst etwas wie ein Gott. Ihrer Opferung lag die Idee des sich für die Menschheit opfernden Gottes zugrunde.

Allein unter der Herrschaft der kriegerischen Azteken nahmen die anfangs spärlichen Opfer immer mehr zu. Priester und Volk steigerten sich in einen immer wilderen Blutrausch hinein. Die Veranlassungen, bei denen Menschen hingeschlachtet werden mußten, wurden immer nichtiger. Und die Zahl der Opfer stieg von Mal zu Mal. Sie wuchs in die Hunderte, in die Tausende, ja, wenn man den Berichten trauen darf, in die Zehntausende. Eine Wolke von Blutdunst begann über Tenochtitlan zu schweben.

Auf dem Platz, über den wir jetzt fahren, fand man im Jahre 1791 den riesigen Opferstein des großen Teocalli. Erschrocken begrub man ihn wieder. Eine spätere Epoche, weniger abergläubisch, holte ihn wieder aus der Erde; heute steht er im Nationalmuseum. Es ist ein mächtiger, reliefumkleideter flacher Zylinder. In der Mitte hat er eine Vertiefung, in die der Priester im scharlachroten Mantel das Herz legte, das er dem nackten, zuckenden Opfer mit bluttriefenden Händen aus dem Leib gerissen, nachdem er ihn mit dem haarscharfen Obsidianmesser geöffnet.

Um die Zeit, als Cortez landete, troffen die Stufen des großen Teocalli von Blut. Das Reich Montezumas war reif für den Fall.

3. Der weiße wider den roten Gott

Die Nacht in Vera Cruz war unerträglich heiß. Die Moskitos surrten. Aber es war nicht so sehr die feuchte Schwüle, die mich wach hielt, und die summenden Stechmücken, als der Gedanke an die Sechshundert, die vor vier Jahrhunderten an der gleichen Stelle wochenlang lagerten, ohne Steinmauern, die die sengende Sonne abhalten, ohne Netze gegen die Pest der Moskitos, ohne Chinin gegen das Fieber. Sechshundert Mann in den Sanddünen in Laubhütten, ohne genügend Proviant, ohne Hilfsmittel, aber unter einem Führer, der entschlossen war, ein wohlgeordnetes riesiges Reich zu erobern, dessen Bevölkerung nach Millionen zählte, dessen Heere nach Hunderttausenden. Man mag es drehen und deuteln wie man will, der Zug des Cortez bleibt ein Wunder an Willenskraft und Kühnheit. Nein, nicht nur das: auch an Klugheit, an diplomatischem Geschick, an Grausamkeit, Niedertracht und Gemeinheit. Aber vielleicht war all das zusammen nötig, um das Unmögliche zu vollbringen.

Von Vera Cruz fährt heute eine Bahnlinie auf das Hochplateau hinauf. Ihre Trace folgt ungefähr der Route, die Cortez nahm. Die Bahnlinie gilt als eine der schönsten der Welt. Ihr größtes Wunder ist der Pik von Orizaba. Wir sahen ihn, wie er im ersten Morgenlicht aufglühte, ein rosig aufflammender Kegel über dem satten Tropengrün. Langsam verblaßte das Rot, und das untadelige Weiß seiner schneeigen Kuppe trat an dessen Stelle.

Als die Sechshundert diesen Weg nahmen, blieb ihnen keine Muße, die Schönheit des Berges und der Landschaft in sich zu trinken. Sie hatten genug zu tun, Pferde, Kanonen und Bagage die steilen Bergpfade hinaufzubringen. Außerdem mußten sie auf der Hut vor einem Überfall sein. Ein paar aztekische Bogenschützen hätten das ganze Unternehmen zum Scheitern verurteilen können, in diesem Gelände, in dem die Spanier weder ihre Kanonen, noch ihre Reiter — ihre Hauptstärke — zum Einsatz hätten bringen können.

Aber Montezuma zögerte. Ihn lähmte die Weissagung Quetzalcoatls, des weißen Gottes, daß er wiederkehren und die blutige Priesterherrschaft stürzen werde. Waren die weißhäutigen, bärtigen Männer die Enkel Quetzecoatls, war deren kühner Anführer der Gott selbst, die mächtige „gefiederte Schlange"? Montezuma wußte es nicht. Er wagte keinen entscheidenden Schlag. Er zögerte, bis es zu spät war, bis das Unheil, das im Gefolge des Weißen Gottes zog, ihn und sein Reich begrub.

So erreichte Cortez die Hochebene, so gewann er die Bundesgenossenschaft der Tlaxcalaner, und so zog er in das mit Mexiko verbündete Cholula, an der Spitze eines jetzt bereits gefährlich großen Heeres und in bedrohliche Nähe der Hauptstadt.

Cholula wurde während der spanischen Herrschaft zu der Stadt der unzähligen Kuppeln und Türme, der Stadt mit einer Kirche für jeden Tag im Jahr. Steht man oben vor der Kirche, die auf dem Gipfel einer uralten Pyramide errichtet wurde, so sieht man weithin nichts als Kuppeln, Glockentürme, Basiliken und Kathedralen. Den Hintergrund dieses wahren Jahrmarktes von Gotteshäusern bildet der steile, weißgekrönte Kegel des Popocatepetl. Zwischen ihm und dem Nachbarvulkan, dem „Iztaccihuatl", dem „Schlafenden Weibe", zog Cortez hindurch auf der letzten Etappe seines Weges.

In Cholula hatte Montezuma ihn samt seinen Leuten ermorden wollen. Aber Cortez kam ihm zuvor, schlachtete kaltblütig 2000 Indianer ab und festigte durch diese Schreckenstat seinen Ruf noch mehr. Dann zog er durch den Paß. Die Azteken hatten den Weg durch gefällte Bäume zu sperren gesucht. Es schneite. In der Nacht war es bitterkalt. Aber als das Heer Amecameca erreicht, sah es vor sich im Tal Tenochtitlan liegen.

Der Blick vom Fuß des Popcatepetl gehört heute noch zu den schönsten der Welt; damals muß er überwältigend gewesen sein. Die Stadt lag in jener Zeit noch inmitten eines Sees, der inzwischen trockengelegt wurde. Es gab keine rauchenden Fabriken, keine rußigen Bahnhöfe, keine ärmlichen Proletarierviertel. Tenochtitlan war eine Wunderstadt schimmernder Paläste und strahlender Tempel, voll Gärten und singender Vögel, von Kanälen durchzogen, die Gondeln befuhren, bis zum Rande beladen mit duftender Blumenlast.

Alles weitere ist bekannt, zu bekannt, um es ausführlich darzustellen; wie Cortez als Gast einzog, um als Gefangener gehalten zu werden, wie er den Spieß um-

drehte und sich der Person Montezumas bemächtigte. Der Angriff auf das Quartier der Spanier, der Tod des aztekischen Kaisers, der nächtliche Rückzug, der in die verzweifelte Flucht, in die „Noche Triste", die „Trauernacht" ausartete. Ein Haufen elender Männer, von denen nicht einer unverwundet war, und die verloren gewesen wären, hätten die Tlaxcalaner ihnen nicht die Treue gehalten. Aber der unbeugsame Wille eines Mannes, der sich weder von Menschen noch vom Schicksal besiegen ließ, brachte ein neues, stärkeres Heer auf die Beine und führte es von neuem gegen Tenochtitlan, diesmal nicht in der Maske des Gastfreundes, sondern von vornherein als Feind und Gegner. Der Verzweiflungskampf der unglücklichen Stadt begann. Nicht nur hatte Cortez diesmal eine starke spanische Truppenmacht zur Verfügung, sondern in der Zwischenzeit waren all die von den Azteken unterworfenen Völkerschaften in offene Revolte ausgebrochen. Nunmehr zogen nicht nur Tlaxcalaner als Bundesgenossen und Hilfstruppen mit den Spaniern. Tenochtitlan wurde regelrecht eingeschlossen und nach 85tägiger Belagerung erstürmt.

Furchtbar wütete das Schwert. Tempel und Paläste wurden dem Boden gleichgemacht. Cuautemozin, der letzte Kaiser der Azteken, der mit unnachahmlicher Tapferkeit den Widerstand seines Volkes angeführt, fiel als Kriegsgefangener in die Hände des Siegers. Der ließ ihn zunächst foltern, um das Geständnis aus ihm herauszupressen, wo der Goldschatz Tenochtitlans versteckt sei. Allein Cuautemozin ließ sich die Füße am offenen Feuer verkohlen, ohne einen Laut der Klage über die Lippen zu bringen, ohne ein Wort zu verraten. Cortez behielt den unglücklichen Fürsten in Gefangenschaft und führte ihn auf seinen Kriegszügen mit sich. Später ließ er ihn auf eine besonders qualvolle Art hinrichten, indem er ihn mit den Füßen an den Ästen eines Ceibabaumes aufhängen und so elendiglich verenden ließ.

Den Untertanen Cuautemozins ging es nicht besser. Sie wurden samt und sonders Sklaven der weißen Herrn. Man stürzte ihre alten Götter, machte die Häuser dem Erdboden gleich und zwang sie, einen neuen Gott anzubeten. Quetzalcoatl hatte restlos über Huitzilopochtli gesiegt, der weiße Gott über den roten.

Aber seit einem Menschenalter erhebt der alte Gott der Azteken wieder sein Haupt und der der Christen ist auf der ganzen Linie im Zurückweichen. Menschenopfer fallen wieder, wenn auch nicht mehr auf blutrauchenden Altären, so doch in nicht kleineren Hekatomben im Bürgerkrieg. Mexiko wird wieder rot; Quetzalcoatl weicht und Huitzilopochtli besteigt seinen Thron.

(Fortsetzung im Oktoberheft)

KONRAD KUTSCHERA:

Neue Staatsvölker im Werden I

Iberoamerikas Freiheitskampf

1. Rassische und räumliche Grundlagen — das Schicksal der Dollardiplomatie

Inmitten der großen Umwälzungen und der Panbewegungen unserer Zeit nimmt der Paniberismus eine bevorzugte Stellung ein, nicht nur wegen der großen Bedeutung der ihn tragenden Völker, Rassen, Wirtschaften und Kulturen, sondern vor allem wegen seines großen Einflusses auf das weltpolitische und wirtschaftliche Geschehen. Die große Gemeinschaftsidee der iberischen Völker bekam durch unsere Zeit einen gewaltigen Auftrieb; sie machte deshalb an den Grenzen des Kulturpolitischen nicht halt, sondern bemühte sich bald, neue politische und wirtschaftliche Ausdrucksformen zu finden. Die USA., die bisher einen übermächtigen Druck auf die lateinamerikanischen Nachbarvölker ausgeübt haben, sehen sich als Folge dieser Entwicklung nun einer geschlossenen Einheit der zentral- und südamerikanischen Republiken gegenüber.

Es ist eine unumstößliche Tatsache, daß sich fast alle Völker des lateinamerikanischen Kontinentes in einer inneren und äußeren Umorientierung befinden, die zwar von der europäischen Öffentlichkeit wenig genug gewürdigt, aber weltpolitisch wie wirtschaftlich und kulturell außerordentlich bedeutungsvoll ist. Der Paniberismus im engeren Sinne gründet sich auf die Idee gemeinsamer Rasse und Kultur der Völker auf der Pyrenäenhalbinsel und auf die Tatsache, daß portugiesische und spanische Seefahrer die Wegbereiter ein und derselben Kultur waren, Männer wie Cervantes, Ignatius von Loyola, Karl V. usf. sind Männer iberischer Rasse und iberischer Kultur. Portugiesen und Spanier waren gleicherweise an der Entdeckung Lateinamerikas beteiligt und haben an der Wiege seiner Kultur Pate gestanden. Aus dieser paniberischen Bewegung erwuchs damals, als Spanien um die Wende vom 19. bis zum 20. Jahrhundert die Reste seines großen Kolonialbesitzes an die nordamerikanische Großmacht verlor, eine neue geistige Haltung, der Criollismus, die iberoamerikanische Bewegung.

Unter der sich steigernden Gefahr, daß die Anliegerstaaten um die Karibische See eine Beute des nordamerikanischen Imperialismus werden würden, unter der ständigen Bedrohung der Besetzung von Häfen und Flottenstützpunkten selbst in Mexiko, unter dem harten Druck der Interventionspolitik Washingtons ergaben sich unüberbrückbare Klüfte weltanschaulicher und politischer Natur zwischen dem Yankeetum und dem Lateinamerikaner; es erwuchs überall auf dem großen Halbkontinent eine Stimmung gegen die „Dollardiplomatie", die schließlich der Parole: Lateinamerika dem Lateinamerikaner! einen guten Klang verschaffte.

Streben nach völliger Unabhängigkeit, Gleichberechtigung auf allen Gebieten mit dem großen Staat im Norden riß alle Klüfte wieder auf, die bisher nur notdürftig durch wirtschaftliche und finanzielle Rücksichten zugedeckt worden waren.

Das Zeitalter der Befreiung

Als in Europa die französische Revolution sich durchgesetzt hatte, schlugen ihre Wellen nach Iberoamerika hinüber. Die einzelnen Provinzen des spanischen Kolonialreiches erhoben sich gegen ihre Vizekönige und die spanischen Gouverneure; sie schüttelten in langen blutigen, opferreichen Kämpfen das fremde Kolonialreich ab. So folgte auf die erste weiße Epoche dieses Kontinentes, die innig mit den Namen von Männern wie Kolumbus, Balboa, Pizarro, Valdivia u. s. f. verknüpft ist, 400 Jahre später eine zweite mit Helden rein südamerikanischer Prägung, verkörpert durch Männer wie Simon Bolivar, General Sucre, San Martin und all die vielen anderen, die ihren Völkern die Freiheit und die Unabhängigkeit erkämpften.

Wesentlich für uns Deutsche — und hierauf gründet sich auch die traditionelle Freundschaft, die uns mit Iberoamerika eint — ist die Tatsache, daß der große Anreger in dieser zweiten lateinamerikanischen Entwicklungsepoche ein Deutscher war: Alexander von Humboldt. In den 5 Jahren, die den Kämpfen um die Unabhängigkeit vorausgingen, hat er das Gebiet der heutigen Republiken von Venezuela, Kolumbien, Ekuador, Peru und Panama bereist. Er wurde zu dem großen Anreger iberoamerikanischer Geschichte vor allem deshalb, weil er der Welt durch seine exakten und heute noch gültigen Forschungen eine umfassende Kenntnis jener Länder vermittelte, sie überhaupt erst in den Blickpunkt der europäischen Öffentlichkeit rückte. Schließlich war er auch ein intimer Freund des Befreiergenerals Simon Bolivar, den er in Paris auf die riesigen Zukunftsmöglichkeiten Lateinamerikas aufmerksam machte.

Jetzt ist Iberoamerika nun in den dritten Abschnitt seiner Entwicklung eingetreten. Das große europäische Geschehen hat auch jenseits des Atlantik Wellen geworfen, und die Völker haben gelernt, wie sich durch revolutionäre Bewegungen von innerer Dynamik und hinreißender Kraft ein Volk konsolidiert. Dem Lateinamerikaner kommt es jetzt erst voll zum Bewußtsein, daß in dem Zeitraum, der seit der Bildung selbständiger lateinamerikanischer Staaten verflossen ist, in diesen staatlichen Räumen aus dem Ineinanderwachsen der Urbevölkerung mit den spanischen Kolonisatoren und den im 19. Jahrhundert zugewanderten Europäern eigenwüchsige Völker entstanden sind. Und diese Erkenntnis führt über das nationale Bewußtsein, das den Lateinamerikaner seit jeher stark auszeichnete, zu einer neuen Art volklichen Bewußtseins, das gebieterisch die Forderung erhebt, sich freizumachen von jeder Bevormundung, sei es politischer oder wirtschaftlicher Natur.

Neue Zielsetzungen der lateinamerikanischen Politik sind entstanden — in der

Dichtung und im Schrifttum waren diese Tendenzen bedeutend früher zu beobachten, und sie haben naturgemäß erst den geistigen Boden für die neue politische Willensäußerung vorbereitet. Die revolutionären Ereignisse von 1930 in Brasilien, die Schaffung eigener Nationalindustrien, die Religionskämpfe in Mexiko, die Vertreibung des Diktators Leguia in Peru, der Sturz des kubanischen Gewaltherrschers Machado, die Regierungsumstürze in Brasilien und Uruguay, die „kalte" Revolution in Kolumbien, sie alle lassen sich als Glieder in die Kette der großen Umschichtung der iberischen Länder einreihen, sie sind die notwendigen Etappen in dem großen Gärungsprozeß, der die Bildung und Heranreifung neuer Staatsvölker zum Ziele hat.

Die äußeren Einflüsse

Als im Kriege alle wirtschaftlichen und kulturellen Bindungen plötzlich rissen, besann sich der Lateinamerikaner auf die eigene Kraft und versuchte die entstandenen Lücken aus Eigenem aufzufüllen. Aus diesen Verhältnissen erwuchsen die Anfänge der autarkischen Strömung. Als dann die große Weltwirtschaftskrise diese Länder mit verheerender Wucht traf und sich besonders durch die überall gepflegten Monokulturen nicht überwinden ließ, als die Agrarkrise alle Bevölkerungsschichten in Unruhe und Mißstimmung versetzte, kreuzten sich agrarsozialistische Ideen mit faschistischem Gedankengut; die Demokratie, die allerdings hier ein ganz anderes Gesicht trug als in Europa, bröckelte mehr und mehr ab, während ein Faschismus, allerdings besonderer südamerikanischer Prägung, von Monat zu Monat an Boden gewann. Wenn argentinische Bauern mit einem Marsch auf die Bundeshauptstadt drohten, wenn in anderen Staaten eine starke Abwehr gegen die Vielheit der Parteien entstand, wenn in Peru und sonstwo korporative Gedankengänge verwirklicht wurden, so ist das nur eine Seite des Problems, das andererseits seinen Ausdruck in einem gewissen sozialpolitischem Radikalismus in den anderen Staaten gefunden hat. Auf wirtschaftlichem Gebiete machte sich daneben noch die interessante Zielsetzung geltend, die besonders empfindlichen Monokulturen durch eine weniger krisenempfindliche Polykultur zu ersetzen und vor allem die Tendenz: mit beachtlicher Zielstrebigkeit Nationalindustrien aufzuziehen. Die Industrialisierung der Länder hat in den letzten Jahren riesengroße Fortschritte gemacht, denn der Lateinamerikaner hat die wirtschaftliche Initiative, die von außen, von Europa, von den Vereinigten Staaten und zu guter Letzt auch von Japan herangetragen war, erlernt. Bisher war es für den Lateinamerikaner selbstverständlich gewesen, daß die Landesprodukte ausgeführt und alle Fertigwaren und Luxusfabrikate aus dem Auslande eingeführt wurden. Der Wohlstand wuchs unter diesem System bei der kleinen regierenden Herrenschicht, während die indianische und die Urbevölkerung auf ihrer primitiven Kulturstufe und dem niedrigen sozialen Niveau stehenblieb. Durch das Erstarken des Nationalgefühls wurden nun auch

die wirtschaftlichen Fähigkeiten entwickelt, genährt durch die drückende Last der Auslandsverschuldung. Durch die angelsächsische und neuerdings auch japanische Wirtschaftsexpansion rückte ganz allmählich der neue Typ des politischen Lateinamerikaners in den Vordergrund des völkischen Lebens. Er ist ja von Natur freiheitsliebend und individualistisch veranlagt, er lernte von Mussolini, der ein neues Italien schuf, er lernte von Hitler, der ein geeintes Deutschland schuf, er erkannte, daß die alte Regierungsweise des „laissez faire, laissez aller" alles an den Rand des Abgrundes und die Völker in die Abhängigkeit fremder Mächte gebracht hatte. Gerade Argentinien war es, wo im gleichen Jahre, wo Adolf Hitler in Deutschland zur Macht gelangte, große Massen des Volkes dem nicht die Freiheit hochhaltenden, sondern die Ordnung schirmenden General Uriburu zujubelten. Von da an ging es mit der faschistisch-sozialen Bewegung in Argentinien schnell voran, Hand in Hand mit der judengegnerisch auftretenden antikommunistischen Organisation.

Der Yankeedollar und Iberoamerika[1])

Zehn Jahre nach Beendigung des großen Krieges ließen von den 20 Republiken Lateinamerikas zehn ihre Finanzpolitik noch durch amtlicherseits ernannte Ratgeber aus den Vereinigten Staaten leiten. Auch die übrigen zehn südamerikanischen Länder waren durch Anleihen und Konzessionen auf das innigste mit der Union und dem Wallstreetkapital verknüpft.

In Mexiko z. B. verfügten die Nordamerikaner über den dritten Teil des auf 2,5 Milliarden Dollar geschätzten nationalen Wohlstandes. Ihnen gehörten 73% der Ölfelder, und das von ihnen erworbene Grundeigentum entsprach an Größe und Umfang der Fläche Frankreichs, der Schweiz, Spaniens und Portugals. Nur in Brasilien und Argentinien saß überwiegend englisches Kapital, während Chile, Uruguay und Venezuela sich verhältnismäßig rein erhalten konnten. Es ist vielleicht nicht uninteressant, die Verteilung des nordamerikanischen Kapitals in den lateinamerikanischen Ländern im einzelnen aufzuzeigen. Es waren von den Wallstreetbankiers investiert: in

Costa Rica	21½ Mill. Dollar	Guatemala	15 Mill. Dollar
Honduras	30	Nikaragua	5
Panama	28	Salvador	15
Argentinien	700	Bolivien	70
Brasilien	375	Chile	425
Kolumbien	50	Ekuador	15
Paraguay	10	Peru	100
Uruguay	75	Venezuela	75
Kuba	1350 „	Haiti	25

Von den amerikanischen Investitionen entfallen nicht weniger als 45% auf die ABC-Staaten. Das amerikanische Kapital arbeitet in Eisenbahnen, Kupfer,

1) Vgl. Nearing-Freeman, Dollar-Diplomatie. Eine Studie über amerikanischen Imperialismus. Vorwort von K. Haushofer. 8°, 476 S. mit 11 Skizzen. Berlin-Grunewald 1927.

Gold, Silber, Eisen, Mangan und Zinnbergwerken, in Industrieanlagen, Elektrizitäts-, Wasser- und Telephongesellschaften und vor allem in der Plantagenwirtschaft und im Erdöl. Von der großen Fülle der Konzerne sei hier nur auf den mächtigen Trust der United Fruit Com. verwiesen, die nicht nur ausgedehnte Plantagen, sondern auch Eisenbahn- und Schiffahrtslinien unterhält.

Der Yankeedollar regierte Lateinamerika, und es war nur noch eine Frage der Zeit, wie lange sich die wenigen ihre politische Handlungsfreiheit bewahrenden Staaten auch in den Netzen des nordamerikanischen Großkapitals verstrickt hätten. Seit dem Durchbruch der Weltwirtschaftskrise in Nordamerika hat sich aber dieses „panamerikanische Bild", das wir hier in Europa zu sehen gewohnt waren, grundlegend verändert. Nicht etwa, daß europäische wirtschaftliche oder politische Einflüsse ihren Druck verstärkt oder wesentlich an Umfang zugenommen hätten, es waren für die Umstellung wesentlich andere Gründe maßgebend.

Der Weltkrieg und die Verirrung der Union, sich daran mit ihrer lateinamerikanischen Gefolgschaft zu beteiligen, waren die Erwecker der seit Jahrhunderten schlummernden Volkskräfte in der Neuen Welt.

Die Ausbreitung der weißen Rasse und ihrer Herrschaft in den Prärien Nordamerikas, in den Pampas und an den Küstenstrichen Südamerikas machte solange gute Fortschritte, wie die Einwanderung, von klugen Staatsmännern geleitet, den Atlantik im Rücken, sich dem Stillen Ozean zuwandte, und solange sich die Vereinigten Staaten im Geiste George Washingtons von den Händeln dieser Alten Welt fernhielten. Aber die Nachfolger des großen amerikanischen Staatsmannes schlugen seine Warnungen in den Wind, sich „vor verwickelnden Bündnissen" zu hüten, und heute sieht sich nun die Union durch eine iberoamerikanische Bewegung von unerhörter Dynamik aus ihrer panamerikanischen Führung verdrängt.

Die Illusionen des weißen Mannes von einer unumschränkten Herrschaft über alle Länder der Neuen Welt sind in der Atmosphäre der Nachkriegszeit wie Seifenblasen zerplatzt. Nationale Revolutionen, von einer ursprünglichen Stärke getragen, haben das Bild von einem vereinten „Großamerika" bis zur Unkenntlichkeit verstümmelt. Vor kurzem schrieb ein sehr guter Beobachter dieser ganzen Entwicklungstendenzen: „40 Millionen reinblütiger Indianer und ebensoviel ihnen angeschlossene Mischlinge erobern sich schrittweise zwischen dem Rio Grande del Norte und dem Kap Horn ihre Heimat zurück und stellen, wo sie zur politischen Macht gekommen sind, aus sich heraus Staatsmänner und Wirtschaftsorganisatoren auf, die allen unbeeinflußten Beobachtern die größte Hochachtung abnötigen müssen. Bezeichnend für den neuen indianischen Geist sind nicht nur die Erfolge der nationalrevolutionären Partei in Mexiko, sondern ist auch das lawinenartige Anschwellen der 1924 von Paul Haya de la Torre gegründeten Apristenpartei in Peru, die bemerkenswerterweise nicht von der Hauptstadt Lima ihren Anfang nahm, sondern von Cusco, der alten Kaiserstadt der Inka."

Das Indianerproblem

Wichtig und bedeutsam in dem Geburtsprozeß der neuen Staatsvölker ist die Tatsache, daß sich, bis dahin in Lateinamerika vollkommen unbekannt, ein neuer Mittelstand herausbildet, der sich langsam durchsetzt und in alle Stellen der Regierung, Verwaltung und Wirtschaft einzudringen beginnt. In allen lateinamerikanischen Ländern findet man heute in den staatlichen Stellen junge, gründlich geschulte und an schlichte Lebensführung gewöhnte Männer, deren Familien in der Entwicklungsgeschichte ihrer Länder noch nicht verzeichnet sind, und die als indianischer Typus, als neue lateinamerikanische Führergeneration die Zügel in die Hand zu nehmen beginnen.

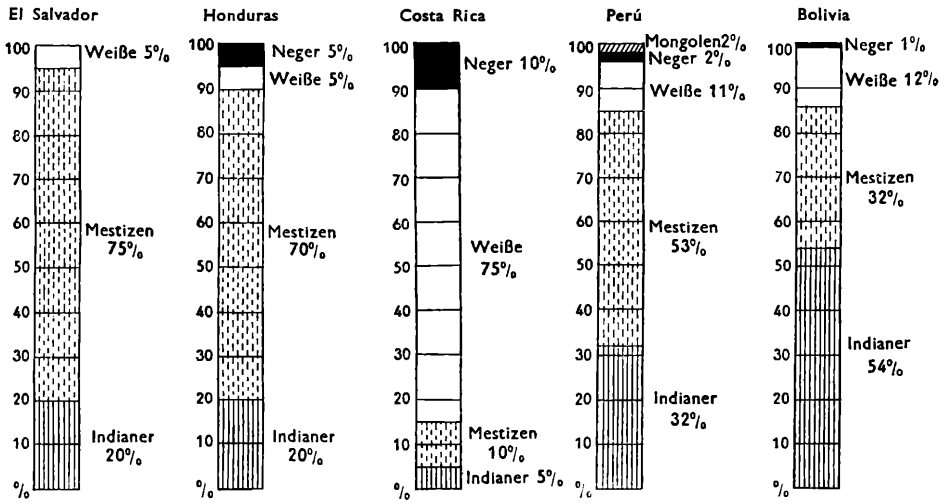


Abb. 1

Es leben heute noch in Iberoamerika Millionen von Indianern — wieviel es in Wirklichkeit sind, läßt sich nicht mit Sicherheit feststellen — als Nachkommen jener Ureinwohner, die bis zum Eindringen der Konquistadoren ein reiches wirtschaftliches und kulturelles Leben geführt haben, dessen Größe und Harmonie wir ja noch heute bewundern.

Diese Indianer sind heute nun zu einem großen Problem geworden, denn sie stoßen auf die Einrichtungen der Weißen, die die Roten zu einer Tätigkeit in der modernen Industriewirtschaft und vor allem im Bergbau herangezogen haben, was für die Indianer eine revolutionierende Umstellung ihrer bisherigen Produktionsmethoden bedeutete. Die Arbeitsbedingungen unterlagen einer dynamischen Entwicklung, die sozialen Verhältnisse aber blieben statisch. Hinzukommt noch, daß sich auch im Laufe der Zeiten eine durchaus bodenständige, aber parisitäre Schicht einschob, die als Mischlinge zwischen den Rassen und in ihrer wirtschaftlichen Funktion zwischen den Eingeborenen und dem fremden Kapitalismus stehen.

Gerade diese Mischlinge aber sind die Triebkräfte der revolutionierenden Bewegung; es ist wohl nur eine Frage der Zeit, wann eine Indianerrebellion losbrechen und über alle Fronten und politischen Grenzen hinweg sich durchsetzen wird. In Argentinien, Paraguay und besonders in Peru ist die soziale Position des Indianers besonders unglücklich, während sich in Mexiko die Verhältnisse unter dem Einflusse der siegreichen nationalrevolutionären Bewegung schon entschieden zum Besseren wandelten.

Kommt eine solche Revolution, so wird sie naturgemäß stark antiimperialistische Züge tragen. Hierfür bietet Mexiko das beste Beispiel, wo ja die Entwicklung schon ziemlich vorgeschritten ist. Seit die spanische Oberschicht vertrieben, drängt eine ständig im Wachsen begriffene, leicht erregbare Schicht der Mestizen zur Macht. Sie sieht traditionsgemäß im katholischen Klerus einen Gegner, sie fühlt sich in ihrer eroberten Stellung nicht sicher, solange die Kirche ihren Einfluß auf die Massen behalten darf, denn diese Massen sind noch im gleichen Maße wie früher gläubig und pilgern noch mit der gleichen Inbrunst wie vor Jahrhunderten zu dem Bilde der Madonna oder zu ihrer „Virgen de Guadeloupe". Antiklerikal ist die führende Intelligenz unter den Mestizen und das unter asiatisch-syndikalistischen Einflüssen stehende Industrieproletariat.

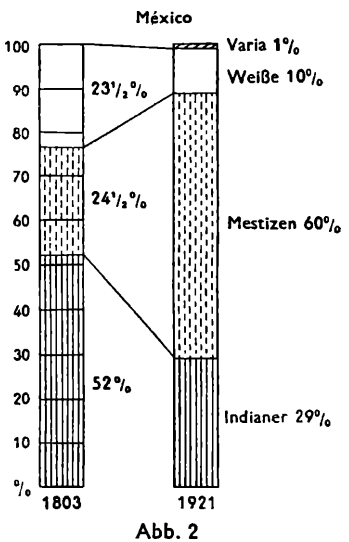


Abb. 2

Auch hier an dem mexikanischen Beispiel erläutert sich am besten der große Strukturwandel, der sich innerhalb der lateinamerikanischen Bevölkerung vollzieht; zur besseren Veranschaulichung mögen die beifolgenden Diagramme dienen, die auf den Forschungen von Herrn Prof. Dr. Quelle vom Ibero-Amerika-Institut Berlin aufbauen, und die ich seiner liebenswürdigen Unterstützung verdanke. Die Verschiebung der Struktur der mexikanischen Bevölkerung in den letzten hundert Jahren zeigt folgendes Bild. Nach den von Alexander v. Humboldt veröffentlichten Bevölkerungsstatistiken (Über den politischen Zustand des Königreiches Neuspanien) setzen sich die Rassen wie folgt zusammen:

	1803	1921 (Amtlicher Statistik)
Weiße	1 095 000	1 404 718
Mestizen	1 231 000	8 504 561
Indianer	2 500 000	4 179 000
Neger	6 100	Sonstige 246 000

Die Zahl der Neger in Südamerika ist nie sehr groß gewesen und spielt innerhalb der Bevölkerungsstruktur keine Rolle. Die Neger, die man als Arbeiter und

Sklaven importierte, sind in dem Küstentieflande geblieben, wo sie ihnen besonders zusagende klimatische Verhältnisse gefunden haben, deshalb ist auch eine Wanderungsbewegung ins Innere der Länder kaum vorhanden gewesen. Während der 400jährigen Herrschaft der Spanier sind nur etwa eine halbe Million Menschen spanischer Rasse ins Land gekommen, andere europäische Rasseelemente fehlen dabei gänzlich. Diese Spanier heirateten Indianerfrauen und vermischten sich so nach und nach mit der Urbevölkerung, worauf der große Zuwachs der Mestizen zurückzuführen ist. Darauf gründet sich auch der Rückgang der Indianer, der im letzten Jahrhundert eingetreten ist und immer weiter vor sich geht. Auch die anderen Diagramme weisen diese Entwicklung auf, hier fehlen allerdings die

Abb. 3 (Aus: Nearing-Freeman, Dollar-Diplomatie)

Vergleichsmöglichkeiten gegen früher. Auch diese Länder zeigen einen starken Einschlag der Mestizenbevölkerung und einen erheblichen Rückgang der Weißen und Indianer. Auffallenderweise fehlt fast überall das Negerelement. Dies liegt an den weiter oben angeführten klimatischen Verhältnissen. Bemerkenswert im ganzen Lateinamerika ist noch die große weiße Insel Kosta Rica, wo das Indianer- und Mestizenelement fast gar keine Rolle spielt.

Der Bruch mit dem Machtimperialismus

Der große Wechsel in der nordamerikanischen Außenpolitik Lateinamerika gegenüber hat in der Welt berechtigtes Aufsehen erregt. Statt der erwarteten immer enger werdenden Bindung zwischen Nord und Süd auf dem amerikanischen Kontinent erlebte die Welt eine von Jahr zu Jahr sich steigernde Spannung, die ihren Höhepunkt auf der 6. Panamerikanischen Konferenz zu Habana (1928) erreichte und auf der 7. Panamerika-Konferenz zu Montevideo (1933) ihren

großen politischen Ausdruck fand, als Roosevelt durch seinen Staatssekretär Hull die Doktrin von der „friedlichen Nachbarschaft" proklamieren ließ. Ausschlaggebend für das State Departement war nicht etwa, wie vielfach angenommen wurde, ein politischer Altruismus oder irgendwelche Besorgnis über eine Verschiebung des machtpolitischen Kräfteverhältnisses, sondern das Primäre waren wirtschaftliche

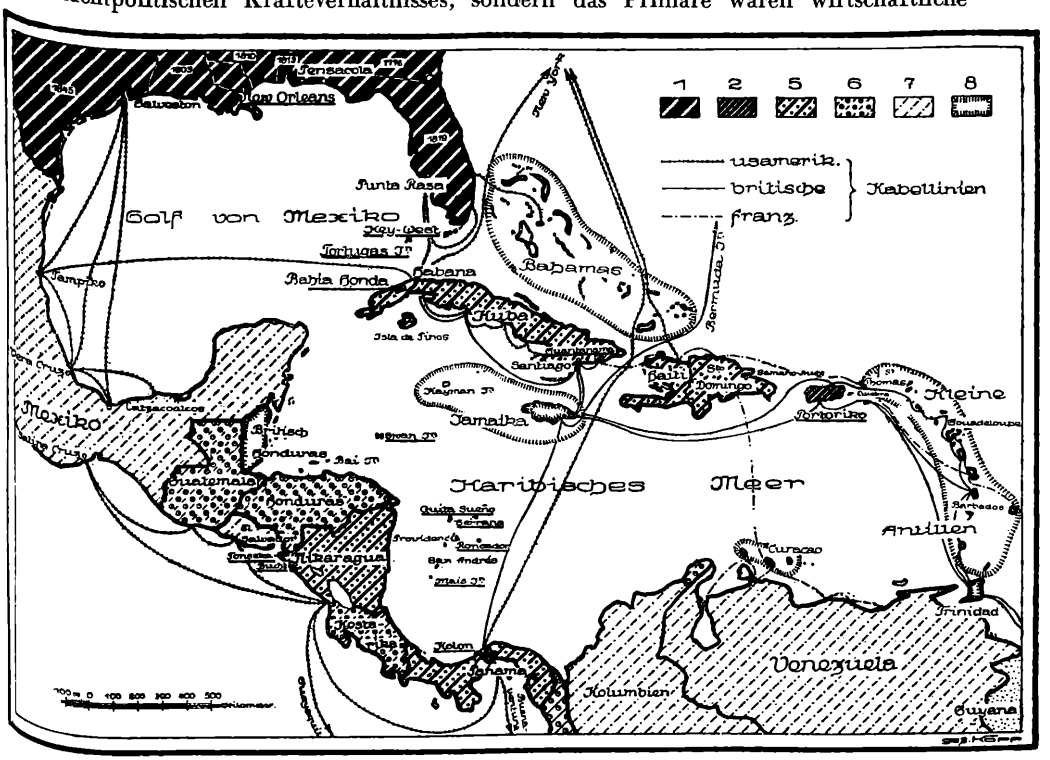


Abb. 4: Stand der Expansion der Vereinigten Staaten im amerikanischen Mittelmeer 1927 (nach Mahan, Drascher, M. Langhans u. a.)

1. Union. 2. Außenbesitz der Union. 5. Staaten unter politischer und finanzieller Schutzherrschaft der Union. Militärisches Interventionsrecht. 6. Länder mit wirtschaftlicher und verkehrspolitischer Vorherrschaft der großen Uniontrusts. 7. Länder, in denen die Union sich als panamerikanische Vormacht Rechte zuspricht. 8. Britische französische, niederländische Besitzungen.

(Aus: Bausteine zur Geopolitik, Berlin 1927, kart. 4.—)

Interessen, bedingt durch den wirtschaftspolitischen Frontwechsel Lateinamerikas und die von hier ausgehende neue Handelspolitik auf Gegenseitigkeit.

Durch die Monroedoktrin hatten die USA., nach der ihr von Theodore Roosevelt 1903 gegebenen Auslegung, das Recht, in allen Fällen, wo die Ordnung in Südamerika gestört war, sich zur Wiederherstellung normaler Zustände mit ihrer bewaffneten Macht einzusetzen. Mit dem Wahlspruch „Schutz gegen Europa" hatten die USA. seit dem spanisch-amerikanischen Kriege ihre Stellung in Lateinamerika immer mehr und mehr ausgebaut; hiervon waren besonders Mittelamerika

und Westindien betroffen worden. Im Laufe der Jahrzehnte entwickelte sich nun die Monroedoktrin immer mehr und mehr von einer Erklärung der Union gegenüber Europa zu einer solchen gegenüber Lateinamerika. Als dann die Amerikaner den Panamakanal bauten, sah man in diesem Werk nichts weiter als eine große vorgeschobene imperialistische Zange, die ganz Mittelamerika einschließen sollte. Und so war es auch. Es sei hier nicht weiter eingegangen auf die verschiedenen Wege der Dollardiplomatie, auf die Anerkennungspolitik, auf die sooft angegriffene und auch jetzt wieder akute Frage der Ausfuhr von Waffen und Kriegsmaterial im Falle kriegerischer Verwicklungen, es sei hier kurz nur noch des

Interventionsprinzips,

das ja in den letzten Jahrzehnten in Lateinamerika eine so große Rolle spielte und wie ein Damoklesschwert über den lateinischen Republiken hing, Erwähnung getan. Unter Intervention versteht das Völkerrecht „die von Waffengewalt begleitete oder von der Drohung mit ihr unterstützte Einmischung in irgendwelche Angelegenheiten eines Staates". Und wohl kein Teil der Welt hat in den letzten Jahrzehnten so viele Interventionen über sich ergehen lassen müssen wie Lateinamerika und speziell die Anliegerstaaten an der Karibischen See. Mit der Monroedoktrin und mehr oder weniger anerkannten völkerrechtlichen Grundsätzen haben die USA. die Eingriffe in den westindischen Republiken und den zentralamerikanischen Staaten begründet. Erst durch die Kodifikation des internationalen Rechtes, die nach Ablauf des Weltkrieges verstärkt in Angriff genommen wurde, hat diese Entwicklung seitens Amerika ihr Ende gefunden. Vorher waren alle Versuche Lateinamerikas, das Problem der Interventionen auf den panamerikanischen Konferenzen zur Diskussion zu stellen, von Washington verhindert worden. Erst mit dem Amtsantritt Herbert Hoovers begann ein vorsichtigerer Kurs, einmal begründet durch die wirtschaftliche Notwendigkeit, den Iberostaaten entgegenzukommen, dann aber auch durch die Erkenntnis, daß Interventionen nach altem Muster den USA. zu viele Kosten an Menschenleben und an Geld verursacht hätten, die genau genommen in keinem Verhältnis zu den erzielten Gewinnen standen. So trat denn ganz allmählich eine völlige Kursänderung ein, 1931/32 durch schrittweise Revidierung des Vertrages Haiti gegenüber, 1932 bei den Unruhen in San Salvador und schließlich 1933 bei den schweren kubanischen Revolten, wo amerikanische Bürger und amerikanisches Eigentum großen Schaden erlitten und wo trotz des starken Drängens der interessierten Wirtschaftskreise die amerikanische Bundesregierung jede Intervention ablehnte und sogar die Flottendemonstration zurückpfiff.

Die kubanische Revolution

gegen den Diktator Machado war, obwohl sie nur als Randerscheinung in dem

großen Gärungsprozeß der lateinamerikanischen Völker zu werten ist, doch in so mancher Hinsicht bemerkenswert und charakteristisch. Der damalige Beherrscher Kubas, gegen den sich anfänglich die Volksbewegung richtete, war der seit dreißig Jahren im Amt befindliche Gerardo Machado. Er wurde einige Jahre vor dem Weltkriege, nachdem er 1898 in den Befreiungskämpfen gegen die Spanier schon eine Rolle gespielt hatte, führendes Mitglied der Liberalen Partei und infolge seiner hervorragenden und aktiven Beteiligung bei dem Sturze des konservativen Menocal 1925 Präsident von Kuba. Unter seiner Regierung vollzog sich eine gründliche Umstellung der inneren politischen Struktur des Landes. Er hat die Opposition mundtot gemacht und sie des Landes verwiesen. Mit starker Hand regierte er und, wie wohl zugegeben werden muß, einige Jahre mit gutem Erfolge. Bedenklich wurde es erst, als auch Kuba von der Weltwirtschaftskrise ergriffen wurde und durch seine Zuckermonokultur — 80% des Nationaleinkommens basieren auf der Zuckerwirtschaft — Handel und Wirtschaft vollkommen darniederlagen; damals ist Machado mit der Verfassung zu frei umgesprungen, um sich seine Wiederwahl zu sichern.

Damit erhielten die unter der Oberfläche schwelenden revolutionären Bewegungen einen starken Auftrieb; es vollzog sich eine bemerkenswerte Umstellung in dem ganzen Lande. Die alten politischen Parteien, die Konservativen unter Menocal, die Union Nacionalista und die Miguelisten hatten jedes Vertrauen verloren, und als wirkliche Träger des Volkswillens, mit ganz neuer nationalpolitischer Zielsetzung trat auf einmal die kubanische Jugend auf den Plan, die sich in den straff organisierten ABC-Terrorgruppen zusammengefunden hatte. Sie führten einen erbitterten und leidenschaftlichen Kampf gegen den Diktator; die Grundlage ihres Programmes war und ist auch heute noch mehr denn je ein nationalistisches: „Kuba den Kubanern!" — oder mit anderen Worten: politisches Selbstbestimmungsrecht und völlige Souveränität, Loslösung von dem alles überschattenden Einfluß der USA. und Hinwendung zu der südamerikanischen Staatengruppe, zu der Kuba nach Tradition und Kultur gehört.

Die in dieser kubanischen Freiheitsbewegung nebeneinanderherlaufenden antikapitalistischen und sozialistischen Tendenzen gingen wohl auf linksradikale Einflüsse zurück und ergaben sich aus der agrarpolitischen Krise und dem großen Einfluß des angelsächsischen Großkapitals, aber sie sind heutigen Tages seit Erreichung des Revolutionszieles in dem nationalen Gedankengut gemündet und bilden so eine durchaus gleichwertige Parallelerscheinung zu der nationalrevolutionären Bewegung in Mexiko.

Hier auf der „Perle der Antillen" stand nicht eine Partei, sondern ein ganzes, kleines Inselvolk im Kampf um das Recht, sich eine neue, eigene politische und wirtschaftliche Lebensform zu suchen.

Machado war ganz allmählich im Laufe seiner Regierung in ein den USA. ge-

nehmes Fahrwasser gekommen, und er wurde von den Nordamerikanern gestützt, weil er die wirtschaftliche Entwicklung der Insel durch sein schroffes Terrorregiment in geordneten Bahnen erhalten hatte und es so dem ausländischen Kapital ermöglicht hatte, sicher zu arbeiten. Dadurch, daß das kleine kubanische Inselvolk sich gegen diesen von den Yankees begünstigten Diktator stemmte, ihn schließlich stürzte und durch das besondere Verhältnis dieser mittelamerikanischen Republik zu den Vereinigten Staaten, kommt der nationalen Erhebung Kubas eine besondere weltpolitische Bedeutung zu.

Die nationalrevolutionären Kräfte, um die sich die Jugend scharte und denen sich auch die Armee anschloß, gaben dem Lande eine neue nationale und soziale Verfassung, führten eine Reihe von wichtigen politischen und sich vor allem gegen die Ausländer richtenden Reformen durch und errichteten gewissermaßen eine Ära des einfachen Soldaten — der heutige starke Mann Kubas ist der jetzige Kriegsminister, ein ehemaliger Sergeant. Hier erkannten die USA. zum ersten Male, daß eine überstürzte Intervention ihre Position in ganz Südamerika gefährden würde, denn die antiamerikanische Stimmung in Kuba wuchs sich lawinengleich zu einer lateinamerikanischen Demonstration gegen jede Einmischung der USA. aus.

Als dann aus dem kubanischen Revolutionschaos, das anfangs so wilde Form annahm, weil nach dem Sturze Machados revolutionäre Kräfte explosivartig emporbrachen und in Terrorakten austobten, sich allmählich festere politische Formen abzuzeichnen begannen, zeigte es sich, daß der ursprünglich auf einen innenpolitischen Gegner abgestellte Kampf einen völligen Umschwung in der kubanischen Staatsgesinnung hervorgebracht hatte und immer mehr und mehr sich auf ein rein außenpolitisches Ziel richtete.

Durch die elementare Dynamik der Revolution in Kuba nahm auch bald das außenpolitische Bild ganz Mittelamerikas andere Züge an, denen der amerikanische Staatspräsident insofern Rechnung trug, als er die Ära der „friedlichen Nachbarschaft" einleitete, wodurch das Selbstbewußtsein des Lateinamerikaners natürlich weiteren großen Auftrieb erhielt.

Ihr großes Ziel erreichte die kubanische Revolution, als Mitte 1934 Washington jenen Staatsvertrag mit der Insel abschloß, der Kuba das Joch nordamerikanischen Protektorates nahm und der kubanischen Republik die volle Souveränität zurückgab. Damit verschwand in der amerikanischen Außenpolitik auch jenes Instrument imperialistischer Methode, deren wirkungsvollster und aktivster Vertreter Theodore Roosevelt gewesen war, damit verschwand auch jener berühmte Vertrag, das „Platt Amendement", das die amerikanische Oberherrschaft über Kuba begründet hatte.

Die Entwicklung ging nun rüstig weiter. Es begann sich bald im mittelamerikanischen Raume jener Plan eines „Karibischen Blockes" abzuzeichnen, der neben den drei Antillenstaaten: Kuba, San Domingo und Haiti, auch Mexiko, die

fünf kleineren mittelamerikanischen Republiken, sowie Kolumbien und Venezuela umfassen soll. Im Zuge dieser Entwicklung kam es dann gleich nach Montevideo und mit einer offensichtlichen Spitze gegen die Vereinigten Staaten zu der Ersten Mittelamerikanischen Konferenz, die bemerkenswerterweise ohne die USA. stattfand; dort wurde ein feierlicher Kriegsächtungspakt gezeichnet, dem schließlich auch die Union mit den noch abseitsstehenden Lateinrepubliken sich anschloß. Dieser Pakt ist recht bezeichnend für den Nationalismus, von dem der ganze iberoamerikanische Raum jetzt erfüllt ist, und der schließlich auch noch die Aufgabe der Negerrepublik Haiti, die Zurückziehung der amerikanischen Besatzungstruppen aus Nikaragua, durchsetzte, was einer völligen Liquidierung des nordamerikanischen politischen Einflusses in Lateinamerika gleichzusetzen ist. Als einziger wunder Punkt bleibt heute nur noch das Kapitel Panamá zu bereinigen. Aber hier liegen die Verhältnisse außerordentlich kompliziert und werden mehr denn je beeinflußt von dem großen Sturmzentrum in der Weltpolitik: dem Stillen Ozean. *(Schluß im Oktoberheft)*

Hans Roemer:

Der karibische Raum in der Weltpolitik

Wenn wir von den Randländern des Indischen Ozeans absehen, ist in den fast fünfeinhalb Jahrhunderten, in denen die Geschicke der Alten und Neuen Welt miteinander verknüpft sind, kein Gebiet außerhalb Europas mehr als der westindisch-mittelamerikanische Raum Kampfplatz europäischer Ausdehnungsbestrebungen gewesen. Von den ersten Entdeckungsjahrzehnten bis zum Ende des 18. Jahrhunderts hat hier Spanien den im Ablauf des historischen Geschehens neuhervortretenden großen See- und Kolonialmächten die Spitze geboten — England, Frankreich und Holland. Vier Generationen konnte die spanische Krone trotz mancher Schlappen, gelegentlicher Durchbrechungen des Sklavenmonopols, Plünderungen und Brandschatzungen ihrer Stapelplätze, Beraubungen und Versenkungen ihrer Silberflotten, ihre Schlüsselstellung diesseits und jenseits Panamas fast uneingeschränkt behaupten und eine dauernde Festsetzung ihrer Feinde in diesen Breiten verhindern. Mit dem Ende der Vormachtstellung Spaniens zur See schwand die politische Alleinherrschaft auch hier unabänderlich dahin, unbesehen des mehr oder weniger ungünstigen Ausgangs der europäischen Verwicklungen und der zuzeiten starken Rivalitäten seiner Gegner in dieser oder jener kolonialen Sphäre. 1790 fielen die letzten Reste jener imposanten Demarkationsabkommen, durch die einst Spanien seine Herrschaft hatte verewigen wollen. Die im Verfolg der Französischen Revolution auftauchenden Unabhängigkeitsbestrebungen beraubten Spanien des gesamten mittel- und südamerikanischen Kontinentalbesitzes, so daß es im 19. Jahrhundert als einflußreicher Machtfaktor in diesen Zonen ausschied.

Mit einer gewissen Berechtigung darf man sagen, daß das spanische Erbe in die Hände des neuen Staates im amerikanischen Norden, der Vereinigten Staaten von Amerika, überging, nicht nur territorial gesehen, sondern auch im Hinblick auf die betont feindliche Einstellung gegen jede weitere Verbreiterung der englischen oder französischen Machtposition auf Kosten Spaniens, wie überhaupt jede Stärkung eines europäischen Staates im Bereich des Amerikanischen Mittelmeers. Schon im 18. Jahrhundert, der großen wirtschaftlichen Blütezeit Westindiens, hatte eine nicht unbeträchtliche Ablenkung des westindischen Handelsverkehrs, der bis dahin ausschließlich nach Europa gerichtet war, nach dem nordamerikanischen Festlande stattgefunden. Holz, Getreide und Fette, deren das Europäertum der tropischen Zonen bedurfte, waren schon damals im Austausch für die kolonialen Produkte von den schnell anwachsenden Siedlungen Neuenglands direkt nach Westindien gegangen und hatten die materiellen Bande, die schon früh durch den für die Tabakplantagen Virginias notwendigen Negerhandel geknüpft worden waren, kräftiger gestaltet. Mit der Errichtung der Unabhängigkeit der Union gewann die mittelamerikanisch-westindische Politik, oder wie man drüben gerne sagt, die karibische Politik, eine vorherrschende Stellung in den nordamerikanischen Außenbeziehungen. Imperialistische und pazifistische Strömungen laufen in allen Epochen ihrer Geschichte nebeneinander her. Aber immer ist der Pazifismus von der rastlos auf Ausweitung tendierenden Staatsräson überwunden worden. Von Jefferson bis Franklin D. Roosevelt geht der Ausbau der karibischen Machtstellung seine Bahnen. Die Suche nach der Grenze, nach Sicherheit und wirtschaftlichem Gewinn sind in diesem Ausdehnungsprozeß eng verbunden. Sie steigern sich gegenseitig und sind kaum jemals streng voneinander zu scheiden.

Frankreich und England haben auch durch den größten Teil des 19. Jahrhunderts ihre alten Ziele auf Schaffung eines großen Kolonialreiches um das Amerikanische Mittelmeer nicht aus dem Auge verloren. Auf dem Kongreß zu Verona (1823) übernahm Frankreich die Rolle des Exekutors der Heiligen Allianz, um mit russischer Beteiligung seine amerikanischen Pläne wieder aufzunehmen. Mit größerer Geschäftigkeit, aber geringerem Schwung und Ernst als sein Oheim, ließ der dritte Napoleon in den sechziger Jahren ähnliche Gedanken wieder aufleben, ohne mehr Erfolg zu haben. Die gefährliche europäische Lage, vor allem, veranlaßten den französischen Verzicht auf Mexiko. Zwanzig Jahre später erstarben die letzten französischen Aspirationen dieser Richtung, die Bauprojekte Lesseps für den Wasserweg vom Atlantik zum Pazifik, mit dem Konkurs der französischen Kanalgesellschaft. England hat gleichfalls, nachdem Admiral Nelson zum erstenmal in Nikaragua Fuß gefaßt hatte (1779—1781), seine wirtschaftlichen und politischen Kräfte mobil gehalten, um die künftige Wasserstraße zwischen den beiden großen Amerikas in seinen Besitz zu bringen. Nach dem Kriege von 1812—1814 verschob sich das englisch-amerikanische Kampfgebiet deutlich vom nordamerikanischen auf

den karibischen Raum, und der englisch-amerikanische Streit um den Kanal und seine Sicherungsposten wurde zum Hauptinhalt der folgenden Zeit. Die Freundschaft der beiden angelsächsischen Mächte, die das 19. Jahrhundert angeblich beherrscht haben soll, ist in Wahrheit auch in diesem Teil der Neuen Welt zu jener Zeit nicht vorhanden gewesen. Neben dem unmittelbaren Kampf um das Kanalgebiet steht der Streit um den Barrierenstaat Texas, den die Engländer als unabhängigen, sklavenfreien Baumwollstaat zu erhalten suchten. Ihr wiederholtes Eingreifen gegen die annexionistische Politik der USA. in Mexiko, die immer wiederkehrenden Versuche, Kuba in ihre Hände zu bekommen oder mindestens diese neben Puerto Rico im spanischen Besitz verbliebene Insel unter eine internationale Garantie zu stellen und sie so den Nordamerikanern zu entreißen, widerlegen diese seit reichlich einem Menschenalter bewußt betriebene Geschichtsfälschung nur zu deutlich. Ihre Aufgabe war es, eine gemeinsame angelsächsische Front in der Weltpolitik aufbauen zu helfen.

Die Amerikaner nehmen den Ruhm für sich in Anspruch, durch die Proklamation der Monroedoktrin eine zweite koloniale Aufteilung der karibischen wie auch der südamerikanischen Länder unter die alten und neuen europäischen Großmächte verhindert zu haben. Auch hier ist Wahres mit Falschem durchwoben. Sicher ist den Amerika-Plänen europäischer Kabinette schon durch das letzte Jahrhundert hindurch die Monroedoktrin manches Mal als unliebsames Hindernis entgegengetreten. Ausschlaggebend ist sie für die Bestimmung des politischen Kurses während dieses Zeitraums durchaus nicht gewesen, und die verantwortlichen amerikanischen Staatsmänner sind ihrerseits über die Unmöglichkeit der bedingungslosen Durchführung dieses Grundsatzes niemals im Zweifel gewesen. Eine einigermaßen ins Gewicht fallende Machtfülle, die allein den amerikanischen Forderungen Anerkennung verschaffen konnte, war erst ein Ergebnis der nationalen Einigung der Union im Sezessionskrieg, der auf ihn folgenden wirtschaftlichen Entfaltung und der tatsächlichen Durchdringung der bereits erworbenen Gebiete. Was vordem liegt, ist Opportunitätspolitik großen Stils, kluges Abwarten und Vorwärtstasten, erfüllt von der Hoffnung, durch geschickte diplomatische Ausnutzung der jeweiligen politischen Konstellation Erfolge erzielen zu können. So haben die Engländer in Nikaragua und Honduras, die Franzosen in Mexiko und selbst die Spanier in San Domingo im klaren Gegensatz zur Monroedoktrin Besitzerweiterungen angestrebt und teilweise erhalten, ohne daß die Vereinigten Staaten ihnen gewaltsam entgegentraten. Noch der Clayton-Bulwer-Vertrag von 1850, worin England und die Vereinigten Staaten auf weitere Eroberungen in Zentralamerika oder irgendwelche Einflußnahme zum Zwecke der Übervorteilung des Vertragspartners mit Bezug auf den Kanal und für den Fall der Erbauung des Kanals auf eine einseitige Kontrolle und eine militärische Befestigung verzichteten, war ein nicht unerheblicher Sieg der britischen Interessen um die Vorherrschaft. Wenn selbst ernsthafte größere

deutsche Amerika-Darstellungen dieses Abkommen rückblickend als den beginnenden Rückzug der Engländer aus dem amerikanischen Weltteil bezeichnen, so sind sie bereits selber ein Opfer des angelsächsischen Geschichtsmythos geworden. Erst mit dem Ende der fünfziger Jahre hielten amerikafreundliche Stimmen ihren Einzug in die englische Politik (Disraeli), die dann allerdings flutartig anwuchsen und den karibischen Gegensätzen ihre ursprüngliche Schärfe nahmen. Die politische Umwertung der Antillen- und Zentralamerikaprobleme zu dieser Zeit war nicht geboren aus einer englischen Furcht vor der realen oder fiktiven Macht des Tochterstaates, sondern resultierte in erster Linie aus der Abneigung des englischen Liberalismus gegen jede politische Herrschaft, aus der Verschiebung des Weltverkehrs und der Erschließung neuer Tropengebiete, gegenüber denen die zunehmenden wirtschaftlichen Mängel Westindiens und Zentralamerikas stark in den Vordergrund traten.

Nach der englischen Niederlage im Venezuela-Grenzstreit von 1895, in dem der amerikanische Staatssekretär Olney seinen inzwischen zum geflügelten Wort gewordenen Satz verkündete: „Gegenwärtig ist die Union praktisch souverän über diesen Kontinent", begann die englisch-amerikanische Verständigung allmählich zum allgemeineren Glaubenssatz in London und Washington zu werden. Die Verlagerung der Kräfte im Weltstaatensystem führte zur Aufgabe der „erhabenen Vereinsamung" Englands, und im Rahmen einer weiten englischen Allianz- und Ententepolitik entstand eine enger werdende Anlehnung an die Union. Sie war auf die Dauer nicht ohne Zugeständnisse zu haben, aber man hat in England nicht geahnt, daß dieser neue Kurs so bald eine gewaltige Rechnung präsentieren werde. Hatte Lord Salisbury 1895 noch die Monroedoktrin prinzipiell bestritten, so zwang ein halbes Jahrzehnt später der Burenkrieg England dazu, seine sämtlichen Ansprüche am interozeanischen Kanal preiszugeben. Die Amerikaner erhielten im Hay-Pauncefote-Vertrag (1901) nicht nur die ausschließlichen Rechte auf Besitz und Kontrolle des Kanals. Ihr Verlangen nach einer Befestigung wurde entgegen allen Einwänden Englands durchgedrückt und in der Folgezeit freimütig interpretiert. 1903 proklamierte Lord Devonshire dann mit großen Gesten, was tatsächlich bereits feststand: England erkannte die Monroedoktrin an. Das 20. Jahrhundert gehörte damit den Vereinigten Staaten. Nichtsdestoweniger ist es übertrieben, wenn man, selbst für die Jahre nach der Algeciras-Konferenz, von einer ungetrübten, herzlichen Eintracht der beiden Mächte im Amerikanischen Mittelmeer sprechen will. Die draufgängerische Politik Wilsons, auch den wirtschaftlichen Einfluß Englands zurückzudrängen, konnte mit einem gewissen Erfolg durchgeführt werden. Sie hat viel böses Blut in englischen Wirtschaftskreisen erzeugt. Auf der anderen Seite ist die Aufrechterhaltung der englischen Flottenstützpunkte (Bermuda-Jamaica), denen heute kaum noch eine wirkliche strategische Bedeutung in einem amerikanisch-englischen Streitfall zukommt, immer wieder Anlaß grundloser Be-

fürchtungen geworden. Über die zahlreichen Gerüchte, nach denen Deutschland ständig versucht haben soll, in Westindien (Jungfern-Inseln, Haiti) Fuß zu fassen, können wir hinweggehen. Deutschland hat hier niemals andere als wirtschaftliche Interessen verfolgt und alle darüber hinausgehenden Pläne bestimmter Marinekreise immer zurückgewiesen.

Aus der Fülle der Streitfragen, die die karibische Politik der Union betreffen, bedürfen einige der Klarstellung:

1. Seit Ende des Spanisch-Amerikanischen Krieges, der, wie wir gesehen haben, nicht Anfangs-, sondern höchstens Wendepunkt der nordamerikanischen Politik ist, hat keiner der maßgeblichen amerikanischen Staatsführer sich für den gelegentlich in der Öffentlichkeit auftauchenden Gedanken einer formellen Einverleibung der gesamten westindisch-mittelamerikanischen Ländergruppe eingesetzt. Die Annexion Puerto Ricos (1898) und der Kauf der früher dänischen Jungfern-inseln (1917) blieben Episoden. Selbst die Lösung dieser beiden Fragen hat man von amerikanischer Seite mehr als oft bedauert. Wenn man eine formelle Besitzergreifung dieses ganzen Ländergürtels in Europa erwartet hat, vor allem in der Zeit der amerikanischen Nachkriegsprosperität, so lag hier eine tiefgehende Verkennung der Belastungsfähigkeit des amerikanischen Staatswesens vor. Die außenpolitischen Gesichtspunkte spielten dabei eine nur untergeordnete Rolle. Keine europäische Macht — und um eine solche konnte es sich bislang immer nur handeln — würde sich wohl im Ernstfalle derartigen nordamerikanischen Wünschen entgegengestellt haben. Entscheidender war die vor allem aus handelspolitischen Gründen notwendige Rücksichtnahme auf die öffentliche Meinung Lateinamerikas. Bestimmend aber wirkten letzten Endes innerpolitische Faktoren. Die Union, die sich auch heute noch mit dem eigenen Neger- und Mulattenproblem ziemlich unbeholfen herumschlägt, scheute eine weitere Stärkung des farbigen Elements innerhalb ihres Staatsverbandes. Es wird zu oft übersehen, daß rund 90% der reichlich 35 Millionen starken Bevölkerung in den karibischen Gebieten schwarzer und indianischer Rasse mit allen möglichen Mischungen sind. Mexiko zum Beispiel, dessen Eigenstaatlichkeit zur Herstellung der nationalen Landbrücke bis zum Panamakanal zuerst hätte zerstört werden müssen, zählt von seinen 15 Mill. Einwohnern nur annähernd 1½ Mill. Weiße, reichlich 4 Mill. zum Teil noch völlig unzivilisierte Indianer und 8½ Mill. Mestizen. Die Zahl der in der karibischen Region lebenden amerikanischen Staatsangehörigen belief sich 1929 (mit Ausschluß der sich auf etwa 10000 belaufenden Truppen in Panama, Haiti und Nikaragua) auf ungefähr 27000, wovon Kuba und San Domingo allein je gut 9000 zählten.

2. Es ist in Wort und Schrift viel erörtert worden, ob es einen amerikanischen „Imperialismus" gibt oder nicht. Man mag hier und dort in den Ursachen, Methoden und Ergebnissen der amerikanischen Ausdehnungspolitik gewisse Unter-

schiede zu dem Imperialismus der europäischen Mächte aufzählen können. Im ganzen gesehen, dürften mehr bindende als trennende Momente vorhanden sein. Für die praktische Politik sind die oft mit einer erstaunlichen Beharrlichkeit und Tatsachenverdrehung überladenen amerikanischen Angriffe auf den europäischen Imperialismus jedenfalls völlig belanglos. Ob man die außerhalb der nordamerikanischen Staatsgrenzen liegenden Gebiete Dependencies, Protectorates, souveräne Staaten oder Kolonien nennt, hat wenig zu bedeuten. Ausschlaggebend ist vielmehr, daß sie, wie die europäischen Besitzungen ihrem Mutterland, dem Willen und auch der Willkür der Washingtoner Regierung oder der New-Yorker Hochfinanz unterworfen sind.

3. Humanitäre, wirtschaftliche und strategische Überlegungen liegen der karibischen Politik Nordamerikas zugrunde. Es mögen Meinungsverschiedenheiten hinsichtlich der Wahrhaftigkeit ethischer Triebkräfte in der Politik im allgemeinen und der der Vereinigten Staaten im besonderen bestehen. Wer die amerikanische politische Ideologie in ihrer geschichtsbildenden Kraft bei der amerikanischen Expansion genauer kennt, wird ihr einen nicht unerheblichen Anteil zubilligen. Daran ändern auch die immer zahlreicher werdenden marktschreierischen amerikanischen Feststellungen gegenteiligen Inhalts nichts, wie etwa, daß die Monroedoktrin ausschließlich das Wohl der Vereinigten Staaten ins Auge gefaßt habe. Aber kein Zweifel ist je darüber vorhanden gewesen, daß sie nicht die eigentlich auschlaggebenden Kräfte gewesen sind. Sie sind vielmehr in wirtschaftlichen und strategischen Notwendigkeiten zu suchen. Für die Befriedigung der Bedürfnisse einer ständig wachsenden Bevölkerung mit hohem Lebensstandard war und ist die Union auf die Zufuhr tropischer Produkte angewiesen. Es war nur zu natürlich, daß die amerikanische Wirtschaft dabei über die Staatsgrenzen hinaustrat und sich ein neues Tätigkeitsfeld eroberte. Amerikanischer Finanzimperialismus und seine unerquickliche Begleiterscheinung, die Dollardiplomatie, sind so allbekannte Worte geworden. Sie bestehen zu Recht, und keiner wird sie hinwegdeuten können. Wer indessen gerade die europäischen und gewisse brasilianische Studien über die lateinamerikanische Politik überprüft, dem will es erscheinen, daß den wirtschaftlichen Momenten eine zu überragende Bedeutung zugeschrieben wird. Es sind vage Konstruktionen, wenn man etwa behauptet, daß das Vordringen der USA. ausschließlich „Business" und nicht „Politik" gewesen ist. Im Rahmen der karibischen Politik der Vereinigten Staaten steht schon lange, bevor überhaupt ein arbeitsfähiges und nach Betätigung suchendes amerikanisches Finanzkapital vorhanden ist, der Gedanke der strategischen Sicherung der Südflanke der Union. Er ist auch in der neuesten Geschichte immer wieder erkennbar. Wie die englische Suezkanalpolitik mit richtunggebend für die englische Politik im Mittelmeer, dem östlichen vorderen Orient und dem Westen Afrikas gewesen ist, so hat auch die Panamakanalpolitik in vielen Fällen erst die Wirtschaft nach sich gezogen.

4. Die amerikanischen Wirtschaftskreise sind mit dem State Department eng verbunden. Es ist selbstverständlich, daß eine gute Diplomatie auch den Ausbau der nationalen Wirtschaftsinteressen zu fördern hat, und Wirtschaft und Diplomatie arbeiten wohl, vielleicht mit Ausnahme von Frankreich, in keinem Lande der Welt so eng zusammen wie in den Vereinigten Staaten. Aber noch sollen die Beweise erbracht werden, daß das State Department nichts anderes gewesen ist als ein allzeit williger Vorspann bestimmter amerikanischer Wirtschaftsinteressen. Selbst Theodore Roosevelt kann in dem berüchtigten Panamafall vom Jahre 1903 ein solcher Vorwurf nicht gemacht werden. Auch die Wirtschaftspolitik Tafts und Knox' hat überall ihre tieferen politischen Berechtigungen und hat niemals Formen angenommen, wo sie den gesamtnationalen Interessen Schaden oder Abbruch tat. Wer wollte etwa, um ein weiteres Beispiel hinzuzufügen, behaupten, daß Bryan in seinem komisch-grandiosen Haß gegen alle amerikanischen Finanzleute den Bryan-Chamorro-Vertrag von Nikaragua (1916) erzwungen oder Wilson aus Verehrung für die First National City Bank of New York 1915 die Besetzung Haitis vollzogen habe?

Während der ersten drei Jahrzehnte unseres Jahrhunderts haben die Nordamerikaner ihre Stellung ständig vorgetrieben. Ruhe und Ordnung für eine ungehinderte Wirtschaftsentfaltung und Sicherung des interozeanischen Kanals sind weiterhin die tragenden Momente gewesen.

Neben den Annexionen (Porto Rico, Jungferninseln) steht ein ganzes System vertraglicher Rechte: Pachtungen ganzer Zonen und einzelner Plätze (Panamakanalzone, Nikaragua-Kanal-Wegerecht, Große und Kleine Mais-Inseln, Flottenstützpunkte von Bahía Honda, Guantánamo, Fonseca), Sicherungen gegen Gebietserwerbungen anderer Mächte (Verträge mit Kuba, Haiti, San Domingo — in den beiden letzteren Fällen handelt es sich vor allem um die sehr fragwürdigen Flottenstützpunkte Kap Haiti und Sámana-Bay), Interventionsrechte zur Aufrechterhaltung der staatlichen Unabhängigkeit (Kuba, Haiti), Interventionsrechte zur Aufrechterhaltung der inneren Ordnung (Kuba, Haiti, Panama, San Domingo); dazu kommen verschiedenste Formen von Finanzhoheiten: Verbot des Eingehens neuer öffentlicher Schulden ohne die Einwilligung der Union (Kuba, Haiti, San Domingo), Verbot der Herabsetzung der Zoll- und Steuereinnahmen ohne nordamerikanische Billigung (Haiti, San Domingo), Kontrolle der gesamten Finanzen (Haiti, Panama), Zolleinnahmekontrolle (Haiti, San Domingo, durch private Bankenverträge in San Salvador und Honduras); militärische Rechte existieren in der Form der Umwandlung der ständigen Heere zu kleinen Polizeitruppen (Haiti, Nikaragua, San Domingo), die von nordamerikanischen Offizieren geleitet werden. Wo man sich nordamerikanischerseits nicht auf die „Heiligkeit von Verträgen" berufen konnte, wirkten die Monroedoktrin und der „Grundsatz des Schutzes nationaler Bürger im Ausland" als weitere latente Sicherheitsfaktoren. Daneben standen

die Investierungen amerikanischen Kapitals und der, durch eine von den Amerikanern künstlich gezüchtete Monokultur, in rasendem Tempo angestiegene Außenhandel der Länder südlich des Rio Grande, der diese Länder auf Gedeih und Verderb in der Abhängigkeit der USA. hielt.

Nordamerikanische Investierungen im Karibischen Raum
(Stand vom 1. Januar 1932)

	Direkte Investierungen $	Portfolio Investierungen $	Gesamt-Investierungen $
Costa Rica	22 166 000	9 400 000	31 566 000
Kuba	1 026 314 500	206 320 500	1 232 635 000
Dominikanische Republik	69 322 000	19 684 000	89 006 000
Guatemala	69 979 000	4 775 000	74 754 000
Haiti	14 191 000	16 015 000	30 206 000
Honduras	71 485 000	1 250 000	72 735 000
Mexiko	725 063 900	162 296 300	887 360 200
Nikaragua	13 002 000	2 646 700	15 648 700
Panama	28 584 000	19 866 000	48 450 000
Salvador	29 466 000	12 880 300	42 346 300
Rest	60 000 000	—	60 000 000
Gesamtes Westindien und Mittelamerika	2 129 573 400	455 133 800	2 584 707 200
Gesamtes Lateinamerika	3 661 429 750	2 141 346 700	5 802 776 450

Schon in der Hoover-Administration, aber vor allem seitdem die Demokratische Partei mit Franklin D. Roosevelt an der Spitze die politischen Geschäfte der Union führt, sind in der karibischen Politik einzelne Wandlungen zu verzeichnen, die in der Tagespresse eine weit über ihre Bedeutung hinausgehende Bewertung gefunden haben. Wir gehören nicht zu denen, die glauben, daß die Good-Neighbour-Policy einem grundsätzlichen Wandel der karibischen Politik der USA. gleichkommt oder auch nur diesen einleitet. Roosevelt hat sicher sehr viel von dem weltbeglückenden Idealismus, der einst seinen Vorgänger Wilson beseelte, aber er hat sich von ihm nicht berauschen lassen, und man wird ihm zubilligen müssen, daß er in der karibischen Politik einen starken Sinn für die politischen Realitäten entwickelt hat. Roosevelt hat den Mut gehabt, was seit Jahren von genauen Kennern dieses Problemkreises unermüdlich gefordert wurde, die überlebten Methoden in der Washingtoner Politik südlich des Rio Grande und Key West abzustoßen, nicht nur weil sie sich als unrentabel erwiesen hatten, sondern auch, weil man durch diese Geste hoffte, verlorene Sympathien vor allem auf wirtschaftlichem Gebiet wiederzugewinnen. Wie stark diese yankeefeindlichen Stimmungen angewachsen waren, beweisen am besten der Südamerikanische Nichtangriffspakt, der eindeutig gegen die USA. gerichtet war, die bewußte Schwenkung einzelner südamerikanischer Staaten nach Genf, zu einem gewissen Grade auch das riesige Anwachsen der japanischen Handelsinteressen auf den Antillen und in Mittelamerika. Roosevelt hat der Herausbildung einer Balance of Power und dem schwindenden Auslands-

export auf dem amerikanischen Kontinent zu begegnen gewußt. Vielleicht hat auch die kommunistische Welle, die im Augenblick über Mexiko und Kuba dahinbraust, ihn zu dieser Reserve mitbestimmt.

Die Monroedoktrin ist neu definiert worden als ein politischer Grundsatz, der allein für das Verhältnis Europa-Amerika Bedeutung hat und für die interamerikanischen Beziehungen gegenstandslos ist. Ein bislang allerdings nicht überall in seiner Tragweite erkennbarer Schönheitsfehler dieser Neuformulierung ist es, daß an die Stelle der amerikanischen Monroe- (Roosevelt-) Doktrin ein unbestimmtes Selbstverteidigungsrecht getreten ist, das die Amerikaner jederzeit in den Stand setzt, ihre traditionellen Hegemonieansprüche wieder geltend zu machen.

Wichtiger aber ist der ausdrückliche Verzicht auf ein einseitiges Interventionsrecht der Vereinigten Staaten in den ibero-amerikanischen Staaten, der auf der Panamerikanischen Konferenz in Montevideo im Dezember 1933 angekündigt wurde und dann im Laufe des letzten Jahres Rechtskraft erhielt. Im Mai 1934 ist das viel kritisierte Platt-Amendment mit Kuba gefallen. Bahía Honda, das von den Amerikanern niemals als Flottenstützpunkt ausgebaut wurde, ist zurückgegeben worden, da die Florida Straits von Key West aus beherrscht werden können. Neue Handelsabkommen sind abgeschlossen worden, bei denen Kuba zum erstenmal als freier Staat auftreten durfte. Im August 1934 wurden die amerikanischen Truppen und die amerikanischen Offiziere der Nationalgarde aus Haiti zurückgezogen. Die in die Millionen gehenden Interventionskosten wurden damit im Augenblick gespart, und den großen Schwesterrepubliken ist freigestellt, sich an etwa künftig notwendig werdenden Interventionen zu beteiligen. Den saumseligen Schuldnern ist man von Washington mit nie gekannter Rücksichtnahme entgegengetreten. Die Pläne für den Bau eines zweiten interozeanischen Kanals sind für den Augenblick in die Versenkung verschwunden, und der Dollardiplomatie sind die Flügel etwas beschnitten worden. Die Übernahme der westindischen Besitzungen Englands und Frankreichs durch die Union unter Anrechnung auf die interalliierten Schulden ist entfernter denn je. Damit aber ist die Politik des „New Deal" gegenüber Lateinamerika erschöpft. Sie rückt ab von dem gelegentlich resoluten Zupacken der Vorjahre und bewegt sich noch vorsichtiger und zurückhaltender als bisher in den alten Bahnen der Interessensphärenpolitik, ohne irgendwelche wesentlichen Belange zu opfern, ja, man wird froh sein, ein weiteres Stück des Annexionsimperialismus zu Grabe getragen zu haben. Aber gerade wenn man den Rückzug der USA. vor Japan in Betracht zieht, der den Verlust des Fernen Ostens für Amerika bedeutet, wird früher oder später ein neuer kommerzimperialistischer Vormarsch nach Süden deutlich werden müssen, sind doch auch den Vereinigten Staaten die imperialistischen Bahnen vorgezeichnet.

SCHRIFTTUM: Crokaert, J.: La Méditerrannée Américaine. Paris 1927. — Drascher, W.: Das wirtschaftliche Vordringen der Vereinigten Staaten im Amerikanischen Mittelmeer. Ham-

burg 1920. — Hill, Howard C.: Roosevelt and the Caribbean. Chicago 1927. — Jones, Chester L.: Caribbean Interests and the United States. New York 1927. — Jones, Ch. L., H. K. Norton and P. T. Moon: The United States and the Caribbean. Chicago, London 1929. — Kimpen, Emil: Die Ausbreitungspolitik der Vereinigten Staaten von Amerika. Berlin, Stuttgart 1923. — Latané, John H.: The United States and Latin America. Garden City, New York 1920. — Miller, H. G.: The Isthmian Highway. A Review of the Problems of the Caribbean. London 1929. — Munro, Dana G.: Five Republics of Central America. New York 1918. —Munro, D. G.: The United States and the Caribbean Area. New York 1934. — Nearing, Scott, und Edgar Freeman: Dollar-Diplomatie. Eine Studie über amerikanischen Imperialismus. Berlin 1927. — Newton, Arthur P.: The European Nations in the West Indies. London 1933. — Normano, J. F.: The Struggle for South America. Boston 1931. — Robertson, W. S.: Hispanic American Relations with the United States. New York 1923. — Roemer, Hans: Strukturwandel der nordamerikanischen Ibero-Amerika-Politik 1928—1934. Ibero-Amerikanisches Archiv VIII/3 (1934), S. 231—259. — Rollin, Léon: Sous le signe de Monroe. Autour de la Méditerrannée Américaine. Paris 1930. — Viallate, A.: Economic Imperialism and International Relations. New York 1923.

Adams, E. D.: British Interests and Activities in Texas. Baltimore 1910. — Mommsen, Wolfgang: Die letzte Phase des britischen Imperialismus auf dem amerikanischen Kontinent. Leipzig 1933. — Perkins, Dexter: The Monroe-Doctrine 1826—1867. Baltimore 1933. — Rippy, J. F.: Rivalry of the United States and Great Britain over Latin America. 1808—1830. Baltimore, Oxford 1930. — Williams, M. W.: Anglo-American Isthmian Diplomacy 1815—1915. London 1916.

Callahan, James M.: American Foreign Policy in Mexican Relations. New York 1932. — Rippy, J. F.: The United States and Mexico 1821—1924. New York 1926. — Roemer, Hans: Amerikanische Interessen- und Prinzipienpolitik in Mexiko 1910—1914. Hamburg 1929. — Turlington, Edgar: Mexico and Her Foreign Creditors. New York 1930. — Vagts, Alfred: Mexico, Europa und Amerika. Eine wirtschaftsdiplomatische Untersuchung. Berlin 1928.

Beals, Carleton: The Crime of Cuba. Philadelphia 1933. — Fabre-Luce, A.: Révolution à Cuba. Paris 1934. — Jenks, Leland H.: Our Cuban Colony. A Study in Sugar. New York 1928. — Guggenheim, H. F.: The United States and Cuba. New York 1934. — Schweyer, Alberto L.: Como cayó el Presidente Machado. Madrid 1934. — Wright, Philip G.: The Cuban Situation and Our Treaty Relations. Washington 1931.

Cox, I. J.: The United States and Nicaragua 1909—1927. Boston 1927. — Denny, H. N.: Dollars for Bullets. A Story of American Rule in Nicaragua. New York 1929. — Stimson, Henry F.: American Policy in Nicaragua. New York 1927.

Aimé, A. F.: Haitian Directory. New York 1933. — Beauvoir, V.: Le Contrôle Financier du Gouvernement des Etats-Unis sur la République d'Haïti. Paris 1930. — Davis, H. P.: Black Democracy. New York 1928. — Millspaugh, A. C.: Haiti under American Control. Boston 1931. — Roemer, Hans: Die Vereinigten Staaten und Haiti. Ztschr. f. Geopolitik X/3 (1933), S. 141—149.

Knight, Melvin M.: The Americans in Santo Domingo. New York 1928. — Urẽna, Max H.: Los Yanquis en la Santo Domingo. La verdad de los hechos comprobada por datos y documentos officiales. Madrid 1929. — Welles, Sumner: Naboth's Vineyard. The Dominican Republic 1844—1924. New York 1928.

Clark, V.: Porto Rico and Its Problems. Washington 1930.

Tansill, Charles C.: The Purchase of the Danish West Indies. Baltimore 1932.

ALBRECHT HAUSHOFER:

Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Während in den Berichten über die Tätigkeit des Völkerbundes hohe Töne der Freude über das Ende des Chacokrieges klingen — an dem der Völkerbund selbst keinerlei Verdienst hat — sprengt der italienisch-abessinische Konflikt die überkommenen Formen englischer Ministerferien: nicht umsonst ist in der Presse daran erinnert worden, daß in diesem Jahrhundert erst einmal im August eine britische Kabinettssitzung stattgefunden hat. Das war 1914. Der drohende Krieg in Ostafrika hat das britische Kabinett und außerdem wichtige Führer des Empire im August 1935 nach London gerufen. Wichtiger noch als die Kabinettssitzung sind einige Tatsachen, die entweder überhaupt nicht oder an verstecktester Stelle in den Zeitungen stehen: Verstärkung der Truppen in Palästina und in der Suezzone; Einberufung der Reserven; Verschiffung indischer Truppen nach Aden, britisch-ägyptischer in den Sudan an die Kassalalinie; intensivste Arbeit an den neuen Flottenstützpunkten Haifa — mit der Nähe mesopotamischen Öls in neuer Leitung — und Zypern; Verstärkung der Mittelmeerflotte durch ausgewählte Einheiten der Home Fleet; Vermehrung der Luftstreitkräfte in Malta und Gibraltar. Das alles in wenigen Wochen, in größter Stille. Dazwischen vorsichtige, fast milde Worte, zwischen denen allein das böse Wort Sanktionen — freilich passive, nicht aktive! — an die Wirklichkeit erinnert. Als Begleitmusik gute und richtige Statistik, die daran erinnert, daß Italien zwar selbstverständlich eine souveräne Großmacht sei, aber des für eine selbständige Politik auf die Dauer unerläßlichen Vorrats an Eisen, Kohle, Öl und Kupfer, an Gummi und Baumwolle völlig ermangle.

Es mag sein, daß der Spätsommer 1935 doch noch zu jenen seltsamen Perioden zählen wird, wo eine Krise, die schon ohne Ausweg schien, im Sande verrinnt — vergleichbar jenen zahlreichen Marokko- und Balkankrisen aus dem Jahrzehnt vor 1914, die jedesmal unmittelbar zu einer großen Explosion zu führen schienen, und dennoch friedlich ausliefen —; wir müssen gestehen, daß wir uns einen solchen Ausgang schwer vorstellen können. Italien kann in Ostafrika ohne schwersten Verlust an „Gesicht" nicht zurück; Abessinien wird sich nicht selbst aufgeben; und das britische Weltreich bezieht schweigsam, aber sicher eine Stellung, in der es höchst gefährlich wäre, zu bluffen, und nicht minder gefährlich, romanischen Bluff zu dulden. Ein aus der Tiefe von Volks- und Rassenpsychologie her verständliches Mißverstehen der beiderseitigen Sprache mag England und Italien in die jetzige Lage gebracht haben. Aber diese Lage ist doch so, daß es höchst nötig ist, die Geopolitik des Mittelmeers unter militärischen Gesichtspunkten zu betrachten...

Mussolini hat wohl geglaubt, daß er auf dem Marsch nach Addis Abeba — der französischen Unterstützung seit dem 7. Januar gewiß — einem ernsten englischen

Widerstand nicht begegnen werde. Die seltsame Verquickung pazifistischer Völkerbundsideologie mit realen Weltreichs-Interessen hat ihn vielleicht zu spät erkennen lassen, daß England den gleichen Vorgang, den es in Ostasien stillschweigend geschehen ließ, auf der Verbindungslinie nach Indien nicht geschehen lassen werde. Japan hat eine gewaltsame Operation am territorialen Besitzstand der Welt an einer Stelle vorgenommen, an denen zwar britische (und amerikanische) Interessen verletzt wurden; aber keine lebenswichtigen. England konnte ohne großen Schaden aus der Mandschurei zurückweichen, es kann sich aus dem japanisch gewordenen Nordchina langsam zurückziehen; es kann sogar seine Yangtsestellung, vielleicht im Lauf eines Menschenalters selbst Hongkong opfern. Kämpfen müßte das Britische Reich erst um den Raum von Singapore, der sich freilich bei den heutigen Flugentfernungen bis Hongkong und Manila erstreckt. — Italien aber hat sich als Operationsfeld für das zweite Mandschukuo einen Raum gesucht, an dem die Hauptschlagader des Empire unmittelbar vorbeiführt. England zeigt, daß es nicht gewillt ist, untätig zuzusehen, wie unberechenbare Störungen am Gleichgewicht Afrikas und des indischen Bereichs verübt werden. England wird Mussolinis Gegner sein. Es fragt sich nur, welche Formen diese Gegnerschaft annehmen wird. Dieser Formen sind viele. Es gibt Stellen in England, die der Meinung sind, daß eine lässige Handhabung des Waffenlieferungsverbotes an Abessinien, verbunden mit praktischer Kredit- und Rohstoffsperre gegen Italien, genügen werde, um den abessinischen Konflikt zwar nicht zu verhindern, aber so zu gestalten, daß Italien nicht durchhalten und zu dem jetzt verschmähten Kompromiß sich bereitfinden werde, sobald ein Prestigegewinn gesichert sei. Andere Stellen sind der Meinung, daß eine geglückte Rache für Adua den italienischen Landhunger nur steigern werde; darum seien strenge Maßregeln von vornherein nötig. Wie man dann Sanktionen vermeiden will, ist schwer zu sehen; und es bedarf eines besonders gekühlten juristischen Kopfes, um den Unterschied zwischen Sanktionen und offenen Feindseligkeiten länger als einige Wochen wirksam zu halten. So gewinnt denn das Mittelmeer ein neues Gesicht. Die entscheidende Frage ist nicht mehr die: kann es von England offengehalten werden? Sondern die andere: kann es von England verriegelt werden? Solange man allein die erste Frage sah, war Malta der beherrschende Punkt. Wir haben schon früher darauf hingewiesen, daß die englische Admiralität seit Jahren gesehen hat, daß Malta den modernen Anforderungen nicht mehr genügt, und zwar in doppeltem Sinn. Die Wege zwischen Sizilien und Afrika sind für heutige Flugentfernungen so schmal, daß sie auch mit Hilfe von Malta im Fall eines Mittelmeerkrieges gegen den Willen Italiens oder Frankreichs nicht mehr offengehalten werden können, und Malta selbst — vielmehr der Kriegshafen von La Valetta — ist zwar ein wundervoller Hafen für schwere Schiffe, solang es keine Flugzeuge gibt; aber eine ausgesprochene Mausefalle, sobald man Luftangriffe zu fürchten hat. Darum hat Malta für England

stark an Wert verloren; die Stärke der englischen Mittelmeerstellung ruht heute im Osten auf der breiten Landbasis von Palästina, der Suezkanalzone und Ägypten, mit dem kostbaren Inselvorposten von Zypern im Norden; im Westen auf Gibraltar, dessen offene Reede und großer Hafeneingang ganz andere Bewegungsmöglichkeiten geben, als die engen Naturbuchten von Malta, und dessen Sicherheit gegen Luftangriffe durch seine tiefen artilleristischen Felsenstellungen unvergleichbar ist. Kommt es also dazu, daß England „passive" Zwangsmaßnahmen gegen Italien in die Wege leiten muß, dann steht Italien vor der schwerwiegenden Frage, ob es den Versuch wagen kann, den Suezkanal oder die Straße von Gibraltar zu forcieren. Mit einem maltesischen Anfangserfolg — selbst wenn er gelänge — wäre wenig gewonnen.

Wir wiederholen noch einmal: es ist noch immer möglich, daß auch diesmal noch ein Kompromiß gelingt; aber wir sehen doch ein solches Maß von explosiven Möglichkeiten im italienisch-abessinischen Bereich gegeben, daß uns eine so eingehende Betrachtung selbst militärischer Möglichkeiten nötig schien. Wir möchten sogar auf ein weiteres Problem jetzt schon aufmerksam machen, das eine schnelle und unerwartete Bedeutung gewinnen kann: die Meerengenfrage (Bosporus und Dardanellen). Man braucht nur an die Möglichkeit der Versorgung Italiens mit russischem Erdöl zu denken.

Jedenfalls ist gewiß, daß die führenden Mächte des Völkerbundes — auch Frankreich und Rußland, die am liebsten jede Stellungnahme vermieden — zu schweren Entscheidungen gezwungen sind; Entscheidungen, die nach Europa zurückwirken und völlig veränderte Verhältnisse zwischen den Völkern und Staaten schon in wenigen Monaten herstellen könnten.

Gegenüber diesen großen Fragen verschwindet alles, was an kleineuropäischen Einzelproblemen aktuell geworden oder geblieben ist: Das Schwanken und schließliche Festlegen der Kleinen Entente in der Habsburgerfrage, durch die ein neuer Vorstoß Italiens im Donaugebiet abgebogen worden ist; die verschärfte Spannung zwischen Polen und der Tschechoslowakei wegen des Teschener Polentums; innere Spannungen in Bulgarien; ein schnell mißglückter Umsturzversuch in Albanien; das Hin und Her in der griechischen Königsfrage; spanische Reorganisationsgesetze, durch die z. B. die Landreform stark verlangsamt wird; innere Krisen in Holland; selbst Vorgänge in der Schweiz, wie die Förderung der irredentistischen Adulabewegung in Tessin durch italienische Amtsstellen (wodurch zum mindesten die in der österreichischen Einmischungs- oder Nichteinmischungsfrage so selbstgewissen Schweizer Zeitungen an die Fragwürdigkeit schöner Formulierungen erinnert worden sein könnten). All das steht im Hintergrund, solange das östliche Mittelmeer ein möglicher Kriegsherd ist; mehr als eine dieser Fragen — vor allem die südslawische und österreichische — aber hat das Zeug in sich, explosiv zu werden, sollte der abessinische Krieg wider alles Erwarten vermieden werden. Die Notwendigkeit einer

konstruktiven Friedenspolitik in Europa wächst von Tag zu Tag, von Monat zu Monat. Vielleicht kommt einmal auch in London und Paris die Erkenntnis, daß sie nur mit dem Deutschen Reich, nicht gegen das Deutsche Reich gemacht werden kann. Dann wäre das deutsch-englische Flottenabkommen, so bedeutsam es schon für sich allein ist, nur der Anfang zu einem größeren Werk.

Wie sehr Europa der Einigkeit bedarf, daran erinnerte der Kominternkongreß in Moskau: und jene außerordentlich scharfe Note der Washingtoner Regierung, mit der sie sich jede weitere Einmischung der Russen in die inneren Verhältnisse Amerikas verbittet, selbst unter Androhung des Abbruchs der Beziehungen, ist eine deutliche Mahnung für europäische Staaten, die sich Langmut und Gleichgültigkeit gegenüber östlicher Raumübermacht noch viel weniger leisten können, als die Vereinigten Staaten. In Amerika ist es freilich der Fehler von dreißig Jahren ungeregelter Einwanderungspolitik, der sich jetzt rächt; es war ein Versuch am untauglichen Objekt, wenn man glaubte, aus Ost- und Südeuropäern, aus Syriern, aus Ostjuden geeignete Mitträger eines angelsächsischen Kultur- und Machtbereichs zu machen. Heute sind Städte wie New York, selbst wie Boston (das einmal Puritanerzentrum war, heute völlig überfremdet ist), nicht mehr Kraftträger amerikanischer Tradition, sondern Gefahrenquellen erster Ordnung, gegen die das Altamerikanertum einen schweren Kampf zu führen hat; und die Verbindung radikaler Elemente aus New York mit der schwarzen Bevölkerung der Südstaaten kann in der Zukunft zu recht gefährlichen Entwicklungen führen. So versteht man die schroffe Warnung Roosevelts an Moskau, und wundert sich höchstens, daß sie nicht früher kam. Japan wird die amerikanisch-russische Entfremdung mit Freude begrüßen...

KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum

Zwei Fragen von großer geopolitischer Tragweite für den ganzen indopazifischen Raum sind im Sommer 1935 erneut zur Aussprache (Debatte) aufgeworfen worden:

1. Die Frage, wie sich die großen Kontinentalvölker, namentlich Chinesen und Inder, zu dem klar und scharf verkündeten japanischen Führungsanspruch beim Schlachtruf: „Asien für die Asiaten" stellen, und welche Rückwirkung diese Haltung auf die Kolonialmächte alten Stils und neuen Stils, dann die panasiatische Taktik der Sowjetbünde hat, und

2. die Frage: ob man Machtmittelpunkte, die in erdbebengefährdeten und sonst auf den Bahnen von vulkanischen, Hochwasserkatastrophen usw. gelegen sind, nach

Zusammenbrüchen wieder aufbauen solle, wenn auch natürlich unter Wahrung aller technischen Neuerungen, oder ob man sich warnen lassen und sie anderswohin verlegen solle.

Die erste Frage wurde neu belebt durch das Vorgehen der Japaner in Nordchina, die chinesische und indische Kritik dazu, das sichtliche Zurückziehen der Nordamerikaner aus dem Sturmfeld, dem sie die Philippinen binnen zehn Jahren überlassen zu wollen erklärten, das Sammeln der roten Streitkräfte in China binnenwärts und ihre Kraftsammlung auf Sinkiang durch die Sowjets. Die zweite wurde brennend durch den Zusammenbruch und Wiederaufbau von Quetta, das Shizuoka-Nagoya-Beben in Japan, das Wiederaufleben der Krakatau-Tätigkeit und die Panik darüber in Java.

Infolge japanischen Vorgehens in Nordchina brach in China und Indien ein Schwall von Feindseligkeit los, für den Aufsätze bezeichnend sind, wie „Peculiar japanese characteristics" (The People's Tribune; Shanghai, Juni 1935, S. 369), anknüpfend an H. E. Wildes Schmähbuch: „Japan in crisis", aus dem die gehässigsten Beispiele ausgehoben werden und mit der Scharfsicht genauer Nahbeobachtung erörtert sind, oder „Japans bid for sea power", nach dem „Melbourne Herold" in Amrita Bazar Patrika erläutert (14. 6. 1935 [„most powerful offensive force in the world"]), dieses wenigstens voll Achtung für den Bushido-Geist der japanischen Seemacht; und andere ungünstige Artikel über Nordchinas Vergewaltigung.

Auch in der Frage: „Trotz oder Ausweichen gegenüber Katastrophengefahrlagen" stehen Indien und Japan auf verschiedenem Standpunkt. Während die kurzen Anwandlungen, Yokohama als Hauptseidenausfuhrhafen aufzugeben, sich in Japan trotz dem 1. Sept. 1923 schnell verflüchtigten, schwebten über die Frage des Auflassens oder Wiederaufbaues von Quetta doch sehr ernste Erwägungen. Sie spiegeln sich wieder, z. B. in „Future of Quetta" (Amrita Bazar Patrika, 11. 6. 1935), wo die Frage Neubau an der alten Stelle oder an sicherem Ort eher zugunsten einer Neuanlage behandelt wird. Aber es ist eben der ungeheure Lagenwert von Quetta als Drohfigur fast gleich weit von der afghanischen und persischen Grenze, als Ausfallpforte und Sperriegel, der immer wieder Anziehung übt. Andererseits handelt es sich um einen Gefahrraum von weiter Gaugröße (210 km lang und 36—40 km breit), nicht nur um eine gefährdete Stadtlage, wie etwa um Vesuv, Ätna oder Krakatau, wo mehr die Flutwellen drohen, als die vulkanische Zerstörung in der Sundastraße selbst.

Zwei grundverschiedene Auswirkungen des seit dem Bihar-Beben vom 15. 1. 1934, mit seiner ungünstigen kosmischen Konstellation, so schnell wiedergekehrten Erdbebenschrecks für Indien bezeichnen etwa das zweibändige Buch von J. Baksi: „Earthquake and design of structures in the disturbed area." 19. Cantonment, Calcutta, C. Baksi, eine Auswahlzusammenstellung über praktische Erfahrungen mit

ausgesprochen statischem Zug, wobei die dynamische Seite der Erdbebenbewegung wenig berücksichtigt wird; und die Zuschrift von Dr. Bh. Satyanarayana Rao (Masulipatam) an die „Amrita Bazar Patrika (9. 6. 1935): „Earthquakes and cosmic influence." Liebhaber astrologischer Zusammenhänge mögen diese Auseinandersetzung zwischen Seismologie und Astrologie mit Nutzen lesen, zumal zugegeben werden muß, daß die Seismologen bisher wenig Glück mit positiver Erdbebenwarnung gehabt haben, während ich allerdings einem Nürnberger Erdbebenforscher bezeugen muß, daß er mehrere Wochen zuvor vor dem Kwanto-Erdbeben gewarnt hat, das er auf den Tag vorhersagte. Ähnliches weist der Inder für das Kumana-Beben vom 15. 7. 1853 (Morrison u. Pearce), das zentralamerikanische vom 8. 5. 1883 (Pearce) nach.

Das Wiederaufleben der „Mandats"-Fragen durch die italienische Mandatsforderung über Äthiopien (u. a. Y. M. Goblet: „Le conflit Italo-Éthiopien", „Temps", 12. 7. 1895) belebte natürlich auch Betrachtungen über: „Das in den Mandatsinseln auferstehende äquatoriale Japan." (Equatorial Japan rising in the mandated islands; „Transpacific", 20. 6. 1935, Willard Price.)

Das Wesentliche an Einsichten dieses jüngst zurückgekehrten Besuchers aus der japanischen Südsee (Nan-Yo) ist das Emporschnellen der japanischen Einwanderungszahl in den letzten zwei Jahren von 19835 auf 40215 (Ende 1934), während die Eingeborenenzahl im allgemeinen stehenbleibt, eher zurücksinkt (50000). Höchstgrenze der Besiedlung für zusätzliche japanische Bauern wird von Awano auf etwa 100000 geschätzt, zu denen aber die meerernährte Bevölkerung hinzukommt. Während Spanier und nach ihnen Deutsche nur in einer dünnen Herrenschicht auf den Inseln vertreten waren, haben die Japaner sie tatsächlich bevölkerungspolitisch durchdrungen; sie erheben nun die Frage: „Wer kann ohne eine vernichtende Niederlage des Mutterlandes 40000 Japaner, demnächst eine japanische Mehrheit dieser Inselgruppen, kaufen?" — wie das noch Ende des 19. Jahrhunderts für Marianen, Karolinen wie Palau-Inseln möglich war.

„So scheinen die Götter der Geburtenhäufigkeit und Wanderung ohne jede Rücksicht auf die Sprüche menschlicher Kanzleien Japan ein Dauermandat in der Südsee gegeben zu haben." So Willard Price — trotzdem er zugibt, daß die Lebenshaltungskosten die Japans um das Doppelte überschreiten.

Selbst wenn heute der japanische Zustrom abgeschnitten würde: bei einem natürlichen Zuwachs der Japaner von 1239 im Jahr, einem Absinken der Kanaken um 75 (1934: 1714 Geburten gegen 475 Todesfälle der Japaner, 1562 Geburten gegen 1637 Todesfälle der Kanaken) kann man sich ja das Umwandlungstempo ausrechnen. Die japanische Bevölkerung des Stützpunktes Truk hat sich in zwei Jahren, die von Ponape in einem Jahr verdoppelt! Truk hat heute eine Wohndichte von 124 je Quadratkilometer! Auf Palau waren zum Betrieb 15 Deutsche; heute sind 5565 Japaner auf dem gleichen Raum. Für Schulwesen wird etwa das Vierfache der

ganzen Steueraufkommen der Inseln aufgewendet; aber man weiß warum. Natürlich ist der Besuch ungleich, beträgt in Yap 98%, in Truk mit seinen 245 Inselchen nur 50. („Schulgang im Kanu über Meilen stürmischer Lagunen hinweg hat seine Schwierigkeiten".)

Die japanische Sprache dringt reißend vor. Die isolierten Inseldialekte faßten für Palau etwa 6000 Worte, für Truk 3000, für Yap nur 1000 (?) gegen die mehr als 300000 des Japanischen, das mit jedem Motorboot, mit jeder neuen Verkehrsberührung und Horizonterweiterung mit vorgetragen wird. In der Zeit, in der die französischen Marquesas von etwa 100000 Köpfen auf 1000 herabkamen, sind die japanischen Mandatsinseln wenigstens konstant geblieben, wie auch unter der deutschen Herrschaft. „The Germans did better" — als Spanier, auch als Amerikaner, muß Willard Price zugeben.

Aber das ist nur ein schwacher Trost für notwendige Abschreibungen, die man freilich in den Büchern fortführen muß, um sie der Welt gelegentlich bei neuen Wendungen ihrer Geschicke als Guthaben für andere Erdenstellen vorzuhalten. In der Südsee hat bis jetzt auf den Kleininseln nur Japan Proben einer Kolonisationsfähigkeit und Siedlungskraft großen Stils abgelegt; von den übrigen Inhabermächten keine, auch Australien und Neuseeland nicht. Ein furchtbarer Bevölkerungsschwund ist sonst überall die Antwort auf das Herauswerfen der Ozeanier aus ihrer ursprünglichen, selbstgenügsamen und ozeanschweifenden Entwicklung gewesen.

Aber viel größere Volkskörper kämpfen ja auch einen verzweifelten Kampf gegen ihre Vergiftung durch solche Kulturgüter, wie das China einst durch Krieg von Westmächten aufgedrängte Opium und seine Spießgesellen, Heroin usw. China geht jetzt mit Todesstrafe und lebenslänglicher Einsperrung gegen die Sünder vor, auch wenn sie als Generale Völkergifte mit amtlichen Flugzeugen schmuggeln. Die Gefahr ist in China landschaftlich fast so verschieden wie die Ziffern der „Depopulation" (Stevenson) in der Südsee. Daß die Führer Chinas, voran Marschall Chiang-Kai-shek, aber den Kampf in einer gewiß auch sonst genügend mit staatspolitischen Aufgaben erfüllten Zeit aufnehmen zu müssen glauben, beweist, daß sie die geopolitische Tragweite der Rassenbewahrung in weiten Räumen erkennen, wie auch die Japaner die Dringlichkeit des Problems für die Südsee erfaßt haben. Man hat in China und in Japan sehr verschiedene Wege, Rassenpolitik zu treiben; aber man versteht in beiden Ländern etwas davon.

Die gleiche Erkenntnis ist in Indien erst im Aufspringen; eine ihrer Haupthemmungen ist die noch als rassenpolitische Schutzvorrichtung aus früher Zeit bestehende, wenn auch entartete Kastengliederung neben den religionsgeographischen Spaltungen. Aber die Kastenverschanzungen werden von niemand energischer berannt als von Mahatma Gandhi und dem mohammedanischen Fünftel der Volksmasse. Ein Aufflackern zeigte sich z. B. bei den Islam-Boykotts und Hindu-Protesten

gegen den an sich filmtechnisch vorzüglichen Bengal-Lancer-Film, der sich obendrein heroisch für beide Seiten auswerten ließ, dessen Beschattung Mohammed Khans aber von indischer Seite eine lange Sündenliste weißer Konquistatücken und Ausschreitungen entfesselte. Maulvi Abdul Karim, früherer bengalischer Schulinspektor, hielt zudem in zwei bemerkenswerten Folgen dem Westen den ihm geleisteten Beitrag des Islam zu seinem Wissen und seiner Zivilisation vor. („Amrita Bazar Patrika" vom 28. 6. 1935, S. 8 und vorher.)

Es wäre also ein Irrtum, zu glauben, daß ein so kluges Stück Propaganda wie der Bengali-Film, das in Amerika ausgeheckt, vorführte, was man in England nicht sagen durfte („The Era", London), in Indien nicht als solches bemerkt worden wäre. Das Vorgehen weißer Macht in Äthiopien ist eine plakatartige Illustration dazu; und sogar Rußlands Stellung wird dabei schwierig, weil Litwinow als derzeitiger Vorsitzer für eine Völkerbundsfehlentscheidung zum Nachteil der Farbigen nach der panasiatischen Seite der Sowjets hin verantwortlich gemacht werden wird. Mindestens Japan, das durch Prof. Takeyo Nakatani über die „Dai Asia Kyokai" (Groß-Asiatische Gesellschaft von Japan) eine artige kleine Panasiatenfibel in Umlauf gesetzt hat: „Asiatic Asia — what does it mean?", wird seinem russischen Wettbewerber nichts in dieser Richtung schenken. Die türkisch-japanische Annäherung, der Zorn in Rom darüber sind ebenfalls Strohhalme, deren Triften zeigt, wohin die Strömung geht. Daß England und Rußland in Gefahr stehen, ihr ganzes asiatisches Gesicht und Ansehen durch Schuldanteil bei einer weiteren Fehlentscheidung des Völkerbunds zu verlieren, hat die Genfer und Pariser Lage gewiß nicht erleichtert. Denn auch Frankreich sitzt in Annam auf demselben Ast wie USA. in den Philippinen, England in Indien und die Sowjets mindestens in Turkestan u. a. (Nakatani, S. 111). Diese 19 Seiten (Preis 30 Sen!) müßte jeder kennen, der Asienpolitik und Asienkunde treiben will!

„Wetterleuchten über dem Pazifik" (Weerlicht over den Pacific — Visser & Co., Batavia) — so nennt ein alter Freund der „Geopolitik", F. H. Donner, eine 35 Seiten starke Flugschrift mit vier bezeichnenden Karten, darin er mit herzhafter Frische sehr unliebsame Kinder des Westens beim Namen nennt. Es fängt schon gut an:

„Herrschsucht, Habsucht und philisterhafter Hochmut des westlichen Kapitalismus haben in unseren Landen ein Chaos geschaffen, darin asiatischer Defaitismus als ein verlockendes Evangelium begrüßt wird."

Der Ost-West-Gegensatz fange an, sich einem Gegensatz Kommunismus—Kapitalismus, Festland—Seemächte gleichzusetzen. „Mächte, die Anarchie und Korruption in anderen Staaten befördern, täten besser, aus dem Völkerbund zu treten", meint Donner.

„Der Osten kennt den Westen. Dem Westen ist der Osten ein verschlossenes Buch!" Es ist kein phantastischer, östliche Dichtungen aus westlichen Übersetzungen

anhimmelnder Literat, der das ausspricht, sondern ein wetterfester, praktischer, seebefahrener Mann aus den Sundainseln! Donner ficht mit blanken, harten Schlägen; auch wir bekommen unser Teil ab. Auf S. 12 ist ihm die Mandschurei um viele Hunderttausende von Quadratkilometern zu klein geraten! Aber die wirkliche Abmessung würde erst recht Wasser auf seine Mühle geben (1 416 000 qkm; Jap. Year Book 1934). Um die Abwehrkraft des Westens zu steigern, will Donner die deutschen Kolonien zurückgegeben sehen. „Armes Europa." — „Die Schiedsrichterrolle der Welt liegt nicht mehr am Atlantischen Ozean nicht Großbritannien verteilt mehr die Gunst und wirkt die Zukunft der Völker." — Scharfe Suchlichter durchstreifen die politische Geschichte der jüngsten Zeit nach sonst verborgenen japanischen Einflüssen. Es wäre ein Wunder, wenn sie nicht an den vielen politischen Attentaten, an der schwer verständlichen Eigenart der Nachwirkung des japanischen Feudalgefüges in der Innenpolitik, an gewissen Schiffsvorgängen haftenblieben, wie — jeweils mit helfenden Geschwadern — der Strandung der „Asama" 1914 in der Turtle-Bai, oder der „Kasuga" 1916 an der Westküste von Banka bei Tandjong Kelian, um die Zeit, da freie Hand in Borneo und Niederländisch-Indien als Preis einer militärischen Kooperation genannt wurden. Das Angebot ist nicht angenommen worden, so wenig, wie viele andere Annahmen Donners verwirklicht worden sind. Aber als Stimmungsbild, wie die Lage in dem am meisten ausgesetzten, wertvollsten Kolonialraum betrachtet wird, ist das Heft von höchstem Interesse.

Wie Frankreich den Einfluß des Wehrgefüges auf Japans Welt-Weg sieht, zeigt André Dubosqu: „L'Armée: élément permanent de la politique japonaise." („Temps"; 17. 7. 1935.)

Bei A. Dubosqu, zur Zeit in Tokio, sehen wir eine richtige, mittlere Linie gehalten.

In den beiden Heften von Nakatani und Donner stehen sich Extreme gegenüber. Deshalb sind sie hier so eingehend gewürdigt worden. Aber die Geopolitik der Inselreiche scheut eigentlich extreme und revolutionäre Entwicklungen und bevorzugt evolutionäre, wenn sie kann. Daher auch in England wie Japan die Anordnung von Machtgruppen verschiedenen Stils, auch innerhalb der Ämter (Hoare-Eden-Vansittard, mit Baldwin als Balancier darüber) oder innerhalb der Landheer- und Flottendienste (radikale Samurai-Gruppe Sadao Araki, Mazaki, Koizo im Auswiegen gegen Hayashi, Abe — beides Kanazawa-Leute — und Kazunari Ugaki im Landheer, Kanji Kato und Nobumasu Suetsugu am schärfsten Flügel der Marine, dann Mineo Osumi (Marine-Min.), Kichisaburo Nomura etwas gemäßigter gegen die Verständigungsgruppe Takarabe, Yamanashi, Hori der Londoner Flottenkonferenz). („Transpacific", 27. 6. 1935, nach Shinnosuke Abe im Kaizo.)

Je schärfer sich auch die fernöstlich-pazifische Krise durch die weiten herüberschlagenden Wellenringe um die italienisch-äthiopische Frage steigert, desto wichtiger wird die Stellung der indischen Masse dazwischen. (Neben dem Tor des Ostens: Singapore! siehe Julian Grande: Schlußstück.) Aber sie besitzt zum Glück

für das britische Weltreich immer noch eine große agrarpolitische Binnenschwere gegenüber den Anfängen einer industriellen Revolution (vgl. z. B. Behoy Bhuson Chatterjee: „The rural problem of India"; Amrita Bazar Patrika, 15. 3. 1935; oder Professor N. Ganguli: „The Indian peasant and his environment"; Oxford, Univers. Press) — so daß eine geschickte Politik nach dem Grundsatz: „Teile und herrsche" noch lange wird verhindern können, daß dieses Massengewicht von 353 Millionen einheitlich in eine der beiden Schalen gleitet.

Wenn China aber seine Binnenschwere vergißt und in Genf oder sonstwo so tut, als ob es bereits außenpolitisch Waagschalen zum Sinken oder Steigen zu bringen vermöge, dann erinnern es Naturkatastrophen, wie die Hwangho- und Yangtsehochfluten von 1935 daran, wie abhängig es noch von fremder Hilfe oder eigener Wiederherstellung wirklicher innerer Ordnung wäre. Erst ein Zusammenwirken beider Grundlagen könnte vielleicht die von M. Th. Strewe so warm befürwortete „mehrere hundert Millionen Mark-Anleihe" für Stromregulierungen flüssig machen, die vorläufig auf rauhe Widerstände stoßen und in mehr als einem Sinne als ins Wasser geworfen betrachtet werden müßte. Parteinahme in Fern- und Mittel-Ost-Angelegenheiten aus Gefühlsgründen können sich kaum reiche Völker leisten, geschweige denn arme.

Am Osthorn von Afrika geht es aber, ganz abgesehen vom Dasein Äthiopiens selbst als selbständige Lebensform (die es ohne Zutritt zum Meer nicht bleiben kann), um zwei Lebensfragen des Britischen Reiches, neben dem Ziel Italiens, das von der italienischen Presse beim Besuch Edens in Rom (2. 7. 1935) klar ausgesprochen wurde, als sie die Verschmähung von Ogaden durch Italien begründete: „Was Italien sucht, sind nicht nutzlose weite Wüstenstrecken, sondern ein Land, das mit Gewinn ausgebeutet und kolonisiert werden kann." Es geht also nach wie vor aufs Ganze!

Nun ist aber, wie Y. M. Goblet treffend sagt: 1. „Äthiopien das wahre Wasserschloß des ägyptischen Sudan." Deshalb die vertragsmäßige Sicherung vom 18. 3. 1902 der Unberührtheit der Wasserkräfte des Tana-Sees, des Blauen Nils und des Sobat, im Dezember 1925 von Italien neu bekräftigt. 2. Ebenso ist die Gesamtstellung Aden—Perim—Berbera—Sokotra „die Wacht der Bab-el-Mandeb-Straße auf dem Weg nach Indien", wie Obok „die Wacht Frankreichs auf dem Wege nach Indochina" — unbeschadet einer Preisgabe von Zeila für einen nationalen Auspuff Äthiopiens zum Meer. Einen solchen war ja Lord Eden anzubieten willens, obwohl er damit in England einen Sturm entfesselte, der sich gegen den Länderschacher mit einem Protektorat richtete.

Man fühlte das Aufziehen einer britischen Prestigefrage ersten Ranges.

„Die politische Geographie muß also das italienische Erythräa und Somalia unter eine ganz andere Rubrik einreihen als das britische und französische Somaliland"

(Goblet). Ganz gewiß: die beiden italienischen Küstenstreifen sind in der rauhen, ehrlichen Sprache der Geopolitik Zangenstücke landeinwärts, zum Zusammenzwicken auf Adis-Abeba gerichtet, falls die Kraft am Hebelende reicht. Die britische Küstenstellung ist eine in ihrer Art vollendete, die französische eine zerbrochene Zange an der Meerenge zwischen beiden italienischen Hebelenden, mit Wirkung seewärts. Aber die Flottenzange wirkt zusammen mit der Lebensnotwendigkeit der Erhaltung und Sicherung des Wasserschlosses für den ganzen Nilbereich von Britisch-Kenia, Uganda, über den anglo-ägyptischen Sudan bis Suez und Alexandria! Dahinter steht das gefährliche Beispiel der Ausbruchsmöglichkeit aus dem zugebundenen Sack des Mittelmeeres. Das gibt dem anglo-italienisch-äthiopischen Konflikt seine Schärfe, und den französischen Beobachtern den Antrieb zu eingehender scharfsichtiger Überwachung. Von den Westmächten aus sucht man das unheimliche Japan fernzuhalten, von Rom aus es durch rauhe Worte wegzuscheuchen; die Vereinigten Staaten mengen sich um der Negerstimmen willen ein, die Sowjets in ganz neuer Glorie als Völkerbundschützer.

Mitteleuropa aber mag allein aus der Tatsache, daß Frankreich zwei seiner besten weltpolitischen Beobachter, Dubosqu ins ostasiatische Sturmfeld, Goblet ins äthiopische losließ, erkennen, wieviel Bewegungsfreiheit und Entlastung es durch die Belastung der Weltpolitik an zwei wichtigen Stellen des indopazifischen Gebiets gewinnen könnte. Es sollte daraus den Schluß ziehen, wie notwendig es ist, politische Kraftfelder, auch wenn man scheinbar mit eigenen Machtäußerungen nicht darin beteiligt ist, aufmerksam und dauernd zu beobachten und immer die geopolitische Karte der Erdoberfläche als Ganzes vor dem geistigen Auge zu haben.

SPÄNE

der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik, Gruppe Heidelberg

Ergeben Tonscherben allein schon Kulturen?

Es ist in der vorgeschichtlichen Literatur fast Mode geworden, die Kulturen der Frühzeit nach den Funden von gleichartigen Tonscherben zu nennen. Besonders die Verzierungen auf diesen Tonscherben spielen eine große Rolle, und so entstehen vor unserem geistigen Auge die Völkerschaften der Schnurkeramiker, der Bandkeramiker usw. Dieses Verfahren ist bei den recht spärlichen sonstigen Überresten aus dieser Zeit entschuldbar; dennoch besteht die große Gefahr, zu einem falschen Geschichtsbild zu gelangen. Oswald Spengler weist hierauf in seinen Aufsätzen: „Zur Weltgeschichte des zweiten vorchristlichen Jahrtausends" (DIE WELT ALS GESCHICHTE, Heft 3) in seiner drastischen Schreibweise eindringlich hin. Wir geben einige treffende Stellen dieses Aufsatzes wieder, ohne in allen Punkten den Ansichten Spenglers beizustimmen.

„Hier muß einmal gegen die maßlose Überschätzung der Keramik gesprochen werden. Die Tontöpfe sind infolge der Massenhaftigkeit ihrer Reste ein allzu bequemes Mittel geworden, um den Hang der Forscher nach Ordnung und System zu befriedigen. Im Anfang des Zeitalters der Ausgrabungen waren sie ein wichtiges Hilfsmittel, um die aus anderen Tatsachen gewußte oder geahnte Geschichte zu verdeutlichen. Heute sind sie eine Gefahr, weil sie als Grundlage dienen, um verschollene Geschichte zu rekonstruieren. Die Abzählung und Benennung der Fundschich-

ten, das Vergleichen selbst vereinzelter Topfscherben tyrannisiert diese Art von ‚Geschichtsschreibung', welche selbst nur etwas Ähnliches ist und sein will ... Der Ausdruck Kamareszeit hat nicht einmal die umfassende Bedeutung des Wortes Rokoko, das den gesamten Lebenstil eines Zeitalters bezeichnet von Tracht, Wohnweise, gesellschaftlicher Sitte bis zu den höchsten Formen des Denkens, der Weltanschauung, der Kunst und großen Politik. Es ist vielmehr so, als wollte man das 18. Jahrhundert als Porzellanzeit und das große attische Jahrhundert vom Sturz der Peisistratiden bis zum peloponnesischen Krieg als Zeit der rotfigurigen Vasen abtun. Was würde herauskommen, wenn wir von den geschichtlichen Tatsachen nichts wüßten und sie nach ‚prähistorischer' Methode allein aus diesen Arten von Keramik, ihrem Aufstieg und Verfall erschließen wollen. Dann hätten die Chinesen seit 1700 von der Elbe aus Westeuropa erobert und die Fayencevölker von Delft und Faenza unterworfen oder vertrieben, bis von England her das Wedgwoodvolk, die Nachkommen der Etrusker, ihnen die Herrschaft entriß ... Oder bildet man sich ein, die Normannen hätten nach der Eroberung Englands und Siziliens oder die Makedonen Alexanders in Baktrien und am Indus eifrig Töpfe fabriziert? Oder die Soldaten Napoleons, als sie in halb Europa die Herren waren? ‚Waffenschmiede hatten sie mitgenommen, aber nicht Töpfermeister ... Wirkliche Geschichte spielt sich unter politischen Einheiten ab, unter Stämmen, Staaten, Kriegerschwärmen, und nicht zwischen Sprachgruppen oder kunstgewerblichen Bezirken. Flexions- und Gefäßformen sind gleich irreführend, wenn man sie nicht als Elemente eines viel größeren Ganzen beurteilt ... Was als Keramik eines ‚Volkes' erscheint, ist oft weiter nichts als das Erzeugnis einer einzigen bedeutenden Werkstatt oder eines Töpferdorfes, wo sich die Leistungen bis zur Meisterschaft, bis zu einer wirklichen Kunst gesteigert haben ... Und vor allem noch eins: Brauchbaren Ton gab es nicht überall. Es ist sinnlos, wenn man annimmt, die rohe Tonerde sei weithin verschickt worden. Die fertige Ware wurde verhandelt, die aus Töpferdörfern bei guten Tonlagern stammte. Töpfern ist wie Schmieden sehr oft an die Stelle gebunden, wo der Rohstoff vorkommt. Da siedeln sich fremde Handwerker an; da führen Ehrgeiz und Eifersucht, die wechselseitige Steigerung der Technik und der künstlerischen Durchbildung zu Leistungen, die einzelnen Handwerkern in Bauerndörfern unerreichbar sind."

F.

Reichsplanung und Geopolitik

In der Zeitschrift „Reichsplanung, Organ des Hauses der Reichsplanung" veröffentlicht Prof. Dr. Weigmann-Rostock einen grundlegenden Artikel über „Aufgaben und Methoden der planungswissenschaftlichen Forschung". Es kann nicht Aufgabe der „Späne" sein, dieser grundsätzlichen Äußerung aus dem Lager der Planungswissenschaft hier ebenso grundsätzlich zu entgegnen. Lediglich einige Stellen aus diesem Aufsatz, dessen Lektüre den Geopolitikern zum Studium angelegentlich empfohlen sei, mögen hier angeführt sein. Auf die Frage: Was ist Raumforschung? gibt Weigmann folgende Antwort: „Die planungswissenschaftliche Forschung soll zunächst und vor allem der Reichs- und Landesplanung dienen. Indem diese auf eine Umgestaltung des volklichen Lebensraumes, auf eine neue, die Volksgemeinschaft aufbauende und sichernde Raumordnung abzielt, wird Planungswissenschaft zur Raumforschung. Als solche untersucht sie die Beziehungen zwischen Raum-Volk-Staat und Wirtschaft und verfügt damit über ein Arbeitsgebiet, dessen ungewöhnlicher Umfang und dessen verwirrende Vielseitigkeit sowohl eine strenge Begrenzung des Untersuchungsgebietes wie auch eine Neuorganisation des Wissenschaftsbetriebs erforderlich machen ... Dabei ist deutlich zu scheiden zwischen der Idee der Raumordnung einerseits, die, je nachdem, ob volks-, staats-, wehr- oder wirtschaftspolitische Motive obwalten, einen etwas anderen Inhalt haben wird — und dem Moment des Raumes anderseits, das im Sinne eines Forschungsprinzips der wissenschaftlichen Arbeit die Richtung weist. Raumordnung als zielbewußtes Wollen und Raumordnung als gegebener Tatbestand, d. h. als vorhandene Raumgestalt sozialer und wirtschaftlicher Erscheinungen, sind zweierlei. Dort handelt es sich um gestaltendes Eingreifen in ein bestehendes Ordnungsgefüge, hier um dieses Gefüge selbst, dessen Struktur der Forschung aufgegeben ist."

Weigmann ist sich durchaus bewußt, daß die Aufgabe der Planungswissenschaft ungeheuer groß ist: „Denn nur ein gründliches Wissen um die vorhandene Ordnung gibt die Möglichkeit zielgerechter Umformung an die Hand ..." Er verkennt auch nicht, daß schon andere Wissenschaftszweige sich mit der Raumforschung beschäftigt haben. Er schreibt: „Eine solche Entscheidung ist ebenso wichtig wie unerläßlich, da die räumliche Betrachtungsweise verschiedene Möglichkeiten eröffnet, von denen bekanntlich die geographischen Wissenschaften zum Teil schon Gebrauch gemacht haben. Soll die planungswissenschaft-

liche Forschung mehr leisten als die bisherige Anthropogeographie in ihren verschiedenen Spielarten der Siedlungs-, Verkehrs-, Wirtschafts- und politischen Geographie, soll sie vor allem noch unmittelbarer der Idee der Raumordnung dienen, so muß sie den Nachweis erbringen, daß sie im Dienste dieser Idee eine neue Methode zu bieten vermag, die über die bisherige Forschung hinaus neue, für die Planung fruchtbare Erkenntnisse liefert."

Eigenartig ist, daß Weigmann hier, wie auch sonst im ganzen Aufsatz, nirgends die geopolitische Wissenschaft erwähnt, die ja die Erforschung des Volks- und Staatsraumes und der aus den Beziehungen zwischen Volk-Staat-Raum erwachsenden Gesetzmäßigkeiten sich als Ziel ihrer Arbeit gesetzt hat. Da bei einem Gelehrten wie Weigmann eine Unkenntnis der geopolitischen Wissenschaft nicht vorausgesetzt werden kann, handelt es sich um ein absichtliches Übersehen der Geopolitik. Dies ergibt sich sichtbar etwa aus den Ausführungen über die Bedeutung der Grenzen. Weigmann meint nämlich: „Das Neuartige der heutigen Raumforschung liegt also darin, daß sie nicht nur die geographische Grenze berücksichtigt, um diese dann, wie in der Geographie, durch die Behauptung ihres ursächlichen Primats zu überschätzen, sondern daß sie den Raum als allgemeines, formbildendes Prinzip zur Anwendung bringt, mit dessen Hilfe die verschiedensten, z. B. Volks-, Stammes-, Sprach-, Staats-, Verwaltungs- und Wirtschaftsgrenzen zur Darstellung kommen." Gerade das aber hat die Geopolitik seit über einem Jahrzehnt gelehrt; sie hat schon recht viele und brauchbare Untersuchungen geliefert, die nicht in den von Weigmann mit Recht gerügten Fehler verfielen; es genüge nur ein Hinweis auf Karl Haushofers Werk über die Grenzen.

Es scheint uns überhaupt, als ob die Planungswissenschaft, so wie sie von Weigmann dargestellt wird, sich allzusehr an der alten theoretischen Volkswirtschaftslehre orientiere. Der Begriff der Raumstruktur, wie ihn Weigmann verwendet, ist neben der von der Geopolitik herausgearbeiteten Anschauung des organischen Staates und der Dynamik des Volks- und Staatsorganismus ein recht rationalistisches Gebilde.

Vernachlässigt werden von Weigmann auch die außenpolitischen Kräfte, die von einem Lande ausgehen und oft entscheidend auf die Gestaltung eines Raumes einwirken — ein Forschungsgebiet, das von der Geopolitik von jeher in starkem Maße gepflegt wurde. Schon aus diesen wenigen Ausführungen ergibt sich, wie sehr die Planungswissenschaft der Ergänzung durch die Geopolitik bedarf: sie ist nicht mit Anschauung und Methoden alter Wissenschaftszweige, sondern nur aus nationalsozialistischer Staatsanschauung und von einer aus ihr erwachsenen Staatslehre zu schaffen und hat als technische Wissenschaft neben der Geopolitik ihre große Aufgabe.

Dann stellt sich die Aufgabe so, daß Geopolitik und Planungswissenschaft Hand in Hand arbeiten. Geopolitik als die Staatslehre, die aus der organischen Zusammenschau von Volk, Raum und Geschichte das Bild des Staates, Richtung und Zielsetzung seiner Entwicklung erarbeitet, die Planungswissenschaft, die für Durchführung dieser Erkenntnis die wissenschaftlichen und technischen Mittel liefert.

Wir würden uns freuen, wenn das bereits bestehende Hand-in-Handarbeiten weiter ausgebaut würde, geht es doch bei der Arbeit der Planungswissenschaft wie auch der Geopolitik nicht um Erkenntnisse irgendeiner neuen Wissenschaft, sondern um Erforschung und Formung des deutschen Raumes und der auf ihn wirkenden Kräfte. F.

Ist Geopolitik Kriegswissenschaft?

Die in Paris erscheinende Zeitschrift „Nous les Latins" brachte am 14. Juli 1935 in großer Aufmachung einen Artikel „La Geopolitique, science de guerre", der wert ist, sich eingehender mit ihm zu beschäftigen. Kern ist der Bericht des „Mainzer Anzeigers" über die geopolitische Schulungswoche der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik in Mainz im Mai d. J. Der Bericht ist vollständig ins Französische übersetzt. Ihm voraus geht eine Einleitung, an ihn anschließend werden Folgerungen gezogen, die wohl den wildesten Angriff darstellen, der bisher gegen die Geopolitik unternommen wurde. Es ist uns die recht unfreundliche Stellungnahme der Franzosen gegen die geopolitische Wissenschaft bekannt. Der von A. Réhart verfaßte Artikel bildet jedoch einen Höhepunkt von Unsachlichkeit und Gehässigkeit. Nicht nur, daß der Geopolitik pangermanistische Tendenzen vorgeworfen werden, die sachlichen Ausführungen der Mainzer Redner werden dahin umgedeutet, als ob die Geopolitik zu Krieg und Eroberungssucht aufstachle. Daß unter Entstellung der Mainzer Ausführungen versucht wird, in England Stimmung für Frankreich und die Verteidigung der angeblich bedrohten „römischen und französischen Zivilisation" zu machen, nimmt uns bei der ganzen Gestaltung des Aufsatzes nicht wunder. Zum Schlusse wird an Hitler selbst appelliert und um Verbot der geopolitischen Wissenschaft im Interesse des europäischen Friedens ersucht. Für die ganze Art des Aufsatzes mag die folgende

Stelle dienen, die natürlich nur aus reiner Friedensliebe von Herrn Réhart geschrieben sein dürfte:

„Tout ceci prouve d'ailleurs, tout au moins à celui qui connaît l'Histoire depuis Jules César, et qui sait en faire les déductions naturelles et logiques, que la lutte autour du Rhin, la lutte entre le Germanisme et le Latinisme, entre la barbarie et la civilisation, entre le matérialisme brutal et l'idéalisme humanitaire, entre la ‚Kultur' et la Pensée gréco-romaine et chrétienne, n'est pas encore, hélas, terminée!"

Wer die Geschichte seit Julius Cäsar unbefangen verfolgt, wird nun allerdings zu ganz anderen Feststellungen kommen: ist sie nicht ein durch die Jahrhunderte nicht abreißendes gewaltsames Vorschieben französischer Macht über die naturgegebenen Grenzen hinaus an den Rhein und darüber hinaus? Hat sie nicht längst übergegriffen weit in den deutschen Volksboden hinein? Und soll etwa uns Heidelberger der tägliche Anblick des zertrümmerten Schloßbaues überzeugen von den Segnungen der lateinischen Zivilisation, des „idéalisme humanitaire' und der „pensée gréco-romaine et chrétienne"? F.

Kleinräume als Lebenskammern

Das **ARCHIV FÜR BEVÖLKERUNGSWISSENSCHAFT (VOLKSKUNDE) UND BEVÖLKERUNGSPOLITIK** widmet sein Juliheft (V/Heft 3) der Forderung nach einer Bevölkerungsgeschichte. Wenn wir Geschichte biologisch betrachten wollen, stoßen wir sofort auf die Tatsache, daß über die Wachstums- und Schrumpfungsvorgänge der Völker und Rassen, über Stadtbildung und soziale Auslese nur in völlig ungenügendem Maß Stoff bereitliegt. Aber erst von einer Verwertung solcher Unterlagen aus kann die geopolitische, d. h. biologische Geschichtsbetrachtung den Anspruch auf wissenschaftlichen Dauerwert erheben.

Wie fruchtbar eine solche Geschichtsbetrachtung sein kann, möchten wir an einem Auszug aus dem Aufsatz von G. Haase-Bessell: Struktur und Strukturwandel des deutschen Volkskörpers dartun. Er zeigt zunächst das Wirken der „horizontalen" (räumlichen) Auslese, dann die Formung des Volkskörpers durch die „vertikale" (gesellschaftliche) Auslese. In einer beispielhaften Anwendung dieser Methodik führt die Verfasserin dann aus:

„Es bleibt übrig, das Wirken der aufgezeigten, volksbildenden Kräfte an einem bestimmten Beispiel darzutun, wofür der Zeitlauf zwischen dem Dreißigjährigen Krieg und der Gegenwart Deutschlands gewählt sei. Einmal, weil die Bevölkerung Deutschlands am Ende des Dreißigjährigen Krieges so verelendet, herabgemindert, aller Gliederung bar, so von den Ereignissen überwältigt und eingeebbt war, daß sie vor dem Kreuzweg einer gänzlichen Vernichtung im rassischen Sinne oder einen Aufstieg als neues Volk stand und sich im letzteren Fall die Vorgänge der Volksbildung klar herausheben werden; dann, weil sich die Ereignisse unserer Zeit aus diesen Gesetzen und diesen Vorgängen aus verstehen lassen müssen. Es ist ganz selbstverständlich, daß ich in diesen wenigen Zeilen keine Geschichte der völkischen Entwicklung der letzten Jahrhunderte Deutschlands geben kann — dafür bedürfte es ja auch großer Vorarbeiten, die erst in Jahrzehnten von vielen Mitarbeitern geleistet werden können —, sondern mich damit begnügen muß, einige tragende Züge hervorzuheben.

Es fällt in dem Deutschland nach dem Dreißigjährigen Kriege auf, daß sich in ihm die Kleinstaaterei gegenüber anderen nordischen Ländern besonders entwickelt zeigt, eine Tatsache, die man meist als weiteren Abstieg wertet. Mag der unmittelbare Grund hierfür in der Schwäche des Kaisertums und dem geltenden Fürstenrecht gewesen sein, so hätte sich doch diese ganze Entwicklung nicht als so haltbar erweisen können, wenn in ihr nicht eine volksbiologische Berechtigung gewesen wäre. Denkt man an die weitgehende Entvölkerung des Deutschlands jener Zeit, an seine kulturelle und wirtschaftliche Zertrümmerung, so wird es sichtbar, daß die Bildung eines Mosaiks kleiner Zellen die einzige Möglichkeit war, überhaupt wieder ein Volkstum entstehen zu lassen, das in seiner Vielgestaltigkeit dem Reichtum des Erbguts der nordisch-deutschen Rasse, ihrem Genius, entsprach. Die gerade Linie, in der dieser Weg verfolgt wurde, deutet auf die unversiegten Kraftquellen, die trotz allen Zusammenbruchs noch vorhanden waren. Mag sich die Kleinstaaterei in späteren Zeiten als ein schweres Hemmnis für die Bildung Großdeutschlands erwiesen haben, so dürfen wir in dem Augenblick, wo dieses stolze Wirklichkeit geworden ist, zugestehen, daß sie zu ihrer Zeit einen vollwertigen, volksbiologischen Sinn gehabt hat. Nur aus der Bildung kleiner ausgewogener Kraftfelder konnte sich wieder ein organisches, deutsches Volksleben gestalten. Die volksbildenden Kräfte der horizontalen und vertikalen Auslese mit ihrer Zuspitzung nach einer Ständeordnung waren auch am Werke, und Blut und Boden spielten zusammen, um zwar zum Teil winzige, aber doch klargeprägte, ausgewogene Einheiten herauszustellen, die als Kristallisationspunkte von aus-

schlaggebender Wichtigkeit für die im Rassegut verborgen liegenden Entwicklungskräfte waren, und die die sonst tödliche Wunde am Volkskörper von kleinen unscheinbaren Genesungsherden aus zum Schließen brachten.
Jedoch, die Ausprägung der kleinen Staaten in dem Jahrhundert nach dem Dreißigjährigen Krieg konnte ihren Sinn nur als Vorstufe zu räumlich ausgedehnteren Einheiten haben, vielleicht von der Größenordnung der Nachbarn Deutschlands, zu denen sie in ein Gleichgewicht kommen mußten. Im Überblick erscheint uns heute die geschichtliche Sendung der großen Herrscher und Staatsmänner des 18. und 19. Jahrhunderts in diesem Zusammenschweißen zu Staaten größeren Ausmaßes zu liegen, selbst dann, wenn dieser Kampf — ihnen selbst verborgen — um ganz andere Dinge zu gehen schien. Er führte nach mancherlei Anläufen und Vorstufen (z. B. das Preußen der großen Könige, die Neuordnung nach dem Wiener Kongreß, die verschiedenen Zoll- und Handelsvereine, der Norddeutsche Bund), oft genug unter der Gestalt kriegerischer Auseinandersetzungen, die als Siebenjähriger Krieg, als die napoleonischen Kriege, als die Kriege von 1866 und 1870 in die Geschichte eingegangen sind, schließlich zu dem vorläufigen Abschluß des Bismarckschen Reiches. Es ist kein Zweifel, daß diesen Kämpfen letzten Endes volksbiologische Vorgänge zugrunde lagen.
Kein Staat ist im volksbiologischen Sinne ein ruhendes System, sondern Schwankungen seiner Gleichgewichtslage ausgesetzt, die zur Überschreitung seiner Elastizitätsgrenze führen können. Was im letzten Jahrhundert die innere Geschichte Deutschlands wesentlich bestimmt hat, ist der Zusammenbruch der kleinen Kraftfelder, die das Jahrhundert vorher zur Blüte gebracht hatte. Sie mußten eingehen in ein größeres, das gesamtdeutsche Kraftfeld, doch gab es eine Übergangszeit, in der die kleinen Felder zerstört waren — auch wenn sie in der Hauptsache ihre Grenzpfähle bis zum letzten Akt der Tragödie bewahrt haben — das große aber noch nicht voll ausgebildet war, eine Zeit der erst äußerlich erreichten Einheit." V.

Die Geopolitik wurzelt im Metaphysischen

Aus dem oben angeführten Aufsatz von Haase-Bessell möchten wir noch eine Stelle anführen, die nicht nur für die biologische Geschichtsbetrachtung, sondern für das Gesamtgebiet der Geopolitik gilt — der Geopolitik wenigstens, wie wir sie nationalsozialistisch sehen: als organische Staatsauffassung aus Blut und Boden. Der Trennstrich zum geographischen Materialismus, der aus der politischen Geographie erwachsen, sich vielfach mit der Bezeichnung „Geopolitik" gedeckt hat, ergibt sich dabei sehr deutlich.
„Man wird einer biologischen Geschichtsbetrachtung, einer Geschichtsbetrachtung auf dem Boden der ‚Rassenidee' also nicht gerecht, wenn man außer acht läßt, daß sie zugleich rational wie irrational ist. Ich habe mich bemüht, im Anfang dieses Aufsatzes auf die Zusammenhänge hinzuweisen, die zwischen dem deutschen Geschehen der Gegenwart und dem Aufkommen eines neuen Weltbildes ohne Zweifel bestehen, darauf, daß diese Zusammenhänge dem neuen Deutschland das Gesicht geben. Weil diese nationalsozialistische Weltanschauung also Blut aus dem Herzen des heutigen Naturforschers ist, mutet es ihm seltsam an, wenn namentlich im Ausland im Zusammenhang mit dem völkischen Rassegedanken von ‚geistesfeindlichen Materialisten' gesprochen wird. Mag sein, daß es mißverständliche Deutungen in diesem Sinne gegeben hat, doch wird man sagen dürfen, daß, wenn für eine biologische Betrachtungsweise des Volkstums überhaupt die Gefahr einer Überspitzung vorliegt, diese nach der Richtung des Gegenpols, des Nur-Geistigen geht. Es mag das verwundern, aber das Nur-Geistige schlummert auf dem Boden einer jeden Lehre vom Leben, da braucht man gar nicht erst seine Blicke nach Asien, nach Indien zu richten. Wenn wir, Menschen die wir sind, Geist und Materie nur in getrennten Gedankenketten erfassen können, so liegt doch in jedem von uns ein ursprüngliches, unmittelbares Wissen, daß sich diese beiden Linien jenseits unseres Verstehens wieder vereinigen und der Schritt zum Mythischen, zum rein Metaphysischen ist dann nicht mehr groß." V.

Zur Frage der Unterwanderung in Frankreich

In den ANNALES DE GÉOGRAPHIE (XLIV. Jahrgang, Heft 250 vom 15. Juli 1935) gibt G. Mauco: Bemerkungen über die Bevölkerungsbewegung in Frankreich seit dem Anfang des 19. Jahrhunderts, die für das raumbedrängte Mitteleuropa von erheblicher Bedeutung sind. Er baut dabei auf den Karten des Atlas de France[1]) auf, dessen einschlägige Blätter von dem führenden französischen Geographen und einem der ersten Gegner unser Geopolitik, A. Demangeon, stammen.
In Frankreich hat das Stagnieren, ja die Rückbildung des Volkskörpers mit leiser, aber hartnäckiger Kraft seit Jahrzehnten eingesetzt: es ergab sich eine Bevölkerungsleere, die zu einem Einfluten fremder Volksteile,

1) Société française de Cartographie, 121, boulevard Saint-Michel, Paris 5.

zu einer Unterwanderung führte, über die wir dem Aufsatz einige Angaben und die Schlußfolgerung entnehmen. Eingehende Angaben bietet: H. Harmsen, Bevölkerungsprobleme Frankreichs, Berlin 1927, 6,40 RM.

„Die fremde Bevölkerung betrug 370 000 im Jahre 1851, d. h. 1% der Gesamtbevölkerung, aber 3 Millionen im Jahre 1931, d. h. 7%. Die Flut der Einwanderung drang durch zwei große Zugänge ein: die nördliche Grenze und die Mittelmeerküste. Die eine, welche sich nach Nordeuropa öffnet, und die andere zur mittelländischen Welt. Die 7 Departements des mittelländischen Küstenstriches und die 6 Departements der nördlichen Grenze zählen mehr als 1 Million Fremde, machen also mehr als ein Drittel der Fremdbevölkerung in Frankreich aus. Gewöhnlich blieben die Einwanderer geschlossen in den Grenzgebieten und in den städtischen Industriezentren. Im Jahre 1931 teilen sich vier große Bezirke in Dreiviertel der Fremdbevölkerung:

Mittelmeergebiet	650 000
Pariser Gebiet (Seine und Oise und Seine und Marne)	620 000
Nördliches Gebiet	520 000
Östliches Gebiet	320 000

Auf jeden Fall bemerkt man aber seit dem Kriege eine Tendenz zur Ausbreitung über das ganze Land. Die fremde Bevölkerung ist weniger als früher an der Außenlinie zusammengeschlossen. Von nun an suchen die Einwanderungsorganisationen alle Mittelpunkte wirtschaftlicher Betätigung, gleichgültig, wie weit sie von der Grenze abliegen, mit Arbeitern zu versorgen. So hat seit 1921 eine erstaunliche Ausbreitung der Fremdbevölkerung im Inneren Frankreichs um sich gegriffen, hauptsächlich in den Bergwerks- und Hüttengebieten der Mitte und des Westens sowie in den entvölkerten Gebieten von Südwest und der Bourgogne, und dies so stark, daß es gerade die Departements im Inneren sind, welche seit dem Kriege den verhältnismäßig größten Zuwachs zu beklagen haben.

Die jährlichen Einwanderungszahlen 1920—1934

1920...	201 900	1923...	271 900
1921...	81 800	1924...	263 900
1922...	195 400	1925...	176 200
1926...	162 100	1931...	102 200
1927...	64 300	1932...	69 500
1928...	97 700	1933...	75 000
1929...	179 300	1934...	70 000
1930...	221 600		

Wie man sieht, führen die Wirtschaftskrisen zu einem erstaunlichen Rückgang der Einwanderung (1921, 1927, 1932, 1934). Und wenn man die Rückwanderung in Rechnung stellt, welche in Streikperioden sich verstärkt, stellt man fest, daß es zu einem völligen Einwanderungsstillstand kommt als Folge des Überwiegens der Auswanderer über die Einwanderer. 1927 gibt es einen Überschuß von 25 000 Auswanderern über die Einwanderer und 1933 einen solchen von 100 000. Die Einwanderung ist somit zum Barometer für das wirtschaftliche Leben Frankreichs geworden.

Gespeist wird der Einwanderungsstrom in Frankreich vor allem von den Nachbarländern und von Mitteleuropa. Im Jahre 1926 zählte man unter 2 505 000 Fremden: 760 000 Italiener, 326 000 Belgier, 322 000 Spanier, 320 000 Polen, 123 000 Schweizer, 72 000 Schwarze (Afrikaner), 69 000 Deutsche, 68 000 Russen.

Zusammenfassung:

Was soll man aus diesen bemerkenswerten Tatsachen schließen?

Die allgemeine Bevölkerungsbewegung in Frankreich hat seit dem Krieg die nämliche Richtung eingeschlagen, der sie im 19. Jahrhundert folgt: Verminderung der Bevölkerung in einer stets wachsenden Zahl von Departements, Geburtenrückgang, der zu einem immer stärkeren Stillstand der Vermehrung der französischen Bevölkerung führt und als Folge in einer immer größeren Zahl von Departements sogar den eigentlichen Bevölkerungsrückgang hat, d. h. das Überwiegen der Todesfälle über die Geburten. Nach und nach bewahrheitet sich das Gesetz, welches besagt, daß in der liberalen Wirtschaft die Entwicklung der Rasse sich im entgegengesetzten Sinn bewegt wie der Kraftaufwand des Einzelmenschen für seine persönliche Entwicklung, mag sie sich nun im guten Sinn auf Werte oder im schlechten auf Wohlleben richten."

Hans Rabl:

Das Öl in Gesetz und Staat

Wir führen mit diesem Beitrag die Arbeit des Verfassers in Heft VII und VIII des vorigen Jahrganges und den Aufsatz von Flemmig (Autarkiebestrebungen in der internationalen Treibstoffwirtschaft) fort. Die Schriftleitung.

Als ungefähr um die gleiche Zeit von Professor Hunäus bei Wietze und Colonel E. L. Drake in Pennsylvanien das erste Erdöl erbohrt wurde, dachte kein Mensch, dachte vor allem kein Gesetzgeber daran, diesem Produkt eine besondere Stellung einzuräumen. Das Öl fiel überall unter die allgemeinen Berggesetze, und erst ganz langsam arbeitete sich in verschiedenen, heute den meisten Kulturstaaten der Erde eine eigene Ölgesetzgebung heraus. Zum Teil sind diese Bestimmungen Modifikationen der gewöhnlichen Berggesetze, zum Teil treffen sie in die Steuergesetze; immer aber haben sie einen besonderen Zweck, der eng mit der Erdölsituation des betreffenden Landes verknüpft ist. Denn seit sich — vor allem während und nach dem Weltkrieg — herausgestellt hat, daß das Erdöl zu einem unumgehbaren Faktor in Wirtschaft und Verkehr, vor allem aber der Kriegführung geworden ist, haben sämtliche Staaten ein Lebensinteresse daran, sich so weitgehend wie möglich zu sichern.

In dieser Gesetzgebung sind sehr deutlich zwei Gruppen von Staaten zu unterscheiden, die mit und die ohne Erdölproduktion. Die ersten versuchen durch ihre Gesetze, ihre Industrie vor Überfremdung zu schützen, ihre Ausfuhrmöglichkeiten zu erhalten und damit die Lebensfähigkeit dieser lebenswichtigen Industrie, und endlich sehr häufig auch die gesamte Produktion mehr oder weniger in die Hand des Staates zu bekommen und für eine Hochhaltung der Preise auf jede Weise zu sorgen. Die zweiten haben das Bestreben, eigene Produktionen aufzubauen, sei es durch Förderung von Bohrvorhaben oder durch die Produktion von synthetischen Brennstoffen, und weiter durch staatliche Speicherpolitik allen kriegerischen Eventualitäten gegenüber gerüstet zu sein. Die erste Gruppe besteht im wesentlichen aus Albanien, Argentinien, Holland, Mexiko, Persien, Peru, Polen, Rumänien und den USA.; die zweite aus England, Frankreich, Italien, Japan, Mandschukuo, Spanien, der Türkei. Nicht in dieser Gesetzgebung erscheinen nur Staaten ohne Öl und mit notorischer Neutralität, wie die Schweiz, die skandinavischen Staaten, Brasilien, Chile — und andererseits Kleinstaaten mit Ölschätzen, die politisch zu schwach sind, sich solche Gesetze zu geben (in einer früheren Arbeit wiesen wir auf solche Staaten hin). Und endlich fehlen in dieser Aufzählung zwei Großstaaten: erstens Rußland, weil hier aus der besonderen Konstruktion des Staatswesens heraus jede nähere Gesetzgebung über solche Bodenschätze überflüssig wird; zweitens Deutschland, wo nebeneinander ungefähr alle nur denkbaren gesetzgeberischen Möglichkeiten beschritten wurden und werden und das daher in seiner ganz besonderen Entwicklung eigens behandelt werden muß.

Eine Sonderstellung besitzt fast überall der Steuerfiskus, der aus dem Erdöl

manchmal so viel Nutzen zieht, wie eigentlich in keiner Beziehung zu rechtfertigen ist. Die Bezinpreissenkung der letzten Jahre, die stellenweise geradezu einen Zusammenbruch des Marktes gleichkam, kam auf diese Weise dem Verbraucher nicht zugute, sondern blieb in den staatlichen Taschen hängen. August Keßler von der Koninklije gab vor einiger Zeit eine Zusammenstellung der Zollerhöhung, die folgendermaßen aussieht:

Land	Zoll oder Steuer in Golddollarcents je USA.-Gallone am	
	1. I. 29	1. I. 33
USA.	3,00	6,81
Frankreich	11,13	15,19
England	6,75	13,50
Belgien	8,62	14,81
Holland	1,14	10,46
Italien	17,71	25,15
Ungarn	17,23	30,03
Rumänien	10,90	14,96

Dies ist, wie gesagt, eine Erscheinung, die sehr häufig geradezu in Widerstreit mit den eigentlichen Ölinteressen der Staaten tritt, aber, gerade um manche Inkonsequenz zu beleuchten, erwähnt werden mußte.

Nun zu den Schutzgesetzen und -maßregeln der erdölreichen Staaten selbst. Das vorbildliche Gesetz von Peru haben wir früher bereits skizziert. Noch rigoroser ist das Vorgehen des Staates in Argentinien gewesen. Ein sehr großer Teil der Produktion wurde hier in staatliche Regie genommen; es scheint, daß den Interessen Argentiniens bis zu einem hohen Grade gedient worden ist, indem man niemand in Commodoro Rivadavia eindringen ließ. Die argentinische Produktion hatte zuletzt einen Gesamtumfang von 2 177 000 cbm.; von diesem entfielen auf die staatlichen Betriebe 922 000; d. h., man ist nicht nur in der Lage, jederzeit über ungefähr zwei Fünftel der Ausbeute ohne den Umweg über die Produzenten zu disponieren, sondern man besitzt in ausreichendem Maße Anlagen und Personal, um notfalls die gesamte Produktion steuern zu können, was schließlich der Sinn jeder staatlichen Ölmaßregel ist. Hier wurde er auf sehr einfacher Weise erreicht — freilich, wie hinzugefügt werden muß, an einer an sich nicht großen Produktion. Aber das Beispiel Großbritanniens, wo die Anglo Iranian Oil Co. Staatseigentum ist, beweist, daß der Staat durchaus in der Lage ist, selbst ganz andere Komplexe zu Nutz und Frommen seiner selbst und seiner Untertanen zu übernehmen. Auch die mexikanischen Maßregeln, insbesondere die Gründung der Petromex, wurde an dieser Stelle bereits skizziert; heute kann hinzugefügt werden, daß der Mexican Eagle durch ein weiteres Urteil zu ihren Ungunsten, das sie zu einem Schadenersatz von 20 Millionen Pesos im Amatlandprozeß verurteilte, ein neuer Schlag versetzt wurde, der sich also direkt gegen die fremden Ölgesellschaften richtet (da das Urteil ohne Zweifel als Präzedenzfall ausgenützt werden wird) und ihre Stel-

lung weiter zugunsten des Staates erschwert. Auch über die persischen Verhältnisse, insbesondere zu der Hauptausbeuterin der persischen Ölländereien, der Anglo Iranian, braucht an dieser Stelle nicht nochmals gesprochen zu werden.

Die polnische Erdölindustrie, immerhin der drittstärkste Produktionskomplex Europas, hat seit längerer Zeit mit Schwierigkeiten zu kämpfen, gegen die man mit Mitteln des Staates vorzugehen versucht. Zunächst hat man einen „Fonds zur Förderung der Erdölbohrungen" geschaffen, was mit Hilfe des Erdölgesetzes möglich wurde. Man will zur Einzahlung in diesen Fonds sämtliche Produzenten und Raffinerien heranziehen, was aber Schwierigkeiten hat, da sich insbesondere die kleinen Produzenten stark dagegen wehren. Man wird also den Verordnungsweg beschreiten müssen, da eine Einigung nicht zu erzielen ist. Das ist um so nötiger, als die Produktion zu sinken beginnt und, wenn es so weiter geht, in absehbarer Zeit ein großer Verlust im polnischen Außenhandel erwartet werden muß. Weiter steht das polnische Erdöl zur Zeit in starkem Kampf gegen das rumänische, das an manchen Märkten billiger angeboten wird. Man hat daher schon ein Ausfuhrsyndikat schaffen müssen, das die Ausfuhr kontingentiert, um auf diese Weise jedem Produzenten wenigstens teilweise Erleichterung und Absatz zu schaffen. Um den Binnenabsatz anzuregen, hat die Regierung weiter die Maßregel ergriffen, den Preis um 20% zu senken (wie sie es vorher bei dem gleichfalls kartellierten Eisen und der Kohle tat). Fracht- und Steuerermäßigungen sollen das ihre dazu tun, der Industrie über ihre Krise hinwegzuhelfen. Ob freilich damit die starke Überhöhung der Preise aus der Welt geschafft werden kann (sie betragen ein mehrfaches des Weltpreises), ist die Frage. Andererseits aber sinkt nicht nur der Benzin-, sondern auch der Leuchtölverbrauch wegen dieser Preisüberhöhung ständig. Um einen Ausgleich zwischen den 37% Ausfuhr und den 63% Binnenverbrauch zu schaffen, wobei das Ausfuhröl mit Verlust abgesetzt werden muß, wurde ferner letzthin ein Zwangskartell der Raffinerien geschaffen, denn die Regierung wünscht nicht, daß die Produktion gedrosselt wird — das andere Mittel, um von den Ausfuhrverlusten freizukommen; dieser Wunsch aber dürfte in erster Linie auf militärischen Erwägungen beruhen. Wie man aus der Schere von Binnenpreissenkung und Ausfuhrpreisniedrighaltung aber auf die Dauer herauskommen will, ist trotz aller Regierungsmaßnahmen nicht ersichtlich, zumal dann nicht, wenn die Produktion gehalten werden soll — was wieder um so notwendiger ist, als die Raffineriekapazität ohnehin nur zu 50% ausgenützt wird. Hier stehen sich Staats- und Industrieinteressen diametral gegenüber — zweifellos wird das Staatsinteresse in einem so stark antiliberalistisch regierten Staat wie Polen siegen, aber noch ist nicht abzusehen, wie die Industrie dabei am Leben bleiben soll, außer wenn der Staat sie kurzweg übernimmt und angesichts der militärischen Notwendigkeiten mit Verlust fortführt.

Trotz und wegen Staatsmaßnahmen sieht es in der rumänischen Erdölindustrie

nicht besser aus. Die Produktion, von der 83% auf den Export fallen, ist hier wegen des Preiszusammenbruchs auf dem Weltmarkt am Erliegen. Die kleinen Gesellschaften schließen, die mittleren halten sich nur mit äußerster Anstrengung aufrecht, die großen leben von den aufgesammelten Reserven. Nur der Staat könnte hier Rettung bringen. Er tut aber das Gegenteil, er steuerte im Jahre 1933 nicht weniger als 54,3% des Verkaufserlöses fort. Durch diese Steuern wird jedes Auslandsgeschäft zu einem Verlustabschluß, und die gleichen Steuern führen, genau wie in Polen, auch zu einem Schwund des Binnenmarktes. Erst als das Iraköl zu fließen begann und damit dem Rumänenöl ein neuer schwerer Konkurrent für Europa erwuchs, entschloß sich die Regierung, für die Ölindustrie, einen ihrer Hauptsteuerzahler, mit deren Zusammenbruch der des Staatshaushalts Hand in Hand gehen müßte, Erleichterungen wenigstens zu erwägen. Nicht in fiskalischer Beziehung; aber in der Frage der sehr stark überhöhten Binnenfrachten. Es bestehen hierzu zwei Möglichkeiten: entweder die Bahnfrachten zu senken, oder den Bau einer Pipeline Campina—Ploesti—Constanza zu gestatten. Beides scheint aber vorderhand für den Staat noch untragbar, da die Eisenbahn erst im letzten Jahr ihrer Defizitwirtschaft ein Ende machen konnte und in beiden Fällen wieder in sie hineingeraten müßte. Auch hier liegt es, wie in Polen, so, daß die Industrie an der Grenze eigener Rationalisierungs- und Meliorationsmöglichkeiten angekommen ist; sie hat sogar bei Moreni in 2000 bis 2500 Meter Tiefe bereits ihre äußersten Reserven angegriffen. Man weiß in Regierungskreisen genau, daß etwas geschehen muß. Die Frage ist nur, was, und bisher konnte das niemand angeben. Die Sache besitzt besondere Wichtigkeit, denn Rumänien ist durch seinen Ölbesitz allen anderen Balkanstaaten kriegswirtschaftlich überlegen und wird diese Überlegenheit halten wollen und müssen. Hinzu kommt komplizierend der ständige Gegensatz der Erdölproduzenten zur Nationalbank. Die Nationalbank verlangt 1,5 Milliarden Lei in Devisen nach, die die Produzenten nicht zur Ablieferung brachten, weil sie sonst nach ihrer Behauptung mit Verlust arbeiten müßten; sie beklagen sich hingegen über ein bis zu 39% gehendes Devisenagio der Nationalbank. Man drohte ihnen eine Zeitlang damit, das Inlandgeschäft zu monopolisieren und das Inkasso des Exports von Staats wegen zu übernehmen — was beides die Industrie wahrscheinlich ruinieren würde. Als einzige Erleichterung bot man Exportprämien an, die die Industrie indessen ablehnte — denn die Weizenexportprämien sind noch nicht einmal für 1931 bezahlt. Zu Kompensationsgeschäften wird rumänisches Öl nur sehr beschränkt (Ungarn und in bestimmten Grenzen Deutschland) zugelassen, da die Nationalbank eben auf die Devisen nicht verzichten kann und will. Diese letzte Maßregel wirkt sich denn auch für 1935/II in einer Abschwächung der Preise bei rückläufigem Export aus. Um welche Objekte es sich dabei handelt, illustriert die Summe von 7,8 Milliarden Lei, die 1933 die Erdölindustrie ins Land brachte. Der Ausgang dieses Kampfes ist noch nicht abzusehen.

In Albanien liegen die Dinge anders. Hier sind in erster Linie rein wirtschaftliche Gründe für Regierungsentscheidungen ausschlaggebend. Die Bohrungen im italienischen Bezirk waren so erfolgreich, daß eine Pipeline nach Valona gebaut werden soll. Die Regierung aber macht die Konzessionserteilung davon abhängig, daß die Raffination nicht mehr, wie bisher, in Bari, sondern in Albanien selbst stattfindet. Die italienische Flottendemonstration im Juli 1934 dürfte zwar ganz allgemein den Zweck gehabt haben, das kleine Land an seine Abhängigkeit von dem großen Nachbarn zu erinnern, aber sicherlich auch von hier eine Motivierung empfangen haben.

Die umfangreichsten Staatseingriffe hat sich die USA.-Produktion gefallen lassen müssen. Heute sind die Antitrustgesetze der Vorkriegszeit unaktuell geworden, um so mehr, als der Staat New York sie am 29. August 1933 außer Kraft gesetzt hat. Indessen muß doch an sie, die in erster Linie gegen den „Octopus" Standard Oil erlassen wurden, erinnert werden. Zur Zeit freilich hat die USA.-Gesetzgebung andere Sorgen. Auch Antidumpingverordnungen stehen, obgleich man solche gegen deutsche Mineralöle zu erlassen für gut befunden hat, im Hintergrund. Das gesamte Interesse wird vielmehr von der NRA-Gesetzgebung in Anspruch genommen, die für die Ölindustrie am 19. August 1933 in Kraft trat. Ihr Zweck war Schonung und Erhaltung der Reserven (erinnert sei hier an den Teapot-Dome-Skandal um die von dem Marinedepartement angelegten Bodenreserven, die von Staatssekretär Fall ungesetzlich an den Sinclairkonzern verkauft worden waren, während sie vorher durch Gesetz zu Schongebiet für Kriegsfälle erklärt worden waren); weiter die Senkung des preiszerstörenden Überangebots. Texas, Oklahoma und Kalifornien haben sich an die Zahlen, die ihnen der Code vorschrieb, trotz aller Anstrengungen des Staatssektretär Ickes nie gehalten, bis zu 40 Millionen Faß monatlich mehr als erlaubt produziert. Auch die Raffinerien haben sich an die Codevorschriften durchaus nicht gekehrt, obgleich ihre Bücher nicht nur den Codebehörden, sondern auch den Steuerbehörden vorgelegt werden sollen. Es wurde stets mehr raffiniert als verbraucht, und die Lagermengen also, statt vermindert zu werden, noch erhöht. Das vorgeschriebene Verhältnis zwischen Rohöl- und Benzinpreis wurde nicht innegehalten, das Benzin vielmehr so niedrig abgegeben, daß jene Raffinerien, die auf fremdes Öl angewiesen sind, mit Verlust arbeiten. Die Standard selbst hat besonders in Kalifornien alles mögliche getan, indem sie sich zwischen Produktion, Raffinerie und Verkauf durch den Aufkauf überschießender und die Abgabe fehlender Mengen vermittelnd einschob. Aber die ungesetzliche Produktion in Osttexas warf alle diese Berechnungen wieder über den Haufen. Sie soll zeitweilig 80 000 Faß täglich erreicht haben (gegen 50 000 in normalen Zeiten) — und Osttexas weigerte sich, seine Produktion, die von zahllosen kleinen Unternehmern beherrscht wird, aufzugeben. Wirklich durchgreifende polizeiliche Maßnahmen konnten nicht getroffen werden. Wenn man sich des Eingreifens der bewaffneten Macht in Osttexas und des Geschreis der amerikanischen Öffentlichkeit erinnert, als man im vorigen Jahr einen

widerspenstigen Produzenten aus Versehen erschoß, wird man einsehen, daß die Regierung vor einem neuerlichen Eingreifen beträchtliche Scheu haben mußte. Vorderhand hat man eine Raffinationssteuer von 0,1 Cent je Gallone erlassen, weniger dieser Summe wegen, als um überhaupt einen Überblick über die tatsächlich geförderten Mengen zu gewinnen, der bis jetzt vollkommen fehlte. Man hat die Hinterziehung dieser Steuer mit schweren Strafen bedroht — aber ob das hilft, muß abgewartet werden. Bisher jedenfalls hat sich in den USA. der Staat samt allen seinen Machtmitteln als schwächer denn die Industrie erwiesen, obgleich, grotesker Fall, hier die Großen durchaus und uneingeschränkt auf seiner Seite stehen. Die besondere Pikanterie ist, daß die Großen stets behaupteten, nur die Antitrustgesetze hinderten sie daran, Ordnung zu schaffen; die Antitrustgesetze sind gefallen — doch Ordnung herrscht nicht. Das Bedrohliche der ganzen Sachlage ist aber nicht einmal ausschließlich der fortgesetzte Preisverfall. Sondern in mindestens gleich hohem Maße auch der rücksichtslose Raubbau mit den Ölschätzen der USA., vor allem Texas', wo Vorräte, die noch Jahrhunderte überdauern könnten, sinnlos verbraucht werden. Hiergegen richtet sich in erster Linie der Kampf der Regierung, der bisher erfolglos blieb. Seit dem Zusammenbruch der NRA-Gesetzgebung ist das Chaos noch verschlimmert worden. Der Hooversche Gedanke eines „compact", eines Vertrags zwischen dem Bund und den Einzelstaaten, hat sich, kaum erneut ausgegraben, schon wieder erledigt — und in Texas wurden neue Raffinerien erbaut. Die Preise sinken weiter ab, manchenorts liegen Tankstellenpreise unter den Großhandelspreisen auf den Feldern, und der Handel mit illegalem „hot oil" geht weiter. Der Fall des Oil-Code, der am 8. Januar für verfassungswidrig erklärt wurde, bedeutet daher praktisch nichts. Das Conallysche Ölgesetz, das an die Stelle des Code trat, staatliche Überwachung der Produktion und der Preise ermöglicht, bedeutet wahrscheinlich genau so wenig. Ob die seit März bestehende Petroleumbörse in New York mehr Einfluß haben wird, läßt sich noch nicht sagen. Es ist jedenfalls sehr die Frage, ob es möglich sein wird, alledem dadurch zu steuern, daß die USA.-Erdölfelder zu „public utilities" erklärt werden (wie weiland Teapot-Dome); und Staatssekretär Ickes dürfte ein wenig weit in die Zukunft gesprochen haben, als er in Dallas auf der Versammlung der Erdölproduzenten im November vergangenen Jahres sagte: „Darum sage ich allen Ernstes, daß, wenn Sie nicht selbst dieser Verschwendung ein Ende bereiten, das Volk der Vereinigten Staaten sich an einem dieser Tage zu dem Gerichtshof der öffentlichen Meinung begeben und dieses Gericht ersuchen wird, festzustellen, daß Sie nicht zuständig sind, diese prächtige Erbschaft länger zu verwalten. Dann wird die Leitung Ihnen entzogen werden, Ihnen allen und für alle Zeiten." Doch das dürfte noch gute Weile haben — obgleich die Erdölschätze der USA. tatsächlich bedenklich zu schwinden beginnen und man bereits heute Importe aus Iran, Venezuela und Rußland ins Auge fassen muß.

Selbst aus Holland, dem klassischen Lande der Handelsfreiheit, wird gemeldet, daß eine Verordnung gegen den billigen Verkauf von trustfreien Treibstoffen bevorsteht. Diese Maßnahme würde den Tod aller Unabhängigen bedeuten, deren ungleichartige und auch in der Anlieferung ungleichmäßige Produkte bisher infolge des geringeren Preises immer noch starken Absatz fanden. Es scheint uns, daß, wenn diese Pläne überhaupt verwirklicht werden, sie lediglich aus trustfreundlichen, rein wirtschaftlichen Erwägungen im Mutterland der Koninklije stammen können. Allerdings besteht auch die Möglichkeit, daß in den kleinen trustfreien Betrieben ihr großer Lieferant Asneft getroffen werden soll — aber dieses scheint uns doch etwas vag. Auch eine Steuer von 0,5 Cents pro Liter steht bevor, aus der Brückenbauten finanziert werden sollen; sie soll 1935 1,8 Mill. hfl., ständig infolge zunehmender Motorisierung im Ertrag steigend, 1940 bereits 7,5 Mill. hfl. erbringen.

Zwischensumme dieser Befassung der Staaten mit ihren Ölindustrien: Peru und Argentinien haben sich gegen Überfremdungstendenzen erfolgreich zur Wehr gesetzt; Albanien ist dabei, es zu versuchen; Mexiko gleichfalls, aber hier steht der Kampf noch ziemlich negativ für die Regierung. In Polen und Rumänien chaotischer Kampf der Interessen des Steuerfiskus, des Außenhandels, der Industrieerhaltung, der Kapazitäts- und Reservenrettung. In den USA. Kampf um die Reserven und den Preis — für die Regierung völlig erfolglos. Gesamt: auf diesem Gebiet ist die Gesetzgebung anscheinend noch nicht durchkonstruiert genug, um die Staatsinteressen wirksam zu vertreten.

Ziemlich anders sieht es bei den ölarmen Staaten aus. Hier funktioniert die Maschinerie der Gesetze, Verordnungen und Steuern weit besser. In England ist diese Gesetzgebung noch nicht alt, aber dennoch bereits sehr weit. Erst in den letzten Jahren hat man dort eingesehen, daß man sich notfalls auf die überseeischen Ölgebiete nicht verlassen kann — oder es doch nicht sollte. Man versucht daher mit verschiedenen Mitteln, im Lande selbst eine Ölindustrie aufzubauen. Mr. Runciman motivierte das betreffende Berggesetz damit, daß sich neuerdings das Interesse im Lande für die Suche nach Ölvorkommen erhöht habe, daß diese Suche ermutigt werden müsse und daß der Staat sich die Eigentumsrechte auf alle gefundenen Vorkommen vorbehalte. Diese Ankündigung schlug stark ein; um so stärker, als später bekannt wurde, daß sie nur getroffen worden war, um gewisse ausländische, vor allem usamerikanische Gesellschaft fernzuhalten. Der Staat hat unmittelbar nach dem Krieg 570 000 Pfund für Pionierbohrungen geopfert, die bis auf eine einzige Sonde bei Hardstoft ergebnislos blieben. Er wünscht sich daher nicht mehr zu beteiligen, weder als Unternehmer noch als Subventionist; er ermöglicht es aber den Unternehmern (Konzessionen sollen, um Spekulantentum auszuschalten, nur an kapitalkräftige und zuverlässige Unternehmen erteilt werden), Konzessionen auf höffige Gebiete zu erwerben und gegen ein Entgelt an den Grundeigentümer

auszubeuten. Im Fall der Fündigkeit erhebt der Staat in Zusammenarbeit des Board of Trade und des Schatzamts eine Steuer von 3 bis 6 sh. je Tonne. Vor allem aber erklärt das Gesetz sämtliche Erdöl- und Erdgasvorkommen für Staatseigentum. Und das ist das Wesentliche: keine Förderung ohne Wissen und Willen der Krone ist mehr möglich. Weiter wird dafür gesorgt, daß schädliche Arbeitsmethoden, Verschwendung von Erdöl und Beschädigung angrenzenden erdölhaltigen Grundes unmöglich sind. Freilich ist das heute, da die genannte einzige Sonde 1933 38 Tonnen gefördert hat, noch vollkommen ohne praktische Bedeutung. Die symptomatische aber ist desto größer, und immerhin werden daraufhin verschiedene britische und usamerikanische Gesellschaften zu bohren beginnen. Parallel zu diesem Gesetz laufen Zollverordnungen, die für synthetische Treibstoffe aus einheimischen Kohlen eine Steuerermäßigung von 4 d je Gallone auf zehn Jahre festsetzen. Die Imperial Chemical Industries bauen in Durham eine Hydrieranlage von 100000 Tonnen Jahreskapazität, in Südwales sollen weitere Werke errichtet werden und die Eigenversorgung des Landes sicherstellen. Das Werk von Durham soll allein 3% des Jahresverbrauchs produzieren. Man hat diese Maßregel scharf kritisiert und hervorgehoben, daß sie nur je 1200 Arbeiter und Bergleute wieder in Arbeit bringe, dem Staat alljährlich 900000 Pfund koste, und daß natürliche Öle wesentlich billiger zu erstellen seien. Niemand hat widersprochen, aber es zeigte sich eben, daß bei der Annahme dieser Verordnung nicht sozial- und wirtschaftspolitische Gesichtspunkte ausschlaggebend waren, sondern nur allgemeinpolitische und militärische. In naher Zukunft dürften durch alles das 10% des Verbrauchs im Lande produziert werden.

In Frankreich gehen die Bestrebungen in gleicher Richtung. Das amtliche Office National des Combustibles Liquides hat zwei Versuchsanstalten für Kohlehydrierung in Angriff genommen mit der offen ausgesprochenen Motivierung, „der Gedanke sei äußerst beunruhigend, daß die Armee im Fall eines Krieges oder der Weigerung der heutigen Öllieferanten, Frankreich weiter zu beliefern, von der auswärtigen Brennstoffzufuhr abgeschnitten werden könnte. Alle Anstrengungen müßten daher gemacht werden, um unter den bestmöglichen technischen und wirtschaftlichen Bedingungen, jedoch innerhalb der kürzesten Frist, die Gewinnung einer noch festzusetzenden Treibstoffmenge aus einheimischen Rohstoffen sicherzustellen". Man nimmt dazu übrigens weder die Patente der IG-Farben noch die der Imperial Chemical in Anspruch, sondern arbeitet nach eigenen von der Société Nationale de Recherche und der Société des Mines de Béthune gefundenen Methoden. Das Kapital von 83 Millionen Francs wird zu 90% von der Regierung gestellt. Die Gestellungskosten für synthetischen Treibstoff werden mit 1,20 bis 2,00 Francs pro Liter veranschlagt, gegen 20,9 Cent. für natürlichen cif französischer Einfuhrhafen. Man nimmt selbst an, daß eine Angleichung beider Preise in absehbarer Zeit nicht möglich sein wird — um so deutlicher die rein militärische Herkunft des

Unternehmens. Nun stimmt es freilich nicht, daß Frankreich auf Öllieferungen anderer Länder angewiesen ist, denn das Iraköl via Tripolis ist ja französisches Produkt. Wohl aber kann durch eine Mittelmeerflotte die Zufuhr gesperrt werden. Man baut daher mit Hilfe des Office des Fabrications d'Armement bei Marseille und Le Havre Raffinerien, die zusammen 460 000 Tonnen fassen. Weiter stehen (durch das Office National des Combustibles) Tanks von 1 100 000 Tonnen Fassungsvermögen zur Verfügung. Zusammen mit der früher geschilderten Irakeroberung und einer Ausweitung der französischen Tankerflotte auf 409 000 Tonnen von 20 000 Tonnen Vorkriegsraum ist wirklich alles getan, was getan werden kann, um Frankreich im Kriegsfall sicherzustellen und nicht wieder von USA- und englischen Zufuhren abhängig werden zu lassen. Da nun alle diese Institute und die für den Irak maßgebende Compagnie Française des Pétroles entweder staatlich oder doch staatlich beeinflußt sind, konnte man ruhig auf das eine Zeitlang geplante Ölmonopol verzichten. Das Gesetz vom 30. März 1928, auf dem alle neuen Einrichtungen und insbesondere die Wandlung Frankreichs vom Benzin- zum Rohölimporteur basieren, reicht aus, um dem Staat die nötige Kontrolle und Eingriffsmöglichkeit zu geben. Und man ersparte sich so Unstimmigkeiten mit USA., England und Holland, deren Ölgesellschaften, versehen mit ab 1928 laufenden bis zu zwanzigjährigen Einfuhrlizenzen, bereits erbittert gegen den Gedanken an ein Monopol Front gemacht hatten. Allerdings sind neuerdings unraffinierte Öle, Derivate und Rückstände daraus einfuhrgenehmigungspflichtig, und die Einfuhrquoten für Mineralöle wurden um 12%, für Benzin um 10%, Schweröle um 10% und Gasöle um 10% herabgesetzt. Weiter machen staatliche Stellen Versuche mit Ersatzbrennstoffen von Holz, Holzkohle, Schieferöl, über deren Erfolge allerdings noch nichts verlautet.

Sehr ähnlich ist die Haltung Italiens. Zunächst genießen sämtliche Raffineure einen Vorzug vor Importeuren von Benzin. Sie lagern zollfrei, zahlen Zoll erst nach Fertigstellung des Raffinationsvorgangs, und dieser Zoll ist dann erheblich geringer als der auf raffiniert importiertes Öl. Alle Importeure und Raffineure müssen die italienische Staatsangehörigkeit besitzen; die Raffineure brauchen Lizenzen, die mit zwanzig Jahren Laufzeit erteilt werden, während die der Importeure von Fertigölen nur auf drei Jahre gelten. Ferner sind beide Gruppen gehalten, bestimmte, nicht geringe Mengen an Vorräten ständig einzulagern, mit welchen Kosten für einen rein militärischen Zweck also nicht der Staat, sondern die Industrie belastet wird. Von alledem ist natürlich die Marine ausgenommen. Für die ersten zehn Monate 1933 verzeichnete die italienische Zollbehörde eine Einfuhr von Russenöl von 432 000 Tonnen, während die russischen Exportstellen eine Ausfuhr von 901 000 Tonnen an Italien angaben. Wenn die Differenz wirklich nicht durch den italienischen Zoll gegangen ist, bleibt als einzige Erklärung, daß die Kriegsmarine sie verbraucht hat, die damit zu einem der größten Ölimporteure

Italiens geworden sein dürfte. Die Subventionspolitik geht aber noch weiter: jetzt gewährt man den Raffineuren noch eine Prämie von 65 Lire je dz Benzin, Schmieröl usw., der auf italienischem Boden gewonnen wird. Und endlich wird der Kontrollring des Staates über alles, was in Italien mit Öl zu tun hat, damit gegeschlossen, daß seine Organe ohne weiteres überall, zu allen Anlagen ebenso wie zu allen Büchern, jederzeit Zutritt haben. Die letzte höchst rigorose Maßnahme ist der Zwang für alle Kraftwagen zur Umstellung auf Ersatzbrennstoffe bis zum 31. Dezember 1937. Wer weiß, wie holzarm Italien ist, wird den Erfolg dieser Maßregel höchstens in einem Rückgang der Motorisierung erwarten können, zumal auch hydrierungsfähige Rohstoffe fast ganz fehlen.

Ähnlich geformt ist auch die japanische Gesetzgebung. Eine neugeschaffene „Nationale Treibstoffkommission" überwacht das gesamte Gebiet. Importeure und Raffineure müssen auf Anforderung ihre gesamten Vorräte sofort der Regierung zur Verfügung stellen und ferner, wie in Italien, jederzeit bestimmte Mengen eingelagert halten; da dies zu beträchtlichen Zinsverlusten der fremden Ölgesellschaften führen muß, haben diese protestiert, doch ohne Erfolg. Die Einfuhr, die ungefähr 80% des Verbrauchs beträgt, kommt sowohl aus Rußland wie auch von Shell und Standard. Die beiden angelsächsischen Konzerne haben nun vor einiger Zeit ein Regierungseingreifen zur Drosselung des japanischen Imports verlangt unter der Behauptung, das Russenöl desorganisiere den japanischen Markt. Ob die Regierung darauf eingehen wird, ist noch nicht klar; sicher ist aber, daß ihr die Machtmittel dazu durchaus zur Hand sind. Im übrigen beginnt die japanische Regierung auch, sich aktiv an der Produktion zu beteiligen. Sie hat die Südsachalin-Ölgesellschaft in ein halböffentliches Unternehmen nach dem Muster der Südmandschurischen Eisenbahngesellschaft umgewandelt und neu organisiert, um, wie es heißt, der ölwirtschaftlichen Aktivität der Russen auf Nordsachalin, die bis 1937 auf eine Jahresausbeute von 2 Millionen Tonnen kommen wollen, durch Ausbeutung der Lager von Karafotu standhalten zu können. Daß Mandschukuo im gleichen Fahrwasser schwimmt, ist nur selbstverständlich. Ebenfalls gegen geharnischte Proteste der britischen, usamerikanischen und holländischen Gesellschaften wurde die Gründung der Monopolgesellschaft „Mandschukuo Oil-Co" mit einem AK. von 5 Mill. Yen (1 Mill. Regierung von Mandschukuo, 2 Mill. Südmandschurische Bahn, 2 Mill. Nichon-Gekiju und Kokura-Oil) durchgeführt. Ob die Antwort der ausländischen Gesellschaften, die völlige Einstellung jeden Geschäfts mit Mandschukuo — Japan erklärte sich in einer Note an London für nicht verantwortlich — wirklich ein Druckmittel ist, bleibt abzuwarten; die Nichtanerkennung von Mandschukuo durch die USA., die nun sogar Liberia anerkannt haben, hat jedenfalls keinen erkennbaren Eindruck gemacht. Weiter arbeitet die Südmandschurische Bahn an der Erschließung der Ölschieferlager von Fushim, die 5,4 Milliarden Metertonnen mit einem Gehalt von 6% unraffiniertem Öl enthalten sollen. Man wird

sich also von dem in Kriegszeiten höchst unsicheren Russenöl baldigst emanzipieren können. Es ist jedoch klar, daß auch die Beschränkung auf die angelsächsische Einfuhr für Japan keine völlige Sicherheit bedeutet — im Falle eines Konflikts mit den USA. wäre sie wertlos. Daher wird man wohl eine staatlich geförderte erhöhte Aktivität Japans in Niederländisch-Indien mit seinen Petrolschätzen erwarten dürfen.

Die Pläne der Türkei scheinen augenblicklich nur von steuerlichen Gesichtspunkten regiert zu werden. Wenigstens läßt das geplante Monopol, das nur gegen erhöhte Zölle eine Einfuhr ermöglicht, darauf schließen. Es wird eine gewisse innerpolitische Wichtigkeit haben, daß auf diese Weise die bisherigen Verbrauchssteuern abgeschafft werden; der Verbraucher kann wenigstens meinen, er sei sie los — wenn der Verkäufer ihm auch sicherlich die Einfuhrzölle weiter aufbürden und der Verbraucher auf diese Weise vielleicht noch stärker als bisher belastet sein wird. Überdies wird man trotzdem den Kleinverkaufspreis mit einer neuen Steuer belegen, die dazu dienen soll, einen Fonds für Schürfungen und andere Vorbereitungen zum Aufbau einer eigenen Industrie zu schaffen. Diese Steuer schwankt je Produkt zwischen 2 und 20 Pfennig. Die geologischen Aussichten dieses Unternehmens sind allerdings so ungewiß, daß möglicherweise die so vereinnahmten Gelder auch anderen Zwecken mangels eigener Aufgaben zufließen werden.

In Spanien sind die Tendenzen denen der Türkei ähnlich. Unbeträchtliche Vorkommen bei Almadén sollen neuerdings so groß sein, daß sie bei geeigneter Ausbeutung den gesamten spanischen Bedarf decken können. Ein Parlamentsantrag auf rein staatliche Ausbeutung liegt bereits vor, dürfte aber reichlich verfrüht sein. Im übrigen versucht die „Campsa", die privat scheinende Pacht-Monopol-Gesellschaft, für ihre Öleinfuhr Ausfuhrkompensationen zu erreichen, und hat aus diesem Grunde den Liefervertrag mit Rußland erlöschen lassen, ist also rein wirtschaftspolitisch orientiert. Zuletzt ist man in Rücksicht auf die zunehmenden Absatzschwierigkeiten der spanischen Kohlenzechen in Asturien auch Plänen zur Kohlenhydrierung nähergetreten und beabsichtigt den Bau eines Versuchsinstituts. Aber auch hier stehen militärische Zwecke keineswegs im Vordergrund. Sondern, wie auch in der Türkei, herrscht vor allem der Wunsch, die Devisenlage des Landes durch die Drosselung der Öleinfuhr und den Aufbau einer eigenen Industrie zu bessern.

In Schweden endlich wird seit einiger Zeit die Einführung eines Erdölmonopols ventiliert; in Ungarn schwebt ein Kampf zwischen Staat und Raffinerien um den Preis, den die Raffineure um 30% heraufsetzten, was von der Regierung mit einem Aussetzen der Einfuhrzölle beantwortet wurde; die Schweiz, von jeher motorisierungsfeindlich, erhöhte erneut die Benzinzölle, so daß hier die höchsten Preise von ganz Europa bestehen; Bulgarien hingegen hob wegen der schlechten Folgen für den Fiskus das Erdölmonopol wieder auf.

Ziehen wir die Summe in diesen ölarmen Staaten: der Staat hat sich hier, möglicherweise infolge der dringlicheren Notlage, gegen die Industrien viel stärker

durchsetzen können. Freilich liegen seine und der Industrie Interessen auch hier viel näher zusammen. Immer handelt es sich ja um eine möglichst reibungslose Versorgung auch in unnormalen Zeiten. Und es kann der Industrie nur recht sein, wenn sie die Gewähr hat, was auch kommen möge, ihre Produkte absetzen zu können. Man wirft hier den Regierungen von seiten der Privatwirtschaft nicht so viele Knüppel in den Weg wie auf der anderen Seite, und das macht sich naturgemäß stark bemerkbar — besonders stark bei einer so mächtigen Industriegruppe, wie es die Petrolindustrie nun einmal ist.

Zum Schluß: das Deutsche Reich. Angefangen vom Spritbeimischungszwang über die Förderung des Hydrierverfahrens, die Unterstützung neuer Bohrungen, Gesetze über den Zwischen- und Einzelhandel, Verordnungen gegen die Verschwendung von Altöl, Entschließungen gegen das wilde Terrainspekulantentum, staatliche Richtpreise bis zu einer eigenen staatlichen Produktion haben wir ungefähr alle Möglichkeiten eines Eingreifens verschiedener Finger der öffentlichen Hand hier beisammen. Dieses ziemlich umfassende System, das vor uns steht, ist freilich die Frucht einer jahrzehntelangen Entwicklung. Es ist im Rahmen dieser Arbeit vollkommen unmöglich, diese Linie herauszuarbeiten, die etwa bei der Rückdrängung des Russenöls durch die Standard Oil mit ihren deutschen Tochtergesellschaften beginnt, anfänglich das Reich vollkommen als Domäne fremder Gesellschaften sah, nachdem man frühe Reichsmonopolpläne abgedrosselt hatte, und heute bei einer zielbewußten staatlichen Förderung steht, die darauf ausgeht, den deutschen Bedarf möglichst im Lande selbst, sei es durch natürliches oder synthetisches Öl, zu decken. Dabei sind heute nicht allein militärische Gründe ausschlaggebend, sondern vor allem devisenwirtschaftliche. Das Reich ist zur Zeit — und infolge der staatlichen Förderung des Kraftfahrverkehrs noch stärker als vor zwei Jahren und früher — abhängig von einer außerordentlich umfangreichen Öleinfuhr, die die Devisenwirtschaft überaus schwer belastet. Wir dürfen also nicht von im wesentlichen vorsorglichen Maßnahmen sprechen, wie sie die fast sämtlicher anderen ölarmen Staaten darstellen, sondern wir stehen hier einem neuen Gesichtspunkt, dem der ganz unmittelbaren Schwierigkeit, gegenüber. Über diesen ebenso wichtigen wie umfangreichen Komplex muß indessen ein anderes Mal gesondert gehandelt werden.

KARL HAUSHOFER:
Geopolitischer Schrifttumsbericht

Geopolitik in Handbüchern des Wissens

Zwei große Handbücher des Wissens mit grundverschiedener Einstellung gehen auf das Ende gehaltvoller Ausgaben zu:

1. Der **„Große Brockhaus"** mit dem **18. Band** seiner 15. Auflage: „Spy-Tot" —, auf dessen erster Seite wir als gutem Vorzeichen der glänzendsten Persönlichkeit gesamtdeutscher Geschichtsauffassung, Heinrich von „Srbik" begegnen. Ihr folgt freilich unter dem Schlagwort „Staat" eine Schilderung, an der die unlösliche Verbindung von Blut und Boden mehr vorbeirauscht, als daß sie das Ganze zu durchdringen vermöchte; so sieht sich die Geopolitik in dem schmal geratenen „Staatsgebiet" unbillig eingeschränkt. Noch hält der auf Papier gegründete Staatsbegriff gegenüber dem fest auf gewachsenem Boden gewordenen und gebauten ein Vorrecht fest, das nicht mehr lange standhalten wird. Fesselnd sind die „Staatsromane". Aber haben Lenin und Mussolini keinen geschrieben? „Sun Yat Sen" und Gandhi keinen erdacht? — Auch die „Staatswissenschaft" lebt auf „fließendem" geopolitischen Grunde! Praktischer Boden wird vorbildlich mit der „Stadt" und ihrem reichen Bildstoff betreten, aus dem eine kundige Hand städtegeographischen Stoff für viele Lehrstunden herausholen kann. Beim Schrifttum über die „Stadt" würden einige der grundlegenden angelsächsischen und französischen Arbeiten über Urbanismus wohltun. Auf der Höhe der Zeit ist der — knappgeschürzte — „Städtebau".

Großraumdarstellungen von Rang sind „Stiller Ozean", „Südamerika", „Südafrika", das „Südpolargebiet" mit schönen Karten; Städtebilder von treffsicherer Darstellung „Stockholm", „Straßburg", „Stuttgart". Knapp sind „Tibet" und „Thüringen", knapper noch „Steiermark" und „Tirol" im Raum bedacht worden. Sollten so wichtige Grenzlandschaften nicht reicher ausgestattet dem Leser nähergebracht werden? Unter den flotten Aquarellen fallen „Tafelberg" und „Taormina" als besonders gelungen und geographisch überzeugend auf, als besonders hervortretende Zeugen der Künstler- und Gelehrtenleistung, die in den geographischen Miniaturen steckt.

2. Vom **„Großen Herder"** sind seit der letzten Besprechung (Heft 1/35) zwei Bände **Bd. 10:** „Reue bis Sipo", und **Bd. 11:** „Sippe bis Unterfranken" erschienen. Sie halten bei den geopolitischen Stichworten planmäßig die knappe, aber systematische Bebilderungs- und Kartenlinie, durch den in der Mitte herausgebrachten nützlichen Welt- und Wirtschaftsatlas unterstützt. Ein klar hingestrichenes Stromporträt ist der „Rhein", auch durch andere Bilder der Zuflüsse, wie das „Reußtal", „Rheinfelden" zu ergänzen. Aus dem Lagenbild von „Rio de Janeiro" ist durch drei Zeichnungen auf engstem Raum das Mögliche gemacht. Eine reiche Ausstattung war nach der Gesamtanlage für „Rom" zu erwarten: sie umfaßt auch geopolitisch das irgendwie zu Erhoffende im engen Raum eines Handbuchs des Wissens und beschreitet namentlich in der Verbindung von Beziffe-rung und Fliegerbild (S. 218) neue Wege. Schön ist die „Romanik", das „Römische Reich", knapper die „Römische Kunst" geraten, dankenswert die Leiste auf S. 262: „Das römische Gesicht", weiter Ausgestaltung fähig. Unter den Landschaftsbildern treten „Rorschach" (wegen der Stimmung über dem Bodensee), die „Sahara" (wegen der Lichtschärfe), günstig hervor. „Rumänien", „Rußland" sind für die Weite der Gegenstände knapp behandelt; mehr Raum und Liebe ist der „Schweiz" mit guten Bildern, Diagrammen und Karten u. a., einer sehr sympathischen Spalte über ihr Wehrwesen mit flottem Bild vergönnt. 3. Auch **Bd. 11** hält die Höhe der reichen Kleinbilderausstattung von kennzeichnenden Wert: „Sizilische Landschaft", „Schären" sind Beweise. „Skandinavien", „Slawen", „Slowakei" hätten mehr Raum verdient, bringen auf dem eng zugemessenen das Menschenmögliche. „Spanien" und seine Kunst sind gut bebildert. Die „Sprachgeographie" ist nur erwähnt. „Staat" und „Staatsformen" dürften auch hier mit einem Tropfen geopolitischen Öls gesalbt werden! — „Stadt" und „Städtebau" geben Ge-

legenheit zu Vergleichen der Staatshandbücher, wie sie sonst selten sind. „Tabak" und „Tee" sind bei Herder liebevoller zu kartographischer Darstellung ausgenützt, ebenso wie die „Tierverbreitung". „Tschechoslowakei", „Türkei" und „Ungarn" bieten Gelegenheit zu guten Zusammenfassungen. Auch in den zu Ende eilenden Schlußbänden wird die verpflichtende Linie gehalten!

Geopolitische Bilderbücher

Zwei Bilderbücher von hohem Rang bei grundverschiedener, fast polarer Gegensätzlichkeit verdankt die Geopolitik dem Verlag Bruckmann, München:

1. **Franz Kuypers:** „Griechenland" mit 96 Bildtafeln und Originalaufnahmen von Charlotte von Gwinner, 200 S., 1 Kte., vornehmste Ausstattung, und

2. **Karl C. von Loesch:** „Deutsche Züge im Antlitz der Erde". — Ein Bruderwerk zum „Antlitz der Grenzlande", mit 850 Abbildg., 306 S.

Wir sprachen von ihrer polaren Gegensätzlichkeit; denn im ersten Band liegt der Schwerpunkt für den geopolitisch sehenden und schauenden Menschen fast ausschließlich auf den mit unerhörter Einfühlungskraft in das Wesen und den Seelenwert der griechischen Landschaft geschaffenen Bildern von Charlotte von Gwinner; und den höchst kultivierten Text von Franz Kuypers hört er nebenbei, wie die Exkurse eines Reisebegleiters aus der Schule Winkelmanns und Baedekers, im Stil früherer Italienfahrer sich der vielfältig zusammengetragenen Kenntnisse freuend, aber etwa so, wie Hellenisten den Feldzügen von Römern beiwohnen, reich an klassischen Reminiszenzen und anmutigen Sprachwendungen, aber die welthistorische wie die geopolitische Linienführung dem Tatmenschen überlassend. Der schuf in diesem Fall die großartigen Bilder, aus denen Hellas von einst und heute klarer, schärfer umrissen emporsteigt, als aus dem höchst gebildeten, aber schwerflüssigen Text.

Umgekehrt folgt man in dem Bilderwerk von Karl C. v. Loesch gespannt dem aufbauenden Gedankengang des Autors und fragt sich oft, ob ihm denn auch der vorhandene, leider ungleichmäßige Bildstoff genügt habe. So mischt sich im Gegensatz zum klaren, liniensicheren Aufbau von Loesch, gewiß „unten am Erdboden, in der vielgestaltigen Wirklichkeit des Völker- und Menschenlebens" — aber von ihm einheitlich gesehen, in die Bildersammlung neben manche ausgezeichnete Aufnahme auch das Ergebnis engräumigerer Geister und mancher kleinen, läßlichen Eitelkeit: zurückgedämmt, wo Loesch aus eigener Anschauung auswählte, waltete und schrieb, etwas breiter, wo er seinen Bildersammlern Raum ließ. So ist der Hauptreiz dieses Bandes, die Spuren von Loesch unter, in und hinter den Bildern zu suchen. Es ist der Mühe wert!

Aus dem indopazifischem Bereich

Schon gewürdigt wurde hier das wertvolle, leider diesmal ohne den nützlichen Teil, ohne „Who is who?", erschienene:

1. **„Japan Year Book"** (für 1935, wie 1934 und 1933 im Auftrag der Foreign Affairs Association of Japan, herausgegeben von K. Inahara; mit Karte in Sonderumschlag, das auf 1356 engbedruckten Seiten alles von Japan aus für wünschenswert gehaltene Wissen über Japan in weite Kreise trägt und — kritisch und weise benützt — weitgehende Landes- und Volkskenntnisse vermitteln kann).

Dann fesselt unter den Neuerscheinungen den Blick eine ungewöhnlich schöne Ostasienkarte.

2. **„Manchoutikuo and adjoining territories"**; 1; 2500000: Land survey department; Japan. Sechs Höhenstufen (farbig); drei Stadtpläne, dabei Stadterweiterung von Hsinking, je 1 : 150000; Ostasienübersichtskarte 1 : 40000000; neue Provinzeinteilung; Luftverkehrsnetz. Und

3. **Julian Grande: „Japan's place in the world"**; Herbert Jenkins Ltd.; London 1934; in schneller Folge in 2. Ausgabe. 245 S., 16 Abbildungen; Übersichtskarte.

Während „Japan Year Book" und die kartographischen Kriegsschauplatz-Aufnahmen des japanischen Generalstabs, hier oft erwähnt, für sich selbst sprechen, bedarf das frische, tapfere und ungeschminkte Buch des allerdings wenig deutschfreundlichen langjährigen Times- und Daily-Telegraph-Korrespondenten einiger Hinweise darauf, was der Leser darin findet und nicht findet.

Was er findet, sind klare und scharfe Werturteile, vor allem über das Verhältnis Japans zum Völkerbund, wie er jetzt ist (Kap. VIII) und zu den Gedanken von Genf (Kap. IX); peinliche Wahrheiten über die

wirkliche, nicht vorgegebene Aufnahme der Völkerbundskommission unter Lord Lytton in der Mandschurei (als „unerwünschte Fremdlinge"), mit bitterbösen Bemerkungen über das Unterfangen, nach wenigen Wochen allseitig gehemmter Einsichten ein weltgültiges Urteil über China und seine Außenländer abzugeben (S. 117), über die Zukunftsmöglichkeiten zwischen Japan und den Sowjetbünden, „da für beide ganz Ostsibirien einen Krieg erster Klasse (first-class war) nicht wert sei". Was der Leser nicht findet, ist, daß die Blütenträume zwischen beiden Inselreichen nicht so rosig verwirklicht werden können, wie Julian Grande sie — im Gegensatz zu den transpazifischen Beziehungen — darstellt.

Was der denkende Leser aber zu seiner angenehmen Überraschung in einem sonst naturgemäß etwas auf Sensation gestimmten Buch nicht findet, das ist jene Auffassung von Japan als einem unbekümmert um die Folgen seewärts und landwärts um sich greifenden unersättlichen Staatswesen, die namentlich zwischen USA. und Japan soviel Zündstoff gehäuft hat. Wie sehr sich „the classes that count" (Kap. VI) der Gefahrlage des schmalen, überbauten, menschenwimmelnden Reichskörpers bewußt sind, bringt Julian Grande an so vielen Stellen vor, daß sie einzeln nicht aufgezählt werden können. Aber auch England wird (S. 35) vor dem politischen Denken ausschließlich in westlichen Denkformen gewarnt. „England is no arriviste, profiteer Great Power." „No new tripper in Asia or upon the Pacific Ocean."

Grande zeigt auch, wie die großen pazifischen Dominien „von einer negativen zu einer common-sense-Politik gegenüber dem Fernen Osten übergehen", übergehen müssen. „Wolle hat einen mildernden Einfluß", schreibt er von Australien, namentlich wenn man zuviel hat und sie regelmäßig loswerden möchte. „Die Welt möchte nicht so sehr die Absichten Japans wissen, als die der Inhaber der letzten, offenen, unbesiedelten Landflächen."

Fesselnd sind (S. 62) die Wahrnehmungen über die Wirkung des Heeres und der Flotte „als Propheten einer besseren Ordnung, größeren sozialen Gerechtigkeit und inneren Erneuerung", die V. dem theoretischen Nationalsozialismus vor seiner Machtergreifung in Italien oder Deutschland vergleicht, obwohl er selbst die Parallele weder nah noch sicher nennt. Denn diese Dienste haben ja tatsächlich den entscheidenden Teil der Macht um den Thron schon in Händen! Insofern ist es ein ungleiches „Tauziehen zwischen ‚visionären', fernsichtigen Offizieren und kurzsichtigen Industriellen". Dieses Verständnis für die Samurai-Politik, auch für die Persönlichkeit von Araki zeigt, wieviel gerade der weltumspannend denkende Nationalsozialist diesem Buch abgewinnen kann, obwohl sein Verfasser dem Nationalsozialismus durchaus nicht geneigt ist. Aber er versucht eben, über die dem Nationalsozialismus mehr als dem Faschismus verwandte Bewegung in Japan die Wahrheit zu sagen. Auf S. 65 u. 66 leuchtet die Achtung vor dem deutschen Wehrgeist durch alle politischen Vorurteile, wie Altjapan durch das neue!

Wer wird ihm zumeist den Weg verlegen? Eine Festlandhemmung zeigt

4. **Erich Thiel: „Verkehrsgeographie von Russisch-Asien"**; Ost-Europa-Verlag, Königsberg i. Pr. u. Berlin W 35; 324 S.; 32 Abbildungen, 7 Karten. Bd. 17 der Osteuropäischen Forschungen. Gewidmet dem Anreger Arved Schultz.

Eine ausgezeichnete, gediegene Darstellung des weltpolitisch entscheidenden Problems von Nordasien, in welcher der Abschnitt A II: „Die Oberflächengestaltung und ihr Einfluß auf den Verkehr", namentlich in der packenden Zusammenfassung der geopolitischen Antriebe und Hemmungen der russischen Besitzergreifung in Sibirien (3, 4 u. 5) großartigen Wurf hat.

Die Bilder, zu denen Anger und Arved Schultz dankenswerterweise aus ihren eigenen Aufnahmen beigesteuert haben, vermitteln sichere Eindrücke. Ein auf 21 Seiten wohlgeordnet nachgewiesenes Schrifttum ist unauffällig gewürdigt und, wo es nötig schien, unaufdringlich angezogen. Was die Sowjetbünde namentlich über die allerneuesten Verkehrsformen: Flug- und Funkverkehr, sowie ihre Eisenbahnpläne an die Weltöffentlichkeit gelangen lassen wollen, ist der verkehrsgeographischen Musterleistung sorgfältig eingebaut, bei Turksib und Mittelasiatischer Bahn z. B. selbstverständlich auf Angaben angewiesen, die schwer angezweifelt werden konnten, zuweilen aber durch wohlgewählte Beiworte (S. 265 „mit primitivsten Mitteln

ausgeführt") ins rechte Licht gestellt sind. Nur wer selbst schon in der Lage war, aus wehrgeopolitischen Gründen brauchbare Unterlagen für die Leistungen und Nichtleistungen nord- und ostasiatischen Binnenwasserverkehrs nachweisen zu müssen, vermag zu beurteilen, welche rühmenswerte Arbeits- und Sichtungsleistung in den Seiten 57—166 des speziellen Teils steckt und wie sehr natürlich die Herstellung der „großen sibirischen Wassermagistrale" von 10836 km Entwicklung gerade die kühnsten Geister reizen mußte! (S. 63/64.)

Alles in allem: ein schönes Musterstück der erprobten Werkstätten in Königsberg, denen nur noch reichere Mittel für die Ausstattung (z. B. Hafenpläne von Wladiwostok, der Strommündungen) zu wünschen wären, um z. B. Karten, wie Seite 35 der Bevölkerungsdichte nach jeder Zählung oder Schätzung neu und größeren Umfangs herauszugeben, auch um den Riesenumfang der Aufgaben der Sowjets zu zeigen, die sie bei sich zu Hause vor weiterem Umsichgreifen zu lösen hätten.

Nützlich für jeden mit indischer Politik und Wirtschaft Befaßten ist:

5. **Woman P. Kabadi: „The Indian Who's who".** Bombay 1935; Yeshanand and Co.; 600 S., 3 Rp., mit mehr als 2500 Personalangaben, biographischen Skizzen, wenn auch gewiß nicht vollständig und abschließend, doch ein Wiederanfang nach einem ältern, längst vergriffenen Anlauf.

6. **Professor Benoy Kumar Sarkar: „Parajita Germany"** (das besiegte Deutschland); Calcutta Oriental Book Agency, 1935; 9 Panchanan Ghosh Lane; Calcutta; 800 S., 98 Abbildungen, 3 Rupien; in Bengali geschrieben, zeigt, was Sympathie und Verständnis eines Volks- und Staatswissenschaftlers von hohem Rang inmitten eines Fremdvolkes von 353 Millionen, die auf ihn hören, an Gegenspiel aufwiegen können, was ein Freund solchen Schnittes bedeutet. Mit Recht bezeichnet eine lange Besprechung von A. K. Sur in „Amrita Bazar Patrika" (30. 6. 35, S. 21) das Buch als „eine Landmarke in der Geschichte der bengalischen Literatur". Daß es zugleich eine Landmarke der Gerechtigkeit gegenüber dem Dritten Reich aus tiefster Kenntnis seiner Entstehung und warmherziger Würdigung seiner Notwendigkeit für das deutsche Volk ist, das danken wir dem aufrechten, vor allem die Wahrheit suchenden Mann, der diese Landmarke setzte! Hier ist ein Beispiel aufgestellt, das dort und hier verstanden wird!

Wie berechtigt die in diesen Blättern oft ausgesprochene Ansicht ist, daß der Boden Indiens dem forschenden Spaten noch weit hinauf zu den Quellen der Geschichte Belege erschließen werde, wird bekräftigt nicht nur durch die Funde in Mohanjo Daro und Charappa; auch:

7. **N. G. Mazumdar: „Explorations in Sind".** Delhi 1934; Govt. of India; Archaeological Survey of India; 172 S.; Karte; 46 Abbildungen u. Lagepläne; 17,2 Rupien oder $27^1/_2$ Sh.

Unterscheidungsmethoden, die bei uns längst gebraucht werden, haben es im Sind ermöglicht, drei grundverschiedene Phasen der präarischen Induskultur festzustellen und sie auch zwischen Indus und Khirtar-Ketten in das vierte Jahrtausend v. Chr. zurückzuführen, mit Blüteperioden zwischen 3500 und 2500 v. Chr. Auch Verbindungen zu den Untersuchungen Sir Aurel Steins in Südbeluchistan lassen sich herstellen, und damit eine kulturpolitische Verbindung zwischen Nahem und Mittlerem Osten in früher Zeit, die gewiß noch weitere Kreise zieht. Bestimmter und beweisbarer tritt die Behauptung von Austrocknungsvorgängen (Sind, Beluchistan, Seistan, Transkaspien und Zentralasien), gestützt durch Funde, hervor, die größere Niederschlagsmengen in frühhistorischer Zeit beweisen.

Mit Devaprasad Ghosh (Calcutta University; Amrita Bazar Patrika, 26. 6. 35) halten wir Sir Aurel Steins letzte Vermutung fest, „daß eine Kultur, im indoiranischen Grenzgebiet entstanden, sich doppelt, nach Westen in das Euphrat-Tigris-Tal, nach Osten in das Industal verzweigt habe". Aber dann kann sie freilich in ihren frühesten Anfängen, geradeso wie später die arische Wanderung, aus dem skytho-sarmatischen Wandergürtel dorthin gekommen sein, aus dem auch die arischen Stöße hervordrangen; und wir hoffen, daß uns der Spaten, von dort aus weiterdringend, noch weit zurück in die Vergangenheit Belege zu schaffen vermöge.

Es wäre Unterlassen und Versäumnis der Geopolitik, wenn sie nicht wachsam auch —

seinerzeit von Ponten gewiesenen kunstgeographischen Methoden folgend — die scheinbar rein kunstwissenschaftlichen Arbeiten nach den nebenher zutage geförderten geopolitischen Aufschlüssen befrüge. Ungewöhnlich reich an solchen ist:

8. **Tetsuro Yoshida: „Das japanische Wohnhaus"**; Ernst Wasmuth Verlag, Berlin 1935; 193 S., 203 Abbildungen, Hauspläne usw.; Anhang mit Normen und Maßangaben.

Damit besitzen wir nicht nur, in vollendet geschmackvoller Ausstattung, das wohl auf lange Jahre richtunggebende Werk in deutscher Sprache über die Eigenart japanischer Wohnkultur nach der künstlerischen und technischen Seite hin, sondern auch einen Schlüssel zu letzten Gründen der japanischen Erneuerungsfähigkeit, der Macht und Wucht des japanischen Wettbewerbs auf den Gebieten der Herrschaft, des Verkehrs, der Wirtschaft und des Wehrwesens. Viele Grundzüge japanischer Eigenart und der Fähigkeit, auch gewaltigen Fremdeinflüssen gegenüber, denen man sich scheinbar hingegeben hat, zu sich selbst zurückzufinden, werden aus einem wirklichen Durchdringen der japanischen Wohnkultur sofort deutlich, wie es uns Yoshida zeigt — so sorgfältig sie das vorsichtige und mißtrauische Wesen des Inselvolkes verborgen halten möchte. Darum ist dieses Buch weit über seinen eigentlichen Zweck hinaus völkerpsychologisch und geopolitisch auch für solche Politiker und Wirtschafter wichtig, die mit seinem eigentlichsten Gehalt wenig oder nichts zu tun haben wollen, soweit er ihnen nicht rein ästhetisch einen tiefen Eindruck zu vermitteln vermag.

Zu diesen Reizen gehören vor allem die Gartenbilder aus dem Katsura-Palast, die dem verwöhntesten Gartenkünstler noch Anregungen zu geben vermögen.

Das geopolitisch Wesentliche aber ist, wie der Grundsatz, im Einzelhaus mit Garten zu wohnen, in großer Naturnähe, mit Elastizität des Grundrisses bei dennoch durchgeführter Normung der Zimmergröße und der Bauteile bis in die kleinsten Einzelheiten, mit praktisch eingebauten Schreinen und Möbeln, einfacher, klarer Konstruktion aus natürlichen, mit einem Mindestmaß von Bearbeitung künstlerisch schön verwerteten Baustoffen, mit einem Mindestmaß von Ausgabe ein Höchstmaß an Lebenshaltung in der Wohnkultur für eine übergroße Volksdichte auf engem Raum gewährleistet.

Eine vollendete Klimaanpassung trug dazu bei: Abstellung des Baues vor allem auf die großen Niederschlagsmengen des Sommers (Nyubai), hochgelegtes, luftunterzogenes Erdgeschoß, weit ausladendes, wegen der Drehstürme schweres Dach, Durchzug und Verandaschutz der Südwände.

Ausgezeichnet ist die psychische Voraussetzung der japanischen Wohnkultur, vor allem die unbedingte Forderung höchster Naturverbundenheit gezeichnet. Die Geschichte des japanischen Bauens mit ihrem Frühbeispiel der Tempel von Izumo und Ise und mit ihren immer wieder überwundenen chinesischen Stileinschlägen müssen wir hier übergehen; wir suchen aber an Yoshidas Hand die Möglichkeiten, japanische Wohnkulturüberlieferung mit westlicher Technik zu einer dem Volk erträglichen Zukunftsform zusammenzubauen. Durchweg europäisch-amerikanischer Stil wird von wirklich gutem Geschmack in der japanischen Landschaft sofort als orts- und wesensfremd empfunden. Wohl aber gibt es unzählige Möglichkeiten, die reichen Bau-Erfindungen Japans, die Yoshida in allen erdenklichen Spielarten aufführt, mit fremden Baustoffen und Baugedanken so zu paaren, daß beiderseitige Bereicherung das Ergebnis ist, wobei der Japaner aber immer bei gleicher Befriedigung der Lebenshaltung billiger wohnt als seine Wettbewerber. Das ist, wie Yoshida überzeugend nachweist, teils Klimagunst, teils Kulturerrungenschaft, kein Dumping! Dafür liefert dieses feine Werk einen der feinstmöglichen Nachweise. Darin liegt seine geopolitische Bedeutung, neben der künstlerischen und technischen Leistung.

9. **Komakichi Nohara: „Das wahre Gesicht Japans"**; Zwinger-Verlag, Dresden 1935; 300 S.; 25 neue Aufnahmen d. Verf.; br. 3,80 RM; Ganzleinen 4,80 RM. Hier versucht ein mit deutscher Denk- und Fühlweise wohlvertrauter Japaner durch das Gewölke von günstigen und ungünstigen Vorurteilen durch wahrheitsgetreue Zustandschilderungen des Doppelgesichts seiner Heimat, unmittelbar an das mitteleuropäische Empfinden durchzustoßen. Es ist in hohem Grad gelungen, nicht zuletzt, weil sich Nohara dabei in der geschicktesten Weise geopolitischer Untersuchungsverfahren mit Erfolg bedient. Nehme

man nur das Stück: „Die Erde bebt", worin zuerst eine lebendige Vorgangsschilderung folgt, „keiner schreit, keiner rennt. Das Rennen hätte nicht den geringsten Zweck, denn wohin sollte man wohl rennen", oder „japanische Häuser sind leicht und fallen nicht schwer" (doch wohl nur die alten Stiles?), worin dann aber die harte Erzieherarbeit der Landesnatur am japanischen Volkscharakter gezeigt wird, bis es am Ende heißt: „Diese drei Geißeln der Japaner, Erdbeben, Feuer, Taifun (im Sprichwort steht sogar kaminari, das Drehsturmgewitter, vor kwaji, dem ‚Feuer', und oyaji, die Eltern noch dabei!), haben seinen Charakter gebildet und seine Lebensweise bestimmt." Gewiß nicht ausschließlich, aber doch zu einem großen Teil! Der Großteil des Buches enthält eine durchgeistigte Schilderung des japanischen Alltagslebens eines Durchschnittsbürgers. Aber es ist von klug zugespitzten Urteilen über alle Japanfragen durchsprenkelt, mit einem hohen Grad von „Zivilcourage", namentlich auch beim Urteil über das „Mandschurische Abenteuer", bei dem allerdings die beruhigende Absicht deutlich wird, wie noch mehr bei der Bewunderung der „Feinde der Prestigepolitik", etwa auf S. 288 u. 289. Aber dazu hat mir kein Geringerer als Lord Kitchener einmal gesagt: „If you tell a lie it must be a big one und you have got to stick to it." Das muß wohl auch für die amerikanisch-japanischen Beziehungen ihre Geltung haben; und so wird man Nohara nur ganz gerecht werden können, wenn man die transpazifische und Sowjetliteratur kennt, gegen die er in Schranken reiten muß.

10. **Kurt Singer: „On the crisis of present-day Japan"** richtet in einem englisch und japanisch vorliegenden Vortrag einen scharfen Scheinwerfer von Tokio aus in umgekehrter Richtung auf die rein politische Seite des von Nohara aufgezeigten Problems.

11. **Georg Gothein: „China and Japan"**; London 1934; Hamilton Press, trägt in einem Heft von 32 Seiten alles zusammen, was sich Böses gegen Japan von 1931 bis 1934 sagen ließ. Der Vorschlag auf S. 11, Japan, wenn es durchaus Siedlungsland wolle, „die so gut wie unbewohnten Großinseln Borneo und Neu-Guinea zu geben", wenn auch dann durch die „Abneigung Großbritanniens, der Niederlande, Indiens, der Malaien, Australier und Neuseeländer gegen so rastlose und habsüchtige Nachbarn" gebremst — eine Stilprobe wirft einen gefährlichen Schatten an die Wand!

Mit diesem Schatten beschäftigen sich drei fesselnde deutsche Arbeiten:

12. **Horst Schneider: „Die Einwanderung farbiger Rassen nach Australien".** Dresden 1934; Zahn & Jaensch Nachf.

13. **Dr. Karl Josef Pelzer: „Die Arbeiterwanderungen in Südostasien".** Hamburg 1935; Friederichsen, de Gruyter & Co., und

14. **Dr. W. Weller: „Die Veränderungen des Seeverkehrs im Pazifischen Ozean seit dem Weltkriege".** Stuttgart 1935; Fleischhauer & Spohn, Heft 47/48 der Stuttgarter Geogr. Studien, an das in diesem Zusammenhang wieder erinnert sei, wie an

15. **Martin Kornrumpfs** feine Studie über **„Mensch und Landschaft auf Celebes"**; (Breslau 1935; Ferdinand Hirt) — das Vorbild, wie die Macht- und Wirtschaftsziele inselhafter Art im Südmeer alle untersucht und dargestellt werden müßten, ehe man zu gesetzmäßigen Urteilen über Anrechte auf sie für die Zukunft kommen könnte.

Wie ernst Horst Schneider seine Fragestellung faßte, geht am besten aus einigen seiner Schlußsätze hervor: „Wie soll sich die übrige Menschheit zur Weiß-Australien-Politik einstellen?" — „Aber es kommt vielleicht bald die Zeit, wo die weiße Rasse bei Strafe ihres Unterganges sich zu gemeinsamem Handeln zusammenfinden muß. Dann wird auch vielleicht die Voreingenommenheit der Australier gegen andere Weiße schwinden, es wird eine wirkliche Weiß-Australien-Politik einsetzen." Vorläufig ist es nicht so weit, und Verf. tut Recht daran, Queensland als wichtiges Kennzeichen für den Stand der Auseinandersetzung zwischen weißer und farbiger Rasse hinzustellen. Sehr bemerkenswert ist die Sonderbehandlung der Perlfischerei (S. 54—58) mit ihrem Mittelpunkt Broome (etwa 500 Weiße gegen 2200 Farbige, bei einer Tauchersterblichkeit von 10% der vorwiegend japanischen Taucher).

Pelzer faßt mit einer riesigen Arbeitsleistung auf knappem Raum, namentlich in seiner Karte II, der Überfremdung von Malaya, entschlossen und mit sicherer Hand eine der wichtigsten Fragen der Monsunländer an

entscheidender, beweiskräftiger Stelle: den Volksdrucksausgleich, soweit er in den Arbeiterwanderungen Südostasiens zum Ausdruck kommt! Nur beistimmen kann man seiner Anschauung, daß die Volksdruckangaben für Großlandschaften, wie von 142 Köpfen je Quadratkilometer für Kwangtung, 119 für Fukien, „wenig über die wirklichen Verhältnisse besagen"; selbst die 315 für Java nicht! Man müßte gauweise Untersuchungen vornehmen in der Art der Romanfolge: „Die gute Erde" oder Schilderungen zugrunde legen, um zu überschauen, woher die Dynamik des Wanderdrucks ersteht, der Pelzer in vorzüglicher Weise durch seine Auffassung der „Arbeiterwanderung als räumlicher Vorgang" beikommt, wie „einem Strom, der abträgt, transportiert und ablagert", wobei in seiner Untersuchung der Quellgebiete vielleicht der größte Reiz, wahrscheinlich auch die größte Mühe steckt. Bodenzersplitterung, Überparzellierung, Pachtsystem im Übermaß, Verdrängung von der Scholle und Bewucherung sind für die Ausstoßgebiete Südindiens wie Südchinas Hauptursachen, warum so viele ihrer Menschen zum Plankton der Tropenarbeitsgebiete werden. In anderen Ländern macht man aus solchen Arbeiten Grundlagen dauernder Geltung und gibt sie auf Luxuspapier heraus; ihr Verfasser wird lebenslänglicher Expert für wichtige Kolonialfragen.

16. **„General survey of conditions in Manchoukuo"** prepared by the Department of Foreign Affairs Manchoukuo Government; Hsinking, Nov. 1934; ist eine Selbstdarstellung, die, neben dem „Yearbook", kurzgefaßt verschiedene wertvolle Angaben über tatsächliche bisherige Leistungen, u. a. Eisenbahnen und Autostraßen in Kilometern, und die Wunschziele des jungen Kaiserreiches mit manchen gut belegten Zahlengruppen und manchen Schätzungen gibt. Bemerkenswert ist die Schilderung des mongolischen Werbegebiets der Hsingan-Provinz mit ihren 383 474,35 Quadratkilometern und nur 774 187 Köpfen; auch das Kapitel „Hsinking", das bei einem Stadtgebiet von 200 Quadratkilometer 1936 300 000 Einwohner erreichen soll, aber auf 500 000 geplant wird, für die Ende 1935 die Wasserversorgung fertig sein soll, bei 7% Grünflächen. Man hat aus eigener und westlicher Erfahrung gelernt, wie man dem Urbanismus die schädlichsten Spitzen abbricht!

Aus dem reichen Zustrom an Broschüren und Zeitschriftenaufsätzen seien besonders hervorgehoben:

17. **M. Farolan: „Japan at a glance"**; Travel impressions des Generalmanagers des „Philippine Herald", aus dessen Tokyo Office, 1934, weil diese Eindrücke vom Standpunkt der Philippinen aus gewonnen sind, also einen doppelten Einblick gewähren: Japans Bild durch philippinische Brillen und der Philippinen im Spiegel dessen, was ihr Vertreter in Japan hervorzuheben findet. Besserem Verstehen wird das Wort geredet, Aufbau des Heeres nach japanischem Muster ins Auge gefaßt (S. 16), die Rassenverwandtschaft betont (S. 35), künftige Zusammenarbeit angebahnt.

Aus den Werkstätten der rührigen „Nippon Cultural Federation" (Nippon Bunka Renmei) schreibt:

18. **Exc. Gaku Matsumoto,** Oberhausmitglied, ihr Präsident, außerordentlich fesselnd über die japanische Auffassung dessen, was er selbst eine „fünfte Internationale" nach der versagenden vierten des Völkerbundes nennt, bei dem „kôdo" und allerdings auch ein japanischer Führungsanspruch im Hintergrund steht.

Bezeichnend für dessen Ausführungsgedanken ist etwa ein Blick in die Juninummer:

19. **„Cultural Nippon"**, Bd. III No. 2, Tokio 1935; Maruzen, in der sich drei wertvolle deutsche Beiträge finden: Th. Bäuerlein: „Japans Kultur und die Welt"; H. Eckart: „Japanisch-deutsche Kulturbeziehungen", und R. Henkl: „Forschungsarbeit am Sprachunterricht in Japan", vor allem aber das Manifest der „Nippon Bunka Renmei", die weitgehend ähnliche Gedankengänge wie der Nationalsozialismus vertritt, in ihrer Auffassung der Volksgemeinschaft, der Einheit von Blut und Boden („man and land").

20. In **„Nippon"**, Juli-Heft No. 3 behandelt Prof. Tomoeda „Bushido" in seinen historischen und ethischen Grundlagen, Dr. Hans Präsent mit gewohnter Exaktheit seine Japanbibliographie und ein umsichtiger Aufsatz die Bestrebungen, die französische Sprache an erste Stelle für die japanische Kulturpropaganda zu setzen.

21. **Tridandi Swami B. H. Bon: „Gedanken über den Hinduismus"**, Berlin

1935, beschenkt uns mit indoarischen Botschaften der Gaudiya-Mission, die sich in vornehmer Form an die deutsche Geistigkeit und den Wunsch in Mitteleuropa wenden, das arische Indien zu verstehen.

22. **Paul Bauer: „Kampf um den Himalaya".** München 1934; Knorr & Hirth Verlag; 200 S., 82 Prachtbilder, 5 Karten — noch einmal das hohe Lied himmelstürmender Kameradschaft von der Tragik echten Heldentums umwittert, die Höhenleistungen von 1929 und 1931 in gewaltiger Überschau zusammenfassend! Ein edles Prunkstück klassischen alpinistischen Schrifttums, das tiefe Töne indischer Bergvolksseele mitschwingen läßt.

23. **Carlos Nicholson: „Ensayos de Geografia politica del Peru";** Arequipa; 1935; El Orden, Pierola 112, 145 S.; 7 (geopolitische) Skizzen.

Auf schmalem Raum ist in gedanken- und geistreichen Skizzenfolgen die Geopolitik von Peru in großartigem Wurf in die Geopolitik des festländischen Südamerika, des Pazifischen Ozeans und die weltpolitischen Kraftströme der Zeit hineingestellt. Über einer beherrschenden Kenntnis des Landes und seiner Geschichte, wie der heiklen Rassenfragen taucht augenblicklich die Erfahrung des Soldaten und Staatsmanns hinter dem Wissenschaftler auf, der sich mit dem Großteil seiner Quellen überlegen auseinandersetzt. „Von dieser (neuen Staatsauffassung der neuen politischen Geographie, nach Ratzel, Riezler und vor allem Kjellém [Staat als Lebensform, Berlin 1924]) löst sich die Geopolitik los, die Wissenschaft der Vorausschau, die mit der ersteren eine ähnliche Beziehung bewahrt, wie die bestehende zwischen Meteorologie und physischer Erdkunde", heißt es auf Seite 19! In der Entwicklung Perus ist das Werden, die Dynamik vorwaltend. Schmerzliche Streiflichter fallen auf die ungeheuren Raumopfer, die Peru bei großem Nachbardruck und sehr geringer Volksdichte (heute 4,8 je Quadratkilometer) gebracht hat: 721 096 qkm, denen ein Restbestand von 1 249 049,33, rund $1^1/_4$ Mill. qkm gegenübersteht, mit einem günstigen Verstädterungsgrad von nur 13%, aber unverhältnismäßig großem politischem Einfluß der nur 842 000 Städter gegenüber einer Gesamtvolkszahl von 6 147 000 (1927 bis 1930). Nicht ganz klar ist Verf.s Rassenverteilung in Prozenten, die immerhin nur 15% zur weißen Rasse zählt. Teil III zeigt in drei Abschnitten die wirtschaftlichen, Teil IV, ebenfalls in drei Abschnitten von höchster Bedeutung, die geistigen Spannungen, denen Raum, Rasse und Volk in Peru unterliegen, darunter in klassischer Knappheit den Panamerikanismus, Indoamerikanismus, die ABC-Zusammenwirkung, den atlantischen Druck. Wir erinnern uns nicht, die geopolitischen Daseinsfragen eines südamerikanischen Staates aus dem Lande heraus mit ähnlicher Vollkommenheit auf engem Raum dargestellt gesehen zu haben, und danken dem Verf. für die Sendung, wie General Faupel, dem Südamerika-Freund und im besonderen Freund Perus für die Anregung dazu.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68 D.-A. II. Vj. 3800

HANS RABL:

Erfahrungen Lord Napiers im abessinischen Feldzug

Alfred Franke hat an dieser Stelle („Wehrgeographisches zum Rußlandfeldzug Napoleons", 1934/449) gezeigt, in welcher Weise die große Armee 1812 an den Widerständen oder vielmehr an der Widerstandslosigkeit des russischen Raums zerbrach, obgleich Napoleon „aus der Praxis deutliche Vorstellungen von den geographischen Einwirkungen, unter denen ein Feldzug bei den von West- und Mitteleuropa gänzlich abweichenden Verhältnissen im europäischen Osten stehen würde, gewonnen hatte". Er zeigte, wie die Russen während des Weltkriegs „genau so wie 1812 den Vorteil, den die Natur ihres Landes ihnen bot, gewandt ausgenützt haben" und wie die Ermattungsstrategie Falkenhayns genau so Schiffbruch erlitt wie hundert Jahre früher Napoleon. Man hatte die Erfahrungen des früheren Feldherrn mit der Natur des Kampfgebiets nicht berücksichtigt, man machte die gleichen Fehler und erlitt das gleiche Fiasko. Abessinien ist während der letzten hundert Jahre nur einmal militärisch überwunden worden, während des Feldzugs, den Lord Napier 1868 zur siegreichen Eroberung der damaligen Hauptstadt Magdala führte. Italien hat Napiers Erfahrungen in seinem ersten Krieg gegen Menelik II. keineswegs berücksichtigt und erlitt das Debakel von Adua, das doch wohl nicht in dem Grade, in dem es Mussolini in mehreren seiner letzten Reden wahrhaben möchte, rein politisch vom Mutterland her bestimmt worden ist, sondern auch seine schwerwiegenden militärischen Gründe hatte; es wird interessant sein, zu beobachten, ob General Graziani sie heute berücksichtigen wird — berücksichtigen können wird. In der DAZ vom 14. 8. und 28. 8. hat Generalmajor a. D. von Hoppenstadt bereits einige leider sehr kurz gefaßte strategische Betrachtungen über den kommenden Abessinienfeldzug gemacht, in denen er Napiers Zug zum Vergleich heranzog. Hier soll versucht werden, diese Dinge ausführlicher zu untersuchen.

Vorweg ist zu bemerken, daß heute freilich die politischen Verhältnisse ganz anders und für den Angreifer viel ungünstiger liegen als zu Napiers Zeit. Napier fand erst wenige Meilen vor Magdala den ersten bewaffneten Widerstand; denn während heute die politische Einigungsarbeit unter den abessinischen Stämmen durch die Kraft Johannes IV., Meneliks II. und nicht zuletzt des derzeitigen Negus Haile Selassie recht weit gediehen ist, fand Napier als Gegner weder die Landschaften Tigré noch Schoa, die sich vollkommen neutral verhielten (der Fürst von Tigré, nachmals Johannes IV., unterhandelte mit Napier und dessen politischem Offizier, dem Afrikareisenden Major Grant, höchst freundschaftlich), weder Kaffa noch Ogaden, deren Mannschaften allein der Entfernung und damit des sinkenden kaiserlichen Einflusses wegen nicht eingriffen; Galla unter seinen Königinnen War-

kit und Mastwât stand Theodor ausgesprochen feindlich gegenüber und leistete Hilfsdienste für Napier — so daß endlich nur der eigentliche Kern Abessiniens, Amhara, Widerstand leistete. Obgleich auch heute wieder (Max Grühl in der DAZ vom 3. 7.) manchenorts auf einen Abfall der Djimma-Galla gerechnet wird, dürfte doch die politische Geschlossenheit Abessiniens zur Zeit kaum zur Debatte stehen; Italien wird voraussichtlich der geschlossenen Macht Abessiniens gegenüberzutreten haben, und damit rechtfertigen sich tatsächlich seine Vorbereitungen und Aufwendungen, die jene Napiers um ein Vielfaches übertreffen.

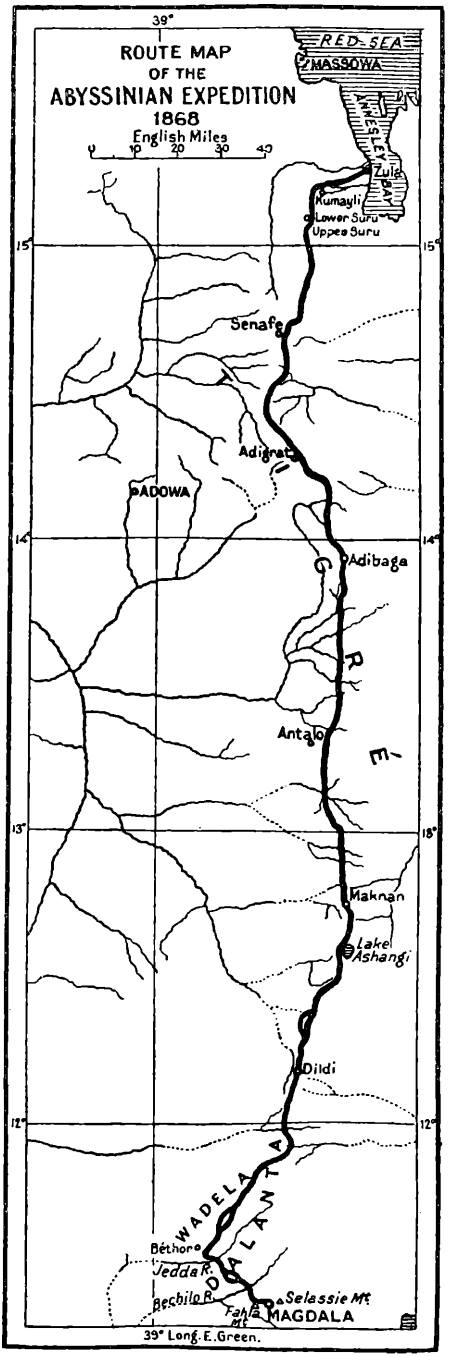
Es würde zu weit führen, auf die Gründe, die zu Napiers Feldzug bewogen, einzugehen. Genügen mag, daß es sich nicht um eine imperialistische Unternehmung handelte (die britischen Kolonien in Nordostafrika stammen, s. J. März XII/1935, S. 476 f. dieser Zeitschrift, aus späterer Zeit), sondern um eine typische Strafexpedition, die nach der Freilassung mehrerer britischer Untertanen durch Theodor II., der sie inhaftiert hatte, und nach Theodors Freitod für beendet angesehen werden durfte, worauf die britischen Truppen ohne weitere Maßnahmen das Land wieder verließen. Erfahrungen, die man 1856/57 in Persien und 1860 in China gemacht hat (in China hatte Napier als Brigadier gekämpft), wurden stärkstens berücksichtigt — ebenso wie General Graziani wohl seine Erfahrungen in Lybien heute auszuwerten suchen dürfte. In beiden Fällen sind freilich die Analogien nicht allzu groß; Lybien und China bieten nicht viele zu Abessinien, und selbst die persischen Verhältnisse sind noch ziemlich anders gelagert als die abessinischen.

Napiers Memorandum vom 23. Juli 1867 ist ein erstaunliches Zeugnis dafür, bis zu welchem Grad bis ins einzelne gehende Vorschläge, basierend auf einer genauen Kenntnis des Landes und der eigenen wie der Mittel des Angreifers, verwirklicht werden können. Er schlägt in diesem Memorandum Massaua als Landungsplatz vor (Zula, ein wenig weiter südöstlich in der Annesley Bay gelegen, wurde später gewählt). Die vorgeschlagene Route Dixan—Sokota—Antalo liegt eine Kleinigkeit westlich von der späteren Senafe—Ashangi-See, Ursache dieser Abänderung war der östlichere Landungsplatz der Truppe. 12 000 Mann werden als genügend angesehen, von denen 7000 die Landungsbasis und die Rückzugslinie zu decken haben, während 5000 dazu ausersehen sind, Magdala, Theodors Hauptstadt, zu nehmen. 3000 Mann des chinesischen Kuli-Korps, als Träger und Treiber der Lasttiere (Kamele, Maultiere, Pferde mit leichten Wagen und Elefanten), vervollständigen das Aufgebot. Die Truppen sind mit Zelten, warmen Uniformen und regendichten Mänteln auszustatten, um für das Hochland gerüstet zu sein. Dabei wird mit zehn Prozent Verlusten durch Krankheit und Feindseligkeiten gerechnet (in Wirklichkeit verlor das Expeditionskorps genau fünfzig Europäer, davon 46 durch Krankheiten).

Napiers Operationen vollzogen sich, wir sagten es bereits, vollkommen programmmäßig und ohne starke Widerstände Theodors und seiner Anhänger. Im Oktober 1867 landete ein Aufklärungskorps in Zula, das eine Strecke weit vorfühlte. Im

Januar landete Napier mit der Hauptmacht. Noch im gleichen Monat wurde Senafè erreicht, Mitte Februar Adigrat, Anfang März Antalo, Ende März der Ashangi-See; am 10. April erfolgte der erste und eigentlich einzige Zusammenstoß im Arogee-Tal, der mit einer schweren Niederlage der Abessinier endete, während die Briten nur zwei Tote zu beklagen hatten; am 13. April wurde Magdala genommen, am 22. der Rückmarsch angetreten, am 18. Juni war Zula wieder vollständig geräumt. Die Befreiung von 67 Gefangenen (Männer, Frauen und Kinder; Europäer, Inder und Mischlinge) kostet ungefähr 6 Millionen Pfund.

Daß aber diese Operationen so glatt und reibungslos abliefen, war nur möglich durch außerordentlich feine und intensive Vorarbeiten und Unterstützung technischer und medizinisch-hygienischer Verbände. Der Hauptfeind der britischen Expedition war nicht Negus Theodor, sondern Klima, Boden, Krankheiten usw. Zweifellos ist die Napier-Expedition eine der relativ teuersten kriegerischen Unternehmungen der Moderne gewesen; in einem halben Jahr wurde für den einzelnen Mann rund 20 000 Mark ausgegeben (eine Ziffer, die wohl von keiner Macht im Weltkrieg trotz seinem den Abessinienzug unendlich übersteigenden Materialverbrauch auch nur annähernd erreicht worden sein dürfte und die, zusammen mit dem ganz geringen Prozentsatz an Verlusten, der dafür erreicht wurde, zu denken geben dürfte)! Bezeichnend ist auch, daß ungefähr der vierte Teil der Expeditionsmannschaften aus Pionier- und Arbeitstruppen bestand und, abgesehen von drei



ausgezeichnet ausgerüsteten Hospitalschiffen, etwa fünfzig Militärärzte mit dem nötigen Hilfspersonal mitgingen. Im übrigen sollte man niemals aus den Augen verlieren, daß Napiers Feldzug von Mitte Januar bis Ende Mai geführt wurde, also in der günstigsten Jahreszeit; daß er dann endgültig abgeschlossen und nicht ein Mann genötigt war, während der Regenzeit in Abessinien zu bleiben. Wenn am 21. August die „Times" mit einer zehn- bis fünfzehnjährigen Dauer des kommenden italienischen Krieges gegen Abessinien rechnen zu sollen glaubt — und sie dürfte auch hier recht gut unterrichtet sein — mag man selbst abschätzen (bestimmen läßt es sich nicht), mit welchen Verlusten italienischerseits während der Regenzeiten ziemlich sicher gerechnet werden müßte.

Abessinien verteidigte sich selbst durch seine Natur gegen Napiers Leute, und es mußte Schritt um Schritt überlistet werden. Im Januar, der Zeit der Landung in Zula, maß man in Zelten 32° C. Abgekochtes Wasser wurde sehr rasch brackig. Schon in dieser ersten Zeit traten Verdauungskrankheiten auf und erwiesen die Gefährlichkeit der Kolla. Als man nach Tigré und Lasta, den nächsten Provinzen der Woina-Dega, vordrang, ergaben sich Tag-Nacht-Temperaturunterschiede von mehr als 30°, wobei häufig der Gefrierpunkt unterschritten wurde — außerordentliche Anforderungen also an Menschen und Ausrüstung, die nur durch die Trockenheit erträglich gemacht wurden, zumal hier die Wasserversorgung noch leidlich war. Je weiter südlich man kam, desto schlechter und seltener wurde das Wasser; je weiter die Jahreszeit vorschritt, desto übler das Wetter, das mit Gewittern und Tropenregen über die Truppen herfiel. Auf dem Rückzug ergaben sich Nachschubschwierigkeiten; die Verpflegung, die das Land hergab, war ungewohnt, mangelhaft und gering; der Nutzpflanzenwuchs unbeträchtlich, weder Fleisch noch Eier vorhanden, nur gelegentlich Milch, Butter und Honig (an Stelle von Zucker gebraucht) zu bekommen. Obgleich die Truppen auf dem gut verproviantierten Hinmarsch die Strapazen der Route mit ihren fortwährenden Steigungen und Gefällen gut vertrugen und sich außerordentlich durchtrainierten, waren die Anstrengungen selbst für diese Berufssoldaten überreichlich; und der Gesundheitszustand auf dem Rückmarsch sank bis zum Takazze-Depot erschreckend. Im Mai maß man in der Kolla regelmäßig 40°, der Mittagsrekord war einmal 84° C. Es war notwendig, sofort mit der Einschiffung der europäischen Truppen zu beginnen, da ein vollkommener Zusammenbruch der Gesundheit befürchtet wurde, Hitzschläge schon häufig waren, während im Hochland Hitze und Höhenlage einander einigermaßen aufgewogen hatten. Malaria brach noch kaum aus, sie soll hauptsächlich während der Regenzeit in Flußnähe herrschen. Dafür aber ergaben intermittierende Fieber und Verdauungskrankheiten, die zusammen die Hälfte aller Krankheitsfälle ausmachten, starke Ausfälle. Die europäischen Truppen, die rund ein Sechstel der Gesamtstärke ausmachten, hatten 49,81% Kranke, 1,3% Tote (von letzteren die Hälfte an Dysenterie), 12,45% blieben invalid. Das Klima in Zula war so schlecht, daß

Kranke laufend nach Suez oder Bombay abtransportiert werden mußten. Die indischen Natives litten außerdem noch am Rheuma und Skorbut (hervorgerufen durch den Mangel an Nahrungsabwechslung). Sie verloren 512 Tote (gegen 46 Europäer); Überanstrengung, Malaria, Wassermangel, unzureichende Kleidung forderten die übrigen Opfer unter ihnen.

Der außerordentliche große Transportpark (über 40 000 Tiere, in der Hauptsache Maultiere und Kamele) hatte rund 7000 Tiere Verlust. Man zahlte zwar Rekordpreise für Heu und Hafer, konnte aber die genügenden Mengen einfach nicht bekommen, so daß viele an Unterernährung zugrunde gingen. Man versuchte fast jede mögliche Tiergattung, hatte aber überall Enttäuschungen. Maultiere bewährten sich zum Teil in großen Höhen gar nicht; die abessinischen waren annähernd unbrauchbar, die spanischen nicht viel besser, gut nur die persischen, indischen und ägyptischen (wobei allerdings die ägyptischen Treiber restlos ausfielen und zurückgeschickt werden mußten); Esel waren nur von vier Jahren aufwärts brauchbar; Pack- und Zugochsen enttäuschten sehr; Kamele (vor allem arabische) waren viel zu anfällig; die 44 Elefanten hielten sich gut, 39 von ihnen kamen wieder zurück. Diese Sorgen mit dem Tierpark dürften auch heute noch aktuell sein. Denn die Straßen (die erst eigentlich gebaut werden mußten) erlauben möglicherweise auch heute noch die Verwendung von schweren Lastkraftwagen kaum oder nur nach äußerst umfangreichen Bauten; Napiers Artillerie, vor allem die schweren Mörser, wäre ohne die Elefanten niemals bis vor Magdala gekommen; freilich waren die Tiere ein wenig langsam auf dem Marsch, und ihr Futterbedarf war ungemein schwer zu befriedigen. Bei alledem war es nötig, noch von Adigrat ab, wo sich inzwischen durch zurückgelassene Depots und Relais die Truppe stark vermindert hatte, täglich 10 000 Rationen, gleich 270 Maultierladungen, nachzuschaffen; bis Senafè wurden täglich 20 000 Rationen gebracht, um Reserven schon im Hochland zu haben. Darüber hinaus konnten die Leistungen bei allem Willen nicht mehr gesteigert werden, und es hat sich erwiesen, daß diese Zahlen nur gerade die allerunterste Grenze des Nötigen bildeten. Heute müßte man sie zumindest verzwanzigfachen, und damit dürften die italienischen Transportkolonnen vor außerordentlich schwierigen Problemen stehen — zumal ja damals die Transporte durch Waffengewalt, die heute in Guerillaweise zu erwarten steht, nicht im geringsten gestört wurden.

Für die Wasserversorgung lagen im Hafen von Zula zwei Spezialschiffe, die täglich 18 000 bzw. 45 000 l kondensierten. Weiter hatte man große Vorratstanks aufgestellt; und endlich wurden der Armee fünfzig Pumpenabteilungen beigegeben, deren jede aus 5 Maultieren mit 20 Mann Bedienung bestand. Damit war die Wasserversorgung gerade eben gesichert — sofern man beim Bohren auf Wasser traf. Man hatte durchschnittlich bis 6 m tief zu gehen, stellenweise bis 10 m; und selbst dann noch kam es, wie vor allem in der Gegend von Magdala, sehr häufig vor,

daß man nur auf Bitterwasser traf, so daß dort die Tiere einmal bis zu vier Tagen ohne Wasser bleiben mußten. Weiter nördlich dagegen war die Qualität des getroffenen Wassers überwiegend gut. Wieviel Wasser bereitzustellen war, davon macht eine Aufstellung vom 19. Januar 1868 einen Begriff, nach der allein in Zula 20 Elefanten, 2380 Kamele, 879 Pferde, 2646 Maultiere und 400 Ochsen zu tränken waren.

Die Pioniertruppen, die — man kann es nicht oft genug betonen — ganz ungestört durch feindliche Einflüsse arbeiten konnten, bauten in Zula einen Hafen mit einem Steinpier von 300 m Länge, ohne den eine Landung des Korps nicht möglich gewesen wäre. Sie durchzogen das ganze Hafengebiet mit Straßen, errichteten Kondensatoren und Wassertanks, bauten sogar ein Eishaus. Die Bahnlinie von Zula nach Kumayli, rund 16 km lang und nur provisorisch angelegt, verlangte den Bau von 8 Brücken und 28 Durchstichen. 160 km Telegraphenleitungen wurden angelegt, die Straße für die Gesamtlänge der Expedition, 600 km, gebaut oder wenigstens passierbar gemacht (und diese Straßen brauchten, wie bereits gesagt, keine Lastkraftwagen zu tragen, sondern im höchsten Belastungsfall Elefanten). Endlich wurden zwölf komplette Wasserstationen mit ständigem Dienst eingerichtet.

Gerade im Frühjahr, als die Truppen ohnehin durch die Strapazen zermürbt zu werden begannen, setzten schwere Wetterschläge ein. Es kam vor, daß in 3500 m Seehöhe ein ganzes Regiment bei einer Temperatur von — 2° in heftige Gewitterregen geriet, so daß Zelten unmöglich war, da in dem vollkommen aufgeweichten Boden kein Zeltpfosten hielt, und so, ganz durchnäßt, im Schlamm die Nacht verbringen mußte. Am 8. Mai zerstörte ein schweres Gewitter mit übergroßen Regenfällen die Surù-Paßstraße ganz und gar. Vierzehn Tage brauchte man, um die Straße, die die einzige Verbindung mit der Küste bildete, wieder instand zu setzen. Das war kaum geschehen, als ohne jedes warnende Vorzeichen eine neue Flut durch den Paß brach und die Straße wieder zerstörte, dabei eine Anzahl von Treibern und Tieren mit sich fortreißend. Die Rückzugslinie stand so unter fortwährender Bedrohung durch die klimatischen Einflüsse, da ähnliche kleinere Katastrophen noch verschiedentlich vorkamen und als Regel gelten können.

Die hier geschilderten Schwierigkeiten Napiers sind Konstanten, mit denen jede in Abessinien einfallende Macht zu rechnen hat. Und zwar sind sie Konstanten günstigster Umstände — je länger sich ein Krieg ausdehnt, je tiefer er in die Regenzeit kommt oder gar in mehrere Regenzeiten, desto größer wird jede einzelne Schwierigkeit. Daß die politischen und militärischen Verhältnisse Abessiniens sich seither grundlegend gewandelt haben, ist eine Binsenwahrheit; auch sie natürlich für den Angreifer zum Schlechteren. Alle Proportionen verschieben sich; wo Napier mit 15 000 Mann auskam, wird Graziani das Zwanzigfache brauchen; und es steht zu erwarten, daß sich damit alle geographischen und klimatischen Hemmnisse nicht um das Zwanzig-, sondern um das Hundertfache vergrößern werden. Wo

es z. B. Wasser für tausend gibt, ist, selbst beim zehnfachen Pumpeneinsatz, noch lange nicht Wasser für zehntausend zu finden!

Von zwei Dingen war noch nicht die Rede. Zunächst davon, daß das Expeditionskorps Napiers alles in allem rund 300000 t Schiffsraum brauchte, zum größten Teil gechartert, zum kleineren zu diesem Zweck eigens angekauft. Dem entspricht vollkommen, daß bereits heute in Italien der Schiffsraum knapp zu werden beginnt, daß viele Linien alte Schiffe geringerer Geschwindigkeiten auf ihren regulären Routen laufen lassen müssen, weil ihre erstklassigen Schiffe von den Truppen- und Materialtransporten nach Massaua in Anspruch genommen werden — und dieser Prozeß bewegt sich naturgemäß immer noch auf steil ansteigender Linie. Ob und wie er abgestoppt werden kann, ohne die militärischen Notwendigkeiten zu berühren, steht dahin; daß er aber abgestoppt werden müßte, sollte Italien nicht neben empfindlichen Devisenausfällen auch Ausfälle an seinem Zivilschiffahrtsprestige, vor allem in der Levante, erleiden, ist wohl einleuchtend.

Der zweite Punkt, schon anderweitig häufig besprochen, ist die Bodengestaltung des Landes, die einem modernen Krieg alles und jedes Hindernis in den Weg wirft, nicht nur, was den Anmarsch und den Nachschub, auch, was die eigentlichen Kampfhandlungen betrifft. Die Enzyklopädie der Kriegswissenschaften von Alten (zitiert von v. Hoppenstadt a. a. O.) schreibt darüber: „Übrigens erheben sich auf allen Hochebenen unzählige Felsmassen mit kahlen, lotrechten Wänden in der Form von Tafelbergen oder Pyramiden, oft kaum zugänglich, mitunter auf der breiteren Oberfläche wohl bewässert und mit reicher Vegetation bedeckt. Alle Wasserrisse, Bäche und Flüsse sind in vielfach gewundenem Lauf und mit steilen Wänden ungewöhnlich (bis zu mehr als 1200 m) eingeschnitten und zerreißen das Land in inselartige einzelne Abschnitte, zwischen denen eine Verbindung für operierende Truppen selbst mit Aufgebot aller Geschicklichkeit und Anstrengung oft nicht herzustellen ist. Der Verteidiger dagegen findet überall Anlehnung seiner Stellungen, Hindernisse gegen feindliche Annäherung und Feuerwirkung von den Höhen in die dem vordringenden Gegner teils zum Anmarsch dienenden, teils von ihm zu überschreitenden Schluchten." Dies, zusammen mit den zahlreichen allgemein bekannten Tatsachen, dürfte darüber genügen. Die vox populi möge ein englischer Soldat Napiers vertreten, der seinem Chef einmal sagte: „Das soll ein Tischland (tableland) sein? Dann liegt der Tisch verkehrt herum und wir spazieren immer die Beine hinauf und herunter."

Wie unter solchen Umständen ein moderner Krieg geführt werden soll, ist eigentlich schwer vorstellbar. Und nicht zu Unrecht galt und gilt Lord Napier of Magdala, obgleich sein Abessinienzug nur eine einzige Schlacht gehabt hat, als der größte englische Feldherr neben Wellington und Kitchener. Ob General Graziani ihm seinen Ruhm, der einzige Besieger Abessiniens zu sein, streitig machen wird, bleibt abzuwarten.

HEINRICH REISNER:

Eisenbahnen in warmen Ländern

Eine technisch-geographische Betrachtung

Einer der bekanntesten deutschen Ingenieure, der große Verdienste um den Bau der Kolonialbahnen hatte, war der Geheime Baurat Baltzer im früheren Kolonialamt. In einem seiner Werke hebt er hervor, daß „der Begriff der Kolonialbahn nicht scharf umgrenzt, sondern ebenso flüssig wie der der Kolonie sei". Kolonialbahnen können im Laufe der Zeit ihre Eigenart als solche abstreifen, so wie das im Kapland oder in Indien der Fall war. Sie dienen dazu, ein Land aufzuschließen und wirtschaftlich zu entwickeln. In mancher Beziehung ähnelt eine „Kolonialbahn" dem etwas primitiven Charakter eines Nahverkehrsmittels, weil das Verkehrsbedürfnis begrenzt ist. Solche Verkehrsunternehmungen wirken nicht unmittelbar wirtschaftlich, sie brauchen erst eine gewisse Zeit, um einen solchen Verkehr ins Leben zu rufen, ebenso wie eine Straßenbahn erst die Besiedlung eines Gebietes in der Nähe einer großen Stadt hervorrufen soll, um dann erst einen richtigen Verkehr als Grundlage zu bekommen.

Bevölkerung wächst mit dem Wert des Bodens, zahlenmäßig läßt sich dieses kaum ermitteln. Je nach der Eigenart der Bevölkerung ist die Entwicklung bei einer Kolonialbahn oft stärker, als zuerst geglaubt wurde, wenn bestimmte Rohstoffe erschlossen werden. Charakteristisch sind also meist schwächerer Verkehr, auch geringe Spurweite und Geschwindigkeit, oft leichterer Oberbau, einfachere Bauten und Sicherungseinrichtungen, man braucht den Bahnkörper nicht abzuschließen, man braucht weniger Beamte zur Bewachung, die Güterabfertigung ist einfacher.

Deutschland hat erst 1894 eine kleine Strecke in Ostafrika als Kolonialbahn ausgeführt und um 1905 hat man diese Bahn bis zu einer Länge von 129 km entwickelt, dann kam die Bahn Windhuk—Swakopmund und schließlich Lome und Kamerun. Der Aufstand in Südwest und die Betätigung des Reichskolonialamtes entwickelten den Eisenbahnbau stark; wenn die Bahnen, die bewilligt waren, alle gebaut worden wären, so hätte Deutschland nach dem Kriege über 5000 km Kolonialbahnen gehabt. In Ostafrika gab es mit 1 m Spurweite die Usambarabahn (352 km), die Tanganjikabahn und die Ruandabahn; die letztere war mit 125 km von 481 km ausgeführt, als der Krieg ausbrach. Die Küstenbahn in Togo war nur 44 km lang, die Landbahn in Togo 119 km mit sehr starker Steigung; die Hinterlandbahn von Lome ab war 167 km lang.

Die Bahn in Deutsch-Südwestafrika war eine Staatsbahn und verdankte ihre Entstehung der Rinderpest — die Zugtiere, die Lokomotiven von Südwest, gingen ein. Größere Steigungen waren hier zu überwinden. 382 km war die Staatsbahn Swakopmund—Windhuk (0,60 m Spurweite) lang, später waren die Diamantenfunde eine Ursache einer starken Entwicklung der südwestafrikanischen Bahnen, für die folgende Aufstellung galt:

Swakopmund—Windhuk	382 km	Nordsüdbahn Windhuk—Keetmannshoop	506 km
Otavibahn	567	Ambo-Landbahn (unvollendet)	265
Lüderitzbucht—Keetmannshoop	365	Kalkfontein—Upington	503

Andere Bahnen in Afrika waren:

Kairo—Halfa	rd. 1000 km	Bukuma—Loango (Franz.)	1700 km
Sudanbahn Halfa—Khartum	917	Kongobahn (Belg.)	400
Ugandabahn	940	Delagoa-Bahn (Portug.)	89
Nigerische Bahn (Franz.)	1146	Dschibuti—Addis Abeba	700
Kapstadt—Bulawayo—Bukama	4211	Jerusalem—Medina	1000
Beira—Bulawayo (Port.)	700	Baghdad—Pers. Golf	600
Benguela (Port.)—Bukama (Belg.)	1700		

Man hatte neben den eigentlichen Bahnen für den allgemeinen Verkehr stets in den Kolonien auch besondere Privatbahnen von geringer Spurweite (0,60 m) zur Erschließung bestimmter Gebiete oder Rohstoffe, z. B. zur Erschließung von Wäldern, Kupfergruben, Baumwollplantagen.

Die Bahnen in Afrika, im Sudan und in Nigeria, die große Verbindung von Ägypten bis zum Kap, die Bahnen des belgischen Kongogebietes oder in Portugiesisch-Ostafrika sind heute zum guten Teil schon hochentwickelte Vollbahnen geworden. Die Wasserstraßen werden oft genug mit solchen Bahnen in Verbindung gebracht, z. B. im Gebiete des Niger.

Früher bauten Privatgesellschaften Kolonialbahnen, später die Länder selbst, oder unterstützten den Bau wesentlich. Große Bedeutung hatte gerade die Arbeit der privaten Gesellschaften für den Beginn des Kolonialbahnproblems gehabt.

Die Spurweite der Kolonialbahnen ist in Afrika wohl als Meterspur anzusprechen oder als „Kapspur" von 1,067 m. Die Feldspur von 60 cm hatte in Südwestafrika Bedeutung erlangt. Der Oberbau mußte für die Otavibahn (Erze) wesentlich schwerer gewählt werden.

Die Leistungsfähigkeit einer Kolonialbahn und die Anlagekosten werden höher mit der Spurweite. Der Mehraufwand für die größere Spur wird durch Ersparnis an den Betriebskosten ausgeglichen. Man wird die Spurweite in Abhängigkeit von dem zu erwartenden Verkehr bestimmen und von der Zeit, in der man auf diese Entwicklung rechnet. Im allgemeinen wird man Dampffähren für große Gewässer benutzen und keine großen Brücken bauen; diese sind, wenn sie groß und lang sind, im Kolonialgebiet doch teuer. Die Steigungen werden oft sehr groß. Die Bauten in warmen Ländern begegnen im Urwald besonderen Schwierigkeiten. Man meidet Stollen, andererseits muß man auch bei Brückenbauten daran denken, daß es sich vielfach nicht um regulierte Flüsse und Bäche handelt, und daß Unterspülungen von Pfeilern bei Hochwasser eher möglich sind als in anderen Gebieten. Der Eisenbahningenieur wird also bei solchen Bahnen niemals den Maßstab regelrecht verwalteter Länder anlegen, er hat mit „geographischen Möglichkeiten" zu rechnen, die gar nicht in der unmittelbaren Nähe liegen: z. B. Entstehung von Wildbächen und Muren in ziemlich weiter Entfernung von einer Bahn. Es lag nicht in dem Bereich der Wirtschaftlichkeit der Kolonialbauten, etwa einen Ausgleich der Erdmassen auf lange Entfernung vorzunehmen. Man nahm den Ausgleich der Massen möglichst an Ort und Stelle vor. Kolonialbauten

bereiten auch hohe Kosten, die fast widerspruchsvoll in ihrem Zweck erscheinen, so bei Entwässerungseinrichtungen (Durchlässe, Brücken, Hanggräben usw.), die man in den „regenarmen" Ländern anlegen muß, weil ein nicht seltener Wolkenbruch eine ganze Bahn zerstören kann. Tropische Wolkenbrüche sind aber die furchtbarsten, die es gibt.

Mit Eisenbeton lassen sich einfache Überbrückungen und Arbeiten an Kunstbauten (Futtermauern, Hangbauten) vornehmen, die man früher vielleicht nicht vornahm, wo an ihre Stelle große Dämme oder Einschnitte treten mußten. Gegen Unfälle, die Zerstörungen herbeiführen können, wie das Umwerfen großer Bäume auf die Eisenbahndämme usw., hat man heute bessere Hilfsmittel als früher mit mechanischen Sägen, Reparatureinrichtungen, fahrbaren Kraftquellen.

Vorarbeiten können bei Kolonialbahnen gar nicht gründlich genug sein; es war oft vielleicht ein Mangel, wenn man die Dinge nur vom Standpunkt des privaten Bauunternehmens aus betrachtete. Nicht nur die rein wirtschaftliche Ausnutzung eines Landes kommt in Frage, sondern es ist eine geographische Angelegenheit (Erschließung, volkskundige Beurteilung, soziale Verhältnisse, Verwendungsmöglichkeit). In manchen Gegenden, z. B. in den holländischen Kolonien, hat man große Erfahrungen im Kolonialbahnbau gewonnen, nicht nur in der Anlage, sondern auch im Gebrauch und Art der Wagen.

Der Übergang von der Trägerkolonne vor dem Weltkriege zur Eisenbahn war ein großer Sprung. Im Kolonialgebiet bedarf man heute nicht mehr so sehr des festen Unterbaues einer Eisenbahn; Auto und Omnibus treten oft an die Stelle. Der Ausbau und die Unterhaltung der Straßen kann allerdings bei der Unregelmäßigkeit des Verkehrs leicht teuer werden. Die Kolonialbahn hat gegenüber dem Auto etwas für sich; die Beständigkeit einer Einrichtung knüpft Siedlungen an den Schienenweg. Die Regelmäßigkeit des Verkehrs läßt die Bevölkerung, die Lagereinrichtungen und auch gewerbliche Anlagen eher ansiedeln; das Schwergewicht einer Bahnlinie bürgt geographisch anders als die Einstellung auf einen oft nur zufälligen Verkehr mit dem Auto. Kolonialländer haben oft nicht viele Kunststraßen; im Altertum gab es relativ mehr Kunststraßen von Bedeutung.

Die Kolonialbahn braucht gegenüber der Trägerkolonne etwa nur den 25. Teil der Zeit; man kann z. B. in Afrika die Marschleistung einer Karawane mit 25 bis 30 km am Tage bewerten und auf den einzelnen Träger nicht mehr wie 0,75 tkm (= 30 km × 25 kg) rechnen, das ist sogar schon viel. Ein Lastauto, das vielleicht mit einer Geschwindigkeit von 30 km/Std. am Tage 250—300 km zurücklegen könnte, würde bei einer Tragfähigkeit von 3—4 t also eine Leistung von 800—1000 tkm bedeuten. Einer solchen Autoleistung würde eine Trägerkolonne von mindestens 1000—1200 Trägern entsprechen. Der Trägerberuf ist ein wichtiger Beruf auch für Afrika, und durch den Verkehr mit Autos oder

mit Eisenbahnen verliert eine große Zahl der Bevölkerung den Erwerb, aber wird frei für andere Leistungen. Die Betriebskosten der mechanischen Fahrzeuge sind viel geringer, die Beförderungskosten werden wohl nur den 20. Teil ausmachen.

Neben der höheren Arbeitstätigkeit der Eingeborenen erreicht man, daß man Kolonialprodukte auf weite Entfernung versenden, die Verbilligung durch die Beförderung zu einem Teil auch noch erweitern kann, indem man Leute in den Dienst der kolonialen Arbeit stellt und die Produkte selbst an Zahl vermehren läßt. Güter sind nicht wie früher so sehr an bestimmte Stellen gebunden. Erhöhung der Warenerzeugung bringt Hebung der Steuerkraft und größeren Verbrauch. Das Land erhält einen friedlichen wirtschaftlichen Charakter, die Sicherheit wird durch gute Verkehrswege erhöht, Aufstände werden im Keim (Abgeschlossenheit) verhindert. Die Lebensbedingungen der Eingeborenen und vor allem der führenden weißen Völker werden verbessert, man kann diese besser ansiedeln; die Eingeborenen gewöhnt man an geordnete seßhafte Tätigkeit. Die Ausdehnung des elektrischen Stromes in einer etappenweisen Anordnung und in Verbindung mit der Beständigkeit einer Bahnlinie wirkt eben, wie schon angedeutet, auf die geographische Siedlung auch stark ein. Die Liniensiedlung ist eine natürliche Folge. Auch Steppenbildung wird vielleicht Schaf- und Wollkultur mit Anfangsverarbeitung nach sich ziehen.

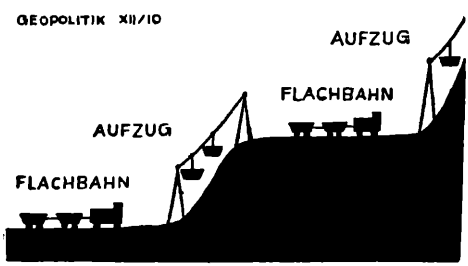
Heute hat man Fahrgeschwindigkeiten bis zu 80 km, im Durchschnitt vielleicht nur 30 km/Std. Die Leistungsfähigkeit der Wagen ist höher, vor allem ist das Umladen durch einfache Kräne usw. besser geworden, so daß die Ausnutzung höher wird. Bekannt sind ja auch Rollblöcke für große Wagen auf Kleinbahnen, um größere Wagen von und zum Schmalspurgleis, zu und vom Normalspurgleis zu bringen.

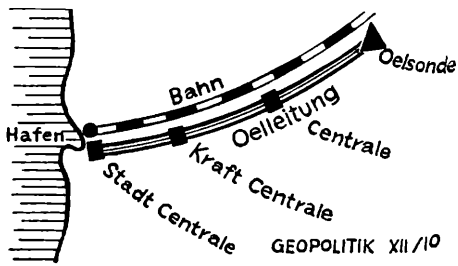
Man würde wahrscheinlich die Eisenbahnen in den Kolonialgebieten jetzt anders bauen; die technischen Hilfsmittel sind heute anders geworden. Die Verbrennungskraftmaschine führt eine Änderung der Arbeitsweise herbei. Man kann mit einigen Lastwagen als Tankwagen für Öl „bewegliche Zentralen" für den Bauvorgang vorwärts schieben, man kann Steine zerkleinern, bohren, stampfen, Schienen legen und bearbeiten, schwieriges Gelände überwinden, Straßen befestigen und Baumaterial heranschaffen, nicht durch Trägerkolonnen, sondern durch bequemen Autoverkehr, der den Schienenweg vorbereitet. Wenig Brennstoff und Kleinheit der Maschine sind die Merkpunkte des Ölmotors in geographischer Beziehung. Man kann kleine fliegende Elektrizitätswerke mit Öl betreiben und Werkstätten daran hängen, Wasser pumpen, Wasserstationen in wasserleeren Gegenden anlegen, den Lokomotivverkehr (Diesellokomotiven) ohne Wasser mit größerer Sicherheit unabhängig vom Klima betreiben; Oasen lassen sich bewässern durch kleine Ölpumpwerke, sie bringen so den Verkehrswegen ein neues Verkehrs- und Absatzgebiet. Öltriebwagen ohne lange Züge haben in Kolonialländern beson-

dere Zukunft. Vorbearbeitung von Kolonialfrüchten oder Gewächsen an Ort und Stelle erleichtert den Transport.

Heute ist also die Möglichkeit, ferne Länder schneller durch Verkehrswege zu erschließen. Die technischen Mittel lassen die unvollkommene Hilfe der Eingeborenen zurücktreten. Daraus ist schon zu erkennen, wie groß die Bedeutung von Ölfunden in Gegenden, die erst eine Erschließung erwarten, für den Bau wie den Betrieb der Fahrzeuge und die Ausdehnung des Verkehrsgebietes ist. Eine Ölleitung hat nicht nur Bedeutung für die Heranschaffung von Geldmitteln, die das Land braucht, sondern ebenso für die Entwicklung des Landes, das sich des Öles als pioniermäßiger Kraftquelle in Landwirtschaft, Wasserwirtschaft, Wohnkultur und Gewerbe bedient [1]).

Kohle kann diese Bedingungen dann nur in beschränktem Maße erfüllen; wohl aber ist es leicht möglich, daß die seemäßig verfrachtete Kohle dieses auf dem





Wege über elektrische Zentralen in Hafenorten bewerkstelligt. Der Kohlendampfer ist aber wichtig, weil er Rückfracht aus Kolonialländern haben kann. Die „Kohlenbahn" ist wohl weltwirtschaftlich (gegenseitige Lieferungen) vom Standpunkte des „Gleichgewichtes" begründet. Elektrische Bahnen in entlegenen Ländern zu bauen, ist ein Risiko. Aufsicht und Unterhaltung sind zu teuer; eine hohe technische Entwicklung ist für ein primitives Land durchaus nicht immer gegeben. Halbheit und Unfruchtbarkeit solcher Entwicklungen sieht man zum Teil doch auch in Sowjetrußland.

Wichtig für Kolonialbahnen ist heute das Zusammenwirken von Hauptstrecke und Nebenstrecke. Für die Nebenstrecke spielt das Last- und das Personenauto eine wichtige Rolle, denn sie ersparen Schienenbauten, oft in schwierigen steilen Seitenbahnen. Die Schienenbahn schiebt langsam die Betätigungs-

1) Was Mossul-Haifa mit 1350 km Länge hier noch bedeuten wird, dürfte die Zukunft lehren, denn 12 Pumpwerke auf dieser Strecke könnten auch zugleich 12 Landkraftwerke werden. Bei 1 t Ölverbrauch für eine 10stündige Jahres-Pferdestärke würde der ungeheure Kulturförderwert von 100 000 PS das Jahr hindurch 100 000 t, dem 40ten Teil der Leitungsmenge Mossul-Mittelmeer, entsprechen. Man übertrage dies Beispiel auf andere Gebiete, z. B. Abessinien, wo Öl erbohrt wurde. Ölleitungen erhalten so geopolitische Bedeutung wie früher ein schiffbarer Strom.

möglichkeit vor; die Nebenstraßen werden, wie früher durch Trägerkarawanen und Ochsenwagen, heute wohl durch das Lastauto erschlossen. Fördertechnisch ist der Ingenieur aber für die Erschließung bedeutsamer Punkte des kolonialen Auslandes auch durch die gewaltigen Seilbahnen tätig, die von Wäldern oder von hochgelegenen Erzgruben aus nach den Hauptverkehrspunkten und zu den Küsten riesige Strecken überbrücken. Dies neue Beförderungsmittel ist auch geeignet für hochgelegene Siedlungsgebiete. Es ist heute möglich, Aufzüge einfachster Art als Seilzüge auszubilden, die gewaltige Höhenunterschiede mit kleinen Maschinen überwinden lassen. Der Charakter Afrikas, von der Küste her Stufenlandschaften zu zeigen, wird die künftige Technik vielleicht drängen, solche Abstufungen durch besondere Seilbahnstrecken zu überwinden, statt lange Wege zu machen. Hier sind wohl noch allzu wenige Projekte am Ort selbst aufgestellt worden.

Die Verknüpfung mit elektrischen Zentralen ist aber hier gegeben. Im weit bewohnten kolonialen Auslande wird man solche kaum für Lichtversorgung bauen. Jeder Siedler wird sich hier allein versorgen müssen. Größere Leitungen kommen nur für größere Städte oder Siedlungen in Frage. So ist denn eine elektrische Zentrale meist auch verknüpft mit bestimmten Kraftleistungen für den Verkehr oder für eine Erzgrube oder ein ähnliches industrielles Unternehmen. Elektrische Kleinzentralen sind ein Zukunftsgebiet gerade für koloniale Länder; aus ihnen erwachsen, wie in Europa vor 300—400 Jahren bei den Wassermühlen, gewisse Mittelpunkte gewerblicher Tätigkeit, an die sich eine Siedlung anschließt. Elektrische Leitungen für die Allgemeinheit kann man aber mit einer festen Linie schon wegen der Unterhaltung leichter verknüpfen.

Für die Kolonialbahnen kommt nicht nur der Treibstoff zur Geltung, sondern auch die Erhaltung des Materials selbst. Heute schützt man Eisen gegen Rost, Holz gegen Insekten und keramische Stoffe gegen andere Angriffe. Man hat Anstriche für Gebäude und Gegenstände, die einen Tropenschutz bedeuten, d. h. die Unterhaltungskosten werden geringer, und Schwierigkeiten, die man sonst beim Verfall von Bahnen durch das Klima hatte, sind nicht in dem Maße zu befürchten. Wenn die Unterhaltung leichter ist, so kann man auch die Profile schwerer gestalten.

Ein wichtiges Gebiet ist immer noch der Schutz gegen die Versandung. Wenn heute Pläne auftauchen, durch die Sahara Bahnstrecken zu legen, so ist man sich dieses Problems wohl bewußt. Sand ist nicht so zu beseitigen wie Schnee, bei Behinderung durch Schnee und Eis hat man sich wohl schon besser helfen können. Die Frage aber ist schwierig wegen der Fernwirkung; sie ist mit ein Problem der Bodenbefestigung und der Bewässerung. Wer den Boden durch Pflanzen und durch Wälder (Dünenbau) sichern kann, vermeidet den Abbruch des Bodens. Voraussetzung ist immer wieder eine Bewässerung, denn neuere keramisch-

chemische Verfahren zur Befestigung von Sand- und Bodenmassen kamen bisher nur für kleine Gebiete in Betracht. So wird man die Kolonialquerbahnen durch Wüstengebiete wohl nicht jetzt schon reif für eine endgültige Lösung erachten.

Die Frage der Wüstensandbekämpfung rückt allerdings jetzt in ein neues Stadium. Chemie und Keramik wie Baugrundforschung geben neue Richtlinien. Die Bodenforschung gab Erkenntnisse, wie man unter Umständen einen Boden verändern kann. Arbeiten von Endell-Berlin zeigen, daß diese Aufbereitung und Beeinflussung von Bodenarten Fortschritte machen, daß man durch Einspritzen von chemischen Lösungen Sand beeinflussen kann, daß man durch Pumpen von Schlämmen einen Boden verändern kann. Neue Untersuchungen einer holländischen Erdölgesellschaft gehen dahin, lose Bodenschichten durch wässerige Dispersionen bituminöser Stoffe zu dichten, zu verfestigen. Die Koagulation bringt dann eine Festlegung zustande. Man erwäge die Tragweite solcher Verfahren, die den flüssigen Sand festmachen, wie es der Dünenbau an der Küste tut, nur mit chemisch-physikalischen Mitteln. Man würde so breite Streifen „dichten", festmachen, vielleicht verschlämmen, wo es sich ermöglicht, bepflanzen und so einen „Landweg" durch das Sandmeer der Wüste finden. Diese neuen, noch im Aufbau befindlichen Verfahren sind bisher nur industriell und bautechnisch betrachtet worden. Erstreckt man sie geopolitisch auf weite Räume, so rückt man die Frage der aktiven Bodenverbesserung im großen näher. Ein Zukunftsbild von phantastischem Ausmaß, aber von unerhörtem Wert, das den Ingenieur mehr locken könnte als viele andere Fragen. Der Wert besteht ja darin, daß der Anbau die einmal vorgenommene Änderung vollendet, erweitert, erhält.

Auf festem Boden aber fährt eine Eisenbahn sicher und findet Verkehr, weil der Anbau Menschen schafft. So wird eben die Kolonialbahn nicht nur Verkehrsstraße, sondern die Straße der agrarischen Landeskultur, die für die Menschheit immer das Primäre darstellt. Boden dichten, wasserhaltend machen, befestigen bedeutet: Nährboden erzeugen.

Der Schweizer Ingenieur Ilg, der Bismarck Abessiniens, war ein Vorbild, wie ein Techniker in einem unerschlossenen Lande eine Bevölkerung langsam weiterbilden, gewerblich-technisch erziehen kann, wie Eisenbahnbau eben mehr als reines Verkehrsunternehmen ist, wie technische Arbeit das ganze Staatswesen organisch aufbaut, ohne plötzliche Änderungen hervorzubringen, die dem Stand einer Bevölkerung noch nicht entsprechen.

Man darf auch nicht vergessen, daß die Technik mit der Beherrschung des Klimas in den letzten Jahren fortgeschritten ist. Kühlung und Lüftung nicht nur von Räumen, sondern auch von Fahrzeugen durch Maschinenleistung sind heute so gut auszubilden, daß die Fahrt auch durch warme Gegenden nicht mehr eine Unannehmlichkeit ist oder wird, als noch vor wenigen Jahrzehnten. Der Techniker macht der „Sonne" einen gewissen Widerstand im Dienste der Menschen.

In wenigen Jahrzehnten werden Lüftung und Bewässerung auf weiteren Strecken Afrikas eine andere Entwicklung genommen haben, als heute noch geahnt wird.

Förderproblem ist stets Raumproblem für Menschen oder Güter. Die Beherrschung des Raumproblems wirkt sich aus im Sinne der Beherrschung der Bevölkerung und ihrer politischen wie wirtschaftlichen Äußerung.

Dabei ist des Flugzeuges noch gar nicht einmal gedacht. Es kommt wohl mehr für die weltwirtschaftliche Entwicklung in Frage, es wird für die nächsten Jahre gewiß noch nicht Kolonialländern als weitverbreitetes Verkehrsmittel dienen, aber eine Art wichtiger Hauptverbindungen herstellen, die gerade für die „Kontrolle der wirtschaftlichen Verhältnisse" geopolitisch von Bedeutung wird; die Unterrichtung und die dispositionelle Beherrschung der wirtschaftlichen Verhältnisse werden durch das Flugzeug wie durch den drahtlosen Verkehr vertieft. Man soll indessen gerade in primitiven Ländern zunächst „am Boden" bleiben, darum wird die Kolonialbahn ihre Bedeutung behalten.

Man wird bei Kolonialbahnen auch etwas nicht außer acht lassen; nämlich einige, besonders in landschaftlicher Beziehung, schöne und gesunde Punkte einzugliedern, um dort intelligente Persönlichkeiten und Familien und ausgezeichnete Fachleute ansiedeln zu können; das bedeutet für die Erschließung einer Gegend viel.

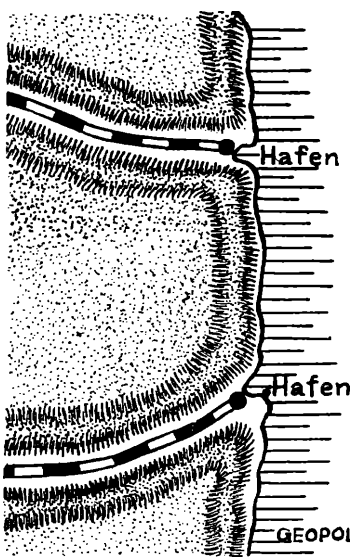
Die Arbeitsleistung des Negers ist an sich viel geringer als die des weißen Mannes, sie beträgt wohl den dritten Teil und erstreckt sich meist auf das Tragen, nicht auf Muskelarbeit; deswegen ist dem Neger auch die Schubkarre so fremd, ebenso die Spatenarbeit bei unbekleideten Füßen. Hier schafft man aber einfache Gegenmittel im Werkzeug. Die kleine Baulokomotive muß dauernd Wasser haben; Arbeitstiere sind gefährlichen Insekten ausgesetzt. Man sieht, wie wichtig die bautechnische Hilfe durch den Ölmotor, also durch den konzentrierten Treibstoff statt Tieren, bei Geräten ist; es wird oft geographisch gar nicht erkannt, wie bedeutsam eine technische Arbeitshilfe wird, wenn Schwierigkeiten innerhalb bestimmter Länder oder Völker zu überwinden sind. Unbeachtlich erscheinen oft die Dinge, und doch ist die geopolitische Bedeutung eines technischen Verfahrens oder Werkzeugs wesentlich. Wie das „rein Geistige" niemals im Menschengeschlecht allein entschieden hat, so ist doch seine Geltung oft zu stark betont worden. Der Ingenieur verknüpft aber beides miteinander: er sieht das Körperliche, wie es ist, er will es nicht etwa nur „feststellen", sondern durch seine „Geistesarbeit überwinden". Wie die Dampfmaschine einst geopolitisch mit der Eisenbahn und mit dem Dampfschiff eine ungeheure Beherrschung des Raumes und z. T. auch der Menschen nach sich zog, erstreckt die Ölkraftmaschine nun in Verbindung mit dem elektrischen Strom diese Beherrschung von Raum und Menschen auf Gebiete, die der Dampfmaschine noch zu schwer waren.

Mit Reit- und Tragtier kam man schnell zur Hafen-Stichbahn und zum Schnell-

zug. Die Unternehmungslust mancher Gesellschaften ist bei Kolonialbahnen verschieden, mitunter aber ist die Werbetätigkeit groß. Wo Besiedlungsmöglichkeiten vorhanden sind, ist vieles in großzügiger Weise gerade von Privatgesellschaften geleistet worden (kanadische Eisenbahnverkehrswerbung). Bei Kolonialbahnen gibt es eben nicht nur eine Werbung für die Fahrt, sondern Werbung für Ansiedlung und Betätigung.

Das Bedürfnis, große Reisen zum Vergnügen zu machen, wird sich bald auch auf Erdteile erstrecken, die heute noch wenig erschlossen sind. Wenn man mit Reiseautos heute Tagestouren von 300 km mit ausgiebiger Rast zurücklegen kann, so eröffnet sich ein großes Gebiet nicht nur „unterhaltender" Verkehrstätigkeit, sondern von Erschließung neuer Gebiete. Man wird geopolitisch bei Wüstenbahnen wohl so vorgehen, daß man vorhandene Bahnen in den Küstengebieten langsam vortreibt, ihr Maschennetz wirtschaftlich füllt und dann Lücken durch Straßen mit Autos oder durch Flugzeuge überbrückt; andererseits wird man bei dem langsamen Vordringen der bestehenden Bahnen die Durchquerung des Raumes so erweitern, daß man trotz mancher Umwege eine Durchführung einer großen Linie bewerkstelligt.

Der Süden Afrikas bis zum 10. Grad nördl. Breite ist in eisenbahntechnischer Beziehung nicht mehr ein Gebiet, das der Ingenieur meiden möchte. Der östliche Teil Afrikas ist ein Durchgangsgebiet für die Eisenbahn, und nicht lange mehr wird es vielleicht dauern, daß die ostafrikanischen Bahnen auch Abessinien durchkreuzen. Die gewaltige arabische Wüste steht vielleicht dem Eisenbahnwesen in mancher Hinsicht feindseliger entgegen als die Wüsten Nordafrikas.



Die Zeiten Amerikas, wo man ein Land großzügig und planmäßig durch Tausende von Kilometern von Eisenbahnen erschloß, sind wohl vorüber. Man kann heute durch das Auto manches, wenn auch nicht alles, erzielen, was früher zum „Bau einer Eisenbahn" führte. Charakteristisch ist für Kolonialbahnen, daß Eisenbahnlinien von den Häfen aus radial in das Innere des Landes vorgetrieben werden, und daß Querverbindungen dieser Bahnen, die eine Küste in Längenrichtung begleiten, oft genug fehlen. Vielleicht werden Autostraßen die Wasserscheiden in dieser Längenrichtung der Küsten in Zukunft überschreiten, zumal Stichbahnen ja oft Flußtälern, senkrecht zu Küstenlinien, folgen. Eine Industrie, die heimische Rohstoffe verarbeitet und

im eigenen Land Absatz finden will, verlangt nicht nur Stichbahnen, sondern ein Netz, um den Austausch der Erzeugnisse herbeizuführen.

Die sibirische Bahn war zuerst strategisch, aber nachher ein Quelle der Besiedlung des fruchtbaren sibirischen Landes, in ihren Abzweigen wird sie vielleicht einst noch eine größere Bedeutung gewinnen. Hier liegen zwar andere Gesichtspunkte vor, die dem tropischen Bahnbau ferner stehen; auch hier gibt es Fragen, die im Brennstoff und in der Besiedlungsfähigkeit eisenbahngeographisch ganz anders zu betrachten sind (Holz- und Torf-Gasmotoren).

Man denke daran, daß der Eisenbahnbau in Afrika bald Material für den Oberbau aus Südafrika selbst, vielleicht gar auch aus Asien beziehen kann. Die entstehende Eisen- und Metallindustrie in Südafrika zielt darauf hin, Schienen und Kleineisenzeug auf den afrikanischen Markt der Verkehrswege zu werfen. Eisenbahnen sind für alle Länder der Welt in industrieller Beziehung immer die besten und sichersten Abnehmer. Wenn jenes aber der Fall ist, dann werden auch Eisenwerke der weißen Völker davon nicht unberührt bleiben.

Europa ist in seinem Eisenbahnnetz bis auf Rußland sicherlich gesättigt. Nun geht das verständliche Streben des Eisenbahningenieurs nach anderen Erdteilen, nach anderen Räumen, die er mit seinem Schienennetz überlagern will. Gewiß hat man erklärt, daß der „Kraftwagen für dünnbesiedelte Länder" ist, und Sinner hat in seinem so lesenswerten Buche „Gefährdetes Europa" (1931) dies unterstrichen. Aber man darf nicht glauben, daß Auto und Straße geopolitisch das allein Beherrschende wären; die Kolonialbahn muß gerade, weil sie es mit Menschen zu tun hat, die über wenig Geld verfügen, die viel Zeit haben und die überhaupt vielfach als „Masse" zu werten sind, um so eher ihre alte Geltung behalten.

Der feste Schienenweg ist bei Ländern oder Völkern mit einem gewissen „Nomadencharakter" eine Erziehung zur Beständigkeit in der wirtschaftlichen wie kulturellen Entwicklung. Das Kolonialbahnwesen wird wohl zu besonderer Bedeutung auch in Vorderasien und in Afrika (Verbindung Persien—Syrien—Mittelmeer [1000 km]; Schnellverbindung Istambul — Syrien — Palästina — Kairo [2000 km]; Persischer Golf—Rotes Meer [1500 km]; Tripolis—Tschadsee [2400 km]; Dampffährenverbindungen Europa bzw. Inseln im Mittelmeer—Nordafrika; Armenien [Kaukasus]—Syrien [Mittelmeer] [1000 km]; Teheran-Indusniederung [2200 km]; westafrikanische Wüstenbahnen [2—3000 km]; auch australische Zentralbahnen [2—3000 km]; südamerikanische Nordbahnen [rd. 3500 km] —) gelangen.

Trotz aller Schiffahrt muß die Geopolitik dahin drängen, die Länder von Eisenbahnen durchfahren zu sehen, nicht nur aus Sicherheitsgründen, sondern weil die Eisenbahn unerschlossene Länder stärker an die „Kette der gemeinsamen Interessen" bindet. Indien mit seinem großen Eisenbahnnetz ist von dem türkischen Eisenbahnnetz durch eine Entfernung von mehr als 3000 km getrennt. Es ist ein Unterschied, ob „man" eine solche Strecke in drei

Tagen mit der Eisenbahn (nicht nur mit dem Flugzeug in einem Tage) durchfahren kann oder ob man auf gewaltigen Umwegen mit dem Schiff zu einem bestimmten Punkt gelangt, ohne dabei diejenigen Landschaften zu berühren, die man wirtschaftlich gerade auch erfassen möchte.

Wenn das Kolonialbahnsystem Afrikas im Norden eine Lösung erfahren hat, dann ist der Weg von Afrika zum Mittelmeer auch die Straße neuer Handelsbeziehungen. Vielleicht mag man in politischer Beziehung solches nicht immer wünschen, aber wenn die Verbindung nach Europa nicht vorhanden ist, dann ist auch die Möglichkeit vorhanden, daß sich „Bewegungen" (Autarkie Afrikas?) und „Entwicklungen" zeigen, die ohne Beeinflussung von Europa aus entstehen. Da ist es doch besser, daß der europäische Ingenieur, der Weiße, von vornherein die Dinge wirtschaftlich wie geopolitisch übersieht, durcharbeitet und betreut. Er hat dann allemal Gelegenheit, die Entwicklung solcher neuen Verkehrswege zu überschauen und zu beeinflussen.

Für den Verkehrsingenieur ergibt sich in jenen Ländern ein reiches Gebiet der Anwendung geographischer wie technischer Forschung, die schon vor Jahrhunderten der damalige Ingenieur-Offizier in den unerschlossenen Ländern zu lösen hatte.

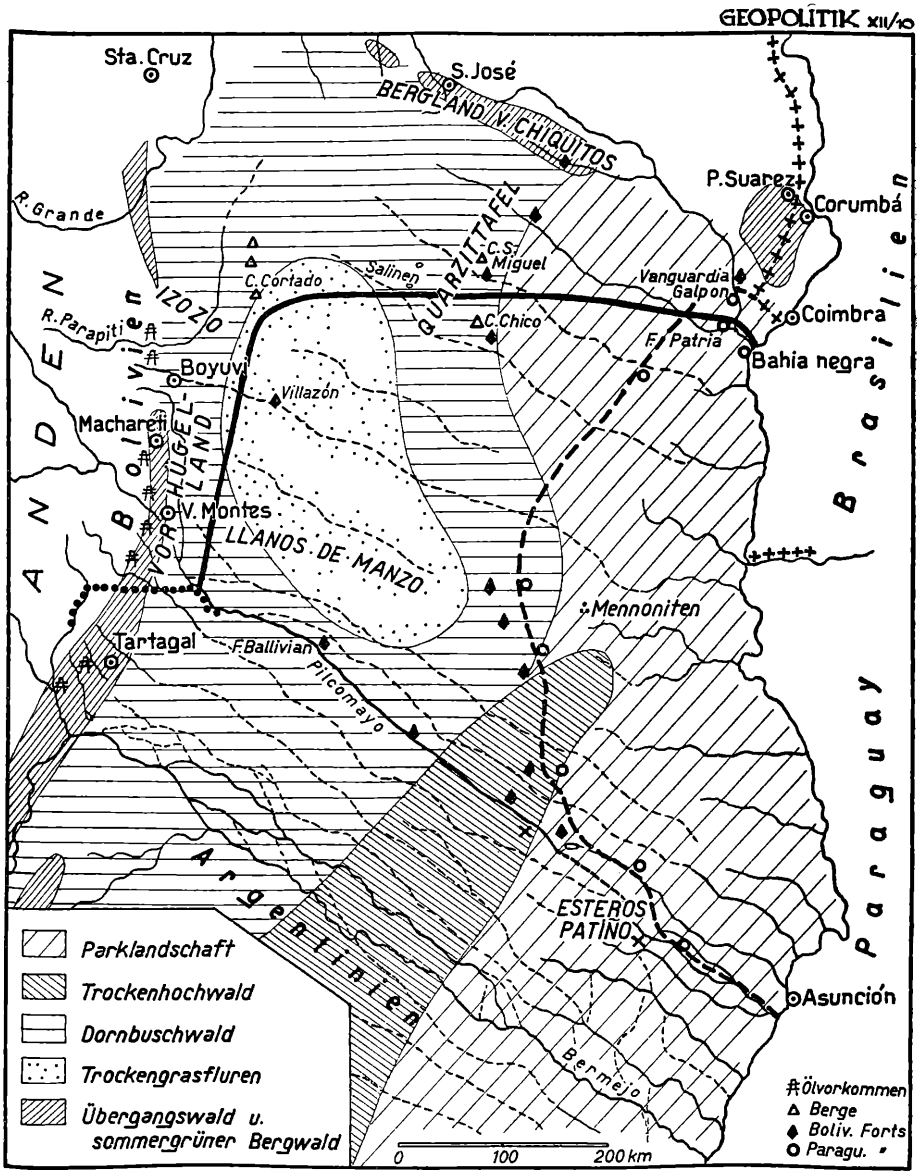
Boden ist Festigkeit für Völker und Wirtschaft. Eine feste Verkehrslinie ist darum ein Spiegelbild für diesen fundamentalen Satz der Weltgeschichte.

Helmuth Kanter:

Die neue Grenze zwischen Bolivien und Paraguay — ein geopolitisches Problem

Schon mehrere Monate währt der Waffenstillstand zwischen Bolivien und Paraguay, ohne daß es anscheinend den Bemühungen der südamerikanischen Vermittler in Buenos Aires und dem Völkerbunde gelungen ist, eine beide Teile befriedigende Grenzfestlegung im nördlichen Chaco zu finden. Die Ansprüche beider Staaten seit dem Entstehen der ersten Spannungen, die schließlich zum Kriege führten, sind bekannt. Bolivien beanspruchte den gesamten nördlichen Chaco, sein Ziel war also eine Grenze, die dem Rio Paraguay von der Mündung des Rio Pilcomayo bis an die brasilianische Grenze südlich von Coimbra folgen sollte. Paraguay behauptete für dasselbe Gebiet größere Rechtsansprüche zu besitzen und wollte die Grenze an den Fuß der Anden und im Norden bis an die Berge des Chiquitos verlegt haben. Die am häufigsten gebrauchten Marken beider Länder brachten je eine topographische Skizze des Landes und zogen auf ihr die beanspruchten Gebiete mit ein.

Vor Ausbruch der Feindseligkeiten verlief die tatsächliche Grenze etwa von den Esteros Patiño des Pilcomayo nach Norden und bog dann langsam gegen Nordosten,



Der nördliche Chaco

endlich Osten ab, um wenige Kilometer östlich des bolivianischen Forts Vanguardia die brasilianische Grenze zu erreichen (vgl. die Skizze). Sie folgte einer beiderseitigen Fortsreihe, die bald etwas weiter gegen Osten vorgeschoben war, bald mehr nach Westen zurückbog. Die feindlichen Forts lagen etwa 20—50 km auseinander. Dieser Grenzverlauf schloß Bolivien vom internationalisierten Rio Paraguay aus. Bis einige Kilometer nördlich der Bahia Negra war das Land westlich des Flusses paraguayisch, dann begann brasilianischer Boden. Der Fluß ist nur bis Corumbá internationalisiert und bis hierher bei gutem Wasserstand auch für kleine Seeschiffe befahrbar. Etwa 25 km von Corumbá entfernt liegt Puerto Suarez, das östliche Ausfalltor Boliviens an der Laguna del Caceres. Diese steht zwar durch einen Wasserarm mit dem Paraguay in Verbindung, die letzten 6 km führen aber schon wieder über brasilienisches Gebiet und sind nicht internationalisiert.

Durch ihren siegreichen Vormarsch haben die Paraguayer die Bolivianer fast ganz aus dem Chaco hinausgedrängt. Sie bedrohen im Norden Puerto Suarez und das Chiquitos und im Westen den wichtigen Etappenplatz Villa Montes, von dem aus eine gute Autostraße auf das Hochland führt. Bis auf geringe Teile haben die Paraguayer ihr Ziel erreicht. Sie sind also fraglos diejenigen, die eine für sie günstige Grenzziehung verlangen können. Diese hätte so zu erfolgen, daß möglichst beide Teile befriedigt werden, um spätere Konflikte auszuschließen. Ansprüche, welche Urkunden aus der Zeit der Konquista heranziehen, die z. T. auf Mangel an Kenntnis des Landes beruhen, wären hierbei auszuschalten. Eine der beliebten neutralen Zone zu schaffen, würde sich keinesfalls empfehlen, denn über kurz oder lang würde einer der Staaten versuchen, diese in seinen Machtbereich zu ziehen.

Es hat die neue Grenze also erstens der derzeitigen militärischen Lage Paraguays gerecht zu werden, zweitens muß sie dem unterlegenen Bolivien am Fuße der Anden so viel Lebensraum lassen, daß dieses Gebiet nicht zu verkümmern braucht. Weiter wäre möglichst dahin zu zielen, daß Bolivien nicht vom internationalisierten Rio Paraguay ausgeschlossen bleibt, wenn sich der ungehinderte Zugang vielleicht auch durch Schaffung eines Freihafengebietes in Corumbá bewerkstelligen ließe, das seiner günstigen natürlichen Lage nach der gegebene Umschlagsplatz für das östliche Bolivien ist. Jedenfalls sollte ein großer Staat nicht durch ein paar Kilometer fremdes Land von der freien Benutzung einer wichtigen internationalen Verkehrsader ausgeschlossen bleiben.

Ist nun die Schaffung einer Grenze, welche alle diese Forderungen erfüllt und damit Reibungen möglichst ausschließt, überhaupt möglich, und welches wäre die, vom geopolitischen Standpunkte gesehen, günstigste Grenzziehung?

Werfen wir zunächst einen Blick auf den in Frage kommenden Raum! Der nördliche Chaco wird im Westen durch die Kette der Anden, im Norden durch das Bergland von Chiquitos, im Osten durch den Rio Paraguay und im Süden

durch den Rio Pilcomayo begrenzt. Der so umschlossene Raum ist nicht überall eine einförmige, vom Westen nach dem Osten sich senkende Ebene. Vor den Fuß der Anden legt sich ein breites Vorhügelland, und vom Berglande von Chiquitos zieht sich weit nach Süden in den Chaco eine gewellte Quarzittafel hinein, die in dieser Richtung an Höhe verliert und allmählich in der Ebene verschwindet, aus der aber noch tief im Chaco einzelne isolierte höhere Berge herausragen.

Die Ebene ist teils mit dichterem, teils mit offenerem und mit Kämpen (Büschelgrasflächen) durchsetztem Trockenwalde bedeckt. Durch den Wald und über die Kämpe ziehen von Westen nach Osten, mehr oder weniger parallel zu dem dauernd fließenden Pilcomayo, Trockenbetten, die allmählich zu breiten, flach eingesenkten Cañaden (flachen Trockenbetten mit Grasfluren) werden. In diese schneiden sich gegen Osten neue, schmalere Betten ein, die schließlich zeitweise oder selbst dauernd Wasser führen. Der zunehmende Wasserreichtum läßt schon vermuten, daß das östliche Gebiet regenreicher ist als das westliche. In diesem letzteren führen die Trockenbetten nur selten einmal Wasser, besonders da das Vorhügelland den wasserreicheren aus den Anden kommenden Flüssen, wie z. B. der Cañada von Machareti oder dem Rio Parapiti den Eintritt in den Chaco verwehrt und sie nach Süden bzw. Norden ablenkt. Nur der Trockenfluß von Cuevo setzt sich weiter in den Chaco hinein fort.

Durchreitet man das Land von Osten nach Westen, so bewegt man sich zunächst in einer Parklandschaft mit ausgedehnten Kämpen, Sümpfen, Palmaren (Palmenhainen) und mit größeren und kleineren Trockenwaldinseln. Breite dichte Uferwaldstreifen begleiten die Flüsse. War die sommerliche Regenzeit ergiebig — es fallen im Durchschnitt im Jahre bis 1200 mm, in regenreichen Jahren bedeutend mehr Regen — und führt der Paraguay Hochwasser, so werden durch die Regenfälle und die vom Fluß bedingte Stauung der Nebenflüsse ungeheure Gebiete unter Wasser gesetzt. 50—75 km vom Fluß sind alle Sümpfe, Palmare und Kämpe überschwemmt, nur die Trockenwaldinseln ragen aus den Fluten heraus. In den trockenen Jahren werden kaum die dem Fluß zunächst gelegenen Kämpe benetzt, das vorher ertrinkende Land leidet unter Wassermangel und seine Flüsse und Sümpfe versalzen.

Immer trockener werden nach Westen zu auch in regenreichen Jahren die Kämpe, die Sümpfe kleiner und spärlicher, die Trockenwaldinseln größer. Palmare begleiten nur noch als Streifen die schmalen Trockenbetten. Man gelangt aus den Feuchtsteppen- in die Trockensteppenparklandschaften. Im südlichen Teil des nördlichen Chaco schließen sich die Trockenwaldinseln nun dichter zusammen und bilden einen Trockenhochwald, der nur von breiten, flußartig gewundenen Kämpen oder Cañaden durchzogen wird. Er geht, nach Westen dürftiger werdend und sich auflösend, wieder in Parklandschaften über, die dann in Dornbuschwald und in die wohl mit Dornbuschinseln durchsetzten Trockengrassteppen der Llanos de Manzo

übergehen. Mehr nach dem Norden zu fehlt der Trockenhochwaldstreifen, der Wald bleibt stärker von Kämpen durchsetzt. Die Waldinseln werden aber auch hier dürftiger und allmählich zu Dornbuschwald, der langsam zu den Llanos überleitet. Diese wasserarmen Trockengrassteppen werden von einigen Trockenbetten durchzogen, die nur kurze Zeit wenige wasserführende Lagunen enthalten. Sie reichen etwa bis an den Fuß des niedrigen Vorhügellandes, das zunächst ein dürftiger Dornbusch bedeckt. Dieser wird gegen den Gebirgsrand, außer in der Gegend von Boyuvi, wieder zu einem Trockenwald, der stellenweise am Gebirgsrande einem sommergrünen Regenwald weicht. Hier am Gebirgsrande haben wir, abgesehen von den Gebieten um Boyuvi, wieder ergiebigere Regenfälle.

Nördlich legt sich um die Llanos de Manzo ein dichter Dornbuschwaldgürtel, der nach Nordwesten zu sich in dem Monte Grande fortsetzt. Gegen Norden bzw. Nordosten wird er mit zunehmenden Regen allmählich zu Trockenwald und zu einem hochstämmigen Übergangswald. Am Fuße der Berge von Chiquitos wächst stellenweise ebenfalls sommergrüner Regenwald.

Das trockenste Gebiet mit einer jährlichen Regenmenge von vermutlich weit unter 500 mm liegt im Westen des nördlichen Chaco und beginnt nicht allzu weit vom Fuße der Anden entfernt. Die Sommer sind im ganzen Gebiet heiß und können sowohl sehr regenreich als auch trocken sein. Die stets regenarmen Winter sind angenehm; jedes Jahr können nächtliche Temperaturen unter Null Grad auftreten.

Als Kerngebiet des Chaco mögen die flachen Landschaften vom Paraguay bis an das Vorhügelland der Anden und nach Norden bis in die Gegenden, in denen das Auftreten der alten Quarzittafel sich stärker bemerkbar macht, bezeichnet werden. Randgebiete wären dann das Vorhügelland selbst und die Quarzittafel mit den in gleicher Höhe östlich und westlich anschließenden Teilen.

Vom rein politisch-geographischen Standpunkte wäre die Grenze so zu legen, daß sie möglichst innerhalb der trockensten Gebiete verläuft. Diese reizen, besonders da keine Mineralien vorhanden sind, am wenigsten zur Ausbeute des Landes an, bieten also die geringste Reibungsfläche. Die Grenze hätte also etwa dem Fuße des Vorhügellandes zu folgen und etwa dort zu beginnen, wo die bolivianisch-argentinische Grenze, von Westen kommend, den Pilcomayo berührt. Von hier müßte sie mehr oder weniger geradlinig nach Norden, etwa in Richtung Nord 10° Ost verlaufen, etwa bis in die Nähe des Cerro Cortado, wo sie nach Osten einzuschwenken hätte. Etwa dem 19° 30′ folgend, könnte sie zwischen dem Cerro San Miguel und dem Cerro Chico hindurch, schließlich etwas nach Süden abbiegend, bis an den Rio Negro verlaufen. Letztes paraguayisches Fort wäre das Fort Patria. Längs des Rio Negro ziehend, hätte die Grenze die Bahia Negra am Rio Paraguay zu erreichen. (Skizze.)

Welche Vorteile würden mit dieser Grenze erreicht?

1. Die von Bolivien entwickelten und besiedelten Gebiete innerhalb des Vorhügellandes blieben bei diesem Staate. Aus den Anden kommt das Wasser, mit dem die bisher allerdings nur kleinen Kulturflächen im Hügellande bewässert werden. Aber nur durch den Besitzer des Berglandes sind sie, z. B. durch Anlage von Staubecken am Ausgange der Täler, weiter zu entwickeln. Auch die Straße Santa Cruz—Tartagal (Argentinien) bliebe den Bolivianern. Soviel mir bekannt ist, hat man im Hügellande selbst kein Erdöl gefunden, sondern erst am Fuße bzw. auf der ersten Andenantiklinale. Paraguay würde mit dem Vorschieben der Grenze in das Hügelland doch nicht in den Besitz des wertvollen Minerals gelangen.

2. Im Norden blieben die Salinen von Santiago und San José, die von alters her von den genannten Orten ausgebeutet werden, bei Bolivien.

3. Durch Abtreten des Fortins Galpón und des links des Rio Negro gelegenen Gebietes bis zur brasilianischen Grenze erhielte Bolivien einen bis zu 40 km breiten Streifen am Rio Paraguay. Damit wäre einer der wichtigsten Wünsche Boliviens erfüllt. Bei unüberwindlichen Schwierigkeiten von seiten Paraguays könnte man auch an andere Lösungen denken (siehe oben).

4. Paraguay erhielte als Sieger die gesamten Kerngebiete des Chaco. Bolivien hätte die schon verlorengegangenen Forts am Pilcomayo und die Fortlinie seiner alten Ostgrenze abzutreten. Diese Gebiete sind sowieso am besten vom Osten, also von Paraguay her zu entwickeln. Als Ackerbaugebiet kommt nur ein Streifen in der Trockensteppenparklandschaft in Frage, der nicht zu sehr unter Dürren zu leiden hat. In ihm sind schon von Paraguay aus die Mennoniten angesiedelt worden. Ob nicht doch eine Reihe regenarmer Jahre alle Siedlungsversuche in diesen Gegenden zunichte machen kann, muß die Zukunft lehren. Die weiter westlich gelegenen Gebiete sind ihrer Wasserarmut und unregelmäßigen Regenfälle wegen nur als Viehzuchtgebiete zu verwerten. Als Stützpunkte müssen die spärlichen Lagunen und künstlich angelegte Represas (offene Zisternen) dienen. Am günstigsten gestellt sind noch die Striche am Pilcomayo, in denen von Bolivien aus schon Unternehmen genannter Art eingerichtet waren. Da die Grenze durch die trockensten Gebiete führt, werden von beiden Seiten die Viehzüchter nur geringen Wert darauf legen, sie stärker mit Vieh zu bestocken.

Die angegebene Grenzziehung hat also die großen Vorteile für sich, daß sie Bolivien in seinen Entwicklungsmöglichkeiten wenig schädigt, Paraguay einen großen Landgewinn und freie Entfaltung im östlichen Chaco bringt. Sie ist geopolitisch insofern richtig gezogen, als sie durch ein wenig entwicklungsfähiges Gebiet verläuft, so daß die Möglichkeit von Reibungen auf ein denkbar geringes Maß herabgesetzt ist.

COLIN ROSS:

Vom Weißen Gott bis zum Ende der Weißen Götter II

Mexiko von den Conquista bis Cardenas

Inhalt des Gesamtaufsatzes:

1. Die Tempelpyramide der „Gefiederten Schlange"
2. Der Blutaltar Huitzilopochtlis
3. Der weiße wider den roten Gott
4. Drei Jahrhunderte weißer Herrschaft
5. Europa verliert einen Kontinent
6. Die Regierung der ewigen Revolution und der Krieg mit USA
7. Ein Indianer herrscht erstmalig über Weiße
8. Machtträume um das Karibische Meer
9. Das Heraufziehen der Weißen-Götter-Dämmerung
10. Wiederaufrichtung des Aztekenreiches?

4. Drei Jahrhunderte weißer Herrschaft

Es gab im Aztekenreich ein Gesetz, das Historiker, die nicht die Wahrheit schrieben, mit dem Tode bestrafte. Ein wunderbares Gesetz! Aber was ist Wahrheit? Dieser Pilatusfrage sieht sich ein jeder gegenübergestellt, der sich mit Geschichte befaßt. Gerade unsere Zeit hat eine derartige Umwertung scheinbar unumstößlicher historischer Werte erlebt, daß es schwerfällt, auch nur an die Möglichkeit objektiver Geschichtsschreibung zu glauben. Wie könnte es auch anders sein! Geschichte ist auf Flaschen abgezogenes Leben, und Leben ist seiner Natur nach zwiespältig und gegensätzlich. Die objektivste Geschichtsschreibung ist immer noch eine, die sich bewußt bleibt, daß sie ihrer Natur nach einseitig sein muß, aus einem bestimmten Zeitgeist geschrieben, diesen widerspiegelnd und nur für ihn gültig.

Nur wenn man sich das klarmacht, wird man die drei Jahrhunderte spanischer Kolonisation in Mexiko richtig verstehen und beurteilen. Es ist beinahe ein europäisches Dogma geworden, daß die spanische Kolonisation grausamste Unterdrückung, finsterstes Mittelalter, kurz Reaktion auf allen Gebieten bedeutete, während die angelsächsische eine Periode der Freiheit und des Fortschrittes für die Neue Welt einleitete. Erst durch die französische Revolution und die in ihrem Gefolge einsetzende Befreiung der spanischen Kolonien vom Mutterlande ist dann etwas von dem Licht, das bereits seit den Tagen der „Mayflower" über der nördlichen Hälfte des Kontinents leuchtete, auch auf seinen lateinischen Teil gefallen.

Die 300 Jahre spanischer Herrschaft in Mexiko sind eine Periode, in der sich nicht viel ereignete, wenigstens verglichen mit dem blutigen Drama der Conquista, das ihnen voranging, und dem nicht weniger blutigen Tumult der ewigen Revolutionen, Bürgerkriege, Aufstände und Metzeleien, die mit dem Abzug des letzten Vizekönigs ihren Einzug in das unglückliche Land hielten. Es gibt ein Sprichwort, das jene Frauen die besten nennt, von denen man am wenigsten spricht. Vielleicht gilt dies auch von Geschichtsepochen. Zum mindesten sind jene, von denen man

nichts in der Schule lernt, solche des Friedens und der Ruhe. — Ja, einer Ruhe des Kirchhofes, sagen die Fanatiker des Fortschrittes, und wollte man den Wandgemälden Diego Riveras glauben, Mexikos berühmtesten Malers, so war die Zeit der spanischen Herrschaft eine ununterbrochene Kette von Folter, Versklavung, Auspeitschung und Fronarbeit des gesamten mexikanischen Volkes unter der Knute der spanischen Granden und Priester.

Reist man aber mit offenen Augen durch Mexiko, durch das heutige Mexiko, das antikirchlich ist, ja antireligiös, antifeudal, „anti" gegen alles, was nicht sozialistisch, kommunistisch und indianisch ist, so gelangt man zu einem ganz anderen Urteil. Dieses heutige Mexiko tut gewiß alles, die Zeit der spanischen Herrschaft herabzusetzen und in möglichst ungünstiges Licht zu rücken. Und doch gelingt das nicht ganz. Die Überreste dieser Epoche sprechen eine zu eindringliche Sprache. Da sind die alten, wunderbaren Kolonialstädte, die Kirchen, die Paläste, die Haziendas. Man mag einwenden, das alles entsprang der Fronarbeit des unterdrückten und versklavten Indianerproletariats. Aber all diese Bauten sind nicht in einem Stil errichtet, der dafür spricht. Es fehlen die Zwingburgen. All die 15 000 Kirchen Mexikos haben Indianer gebaut in einem wunderbaren, luftigen, ja fröhlichen Barock, einem Kirchenstil, wie er nur Mexiko eigen ist.

Man darf nicht vergessen, daß ja nicht mehr als höchstens 300 000 Spanier während des ganzen Verlaufes der spanischen Herrschaft überhaupt nach Mexiko herüberkamen. Diese Zahl ist viel zu gering, um auf die Dauer eine zum Teil äußerst kriegerische Eingeborenenbevölkerung im Zaum zu halten, die nach vielen Millionen zählte. Sicher war die spanische Herrschaft hart, vor allem im Anfang, unter der Militärdiktatur, die auf die Konquista folgte. Aber sie war auch weise und menschenfreundlich. Neben dem Soldaten stand von Anfang an der Priester. Und der war nicht nur der eifernde, das Feuerscheit der Inquisition schwingende Zelot, sondern auch der große Menschenfreund, der den Indianer nicht nur vor den Übergriffen der Soldateska schützte, wo er es vermochte, sondern auch vor den verderblichen Folgen einer dem Roten Manne unverständlichen und fremden Zivilisation und Kultur. Diese Haltung der katholischen Priesterschaft war in der jetzt zu Ende gehenden Epoche des unbegrenzten Fortschrittsgedankens und des maßlosen Glaubens an die Wunderwelt und Wunderkraft der europäischen Zivilisation eine unmittelbare Sünde wider den Heiligen Geist. Heute denkt man über primitive Kulturen und ihren Wert wesentlich anders, ja, man fällt in das entgegengesetzte Extrem. Amerikanische Schriftsteller, die fassungslos sind, wenn sie einmal in einem Hotelzimmer ohne Privatbad schlafen sollen, und für die ein Leben ohne Auto überhaupt nicht vorstellbar ist, geraten in wilde Begeisterung über die „Maiskultur" der mexikanischen Indios und deren primitives, aber ausgeglichenes und von hoher Kunst erfülltes Leben.

Natürlich ist das eine wie das andere unrichtig. Der mehr oder weniger primitive

Mensch wie der mexikanische Indianer in seinen unteren Schichten ist weder das unmündige Kind, das die weiße Zivilisation erst erziehen und heranbilden muß, noch besitzt er eine uns im Grunde überlegene künstlerische Kultur. Er ist einfach anders. Und es war die Weisheit der spanischen Kolonisation, daß sie weder in das eine noch in das andere Extrem fiel, daß sie zwar die Indianer für die Zwecke des Mutterlandes zu aktivieren wußte, vor allem im Bergbau, daß sie sie im übrigen in Ruhe und sich selbst überließ. Das gilt in religiöser, politischer wie wirtschaftlicher Hinsicht. Die Spanier tauften zwar die Indianer, ließen sie aber sonst ruhig ihre alten Götter unter den Namen der neuen Heiligen anbeten. Sie regierten sie, aber nur soweit es unbedingt nötig war. Soviel es ging, überließen sie die Dorf- und Stammesgemeinschaften sich selbst unter der Führung ihrer Kaziken. Sie tasteten auch deren wirtschaftliche Selbständigkeit, die Grundlage des mexikanischen Lebens, nur soweit an, wie es für ihre eigenen ökonomischen Zwecke unvermeidlich war. So wurden zwar einzelnen Konquistadoren und Granden ganze Landstriche und Königreiche zur Ausbeutung überlassen. Allein unter dem System der Encomiendas und Repartimientos blieben die „Ejidos", der Kommunalbesitz der Dorfgemeinschaft, wesentlich unangetastet. Die adligen und kirchlichen Großgrundbesitzer waren weder in der Lage, noch willens, ihre ungeheueren Ländereien intensiv zu bewirtschaften, noch sich um Einzelheiten zu bekümmern. Sie waren zufrieden, wenn sie alljährlich eine Rente daraus zogen, die ihnen ein standesgemäßes Leben ermöglichte. So blieb der kommunale Grundbesitz und die dörfliche Gemeinschaft im wesentlichen erhalten, selbst dort, wo die Indios einen Teil ihrer Zeit auf den großen Haziendas arbeiten mußten. Dieses System bedingte natürlich bis zu einem gewissen Grade Fronarbeit und Tributleistung. Aber an die war die Masse des Volkes ja auch unter der Aztekenherrschaft gewöhnt, nur daß sie unter dieser wesentlich härter war. Wer baute denn all die vielen ungeheueren Tempel und Paläste, die riesigen Pyramiden? Und das Baumaterial dafür mußte doch, Stein für Stein, auf dem Rücken herbeigeschleppt oder mittels Seilen und Rollen herangezogen werden. Die mittelamerikanische Kultur kannte ja weder Zug- noch Tragtier. So bedeutete die Einführung des Pferdes und vor allem des Esels eine ungeheuere Entlastung für die Urbevölkerung. Und wären die Tribute, die Kirche, Krone und Grundherren forderten, selbst noch höher gewesen, so waren es doch immerhin nur solche an Gut. Die Aztekenherrscher aber hatten einen dauernd wachsenden Blutzoll gefordert. Und daß es auch in ihrem Reich Armut gab, erweist die Tatsache, daß die Priester armen Leuten massenhaft ihre Kinder abkauften, um sie auf dem Altar Huitzilopochtlis zu schlachten. Diese zarten, unterernährten Kinder führte man zwar blumengeschmückt die Treppe der Tempelpyramiden hinauf oder trug sie in Körben unter einer wahren Blütenlast dorthin, aber deswegen schrien sie doch nicht weniger kläglich. Alles in allem, so hart auch das Los der indianischen Bevölkerung unter der spanischen Herr-

schaft gewesen sein mochte, es war immerhin noch besser als unter der blutigen Tyrannis der Azteken.

Die Regierung der Vizekönige mag auch noch so korrupt gewesen sein, für sie spricht, daß es während der dreihundert Jahre der kolonialen Epoche keinen einzigen ernsthaften und gefährlichen Indianeraufstand gab. Die Masse der Bevölkerung fand in dem heidnischen Katholizismus, den man sich selber aufbaute, ihre geistige Befriedigung. Ihr Lebensstandard war sehr tief, aber man hatte ihr die gewohnten Lebensformen und im wesentlichen auch ihre Äcker gelassen. Die eigentliche Landenteignung und Proletarisierung des Indios setzte erst nach der Gewinnung der Unabhängigkeit von Spanien ein unter einem politischen System, das den Indianern theoretisch alle Rechte gab, um ihnen praktisch noch die wenigen zu nehmen, die sie bisher besaßen. Die Aufteilung der Ejidos und die Landzuteilung an den einzelnen Indianer führte nur dazu, ihn völlig besitzols zu machen; denn dem geschäftlich völlig Ungewandten war sein Stück Land von gerissenen Spekulanten nur allzu rasch abgeschwindelt. Erst in der republikanischen Periode kam es zu der Bildung der riesigen Privat-Latifundien und einer völlig versklavten Peonenbevölkerung, die zu der 1910 begonnenen und heute noch währenden Revolution führte, die der erste große und die weiße Vorherrschaft ernstlich bedrohende Indianeraufstand ist, den es in Mexiko überhaupt je gegeben hat.

5. Europa verliert einen Kontinent

Etliche Meilen nördlich der Hauptstadt liegt eine Kirche auf einem Hügel. Das ist nichts Besonderes in dem kirchenübersäten Mexiko. Rings um Cholula gibt es keine Erhebung, die nicht ein Gotteshaus trägt. Aber die Kirche von Guadalupe ist einzigartig unter den 15000 des Landes, sie birgt die Heilige Jungfrau von Guadalupe, kurz die „Guadalupe" genannt, die Indianermadonna.

Das Bildnis der Madonna von Guadalupe, das in goldenem Rahmen über dem Hochaltar hängt, ist der Legende nach nicht von menschlicher Hand gemalt, sondern himmlischen Ursprungs. Die Heilige Jungfrau selbst prägte es auf den Mantel eines armen Indianers, dem sie im Jahre 1531, also kurz nach dem Fall von Tenochtitlan, erschien und dem sie ihren Wunsch nach einer Kirche auf dem Gipfel des Hügels ausdrückte.

Die Kunde von der himmlischen Erscheinung löste unbeschreiblichen Enthusiasmus aus, die Guadalupe wurde die Heilige Mexikos, obgleich sich die kirchliche Behörde anfangs sehr zurückhaltend zeigte und der Papst die neue wundertätige Madonna erst zweihundertdreißig Jahre nach ihrer Erscheinung anerkannte.

Die Guadalupe ist angeblich die einzige dunkelhäutige Madonna. Ich kann das nicht zugeben. Ich finde die russischen Ikonen unvergleichlich dunkler. Ich habe mir das Bildnis der Guadalupe lange betrachtet. Es ist ungewöhnlich eindrucksvoll, aber es gleicht meiner Ansicht nach in keiner Weise den mexikanischen Indianer-

mädchen. Die Hauttönung ist höchstens eine leichte Olivfarbe. Aber die Behauptung erhält sich, daß Indianerinnen vornehmen Standes zur Zeit der Erbauung der Kirche so ausgesehen haben. Jedenfalls beanspruchen die Indios sie als die ihre, und die Guadalupe wurde Anführerin und Feldgeschrei in ihrem ersten Aufstand gegen die spanische Herrschaft.

Der landläufigen Ansicht nach wurde der Abfall Neuspaniens vom Mutterland durch die Aufklärung und demokratischen Ideen herbeigeführt, die als Folge der großen französischen Revolution auch auf das lateinische Amerika übergriffen. In Wirklichkeit war es ein Priester, der Dorfpfarrer Hidalgo, der unter der Kirchenfahne mit dem Bildnis der Heiligen Jungfrau von Guadalupe die ersten Aufständischen anführte. Und Erfolg hatte die Auflehnung gegen Spanien erst, als die mexikanische Kirche die Unabhängigkeit aus religiösen Gründen anstrebte und sich mit ihrer Macht, ihrem Geld und ihrem Einfluß hinter die Bewegung stellte, die sie zuerst bekämpft hatte.

Wir Europäer haben bisher dem Verlust eines ganzen großen Kontinentes, der vor vier Jahrhunderten für die weiße Rasse erobert wurde, merkwürdig wenig Beachtung geschenkt. Ja, wir hielten uns auf den Abfall der nord- wie der südamerikanischen Kolonien eher noch etwas zugute und sahen darin einen Fortschritt der Menschheit. Bis vor ein paar Jahren machte sich auch noch niemand klar, daß einmal, und erst recht nicht, daß so bald eine Zeit anbrechen könnte, in der wir Europäer ungebetene Gäste in der von uns entdeckten und eroberten Neuen Welt sein und man uns samt unseren Waren wie lästigen Bettlern und Hausierern die Tür weisen würde. Selbst heute wissen erst verhältnismäßig wenige, daß dies nicht nur der Hochmut der herangewachsenen und selbständig gewordenen Tochterstaaten Europas ist, sondern das Erwachen und die Feindseligkeit der Roten Rasse, der amerikanischen Ureinwohner, von denen die meisten von uns wähnten, sie seien längst ausgestorben. Mexiko ist ein Indianerland, nicht anders wie Guatemala, Kolumbien, Peru oder Bolivien. Der Grad, in dem die Rote Rasse bereits wieder an die Herrschaft gelangte, ist verschieden, die Gefährdung des weißen Mannes für die Zukunft überall gleich groß.

Es ist zwar kein Trost, aber immerhin eine Warnung für die Zukunft — wir haben schließlich noch Afrika zu verlieren —, daß keine der ehemaligen amerikanischen Kolonien sich die Freiheit aus eigener Kraft zu erkämpfen vermochte, sondern daß sie diese lediglich der Uneinigkeit der europäischen Völker und den Wirren in der Alten Welt verdanken.

Neuspanien ging dem Mutterlande verloren, als Napoleon die Pyrenäen überschritt. Die damit einsetzende Unruhe, die Vertreibung des angestammten Herrscherhauses, die Unsicherheit, wer nun eigentlich regiert und wem man Gehorsam schuldig, mußte naturgemäß auch auf die Kolonien überspringen. Die ersten, die gegen den Vizekönig konspirierten und damit dessen Autorität erschütterten,

waren die in Mexiko ansässigen Spanier, die für ihre Vorrechte fürchteten. Die Kreolen, die in der Kolonie geborenen Weißen spanischer Abstammung, folgten dem schlechten Beispiel und bildeten geheime revolutionäre Gesellschaften. Sie waren seit langem eifersüchtig auf die „Gachupines", die in Spanien Geborenen, die ihnen regelmäßig die besten Posten in Verwaltung und Heer wegschnappten. Aber das waren im Grunde nur Kleinigkeiten, die Flamme des Aufruhrs flammte erst wahrhaftig auf, als der Priester Hidalgo das Banner der Guadalupe entfaltete.

Der Aufstand Hidalgos war ein religiöser Bauernkrieg, und er erlitt auch das Schicksal eines solchen, das heißt nach anfänglichen Erfolgen wurde der fanatische, aber disziplinlose indianische Bauernhaufen von den regulären Truppen geschlagen und ihr Anführer hingerichtet. Seinem Unterführer und Nachfolger Morelos, auch einem Geistlichen, erging es nicht besser. Der Aufruhr wurde erstickt, und das übliche Strafgericht setzte ein.

Der Freiheitskampf war erfolglos, solange nur einzelne niedere Geistliche für die Unabhängigkeit der Kolonie kämpften. Er hatte erst Erfolg, als auch die hohen kirchlichen Behörden ihren Vorteil in der Sache der Freiheit zu sehen glaubten.

Und das kam so: In Spanien hatten die wieder auf den Thron gelangten Bourbonen die von des Cortes im Jahre 1812 erlassene neue Verfassung nach ursprünglicher Ablehnung schließlich anerkennen müssen. Diese schaffte die Inquisition ab und beschränkte die Machtvollkommenheit der Kirche. Das paßte aber dem hohen Klerus in Neuspanien nicht, und unter Führung der Bischöfe von Puebla und Guadalajara startete er den Abfall von dem seiner Ansicht nach zu freisinnig und demokratisch gewordenen Mutterland.

Ihr Werkzeug war der königliche Oberst Iturbide, ein ziemlich übel beleumdetes Subjekt, das sich bei der Unterdrückung des Hidalgo-Aufstandes ausgezeichnet hatte. Iturbide hatte wegen Räubereien und Plünderungen sein Kommando verloren und nahm daher das Angebot der kirchlichen Verschwörung an. Es gelang ihm, den Vizekönig zu überreden, ihm nochmals ein Kommando anzuvertrauen. Damit sollte er den Bandenführer Guerero erledigen. Anstatt dessen machte er mit diesem gemeinsame Sache. Da die allmächtige Kirche ihre schützende Hand über Iturbide hielt, gingen die gegen ihn gesandten vizeköniglichen Truppen nacheinander zu ihm über. Innerhalb weniger Monate und so gut wie ohne jedes Blutvergießen war die mexikanische Unabhängigkeit erkämpft.

Dies ist die Geschichte des „Freiheitskampfes" Neuspaniens. Im Grunde handelte es sich dabei kaum um Freiheit, wenigstens nicht für die Massen des Volkes. Die zählten nach Niederwerfung des Hidalgoschen Bauernkrieges überhaupt nicht mit. Das Ganze war lediglich eine großangelegte Intrige der Kirche, die für ihre Herrschaft fürchtete, sowie ein Kampf um die politische Futterkrippe zwischen Kreolen und Gapuchines. Die gebürtigen Spanier, die mit intrigiert hatten, sahen sich freilich böse enttäuscht, als sie nach kurzer Zeit enteignet und des Landes ver-

wiesen wurden. Die Kreolen waren für den Augenblick im Vollbesitz der Macht, aber schon lauerten die Mestizen darauf, sie daraus zu verdrängen.

6. Die Regierung der ewigen Revolution und der Krieg mit USA.

Die Glocken läuteten in den Zwillingstürmen der Kathedrale, der größten Kirche auf dem amerikanischen Kontinent. Das Gold der Altäre, die leuchtenden Farben der Murilloschen Madonna, der Glanz der Onyxkanzeln und Malachitsäulen strahlte und flimmerte im Licht der Tausenden von Kerzen. Die Orgel brauste, die Knabenstimmen auf dem Chor jubilierten, als die glänzende, in Gold und Seide glitzernde Versammlung auf die Knie sank, während vier Bischöfe den General Iturbide krönten, salbten und weihten als Augustin I., durch die göttliche Vorsehung und die Nationalversammlung erster konstitutioneller Kaiser von Mexiko.

Die mexikanischen „Freiheitskämpfer", Klerus und Kreolen, konnten zufrieden sein. Ihr Ziel war erreicht. Der neue Kaiser hatte die katholische Kirche als einzige im neuen Reich zugelassene erklärt und sie in all ihren Rechten und Vorrechten bestätigt. Die Kreolen aber sahen einen wahren Ämterhimmel offen. Der neue Hof hatte sich mit einem Pomp und einem Aufgebot von Beamten und Hofchargen etabliert, die das Zeremoniell des luxuriösesten Vizekönigs in Schatten stellten. Wer gestern noch Leutnant war, schmückte sich heute mit den Generalsepauletten, und jeder Kreole, der halbwegs lesen und schreiben konnte, fühlte sich zu einem hohen Staatsamt berufen. Nach außen schien das neue Kaiserreich eines der mächtigsten der Welt. Guatemala hatte sich ihm angeschlossen, und so reichte es von Mittelamerika bis beinahe an die heutige amerikanisch-kanadische Grenze am Pazifik. Nur Rußland und China übertrafen es an Flächeninhalt. Wahrlich eine herrliche Zeit war angebrochen und jubelnd stimmte die kaiserliche Festversammlung ein, als die Geistlichkeit jetzt intonierte: „Vivat Imperator in Aeternum!"

Die kaiserliche „Ewigkeit" währte ganze 11 Monate. Der neue Herrscher brachte es fertig, in dieser kurzen Zeit eine derartige Tyrannei, Günstlingswirtschaft und Korruption zu entfalten, daß er das ganze Land gegen sich aufbrachte. Nach altbewährter Sitte fiel er durch einen seiner eigenen Günstlinge, den General Lopez de Santa Anna, der sich nicht genügend belohnt glaubte.

Nach dem Kaiserreich kam die Republik unter Santa Anna, der als Präsident die gleiche Mißwirtschaft führte wie Iturbide als Kaiser, nur daß er sich länger zu halten vermochte. Er hielt sich sogar erstaunlich lange, obgleich in seine Regierungszeit der Verlust von Texas fällt und der schmählich endende Krieg mit den Vereinigten Staaten.

Dieser Krieg ist in doppelter Hinsicht bemerkenswert: Einmal dadurch, daß die Mexikaner regelmäßig geschlagen wurden, wo immer auch sie mit den Amerikanern zusammenstießen, obgleich das beiderseitige Kräfteverhältnis ziemlich gleich

war; zum andern durch die Härte der Friedensbedingungen, die Mexiko die Hälfte seines Gebietes kosteten.

In den Vereinigten Staaten ist es heute Mode, diesen Krieg zu ignorieren und so zu tun, als hätte er nie stattgefunden. In den zahllosen amerikanischen Büchern, die in den letzten Jahren über Mexiko erschienen sind, wird er mit ein paar Worten abgetan. Wenn die Amerikaner jedoch glauben, damit den Raubkrieg von 1848 in Vergessenheit geraten zu lassen, so irren sie. Man braucht nur ein mexikanisches Schulgeschichtsbuch in die Hand zu nehmen, um eines besseren belehrt zu werden. Trotz aller Freundschaft, die heute vom Norden her über den Rio Grande weht, lebt die Erinnerung an den Frieden von Guadalupe zum mindesten im Unterbewußtsein der Mexikaner von heute fort, und zwar vor allem als ein Gefühl ohnmächtigen Hasses und brennender Minderwertigkeit gegenüber dem so viel stärkeren nördlichen Nachbar. Aus diesem Gefühl heraus begehen die Mexikaner den 5. Mai, den Gedenktag ihres bescheidenen Sieges über die französische Invasionsarmee ja so wildbegeistert als Nationalfeiertag.

Allein obgleich das Mißverhältnis von Macht, Menschen und Mittel zwischen den USA. und Mexiko heute unvergleichlich größer ist als 1848, ist es mehr als fraglich, ob eine amerikanische Invasionsarmee gegenwärtig ebenso leichtes Spiel haben würde wie seinerzeit. Zwischen damals und heute ist nämlich etwas Bemerkenswertes eingetreten, das Erwachen eines mexikanischen Nationalgefühles in der breiten mexikanischen Masse und wenigstens der Anfang einer mexikanischen Volkwerdung. Damals bedeuteten nur die paar hunderttausend Kreolen Mexiko, heute sind es die 16 Millionen Indianer und Mestizen. Die Schwierigkeiten, denen sich General Pershing bei seiner Strafexpedition gegen den Bandenführer Villa gegenübersah, sprechen eine warnende Sprache. Die ganze große Expedition von mehreren Kavallerieregimentern mit allen modernen Waffen vermochte nicht des kleinen Trupps entschlossener landeskundiger Guerillareiter Herr zu werden. Bei Eintritt der Vereinigten Staaten in den Weltkrieg zog Pershing unverrichteter Dinge wieder ab. Die mächtigen USA. mußten die frivole Ermordung amerikanischer Reisender und den Überfall auf die Stadt Columbus in Texas ungesühnt lassen.

Freilich ein in sich national geeintes Mexiko werden die Amerikaner kaum je angreifen. Ob dieser Einigungsprozeß jedoch anhält, ist schwer zu sagen. Fast sieht es so aus, als ob trotz allem weißglühenden Nationalismus die Periode der Regierung der Ewigen Revolutionen noch nicht abgeschlossen ist. Eine Tendenz ist freilich in dem schier unheimlichen Chaos persönlicher Intrigen und des Ringens von Parteien und Kliquen um die Macht klar erkennbar; das stetige Zurückdrängen des weißen Mannes und das langsame, aber sichere Aufwachen des roten. Auf die Gapuchines folgten die Kreolen. Unter Santa Anna rühren sich die Mestizen. Santa Annas Nachfolger Juan Alvarez rückt bereits mit einer indianischen Leibwache in die Hauptstadt ein. Schicksalschwerer aber war, daß er einen Vollblutindianer von

Oaxaca zu seinem Justizminister machte, der in der Folge zum ersten entscheidenden Schlage gegen die Herrschaft des weißen Mannes in Mexiko ausholte.

7. Ein Indianer herrscht erstmalig über Weiße

Ehe die Weißen ins Land kamen und Pferd und Esel einführten, waren die Indianer Mittelamerikas ein Volk von Lastträgern. Alles und jedes, Mais und Früchte, Körbe und Töpfe und vor allem die ungezählten Steine für Tempel und Paläste mußten auf menschlichem Rücken befördert werden. Und noch heute trotz Pferd und Esel, trotz Bahn und Auto, trotz Omnibus und Lastwagen sieht man durch das ganze Land straßauf, straßab den lastenschleppenden Indio. Er fängt jung an, Knaben und Mädchen von zehn, von acht, von sechs Jahren schleppen schwere Lasten auf Kopf und Rücken. Sie tragen sie mit der gleichen ergebenen Ruhe, der gleichen sanften Demut wie die Erwachsenen. Sieht man sie unter hochgetürmten Bürden in ihrem kurzen Trab daherkommen, den Rücken gebeugt, den Kopf gesenkt, wie angeschirrt und gehalftert unter dem breiten Stirnband, an dem die Traglast hängt, so möchte man meinen, es gäbe kein sklavischeres Volk, kein indolenteres. Wüßte man es nicht, man möchte nicht glauben, daß diese sanften Tieraugen zeitweise in solch bestialischer Grausamkeit aufflammen können.

Ungezählten solchen Lastträgern sind wir begegnet auf unserer Fahrt vom Rio Grande bis an den Suchate, den Grenzfluß gegen Guatemala. Oft hielt ich den Wagen an, photographierte die Indios, sprach mit ihnen, suchte in ihren undurchdringlichen Zügen zu lesen. Und manchmal fragte ich mich was wohl aus solch einem braunen Knaben, der da geduckt und von der Last gebeugt vor mir stand, einmal werden möge. Es gibt Beispiele, daß alles aus ihm werden kann: Minister, Präsident, Diktator, unumschränkter Herr über Rote und Weiße. Benito Juarez, der erste Vollblutindianer auf dem mexikanischen Präsidentenstuhl und Mexikos Nationalheros war nichts als solch ein Indianerjunge. Er war in der Lehmhütte eines Indianerdorfes bei Oaxaca geboren. Bis zu seinem zwölften Jahre verstand er nichts als zapotekisch, half seinem Vater Mais pflanzen, hütete die Ziegen, trotte barfuß und lastengebeugt hinter seinen Eltern zum Markt, stundenlang die staubige, meilenweite Straße.

Dann kam er zu einem Buchbinder nach Oaxaca in die Lehre. Hier lernte er spanisch, Katechismus und ein wenig Mathematik. Später besuchte er die Klosterschule und schließlich die Universität. Er wurde Richter, Gouvernementssekretär, Gouverneur, Minister und schließlich Präsident. Dazwischen verbrachte er Jahre im Gefängnis und im Exil in den Vereinigten Staaten, wo er sein Leben als Straßenverkäufer und Obsthändler in New Orleans fristete.

Juarez führte den ersten entscheidenden Schlag gegen die bisher trotz aller Verfassungen und papierenen Gleichheitsgarantien ungebrochene weiße Vorherr-

schaft. Er schlug gründlich und energisch zu, und zwar gegen das Fundament der weißen Herrschaft, die Kirche.

Es hat drei Kirchenstaaten in Amerika gegeben; die autonome kanadische Provinz Quebec, die heute noch einer ist, der Jesuitenstaat Paraguay und Mexiko. Mexiko ist undenkbar ohne die katholische Kirche. Vier Jahrhunderte lang war sie Leib und Seele des Landes, und trotz aller Unterdrückung, aller Verfolgung ist sie auch heute noch ein politisch nicht zu unterschätzender Faktor.

Unsere materialistische Zeit, die noch bis vor kurzem wähnte, daß ökonomische Gesetze die lebensbestimmenden seien, und die sich bis zu dem Satze verstieg, daß die Wirtschaft das Schicksal sei, macht sich im allgemeinen nicht klar, von welch ausschlaggebender Bedeutung die Seele ist. Wenn Europa sich im Verlauf des vergangenen halben Jahrtausend fast die ganze farbige Welt unterwarf, so weil es Macht über die Seelen der schwarzen, braunen und roten Menschen gewann. Die großen, mächtigen Indianervölker Mittel- und Südamerikas wären nie so rasch unterworfen, niemals so lange unterjocht gehalten worden, wäre nicht von Anfang an neben dem Krieger der Priester gestanden. Die Arbeit des einen war so wichtig wie die des andern.

In Mexiko hatte es freilich die Kirche besonders leicht, sie brauchte nur die vorhandene Erbschaft anzutreten, an die Stelle der aztekischen Theokratie die christliche setzen. Aber man muß trotzdem sagen, daß der katholische Klerus in Neuspanien seiner Aufgabe gewachsen war. Er führte die Kirche zu einer noch kaum dagewesenen Macht. Die Kirche war de facto der Staat. Von den Vizekönigen ging eine erhebliche Zahl aus dem Bischofstand hervor. Und wo der Staat nicht wollte wie die Kirche, zwang ihn der Klerus. Die Kirche mischte sich von Anfang an in die Politik, ja sie machte die Politik. Sie war nicht zag in ihren Mitteln. Wie sie den Unabhängigkeitskrieg gegen Spanien startete, so hatte bereits im Jahre 1621 ein Erzbischof von Mexiko den Vizekönig zum Nachgeben gezwungen, indem er auf das Volk gestützt, offen mit Revolution drohte.

Die Kirche glaubt sich des roten Mannes unbedingt sicher. Und ihre Gewalt war um so größer, als zu ihrer spirtuellen Macht eine ungeheuere materielle kam. Aber das war schließlich ihr Verderben; denn der Abstand zwischen der Armut des indianischen Bauern und Peonen und dem Reichtum der Kirche, schlimmer noch dem Pomp und üppigem Leben der kirchlichen Würdenträger wurde immer krasser. Die Schätzungen des Kirchenvermögens im vorigen Jahrhundert schwanken zwischen 150 bis 300 Millionen Goldpesos, das ist mehr als das doppelte in Mark. Entsprechend waren die Gehälter der Kirchenfürsten; der Erzbischof von Mexiko bezog alljährlich 130 000 Pesos, zahlreiche Bischöfe zwischen 90 000 und 100 000 Pesos.

Der kirchliche Grundbesitz umfaßte um 1850, ehe Juarez die entscheidenden Gesetze erließ, die Hälfte des ganzen Landes. Die Kirche war längst zum Bankier

Mexikos geworden. Aus ihrem riesigen Grundbesitz gingen ungeheure Summen ein. Die zweitausend Nonnen besaßen allein 58 große Güter mit einem flüssigen Kapital von viereinhalb Millionen Peso. Dazu kamen die Einnahmen aus den Gebühren für Taufen, Hochzeiten, Beerdigungen, Messen, kurz jede kirchliche Handlung. Und daß sie diese zu hoch geschraubt hatten, führte vielleicht am ehesten zu ihrem Sturz, oder gab Juarez überhaupt erst die Möglichkeit, das ungeheuere Wagnis zu unternehmen, gegen die Kirche vorzugehen.

Denn ein ungeheures Wagnis war es. Die Kirche in Mexiko war damals ungefähr etwas wie das Haus Morgan und der Vatikan zusammengenommen. Die Kirche war das größte Bankhaus und die stärkste Finanzmacht des Landes. Ihr riesiger, in Kirchen und Klöstern aufgestapelter Gold- und Silberschatz bildete die Metallreserve für ihre Finanzoperationen. Sie lieh große Summen aus; Staat wie Großgrundbesitz war finanziell von ihr abhängig.

Juarez wußte, daß er die Kirche am nervus rerum, an ihrem Geldbeutel treffen mußte, wollte er ihre Macht brechen. Dazu nahm er ihr zunächst die Jurisdiktion. Bisher war jeder Zivil- oder Kriminalprozeß, in den ein Geistlicher verwickelt war, der bürgerlichen Gerechtsame entzogen gewesen und vor ein besonderes kirchliches Tribunal gekommen. Das bedeutete, daß nicht einmal die Haushälterin eines Klerikers oder die Pfarrköchin ihre Schulden zahlen brauchte, wenn sie nicht wollten; denn kein Lieferant konnte sie einklagen.

Selbstverständlich stand der Klerus sofort gegen das Gesetz auf und erklärte es für eine Ketzerei. Aber Juarez schlug weiter zu. Das nächste Gesetz ordnete den Verkauf des gesamten kirchlichen Grundbesitzes an, allerdings zu angemessenen Preisen. Der Erlös sollte der Kirche voll zufließen.

Das war zu viel für die Geistlichkeit. Sie rief Fluch und Verdammnis auf jeden herab, der es wagen sollte, kirchliches Eigentum zu kaufen. Und damit nicht genug griff sie zu ihrem altbewährten Mittel, zu Aufruhr und Revolution gegen die ihr nicht genehme Regierung. Die Franziskaner Mönche der Hauptstadt zettelten als erste eine Verschwörung an, und in Puebla mobilisierte der Klerus 15 000 Bewaffnete gegen die Regierung. Damit begann die Revolution, die in der mexikanischen Geschichte der Krieg um die Reformen oder der dreijährige Krieg heißt.

Er endete mit den berühmten Leyes de Reforma, den Reformgesetzen. Sie bedeuteten die Trennung von Staat und Kirche, die Aufhebung aller Klöster und Kongregationen, Religionsfreiheit, Zivilehe, wie der Nationalisierung aller Kirchengüter.

Das war ein tödlicher Schlag gegen die Kirche. Und nicht nur gegen sie, sondern in der Folge auch gegen die Herrschaft der weißen Rasse in Mexiko. Das erkannte damals freilich noch niemand, und die zahllosen „Liberalen" weißen Blutes jubelten dem indianischen Präsidenten zu, der sich vielleicht selber der Tragweite seiner Handlungen nicht bewußt war.

Wie ein Witz der Weltgeschichte aber wird es späteren Geschlechtern erscheinen, daß es die Vereinigten Staaten von Amerika waren, die das weiße Element daran hinderten, sich mit Hilfe Europas wieder in den Sattel zu setzen. Die Amerikaner, wenigstens die der Südstaaten, sind eines der rassebewußtesten weißen Völker. Sie halten heute noch die 12 Millionen Farbige in der gleichen politischen und wirtschaftlichen Unfreiheit wie die Gapuchines und Kreolen seinerzeit die Indianer. Trotzdem waren es die Amerikaner, die den gestürzten und nach Vera Cruz geflüchteten Juarez unterstützten, indem sie die Waffentransporte für die konservative Regierung auffingen, genau wie sie es 70 Jahre später mit den Waffenlieferungen für Huerta machten. Und als die Konservativen und Klerikalen Mexikos, also in der Hauptsache die bisherige weiße Herrenschicht in Mexiko mit Hilfe Napoleons und des Vatikans ihre Macht zurückzuerobern suchte, da sahen die Vereinigten Staaten nur eine Verletzung der Monroedoktrin und der Demokratie — die es in Mexiko de facto noch nie gegeben hatte. — Sie sprachen ihr Machtwort, Napoleon zog seine Truppen zurück, Kaiser Maximilian fiel vor den Flintenläufen, und Mexiko tat einen weiteren Schritt auf dem Weg zur Re-Indianisierung.

(Fortsetzung im Novemberheft)

KONRAD KUTSCHERA:

Staatsvölker im Werden

II. Lateinamerikanische Nationen auf dem Wege zur Konsolidierung

„Die zweite Republik Brasilien"

Bald nach dem Siege des Faschismus in Italien wurden auch in Lateinamerika Versuche zur Gründung faschistischer Organisationen unternommen; aber es waren „intellektuelle" Gründungen von politischen Strebern, die keinen Widerhall im Volke fanden und denen vor allem die Führerpersönlichkeit fehlte. Sie konnten nicht die große, alle Dämme niederreißende Volksbewegung entfesseln und verliefen daher sang- und klanglos. Erst als in Deutschland der Nationalsozialismus zum Durchbruch kam, als offenbar wurde, daß der Faschismus zwar kein Exportartikel ist, daß aber jedes Volk sich eine angemessene Lösung selbst suchen kann und muß, da kam auch in Brasilien die nationalistische Bewegung in Schwung.

Auch dieses Land hatte, genau wie Deutschland, unter einem starken Partikularismus zu leiden. Die meisten Bundesstaaten führten ein ausgesprochenes Sonderdasein. Der an Volkszahl, wirtschaftlich und kulturell hochentwickelte Süden fühlte sich dem räumlich viel ausgedehnteren Norden mit seiner dünnen Besiedlung bei weitem überlegen. Hinzu kam noch das Bestreben, die Produktion des Landes von fremden Einflüssen möglichst unabhängig zu halten; es wurde ausgelöst einmal, weil England, durch die Ottawabeschlüsse gezwungen, die brasilianischen Erzeug-

nisse ihrer Vorzugsstellung auf den britischen Märkten beraubte, dann aber durch die Amerikaner, die infolge ihrer schwierigen inneren Verhältnisse und durch die Vorgänge im Stillen Ozean sich der innerbrasilianischen Entwicklung nicht in dem bisherigen Maße widmen konnten, und schließlich noch durch Japan, das auf der Suche nach neuem Lebensraum für seine Bevölkerung in Brasilien, eine große Tätigkeit entfaltete. Alle diese Antriebe führten zur Revolution von 1930, die jetzt durch eine betont nationalistische Verfassung ihr Werk krönen konnte.

Als Dr. Getulio Vargas von der konstituierenden Nationalversammlung zum „Ersten Präsidenten der zweiten Republik Brasilien" gewählt worden war und seinen Eid auf die Verfassung leistete, gelobte er, den „Geist der nationalen Revolution" jederzeit wachzuhalten. Durch das neue Verfassungswerk ist tatsächlich eine Revolution zum Abschluß gekommen. Ein Volk hat den Schritt von der Revolution zur Evolution vollbracht, ein neues Staatsvolk ist im Werden und hat eine bedeutsame Etappe seiner Entwicklung durchmessen. In der neuen Verfassung verdienen besonders die nachstehend aufgeführten Punkte Beachtung, weil sie am besten zeigen, wie hier nationalistisches Gedankengut zum Durchbruch gekommen ist. Es fand eine Neuregelung das Verhältnis von Bund und Einzelstaaten, Schaffung eines Beamtentums, Regelung der Staatsangehörigkeit und Fremdenrecht, Schutz der Familie, Stellung der Frau und Arbeiterfürsorge.

Dr. Vargas ist der erste brasilianische Präsident, der nicht in direkter Wahl durch das Volk, sondern vom Parlament erwählt wurde. Durch erhebliche Stärkung der Zentralgewalt ist der Präsident heute von der drückenden Abhängigkeit der einzelnen Provinzen befreit. Damit ist das ganze Kernproblem der brasilianischen Innenpolitik berührt, der Gegensätze zwischen den zentrifugalen Tendenzen der Einzelstaaten und dem Einheitsstreben der Hauptstadt. Als die Portugiesen ins Land kamen, richteten sie mehrere weit verstreut im Lande liegende Verwaltungszentren ein; die Regierung beschränkte sich gegenüber den großen Feudalherren und dem Latifundienbesitz nur auf die Steuereinnahme. Unter der autonomen Monarchie im 19. Jahrhundert gewann wohl die Zentralgewalt in der Person des Kaisers eine größere Selbständigkeit, aber die darauf folgende Republik von 1889 baute sich ganz wieder auf dem weitgehend dezentralisierten föderativem System auf. So stark war der föderative Gedanke verankert, daß der Bundespräsident selbst im Falle von Störungen der öffentlichen Ordnung nur zum Einschreiten berechtigt war, wenn er hierzu von den Einzelregierungen aufgefordert wurde.

Daß trotz dieser tiefen Verwurzelung des Föderalismus sich in den letzten Jahren doch mehr und mehr eine Stärkung der Gewalt der Zentralregierung in Rio bemerkbar machte, hatte eine ganze Reihe von Ursachen.

Einmal konnten die Bundesstaaten im Norden und im Herzen des Landes, die dünn besiedelt, kein eigenes Kulturleben besitzen, nicht die Erziehungsprobleme meistern und die Aufgabe der Heranbildung der Beamten erfüllen. Sie mußten sich

also mehr und mehr den aus Rio kommenden Weisungen fügen. Dann aber darf auch nicht übersehen werden, daß durch den erheblichen Aufschwung im brasilianischen Verkehrswesen, durch das Radio, das Telephon und den Telegraphen das eigenstaatliche Leben mehr und mehr dahinschwand und die Provinzen enger an die Zentralprovinz gekettet wurden. Schließlich und endlich spielt auch die Krise der Monokulturen, hier des Kaffees, eine entscheidende Rolle, denn die Wirtschaftskrise und die Not der brasilianischen Kaffeewirtschaft brachten es mit sich, daß das Gesetz des Handelns mehr und mehr auf Rio überging.

Aus diesen Zuständen heraus erwuchsen die Dauerkrisen, die seit 1930 das Land heimsuchten und unter deren Einfluß sich klar zwei Fronten herausbildeten: Die Liberale Allianz, die das Bestreben hat, die alte Ordnung zu wahren und mit den Mitteln des Liberalismus und der Demokratie versuchen wollte, eine Besserung zu erzielen. Auf der anderen Seite die sogenannten Oktoberrevolutionäre unter Getulio Vargas, dem jetzigen Präsidenten, die den Willen zur Neuordnung nach dem Führerprinzip hatten. Auf ihrem Programm stand: autoritäre Staatsführung, ländliche Siedlung, unerbittlicher Kampf gegen Marxismus und Bolschewismus, und auch hier wieder die Devise: Kampf gegen die wirtschaftliche Durchdringung durch den nordamerikanischen Imperialismus. Alle diese Programmpunkte sind in der neuen Verfassung zur Durchführung gekommen, denn einerseits wird die Betätigung der Fremden so gut wie unterbunden, andererseits erfährt die Einwanderung eine entschiedene Beschränkung.

Der Kurs gegen die Beteiligung des ausländischen Kapitals ist außerordentlich populär, und die neue Gesetzgebung schließt gerade die entwicklungsbedürftigsten und entwicklungsfähigsten Betriebe: Bergbau und Elektrizitätswirtschaft, von fremder Bewirtschaftung aus. Noch schroffer verfährt das Gesetz hinsichtlich der Einwanderungsfrage. Die Gesamtquote wird für jede Nation auf jährlich 2 Prozent der betreffenden Gesamteinwanderung in den letzten 50 Jahren festgesetzt. Die Betätigung in den freien Berufen wird überhaupt den Brasilianern vorbehalten. Diese Tendenz entspringt nicht etwa der Richtung, die einheimischen Arbeitskräfte sicherzustellen — dies wäre nicht nötig, denn das Land hat noch genug Platz für Millionen von Einwanderern —, die neue Regelung entspringt einzig und allein nationalpolitischen Gesichtspunkten, wie dies besonders in einem Verbot der geschlossenen Einwanderung oder Ansiedlung von Menschen gleicher Nationalität zum Ausdruck kommt. Es hat sich erwiesen, daß nationalhomogene Siedlerbezirke den nationalheterogenen arbeitsmäßig überlegen sind; aber die Regierung will zum Schutze der völkischen Einheit eine weitere Durchsetzung des Landes mit fremden Rassen verhindern und verbietet nun solche Ansiedlungen. Verständlich ist, daß Brasilien keine „Staaten im Staate" dulden will, und daß es eine bewußte nationale Assimilationspolitik treibt, die sogar wirtschaftlichen Erwägungen übergeordnet wird. Die neuen Bestimmungen treffen am härtesten die Japaner, die innerhalb der letzten

25 Jahre in geradezu vorbildlicher Weise japanische Kolonien aufgebaut haben[1]). Auch Deutschland ist ja sehr interessiert an Brasilien; die drei Südstaaten zeugen von deutschem Fleiß und deutscher Tatkraft, und nur der persönlichen Eigenschaft jedes einzelnen Auswanderers verdankt die deutsche Kolonie in Brasilien ihren heutigen hohen Stand. Japan aber ging andere Wege. Es hat vom ersten Augenblick an seine Auswanderer laufend unterstützt und ihren ferneren Weg verfolgt. Nicht nur die Auswanderung leitete der Staat, sondern, was viel wichtiger ist — mitten im fremden Land organisierte er die Siedlung selbst; er diente damit der Erhaltung des Volkstums und der Verbindung mit der Heimat —, Japan lebte in Brasilien. Tokio hat eine großartige Planwirtschaft getrieben; die großen Erfolge waren nur dadurch möglich, daß der einzelne Japaner für Jahre und Jahrzehnte sein persönliches Interesse der Entwicklung der Kolonie unterordnete. Er arbeitete mit rassischem und nationalem Patriotismus für die Genossenschaft, für seine Kolonie. Es ist im Grunde genommen ein nationalsozialistisches Prinzip, um das man sich in den neuen deutschen Siedlungen im Sinne des großen Vorbildes in der Heimat nun auch bemüht. Gerade für den Japaner bedeutet die neue Verfassung mit ihren drakonischen Einwanderungsverboten den Abschluß einer beispiellos günstigen Entwicklung.

In dieser kurz gekennzeichneten Form setzt sich der zum Durchbruch gekommene brasilianische Nationalismus zur Wehr gegen Überfremdung und wirtschaftliche Durchdringung. Trotzdem das brasilianische Volk selbst aus einer Verschmelzung von verschiedenartigsten Rassen und nationalen Elementen hervorgegangen ist, hat es sich doch jetzt durch die starke Hand des Präsidenten Vargas zu einer geeinten Nation, zu einem neuen Staatsvolke zusammengefunden.

Der Aprismus in Peru

Auch in Peru macht sich die Unruhe, die die lateinamerikanischen Völker erfaßt hat, geltend; es sind Bewegungen im Gange, die auf eine grundlegende politische und wirtschaftliche Umschichtung abzielen. Zwar hat Peru verhältnismäßig leicht die Wirtschaftskrise überwunden, Produktion, Außenhandel und Staatsfinanzen zeigen ein aufsteigendes Bild, auch der große außenpolitische Reibungspunkt mit Kolumbien, der Lätitiakonflikt, ist bereinigt worden, aber innenpolitisch gärt es. Der Aprismus, eine radikale Bewegung, wie sie in der kubanischen, argentinischen und chilenischen Revolution zum Durchbruch kam, greift immer mehr um sich. Mit seinem ausgesprochen antiimperialistischen Einschlag, der gleichbedeutend ist mit einer Einstellung gegen die USA., mit seinen nationalsozialen Tendenzen stützt er sich, wie in Mexiko, auf die breiten indianischen Massen und kämpft gegen die

1) Vgl. die Beiträge Kintzel: Deutsche und japanische Siedlung in Brasilien, Geopolitik X, 1933, Heft 2, S. 81, und Biehl: Brasilien als japanisches Kolonisationsgebiet, Geopolitik IX, 1932, Heft 5, S. 280.

regierende Großgrundbesitzerhierarchie, deren Einfluß und wirtschaftliche Macht noch auf die Kolonialzeit zurückgeht. In ihrem Kampfe verfolgen die Apristen, genau wie in Mexiko, die Aufgabe der „Scheindemokratie" und dafür Verankerung der Macht im Volke. Diese Scheindemokratie war unter dem Diktator Leguia, bei Anlehnung an die riesigen USA.-Kapitalinvestierungen, lange Zeit in Blüte. Hiergegen wendet sich nun die revolutionäre Richtung, die vor allem Ausschaltung des Einflusses der fremden Geldmächte verlangt und eine innere Politik zugunsten der notleidenden breiten indianischen Volksmassen. Der Aprismus, der von dem Präsidenten Sanchez mit allen Mitteln unterdrückt worden war, hat nach dessen Ermordung eine großangelegte Werbetätigkeit im Lande entfaltet; unter dem jetzt amtierenden Präsidenten Benavides ist ihm auch weitgehender Einfluß zugestanden worden. Wohl gab es und gibt es auch noch heute gewisse Unterbrechungen; beunruhigt von den erheblichen Fortschritten, gedrängt von der Kammer und der neuen „Schwarzhemdenbewegung" ging die Regierung zeitweilig zu schärferen Maßnahmen gegen die Apristen über, mit dem Erfolge aber, daß die Bewegung noch weitere Kreise der Bevölkerung in ihren Bann schlug.

Argentiniens Bemühungen um eine nationale Konsolidierung

Von allen lateinamerikanischen Staaten hat der Faschismus in Argentinien wohl am tiefsten Wurzeln geschlagen. Bis etwa 1929 lebte das argentinische Volk in Ruhe und Zufriedenheit; der Optimismus in wirtschaftlicher Beziehung fand nur in dem nordamerikanischen Prosperitätstaumel ein Gegenstück. Auch der Argentinier sah in seinem Land das Land der unbegrenzten Zukunftsmöglichkeiten. Weder Regierung noch Volk kamen jemals auf die Idee, daß der ganze große, künstlich aufgeblähte Wirtschaftsapparat schon die Keime des Zerfalls in sich trug. Bei dieser Sachlage ergab es sich ganz von selbst, daß der Nation der Blick darüber verlorenging, daß ihr Erbgut, daß ihr Land und sein unendlicher Reichtum ganz allmählich in den Besitz fremder Kapitalmächte übergegangen waren, daß Volk und Bauern für die Wohlfahrt und den Reichtum der Fremden frohnen mußten.

Hinzu kam noch, daß der Staat infolge der Eigenart der Verfassung — eine abgehende Regierung wählte immer wieder die neue — fast 60 Jahre lang von einer einzigen politischen Partei regiert wurde, da natürlich stets die besten Freunde der abgehenden Regierung die neue bildeten. Jede Opposition blieb ausgeschaltet. Und so regierte von 1916 bis 1930 Irigoyen das Land. Man muß ihm heute noch danken, daß er im Weltkriege standhaft geblieben und die Neutralität aufrechterhalten hatte; aber er war damit den Interessen Großbritanniens entgegengetreten, die sich bisher geschickt hinter argentinischen Vertretern verborgen hatten, und es wurden dem Volke die Augen geöffnet. Zum ersten Male erwuchs innerhalb des Landes der Ruf nach einer nationalen Wirklichkeit, das argentinische Nationalgefühl war erwacht und riß das Volk aus seiner lethargischen Stimmung. Eine ver-

borgene revolutionäre Stimmung gegen die Überfremdung durch ausländisches Kapital breitete sich mehr und mehr aus; mit der Auflockerung der durch die jahrelange Diktatur erstarrten politischen Verhältnisse beginnt sich langsam ein eigenes nationales Leben abzuzeichnen. Unter Irigoyen hatten die Radikalen regiert, seit ihrer Ausschaltung waren sie vollkommen von der politischen Bildfläche verschwunden und eine neue Nationalbewegung griff immer weiter um sich.

Als Schöpfer dieser argentinischen faschistischen Nationalbewegung ist der verstorbene General Uriburi anzusehen, der den bis dahin so mächtigen Diktator Irigoyen gestürzt hatte und das Volk von der eingerissenen Mißwirtschaft befreite. Sein Ideal eines neuen Argentinien konnte er nicht mehr erleben, da der Tod ihn frühzeitig hinwegraffte; aber sein nationales Gedankengut lebt weiter im Herzen des argentinischen Volkes, das sich in den beiden großen nationalistischen Verbänden zusammengeschlossen hatte — der Legion Civica und der Aduna (Accion Nacionalista Argentina), um die Neugestaltung vorwärtszutreiben. Das Programm der Aduna weist weitgehend faschistische und nationalsozialistische Gedankengänge auf. Es heißt darin unter anderem: Das Land ist in politischer, wirtschaftlicher und moralischer Hinsicht durch die Ideologien des Liberalismus an den Rand des Abgrundes gebracht worden. Das falsche Prinzip des Individualismus, der Begriff einer falschen Freiheit und ein durch und durch korruptes System haben das Ihrige dazu beigetragen. Ein neues Argentinien muß erstehen auf den Grundsätzen:

1. der wirtschaftlichen Freiheit und Unabhängigkeit aller Bewohner;

2. auf einem dem Allgemeinwohl und den gemeinsamen Interessen der Nation dienenden, starken, gerechten und sauberen Staatswesen.

3. Der Aduanismus bekämpft daher alle unsauberen Elemente in der Verwaltung und im öffentlichen Leben, er befürwortet Zwangsarbeit für alle Arbeitsscheuen, Schaffung einer starken Zentralgewalt, Beschränkung der Rechte der Parlamente, Erschließung der ungenutzten Reichtümer des Landes und Stärkung der wirtschaftlichen Unabhängigkeit.

Interessant ist auch der Schlußsatz des Programms, wo es heißt: „Kein Einwohner darf mehr gegen die Freiheit des Landes, gegen die Idee der nationalen Gemeinschaft, gegen die ausschließlichen Rechte des Staates, der Familie und der Persönlichkeit verstoßen."

Bemerkenswert ist auch die Tatsache, daß sich in Argentinien und in seinem Nationalismus ziemlich bedeutsame Ansätze einer antisemitischen Tendenz herausbilden, was nicht weiter verwunderlich ist, wenn man bedenkt, daß in Buenos Aires in „Moisesville" allein 300000 Juden leben, und daß gerade die aus dem Auslande hereingekommene jüdische Jugend aller Schattierungen es war, die die Haupttriebfeder der großen blutigen Unruhen der Jahre 1930/31 bildete. —

Unter den verheerenden Folgen der Weltwirtschaftskrise sind durchgreifende Triebkräfte in Argentinien ans Licht gekommen, die das Volk auf den Weg eines

neuen eigenstaatlichen Lebens und auf eine nationale Konsolidierung hindrängen. Argentinien hat erkannt, daß es auf allen Seiten von einer starken imperialistischen Zange umklammert war. Die wirtschaftlichen Schlüsselstellungen des Landes sind auch noch heute im Besitze ausländischen Großkapitals. Aber aus der Tatsache, daß ein Volk, das selbst Lebensmittel exportiert und doch Hunger leiden mußte, erwuchs die große völkische Bewegung, deren letztes Ziel die Schaffung eines argentinischen Staatsvolkes bildet.

Die Wiedergeburt der mexikanischen Nation

Den großartigsten Ausdruck in dem Prozeß der Bildung neuer lateinamerikanischer Staatsvölker bildet die große nationalrevolutionäre Bewegung in Mexiko. Sie knüpft an die lebendigen, seit Jahrhunderten im Volke schlummernden Kräfte der Vergangenheit an, an jene, die es befähigten, noch vor Zeiten der Konquista ein großartiges Reich zu errichten. Es sind genau 25 Jahre her, da begann jene große Umwälzung, die das Leben des Volkes auf eine vollkommen neue Grundlage stellte und die Forderung erhob: Wiedergutmachung am Indianer!

Als Cortez und seine abenteuernden Gesellen ins Land kamen, vernichteten sie nicht nur die Hauptstadt Montezumas, sie vernichteten ein blühendes und auf einem wohldurchdachten Sozialsystem aufgebautes Reich, ein Reich mit blühenden Kulturen, mit Groß- und Handelsstädten, uralte und hochentwickelte Kulturzentren. Sie vernichteten die Kulturen der Azteken, der Tolteken, der Maya. Die indianische Seele aber konnten sie nicht zerstören, das alte Weltbild lebte im Herzen des Volkes weiter und weist es nun aus der grandiosen Vergangenheit hin auf den Weg zur neuen Größe.

Die Spanier brachten dem Indio die Madonna ins Land und zwangen ihn, sie anzubeten, sie schenkten ihm die Nationalheilige, die „Virgen de Guadeloupe", sie nahmen ihm sein Land weg und zwangen ihn beinahe, als Sklaven gegen kärglichste Bezahlung in den Bergwerksminen, auf den großen Haziendas zu fronen; der berüchtigte „Tienda de Raya", wo der arme Peon seine kärglichen Lebensbedürfnisse decken konnte und wo man nach einem gut ausgedachten System dafür sorgte, daß er niemals die erhaltenen Vorschüsse abarbeiten konnte, blieb viele Jahrzehnte hindurch unauflöslich mit dem Begriff des „armen Indio" verbunden. Die Indianer darbten und hungerten zu Zeiten des Cortez, sie lebten wie Sklaven unter dem harten Regime der spanischen Vizekönige, sie fronten und hungerten während der Regierung von Porfiro Diaz und zu Zeiten des ausländischen Kapitaleinbruches in Mexiko. Und immer stand die katholische Kirche und der Klerus im Bunde mit der jeweils regierenden dünnen Oberschicht zur Niederhaltung des Volkes; immer predigte sie dem armen ausgenutzten Indio Fügsamkeit und stille Duldung und verhieß ihm für die Mühsalen in diesem irdischen Leben eine bessere Zukunft im Jenseits.

Der Gerechtigkeit halber sei hier festgestellt, daß es auch einige wenige Padres gab, die sich an die Spitze der unzufriedenen Indios gestellt haben, um ihnen bessere Daseinsbedingungen zu erkämpfen. Sie aber wurden von der Kirche am meisten verfolgt. Der heutige Widerstand gegen die Kirche und die letzten Gründe des großen Kulturkampfes gehen eigentlich schon bis auf die Konquistadorenzeit zurück. Er richtet sich vor allem gegen den ungeheuren Besitz, den der Klerus im Laufe der Zeit an Ländereien, Haziendas, Schätzen, Gold und Kapitalien aller Art, Privilegien und Konzessionen zusammenscharren konnte als Gegenleistung der Regierenden für die ihnen gewährte Hilfe in der Niederhaltung der murrenden Indianer.

Als die siegreiche Revolution zum Durchbruch kam, war es ihre erste Tat, daß sie den Boden neu verteilte, daß sie den kreolischen und europäischen Grundbesitz fast entschädigungslos enteignete und das System des altindianischen Gemeindeackers wiederherstellte. Sie hatte das eine klar erkannt: das Indianertum und die ihm durch das Blut so ähnlichen Mestizen stellen das Hauptkontingent der mexikanischen Bevölkerung dar, das Indianertum ist der ewige Kraftquell des Volkes, heute um so mehr, als die europäische Einwanderung so gut wie aufgehört hat. Der Indianer ist der Scholle und der Familie verhaftet und deshalb folgten die Nationalrevolutionäre der altindianischen Bauernordnung.

Die politische Entwicklung des Landes zeigt ein stetes Auf und Ab, einen ständigen Wechsel von Epochen tiefsten wirtschaftlichen Niederganges und chaotischer Zustände mit solchen politischer Konsolidierung und wirtschaftlichen Wiederaufbaues.

Als 1876 Porfiro Diaz zur Regierung kam, endete unter seiner Diktatur ein Bürgerkrieg, der fast ein halbes Jahrhundert seit der Unabhängigkeitserklärung getobt hatte und das Land wirtschaftlich vollkommen ruinierte. Unter seiner Regierung begann nun ein Aufstieg und eine beispiellose Blüteepoche. Er fegte mit eisernem Besen, brachte Ruhe, Ordnung und Wohlstand, ausländisches Kapital strömte in Massen herein und amerikanische Konzerne wetteiferten mit britischen, Straßen, Eisenbahnen und industrielle Anlagen zu schaffen. Der Wohlstand der kleinen regierenden Clique wuchs von Tag zu Tag, nur die breite Volksmasse vegetierte weiter dahin und mußte zusehen, wie Nationaleigentum und Bodenschätze außer Landes gingen. Als Porfiro Diaz zur Abdankung gezwungen worden war, flammte der Bürgerkrieg wieder auf und erhielt durch das Intrigenspiel der ausländischen Kapitalistengruppen neue Nahrung. Die Sturm- und Drangjahre der mexikanischen Revolution sind ja überhaupt dadurch gekennzeichnet, daß die beiden angelsächsischen Finanzgruppen einträchtig bemüht waren, jede aufrührerische Bewegung zu nähren, um sich dann bei den jeweils Regierenden gegenseitig auszustechen.

Der mexikanische Bürgerkrieg endete erst unter Carranza im Jahre 1917. Mexiko

erhielt seine neue Verfassung, die die Trennung von Staat und Kirche aussprach. Aber erst unter dem darauffolgenden ehemaligen Schullehrer General Calles, wurden die Bestimmungen der Verfassung erheblich schärfer gehandhabt, kam überhaupt erst der nationale und soziale Kurs zum Durchbruch. Unter seiner Regierung trat eine völlige Befriedigung des Handels und der Wirtschaft ein. Er war unbedingt der fähigste Kopf und der stärkste Politiker Mexikos, der, von einem großen sozialen Verantwortungsgefühl der großen Masse des Volkes gegenüber erfüllt, nicht nur offen der Kirche den Kampf ansagte, sondern auch die indianerfreundliche Politik und den mexikanischen Nationalismus entschieden vorwärtstrieb. Unter seiner machtvollen Diktatur entwickelte sich das Land zu neuer Blüte, die nationalen Industrien erstarkten und die große Weltwirtschaftskrise konnte dem Lande infolge seiner günstigen wirtschaftlichen Struktur nicht allzuviel anhaben. Vor allem hörte unter Calles ganz der Zufluß fremden Kapitals auf. Getreu der beschworenen Verfassung lehnte er 1928 eine Wiederwahl ab und zog sich mit dem ehrenden Titel „Jefe de la Revolucion" ins Privatleben zurück. Allerdings blieb er auch dann noch der eigentliche Lenker der Geschicke des Landes und erst jetzt scheint er endgültig die Zügel aus der Hand gegeben zu haben.

Die weiteren Ereignisse neuesten Datums sind ja zu bekannt, als daß sie hier erörtert zu werden brauchen. Erst unter Calles Herrschaft kam das Erwachen des mexikanischen Nationalismus auch den breiteren Volksmassen zum vollen Bewußtsein. Sein Nachfolger, General Cardenas, setzte das nationale Befreiungswerk fort und tat den großen Schritt von der Revolution zur Evolution. Die neuen Zustände sind nicht allein von den mustergültigen Gesetzen abzuleiten, sondern vor allem auch eine Folge der politischen Beruhigung des Landes. Im Mittelpunkt des Wiederaufbauwerkes steht der Sechsjahresplan, der über den Weg der landwirtschaftlichen Neuordnung und der kleinbäuerlichen Indianersiedlung, des weiteren Ausbaues der Nationalindustrie und des großen Sozial- und Kulturprogramms das Land so verselbständigen will, daß es niemals wieder in den Strudel der Ränke fremder imperialistischer Mächte oder in die Polypenarme angelsächsischen Großkapitals fallen kann. Der Kernpunkt des Sechsjahresplanes ist Besserung der sozialen Lage des Bauern und Arbeiter, Schutz vor der Ausnutzung durch fremde Kapitalistengruppen oder durch klerikale Mächte. Daher betreibt die neue Regierung vor allem die Organisation des ländlichen Schulwesens, ausgehend von dem Grundsatze, daß nur auf diese Weise die Indianermassen der staatlichen Sozialarbeit zugängig gemacht werden können, um verständnisvoll den Staat in seinem nationalen Aufbauwerk zu unterstützen. Die Spannungen, die sich bei der Durchsetzung dieses Zieles ergeben, besonders mit den klerikalen Mächten, sind unausbleiblich. Sie werden den großen Entwicklungsprozeß zu einem Staatsvolk nicht mehr aufhalten, höchstens ein wenig verzögern. Die Vorgänge in Mexiko aber sind von symbolischer Bedeutung; es bildet heute den Schmelztiegel für eine neue amerikanische, vor-

wiegend von indianischem Blute bestimmte Rasse, die entschlossen und gewillt ist, die Geschicke des Kontinentes Amerika allein zu bestimmen.

Kulturell hat die mexikanische Revolution für das eigene Volk und für die anderen Indianerländer kaum geahnte Zukunftsmöglichkeiten eröffnet; denn als erstes lateinamerikanisches Volk zeigt Mexiko schon jetzt Ansätze zu einer Kunst, die ihre Elemente bezieht vom indianischen wie abendländischen Kulturkreis. Alles deutet darauf hin, daß auch die anderen iberoamerikanischen Länder diesem Beispiel folgen werden. Das lateinamerikanische Nationalbewußtsein ist überall erwacht, und die einmal ausgelösten Kräfte sind von solch ursprünglicher Dynamik, daß eine Rückkehr zur alten Zeit nicht mehr möglich ist.

ALBRECHT HAUSHOFER:
Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Das harte Bild mediterraner Politik, das wir im letzten Bericht zu zeichnen versuchten, bedarf nach dem langen Hin und Her zuerst der Pariser, dann der Genfer Besprechungen kaum der Ergänzung; Einzelzüge müssen nachgetragen werden, freilich Einzelzüge, die viel verraten. Verfolgt man die Standorte der britischen Flotteneinheiten im Mittelmeer, so bestätigt sich die Bewertung von Malta als eines in hohem Maß gefährdeten Stützpunktes. Die großen Schiffe sind aus Malta weggezogen worden. Die kleinen Schiffe sind geblieben, die Flugwaffe ist verstärkt worden. Auf der Linie Haifa—Alexandrien sammeln sich die stärksten Einheiten der Mittelmeerflotte, die schon längst um starke Kräfte aus dem Atlantik vermehrt worden ist. Dafür streben die Schiffe aus der Nordsee und dem Kanal nach Gibraltar. Auf der anderen Seite verstärken Streitkräfte der indischen Station den Riegel von Aden. Gewiß hat Sir Samuel Hoare in Rom die Mitteilung gemacht, das alles geschehe ohne feindselige Absicht gegen Italien. Aber in der letzten Woche des September beginnt man in Rom zu sehen, daß der Widerstand Englands ernsthafter ist, als man geglaubt hatte. Dabei ist es heute — wie in früheren Fällen — schwer möglich, die letzten Motive der englischen Politik voneinander zu scheiden. Denn es begegnen sich die Gefühle der Imperialisten alten Schlages mit denen der unbedingten Friedensfreunde. Die einen verteidigen den Gewinn früherer Jahrhunderte gegen einen zu spät gekommenen Konkurrenten; den anderen geht es um jene heiligen Güter, die sich in der Seele des Menschen so schwer von seinen materiellen Interessen trennen lassen. Die Wirkung ist jedenfalls einheitlich: ob Churchill oder Henderson — England steht geschlossen hinter seiner Regierung und billigt, was im Mittelmeer geschieht.

Flottenbewegungen von solchem Ausmaß lassen keinen der Anrainer unberührt. So verzeichnen wir eine Verstärkung des spanischen Heeres; begreiflich, wenn man

sich der Kriegsvorbereitungen in Gibraltar erinnert. So verfolgt Griechenland mit größtem Mißtrauen die Bewegungen der beiden feindlichen Flotten in griechischen Gewässern. Starke britische Streitkräfte haben Korfu besucht und die Kykladen durchfahren. Italienische Schiffe haben (vorgeblich wegen schlechten Wetters) die Reede von Pylos aufgesucht und kreuzen zwischen Euböa und Kreta. Man begreift, daß die griechische Flotte, klein und schwach wie sie ist, die Gelegenheit zu einem Freundschaftsbesuch in den sicheren türkischen Gewässern des Marmarameers benutzt hat. Aus dem Plan gemeinsamer Manöver der griechischen und der türkischen Einheiten könnte leicht im Ernstfall eine engere Gemeinschaft erwachsen. Die Vorbereitungen Italiens auf den Sporaden werden von Griechenland und der Türkei mit gleichem Mißtrauen verfolgt. Überhaupt ist es Mussolini gelungen, außer dem englischen Widerstand den gesamten Widerstand Südosteuropas auf den Plan zu rufen. Die Kleine Entente und die Balkan-Entente haben sich in den letzten Genfer Entwicklungen fast schroffer gezeigt als England. Hinter Südosteuropa steht die Sowjetunion, die plötzlich den außenpolitischen Gewinn aus französischen Nöten zieht. Seit langem nicht war die Außenpolitik des Quai d'Orsay so peinlichen Alternativen gegenübergestanden wie in diesen Tagen. Wenn Frankreich auf dem englischen Wege nur zögernd und auf kurze Strecken mitgehen sollte — einer seltsamen Genossenschaft östlicher Freunde ist England in einem Konflikt mit Italien gewiß. Auch im Osten stehen manche Stellen vor schwierigen Entscheidungen: vielleicht am deutlichsten die ägyptische Nationalpartei, die weder eine Verfestigung der englischen Herrschaft wünscht, noch das Entstehen einer italienischen Mittelmeerherrschaft ertragen will. Die ägyptische Heeresstärke ist gering, und die Vermehrung der englischen Einheiten, besonders der Spezialwaffen, sieht man in Ägypten mit gemischten Gefühlen. Geheimnisvolle Vorbereitungen der Italiener in der Cyrenaika erhöhen die Spannung am Nil. Sie sind in ihrem Ziel undeutlich, genau so wie die italienischen Vorbereitungen in der Ägäis.

So steigert sich die Spannung um den Suezkanal von Tag zu Tag. Die Regenzeit in Abessinien scheint entsprechend den klimatischen Regeln beendet zu sein. So können unabsehbare Entwicklungen schon eintreten, während dieses Heft gedruckt wird...

Unabhängig von dem, was in dem Raum zwischen Gibraltar und Aden geschehen kann oder nicht geschehen kann, melden wir einige Vorgänge, die damit im Zusammenhang stehen, aber bedeutungsvoll auch über den gegenwärtigen Konflikt hinaus sein können. Zum erstenmal seit dem Durchstich des Suezkanals geht der große Verkehr der westeuropäischen Ostasienschiffahrt wieder um das Kap der Guten Hoffnung. Die zeitliche Verlängerung der Fahrt, die damit in Kauf genommen wird, beträgt nicht mehr als vier bis fünf Tage. Eine Vergrößerung der Kosten ist kaum gegeben, weil die Gebühren für die Suezkanalstrecke wegfallen. So könnte man sich denken, daß ein Wiederaufleben der Fahrt um das Kap nicht nur zeit-

bedingt bliebe. Zugleich verlegt England die Asien- und Afrikastrecken der Imperial Airways, indem die bisher über die italienischen Heimatgewässer führende Strecke an den Außenrand Europas geschoben wird. Man fliegt von Croydon in einem Zug nach Gibraltar, von dort ostwärts durch das Mittelmeer. In Verbindung mit den gleichzeitigen Neugestaltungen des transpazifischen Flugverkehrs ein bedeutsames Zeichen für die immer schnellere Vergrößerung überwindbarer Lufträume!

Eine Sonderfrage, die schon in früheren Berichten behandelt worden ist, scheint im Osten des Mittelmeers zur Lösung zu kommen. Die Reste der Assyrer werden von der französischen Mandatsregierung in Syrien angesiedelt, wobei England einen erheblichen Teil der Kosten gemeinsam mit der Regierung des Irak übernehmen muß. Da die Assyrer durch ihre Teilnahme am Weltkrieg auf englischer Seite in ihre gegenwärtige Notlage geraten sind, kein unbilliger Beitrag zur Lösung einer der vielen nahöstlichen Probleme, in denen sich Gegensätze der Sprache, des Glaubens und der Rasse in unauflösbarer Weise vermischen und verwirren. Daß auch die ganze arabische Welt von dem englisch-italienisch-abessinischen Konflikt in stärkster Weise berührt wird, bedarf kaum der Erwähnung. Das Auftauchen italienischer Offiziere und italienischer Wirtschaftsunternehmungen auf der arabischen Halbinsel — vor Jahren von einigen arabischen Machthabern nicht ungern gesehen — erscheint jetzt in einem neuen Licht, und es ist seltsam, aber begreiflich, daß der Glaubensgegensatz zwischen den christlichen Abessiniern und ihren mohammedanischen Untertanen und Nachbarn überbrückt wird durch gemeinsame Sorge vor neurömischem Imperialismus. Daß zur Begründung dieses Zusammenstehens die Tatsache herangeholt wird, daß der Prophet vor 1300 Jahren Freundliches von Abessinien erfahren und ein Gebot hinterlassen habe, seine Anhänger möchten dieser Freundlichkeiten eingedenk bleiben — das beweist, daß man in der Kunst, Notwendigkeiten des Tages historisch zu begründen, am Roten Meer weder den Ostasiaten noch den Europäern unterlegen ist.

Nicht nur nach Osten, auch nach Süden wirkt der abessinische Konflikt. Seine Wellen treffen in Kenia auf den ausgeprägten Wunsch der weißen Kolonisten wie der dort ansässigen Inder, an dem benachbarten Kriegstheater nach Kräften zu verdienen. Dieser Wunsch wird gegenüber dem britischen Reichsinteresse ähnlich zurücktreten müssen, wie gleiche Hoffnungen in Südafrika. In Kenia selbst aber hat sich unter den weißen Siedlern eine Stimmung ausgeprägter Unzufriedenheit mit dem britischen Kolonialamt herausgebildet, die zu bemerkenswerten Störungen im Verwaltungsgefüge Anlaß gegeben hat. Ein Vorgang, der Beachtung verdient, sowohl im Zusammenhang mit der englischen Stellung im benachbarten Deutschostafrika, wie mit den Fragen der Eingeborenenpolitik in Rhodesien und Betschuanaland (wo der bekannte Negerhäuptling Tschekedi von sich reden macht). Die Südafrikanische Union freilich wird durch den Abessinien-Konflikt immer mehr an die Reichszentrale herangerückt. Daß General Smuts herzliche Reden an England hält, ist nichts

Neues; daß General Hertzog ihm folgt, bedeutet mehr. Auch die Flottenbasis von Simonstown wird heute in Südafrika mit anderen Augen betrachtet als noch vor Jahresfrist.

Südafrika ist aber unter den Dominien keine Ausnahme; die Loyalitätserklärungen der führenden Dominion-Staatsmänner laufen in der erwarteten Weise ein. Am unsichersten ist Kanada, das mitten in einem Wahlkampf steht, der wenig Aussicht auf eine stabile Regierung verspricht. Die Prärieprovinz Alberta ist einem radikalen Geldreformer mit sehr wenig klarem Programm gefolgt. Merkwürdige Überraschungen sind auch bei den Wahlen für Gesamt-Kanada möglich. In der Bewertung dieser Wahlen wird man freilich die innere Struktur Kanadas nicht übersehen dürfen. Der Mittelwesten Kanadas ist genau so spät besiedelt worden wie der der Vereinigten Staaten. Er ist ebenso besonders starken Schwankungen des Wirtschaftsertrages ausgesetzt. Die Struktur der Bevölkerung nach nationaler Herkunft und religiöser Gliederung ist alles andere als einheitlich. So stehen die kanadischen Prärieprovinzen in ausgeprägtem Gegensatz sowohl zum äußersten Westen wie zum breiten Osten des Landes. Britisch-Kolumbien ist eine relativ geschlossene Kolonie englischen Charakters; im Seengebiet von Ontario ist der englische Charakter mit starken Einflüssen aus den Vereinigten Staaten untermischt, die wirtschaftliche Struktur komplex. Das konservative Schwergewicht Kanadas aber liegt im französischen Osten. Ob die französischen Kanadier nun die „konservative" oder die „liberale" Partei wählen, sie bleiben immer ein Element der Stete und des ruhigen Ausgleichs, — vielleicht das einzige Volkstum im europäischen Sinn auf dem ganzen amerikanischen Kontinent. Wer es nicht lassen kann, Nordamerika in einen Topf zu werfen, der lasse kurz hintereinander die Atmosphäre der Provinz Quebec und die Atmosphäre von New York City auf sich wirken!

Die Unruhe in Kanada ist nur ein schwacher Abglanz der Unrast in den Vereinigten Staaten, deren Probleme nicht anders stehen, als sie schon vor einem halben Jahr gesehen werden mußten. Die Ermordung des Diktators von Louisiana ist ein Sturmzeichen mehr: für den Präsidenten Roosevelt eine Entlastung — aber eine Entlastung, deren Form den klugen und weitsichtigen Mann nicht froh werden läßt. Die Vorgänge in Louisiana erinnern stark an lateinamerikanische Nachbarschaft.

Freilich fragt es sich, wie lange man für die südlichen Nachbarn der Vereinigten Staaten den Begriff lateinamerikanisch noch gebrauchen darf. Das Anknüpfen an die indianische Tradition wird in Mexiko von Jahr zu Jahr deutlicher, und die Zahlen, die das mexikanische Ackerbauministerium über die fortschreitende Landreform veröffentlicht, sind ein dringender Kommentar dazu. Langsam aber sicher wird das mexikanische Hochland wieder indianisch; und die Anden-Hochländer erleben langsamer und später die gleiche Entwicklung.

Zu den Ereignissen des Tages zurückkehrend, stellen wir für den größten Teil Südamerikas sichtbaren wirtschaftlichen Wiederaufstieg fest. Die Entwicklungen

der Alten Welt beobachtet man mit Spannung, vor allem verfolgt man sehr genau den Kampf um die bedingungslose Neutralität, der zur Zeit in Nordamerika zwischen Senat und Präsidenten ausgekämpft wird. Die Interpretation dieser Neutralität (Rohstofflieferungen) kann für die gesamte Welt von entscheidender Bedeutung werden.

* * *

Zwischen dem Satz und der Korrektur dieses Berichtes ist, im Zeitpunkt erwartet, der Krieg in Abessinien ausgebrochen. Die Tagespresse berichtet — vielfach unter Beigabe völlig unzulänglicher Kartenskizzen — von den ersten Kämpfen um Adua. Soweit sich das Ergebnis der ersten Tage überschauen läßt, bestätigt es die Erwartung. Die Abessinier haben die äußerste Grenze im Norden nicht verteidigt und sich erst in der Linie Adigrat—Adua—Aksum zu einer hinhaltenden Verteidigung gestellt. Inzwischen ist den Italienern die Einnahme von Adua gelungen. Schon jetzt aber zeigen sich die großen Schwierigkeiten des weiteren Vorgehens in der Provinz Tigre. Die Abessinier, deren Kerntruppen überhaupt noch nicht in den Kampf eingegriffen haben, verlegen sich auf den Kleinkrieg und haben ihre nächste Verteidigungsstellung in die nächste Gebirgsschranke gelegt. Angriffe auf die italienischen Verbindungslinien — selbst nach Erythräa hinein — haben begonnen. Wie weit die Eingeborenen der italienischen Kolonien zuverlässig sind, wenn der Ruf gegen die Fremdherrschaft von Freischaren über die Grenze getragen wird, ist zum mindesten eine Frage. Und auf diese Eingeborenen ist das italienische Heer angewiesen, wenn es den Rücken durch Straßenbauten sichern will. Ein solches methodisches Verfahren ist natürlich das einzige, das auf lange Sicht Erfolg verspricht. Aber dafür braucht man Zeit — nicht nur an der Nordfront, sondern noch mehr an der Somali-Grenze und im Bereich von Harrar, das man erobern muß, um die Bahnstrecke nach Djibuti zu sperren. Eine Eroberung ganz Abessiniens nach solchem Plan aber dürfte Jahre fordern.

Damit aber verknüpft sich das Schicksal Abessiniens mit den Ereignissen in Genf. Wird Italien von sich aus die Kraft haben, durchzuhalten, wenn wirksame Sanktionen gefunden werden, die wirtschaftlich und finanziell den Atem Italiens drosseln und zu einer tatsächlichen Blockade führen können, auch wenn der Name zunächst vermieden wird? In Genf hat England sich zunächst gegen Frankreich durchgesetzt. Es sieht nicht so aus, als ob Laval das Wirksamwerden von Sanktionen verhindern könnte. Wie lange kann Italien Sanktionen ertragen — die zugleich den abessinischen Widerstandswillen stärken? Und was geschieht, wenn bei der Durchführung der „wirtschaftlichen" Sanktionen ein „Zwischenfall" eintritt. Noch laufen italienische Transporter friedlich an englischen Posten vorbei. Noch werden sie in Portsaid lärmend von italienischen Kolonien begrüßt. Aber hinter ihnen steht wachsam der Schatten des Über-Dreadnoughts „Barham"

KARL HAUSHOFER:

Bericht über den indopazifischen Raum

Es wäre ein großer Irrtum, wenn man in Europa verkennen wollte, wie stark die Beweggründe, aus denen heraus der Völkerbund Japans und Italiens Ausdehnung mit verlegenem Schweigen geschehen ließ, auch sonst in den Menschenmassen des indopazifischen Raumes ihr Echo gefunden haben. Überschauen wir den dafür aus dem Sommer 1935 vorliegenden Stoff, so scheinen die Vorträge Prof. Dr. Radhakamal Mukerjees (Lucknow Universität) im Juli in Madras über den Gegenstand: „Gleichgewicht und Optimum der Bevölkerung — eine ökologische Theorie und ihre Anwendung auf Indien" (Kurzer Inhalt: „Amrita Bazar Patrika"; 23. 7. 35, S. 15) am schwersten ins Gewicht zu fallen. Denn darin trat scharf hervor, was der gebildete Inder über den „unbefriedigenden Zustand und die unwissenschaftliche Behandlung der Bevölkerungswissenschaft" weltüber denkt, nachdem doch Wachsen und Sinken der Menschenzahl die bedeutungsreichste Sozialerscheinung sei. 900 Millionen Asiaten (es sind mehr!) seien heute auf einen Raum eingepfercht, der nur ein Viertel der Erdoberfläche betrage, während 650 Millionen „Euramerikaner" das Sechsfache davon besäßen. Als Volksdichte für Indien wird 195, für China 193, für Japan 441 angegeben, Zahlen, denen für die Vereinigten Staaten 43, für Südafrika 14, für Südamerika 12—15 entgegenständen. Die Volksdichte 1 Australiens wird von dem Inder sogar nur allgemein aufreizend verwendet! Aus diesem Volksdruckunterschied (vgl. für den regionalen Chinas Huan Yong Hu in Bd. II, H. 2 d. Journ. of the Geogr. Soc. of China) gehe die ungeheure Verschiedenheit der Lebenshaltung hervor, die wieder Wanderbewegungen verursachen müsse. Da Amerika, Australien, Süd- und Ostafrika sich den Farbigen verschließe, namentlich Indern, müßten sie anderswo hin gehen, und dafür bliebe nichts anderes, als die unentwickelten Räume äquatorialer Monsulandschaften, oder — für die mehr nordischen Farbigen — Mongolei, Mandschurei und Russisch-Asien, wo sie mit 34 Millionen asiatischer Kolonisten einem verdünnten russischen Wanderstrom von Westen begegneten. So begründet er das Naturrecht des Volksdrucks zum Ausbrechen aus zu engen Räumen, ganz wie Italiens Duce, oder die Notwendigkeit, in einer ganz neuen Sozial- und Planungspolitik alle „Sitten, Überlieferungen, Einrichtungen und sozialen Bräuche, die auf große Familien abzielen, als wirtschaftliche Fehlzüge in diesem Lande schwersten Volksdrucks zu bekämpfen". Weder Italien noch Japan wollen diesen Weg beschreiten. Noch mutet man ihn den Deutschen zu. Wie lange aber werden ihn China und Indien gehen wollen?

In einem weiteren Vortrag (Madras, 19. 7. 35) zeigte Mukerjee die für Geomedizin höchst wichtigen Zusammenhänge guter und schlechter Ernten in den

Monsunländern mit gehobenem und verringertem Lebenswillen, mit dem Schwanken der Todesrate, dem völligen oder teilweisen Wegfall der Vitamine B und C in Hungerjahren, bei Fehlernten; und für China wie Indien der Ausbreitung von Durchfall, Dysenterie, Beriberi, Unterernährung, Ödemen, epidemischer Wassersucht und Xerophthalmie. Daraus entspringt für den Inder ein Durchschnittslebensrecht auf 24,7 Jahre gegen 50 der meisten Europäer. Daraus zog der Redner vorwiegend innere Folgen. Aber gewiß würde ein mehr und mehr selbständiges Indien so wenig dabei stehenbleiben, wie ein zu seinem Selbst, und sei es unter japanischer Führung, zurückfindendes China.

Ganz richtig und scharf hat General Smuts (Durban, 12. 8. 35) bemerkt, daß durch die äthiopische Aktion Italiens eine Beschleunigung des Zusammenfindens der farbigen Rassen zum Widerstand eintritt, selbst wenn nicht „durch einen Fehlschlag eine höchst ernste Lage in Europa" geschaffen wird, dem sicher schon Erschütterungen in Nordafrika, Ägypten und Sudan vorangehen werden. Zugleich sei eine Spannung zwischen Schwarzen und Weißen, die weiterhin die Lage der Europäer schwierig machen werde, im weiteren Verlauf auf alle Mächte überspringend, unvermeidlich.

Smuts überschaut — aus der schwierigen weißen Rassenlage in Südafrika und seiner Kenntnis der Inderfrage heraus — die Klemme der Kolonialmächte alten Stils in der äthiopischen Angelegenheit besser als der unbefangene Machtwille der Neurömer — soweit er nicht eben diese Verlegenheit als Druckmittel benutzt, damit aber Geister ruft, die auch er vielleicht nicht los wird.

Doppelt unehrlich und unzeitig wirkt unter solchen Verhältnissen die Mandatbegründung der Versailler Tagung, der nun die jetzigen Tagungen schnell auch im britischen Urteil (Eden) an Bedeutung gleichkommen. Die Revision ist in ihren Eisgang gekommen, und Italien hat sie in Schwung gesetzt! Aber gegenüber der Wurfbrücke von rund 840 km Verkehrswegbauten, die es für seinen Kolonialkrieg von Erythräa aus vorbereitet hat, wirken die 2800 km russischer Verkehrsvorbereitung im Amurland als überzeugender Nachweis geopolitischer Maßstabsunterschiede.

Ein Bericht, wie „Soviets Commerce Giant Industrial Plants in Siberia" (Far Eastern Review, 1935, S. 230, mit guter Skizze) enthüllt, wie sich die Großräumigkeit des Osthorns von Asien zum Osthorn von Afrika verhält. Das ist am Amur eine Wurfbrücke des Krieges von anderen Abmessungen als die schwächlicheren am Roten Meer; und im japanischen Mandschureinetz strebt ihm ein würdiger Gegenspieler entgegen. Aber es ist ein Abringen in anderer, neuer Form; und wir bleiben dabei, daß selbst das verkehrsdurchdrungene Trans-Amurgebiet weder für Japan noch Sowjets einen Krieg großen Stiles wert ist. Beide haben Ziele genug, die sie ohne gegenseitige Vernichtungsgefahr erreichen können; und beide scheinen es einzusehen. Trotzdem werden gegenseitige Auffangstellungen für Eisenbahn- und Luftkrieg vorsorglich ausgebaut.

Bei der russischen handelt es sich darum — nachdem man das auf fremdem, mandschurischem Boden laufende Stück Mandschuria—Progranitschnaja über Charbin aufgegeben hat —, der höchst angreifbaren, mit dem Amur gleichlaufenden Bahn vom Baikal bis zum unteren Amur eine nördliche, gleichläufige Verstärkungslinie zu schaffen. Diese neue Verkehrsader soll, von Taischot abzweigend, über Angara-, Lena- und Aldanoberlauf nördlich des Baikal auf die Tatarenstraße und Nikolajewsk zuführen; sie wird mit der Amurbahn leiterartig durch drei Verbindungsstücke verfugt, so daß sie die Kohlenfelder an Tscheremscha und Bureya (Bureya—Stroy) mit den Eisenminen N. W. Chabarowsk verbindet. Das Gold an der oberen Lena (bei Bodaibo), westlich von Werchneudinsk, bei Stretensk, an der Seya, die 15 000 qkm goldführender Schichten am Aldan mögen ein weiterer Sporn dabei sein; außerdem führt die Bahn den Öldunst vom Nordufer des Baikals und den von Nordsachalin einander entgegen und vermag jedenfalls ein autonomes transbaikalisches Kriegsindustriegebiet aufzuschließen, wenn ihr Zeit bis 1936 bleibt.

Die Linie Taischot—Bratsk—Krasnoy—Bodaibo—Chinda (Abzweigung zur Seya, 180 km)—Ustoniman (Abzweigung der Eisenminenbahn nach Birakan, 430 km)—Komsomolsk am Amur, gabelförmig zur Tatarenstraße und Amurmündung auslaufend, ist ungefähr 1800 km lang; ein Begleitstrang westlich des Amur von Konsomolsk nach Chabarowsk 340 km. Im Jahr 1936 soll ein wesentlicher Teil, 1937 alles, zugleich mit den Bureya—Stroy-Anlagen fertig sein. 200 Millionen Rubel sollen daran gewendet werden; angepackt wird die Arbeit vor allem von Taischot (mit Oberleitung in Irkutsk), von Bureya, von Birakan und Seya aus.

Was in Wirklichkeit in einem auf die Dauer untrennbaren räumlichen Zusammenhang als zweiter Akt bei einem Rassenkriegsdrama zunächst zur Schau steht, enthüllt K. K. Kawakami im „Osaka Mainichi" in großer Schau. (Auszug englisch: „Far Eastern Review", S. 207; „Sideshow in big drama of Empire".) Er zeigt am russischen Beispiel in der äußeren Mongolei und in Sinkiang, am britischen Gegenspiel in Südsinkiang und Tibet, daß eigentlich Rußland und England hier die Hauptspieler sind und Japan — trotzdem es mehr Geräusch macht — nur ein Nebenaktor, der unendlich viel gerissener verfahren müßte, „denn so geht das Spiel des Reichserbauens fröhlich weiter und eine neue Karte von Asien ist im Entstehen. Wieder einmal ist die Theorie von ‚the white man's burden' in voller Blüte" Warum soll sie nicht auch im Osthorn von Afrika blühen?, denkt man in Rom.

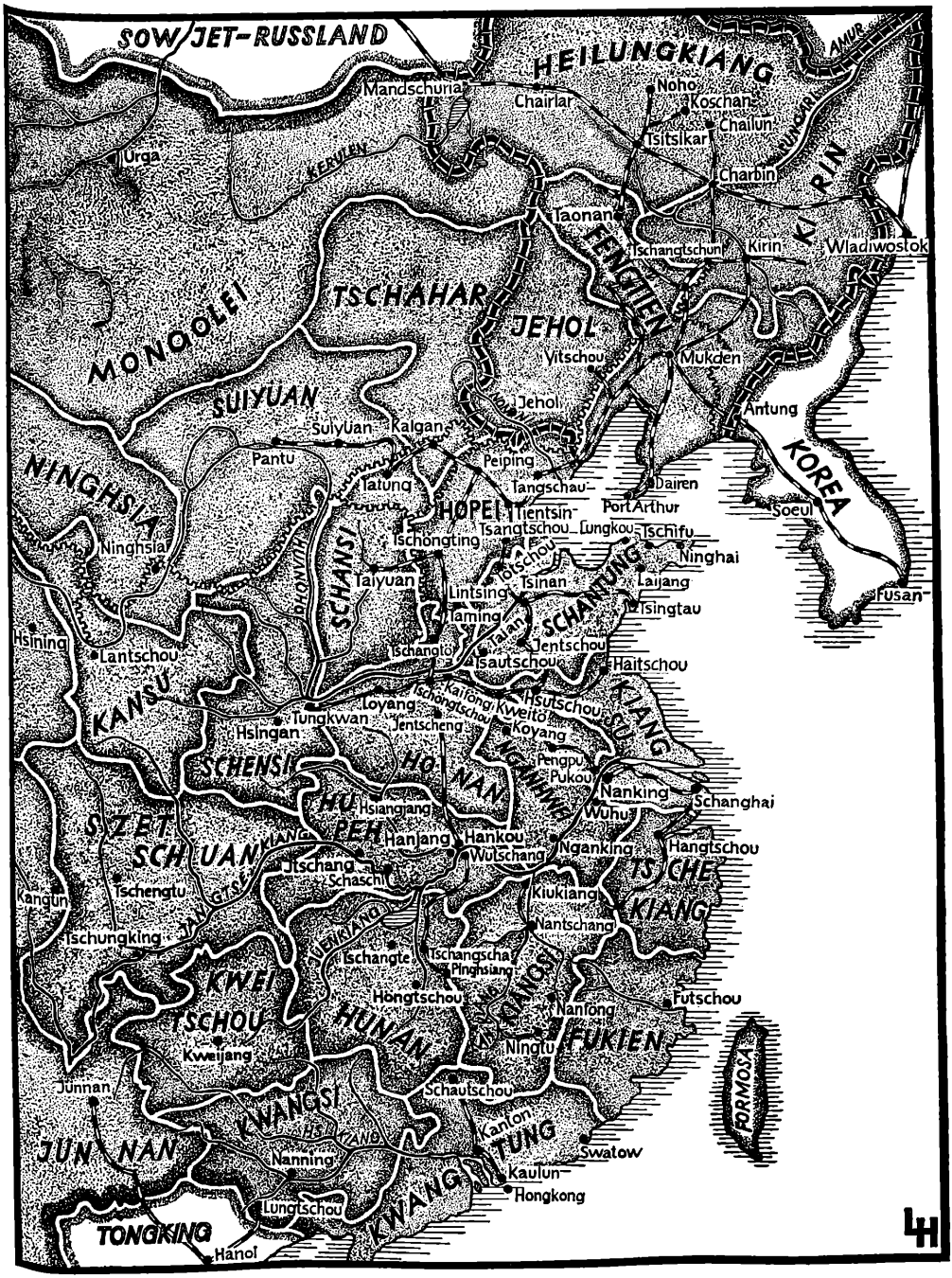
Welcher Talente und politisch-wissenschaftlicher Vorschulung in solchen Zeiten ein Botschafter einer gefährdeten Macht bedarf, enthüllt sich am Lebensgang des neuen, erst 36jährigen chinesischen Botschafters für Deutschland, den z. B. bei seiner Abmeldung nach Berlin von Chiang Kai-shek in Szechuan der „North China Herald" (10. 7. 35, S. 46) beschreibt. Da ist von ordentlicher, retrospektiver Juristerei wenig die Rede, desto mehr aber von weltpolitischer Schulung, Pressepraxis, Ferngefühl, das dem 22jährigen jungen Doktor in Illinois und dann in Toronto

anerzogen wird, wo er ein außenchinesisches Blatt herausgeben und großenteils schreiben muß („Chung Wen Daily News") und gleichzeitig weiterstudiert, nebenher auch die USA. und das Britenreich gründlich kennenlernt. 1926 als 27jähriger heimgekehrt, stürzt er ins praktische Revolutionsleben, wird Kultusminister eines der chinesischen Länder (Kiangsi), dann später von Anhui, dazwischen Universitätsprofessor der politischen Wissenschaften, Gefangener der Kommunisten (für die er von dorther wenig übrig haben dürfte), befreit sich, wird Regierungsmitglied, schließlich Leiter des Forschungsinstituts beim politischen Zentralinstitut. Das alles gibt es in China als Vorbereitung eines Botschafters, was man dort mit 36 Jahren werden kann. Weil wir in einem solchen Lebenslauf auch ein geopolitisches Bildungsideal verwirklicht sehen, verweilen wir, den neuen Botschafter Dr. Cheng Tien-fang auf diese Weise begrüßend, ausnahmsweise so breit auf einem persönlichen Schicksal, weil es bezeichnend für aus Not geborene Einsichten — in China ist.

Geopolitisch gibt der Umstand zu denken, daß sich ein wichtiger Botschafter der Nankingregierung, ehe er über Shanghai ausreist, bei dem immer noch stärksten Mann Chinas, Chiang Kai Shek abmeldet, indem er den ganzen oberen Yangtse hinauf reist, um sich den letzten Firnis zu seinen Aufträgen zu holen. Vielleicht auch mehr! Denn tatsächlich kann der nun mehr als halbjährige Aufenthalt des einzigen Staatsmanns von bewiesener wehrorganisatorischer Leistung in Jung-China in seinem Südwesten nicht nur der Vernichtung der roten Streitkräfte gelten, die sich aus Kiangsi über Hunan, Kweichau, Yünnan, Szechuan nach dessen Nordgrenze (Siking) verzogen haben. Er kann auch nach der Mattsetzung der kleinen Machthaber in Szechuan und Kweichau, die beide aus blühenden Landschaften langsam verarmen ließen, den Zweck verfolgen, das kontinentale, von der Küste her fast unangreifbare Westchina als Kraftquelle eines neuen China auszubauen.

Das wäre ein geopolitischer Ausweg aus unhaltbaren Lagen, der sich nicht zum erstenmal in der chinesischen Raumentwicklung vollzöge. Selbst wenn der Norden Chinas unter japanischem Zugriff, der äußerste Süden unter Gegenregierungen, das Yangtsetal selbst zwischen Shanghai-Nanking und Hankau unter Parteiwirtschaft zu Machtäußerungen einheitlicher Art in absehbarer Zeit nicht zu befähigen sind: in den für fremden Zugriff unerreichbaren Westlandschaften stecken Erneuerungskräfte genug, um einen Kern aus den sechs besten Nanking-Divisionen, die bereits im August in Szechuan waren, mit einer schlagkräftigen Hülle zu umgeben, die zum Teil aus den aufgelösten Provinzialtruppen zu gewinnen ist.

Ein erneuter Reichskern etwa aus Szechuan, Kweichau, Sikang, Yünnan, vielleicht Kansu bestehend, würde schnell auf 100 Millionen Einwohner zu bringen sein und seine Kraft wieder küstenwärts wirken lassen können. Jedenfalls muß diese Möglichkeit im Auge behalten werden. Das Augenmerk unserer Leser ist beständig auf der asiatischen Pufferzone erhalten worden, aus der mit Persien und Mandschurei zwei leistungsfähige Staaten emporgetaucht sind. Auch der chinesische



Aus dem in Vorbereitung befindlichen Werk: Gustav Amann, Tschiang-Kai-Shek, Kurt Vowinckel Verlag, Heidelberg

Westen gehört mit Ellenbogengefühl zu dieser Zone und teilt mit ihr die staatsschöpferischen Möglichkeiten, die sie birgt, und die immer neu aus ihr hervorbrechen können.

Aber diese geopolitischen Anläufe brauchen Zeit, sosehr sich die benachbarten Kolonialmächte England und Frankreich bereits auf unerwartete westchinesische Entwicklungen einrichten. Inzwischen wird die äthiopische Frage zu ganz neuen Durchblicken führen und Anstöße geben. Während britische und italienische Stimmen zur Lage durch ihre ausgesprochene Zweckbestimmtheit geopolitisch sehr sorgfältig ausgewertet werden müssen, sind die Briefe des „Temps" aus Erythräa wie Ägypten durch ihre sorgfältiger abwägende Abtönung unmittelbar zu brauchen. Kennzeichnend sind etwa „Massaouah" (27. 8. 35, S. 2), oder „L'armée de la route" (31. 8. 35, aus Asmara), und „L'activité du Japon en Ethiopie" (30. 8. 35, aus Kairo).

Aus der Geschichte von Massaua ist reizvoll, daß die Italiener dort 1885 auf britische Anregung die Ägypter vertrieben, die es seit 1872 in türkischer Vollmacht besaßen. Als Hafen wird es höher gewertet als Assab, Mokka, Hodeida, Suez, Suakim und selbst Port Sudan, die britische Einfallspforte der Bahn vom Roten Meer, war aber mit einer nutzbaren Molenlänge von 300 m auf einen sehr stillen Verkehrsrhythmus eingerichtet. Durch das Herüberwerfen eines Arbeiterheeres von mehr als 120 000 Köpfen über die 4000 km von Italien nach Erythräa, eines Kampfkörpers von mehr als 120 000 mit allem Zubehör und die Notwendigkeit, allen, aber auch jeglichen Bedarf mit Ausnahme von einigen Viehbeständen über 4000 km heranzuführen, vor allem $1^1/_2$ l Wasser auf den Kopf, hat dieser verträumte Rhythmus eines der heißesten Häfen der Erde freilich eine unheimliche Beschleunigung erlangt, und nicht etwa in der tonischen Hitze der Wüste, sondern in der Temperatur des türkischen Bades, mit bestenfalls $1^1/_2$ l Wasser auf den Kopf. Von einem Durchschnittsverkehr von 5000 t schnellt die Hafenleistung auf einen Verkehr von 43 Dampfern mit 276 000 t an einem einzigen Julitag mit 36 Grad in den Kabinen empor. Im August konnten vier Dampfer gleichzeitig an den Molen, fünf durch Laufbrücken und sechs durch Leichter entladen werden. Stauungen waren unvermeidlich. Sie sind durch 1300 europäische Hafenarbeiter überwunden worden, die immer noch lieber im Vertragsverhältnis arbeiteten als kämpften.

Die zweite geopolitische Barriere waren die 120 km Küstenwüste bis zum jähen Aufstieg von Ghinda (900 m) über Nefasit (1200 m) nach Asmara (2400 m), dem Etappenhauptort, wohin eine kurvenreiche Kleinbahnstrecke mit 95 cm Spurweite, sechs Zugpaaren täglich zu acht Wagen mit zwei Lokomotiven bei sieben Stunden Fahrzeit führte, außerdem eine an Kunstbauten und Unfällen reiche Autostraße. In ihrer Verbesserung liegt eine enorme italienische Wegebauleistung, ermöglicht durch nationale Eignung, die Voraussetzung jeder Erfolgsmöglichkeit: im ganzen auf etwa 850 km angeschlagen.

Diese Arbeit verlief ungestört: von den einzigen möglichen als solche gefürchteten hemmenden Kräften und Mächten zog die eine, das Britenreich, ihre Flotteneinheiten zusammen und versuchte ein verzögerndes diplomatisches Spiel über Genf; die andere, Japan, zog sich in eine Lauerstellung zurück, gewiß, daß so oder so ihre geopolitische Stellung durch das äthiopische Unternehmen gefördert würde. Wie aber stand es mit den wirtschaftlichen Belangen aus dem pazifischen Raum im innersten Nordwestwinkel des Indischen Ozeans, die höflich und bestimmt von Japan als berücksichtigenswert angemeldet worden waren? Es ist kein Zweifel, daß ein britisch-japanisches Zusammenspiel, etwa durch gleichmäßiges Vor-den-Kopf-Stoßen von Rom aus veranlaßt, die Seestreitkräfte Italiens in eine unmögliche Lage brächte, aus der sie kaum irgendeine andere Hilfe herausziehen könnte. Der Afrikahandel Japans im ganzen ist von $27^1/_2$ Mill. Yen 1932 auf $79^1/_2$ Mill. Yen 1934 emporgeschnellt.

Die japanischen Baumwollpflanzungsanläufe sind ein geringer Bestand gegenüber dem großzügigen Versuch, die Früchte eines italienischen Erfolgs durch Riesenkonzessionen in ganz Westäthiopien vorweg zu nehmen, den eine undurchsichtige Verkoppelung angelsächsischen Großkapitals unternahm, auf die höchst realen Tanasee-Interessen gestützt und sich daran anlehnend. Aber in diesen Vor-Anmeldungen tritt hervor, was den Italienern später in mächtigen Zusammenschlüssen entgegentreten könnte. Riesige Raubkatzen liegen auf der Lauer, zunächst noch ungewiß, wem sie zuerst auf den Nacken springen.

In diesem Augenblick hoher geopolitischer Spannung ersten Grades über dem Indischen Ozean durch Italiens Rampen- und Vordergrundspiel, mindestens zweiten Grades über dem Pazifischen Ozean dank Japans Hintergrundrolle erscheint mit großartiger Zusammenfassung beider Weltmeere Prof. Dr. Gerhard Schotts: „Geographie des Indischen und Stillen Ozeans" (Hamburg, 1935; C. Boysen), die wir in einem gesonderten Aufsatz würdigen. Aber die bloße instinktsichere Zusammenfassung der beiden ineinander wirkenden Weltmeergebiete, im Auftrage der deutschen Seewarte, mit 1 Titelbild, 37 Tafeln und 114 Abbildungen in einem (413 höchst gedrängte, inhaltschwere Seiten umfassenden) Text zwingt uns, auch im geopolitischen Bericht über den indopazifischen Raum dieser vorzüglichen Grundlage für die Beurteilung allen weltpolitischen Geschehens dort ehrend zu gedenken.

Sie ist ein Beweis dafür, daß keine innenpolitischen und kleineuropäischen Bindungen und Bewegungen die Deutschen von weltumspannender Betrachtung abzuhalten brauchen. Von hohem geopolitischen Rang ist etwa die Namengebung der Räume und Nebenmeere, die Frage der Grenzen im Indischen und Stillen Ozean (S. 32—46); das Kapitel: „Der Mensch auf dem Indischen und Stillen Ozean" (von S. 349—401). Gewiß zeigt ein bloßer Streifblick auf das angelsächsische Schrifttum, etwa Sir Herbert Richmonds: „Sea power in the modern World" (London; C. Bell & Sons; 1934), oder H. C. Bywaters: „A searchlight on the

Navy", und beider Behandlung in den „Pacific Affairs" (Bd. 8; Sept. 1935; S. 352 bis 358): „Sea power and peace in the Pacific", daß die Schlagzeilenpolitik der unmittelbar berührten Mächte zur See und in der Luft viel deutlicher ist. Aber die wirklich gute Information, das in Ordnung gehaltene Weltbild bedarf dieser Schlagzeilenwirkung nicht. Sie ist weit eher ein Zeichen der Notwendigkeit, eingeschlafene Wachsamkeit wach zu trommeln.

Ein dauerndes, selbst aber geräuschlos arbeitendes Auf-der-Hut-Sein braucht diese lauten Mittel nicht; es ist ein Hauptzweck der Geopolitik, sie einzusparen, damit die Leitung der Außenpolitik im vergänglichen Bedarfsfall über einen stets bereiten Schallkörper im gesamten Volksboden verfüge. Bücher, wie das Weltmeer-Werk von Gerhard Schott sind notwendige Helfer für dieses Bereitsein: gerade jetzt! — Sie dürften vor allem in keinem Amte und Schulungsraume fehlen.

SPÄNE

der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik, Gruppe Heidelberg

Der Führer über den geschichtlichen Werdegang unseres Volkes

„Nein! Keine Nation hat auf dem Altar des die Völker prüfenden Gottes größere Opfer niedergelegt als die deutsche.
Und dennoch mußten wir selbst es erleben, wie gering ihre geschichtliche Würdigung ausfiel. Gemessen an den Ergebnissen anderer Völker sind die Ergebnisse des Ringens um das deutsche Schicksal tief beklagenswerte.
Indem wir diese Tatsache ohne Selbsttäuschung erkennen, legt uns die Sorge für die Zukunft unseres Volkes die Verpflichtung auf, ihre Ursachen zu erforschen.
Denn eine solche Erscheinung kann nicht abgetan werden mit dem einfachen Hinweis auf fehlende große Männer, sowenig als der fortgesetzte Erfolg einer Nation das Ergebnis sein kann einer fortdauernden Folge von Genies. Nein, der tiefste Grund dieses geschichtlichen Versagens liegt in der leider so oft in Erscheinung tretenden Schwäche des inneren Zusammenhanges und damit Haltes der Nation, sowie in einer oft zufällig und zwangsläufig fehlerhaften Konstruktion unserer staatlichen Verfassung."

Die große Schlußrede des Führers auf dem Parteitag der Freiheit 1935, aus der wir diese Zeilen entnahmen, wird fortab geistiger Besitz jedes Geopolitikers sein. V.

Zur Nachfolge Möller van den Brucks

H. Jilek behandelt in den NEUEN JAHRBÜCHERN FÜR WISSENSCHAFT UND JUGENDBILDUNG, Heft 3 das Thema: Möller van den Bruck und der Osten.
Nach einem einleitenden Überblick über das Schaffen Möllers geht er auf Entstehen und Probleme seines Werks „Die Deutschen" ein. Form und Art dieses Eingehens sind zeitlos philologisch. Nicht ein einziges Wort läßt erkennen, daß Möllers wesentliche Gedanken längst Gemeingut der entscheidenden Schichten unseres Volkes geworden sind, daß im übrigen das Schicksal über ihn und seine Gedankenwelt hinweggegangen ist.
Das wird gerade aus dem Thema dieses Aufsatzes deutlich: Möller sah die Welt des Ostens rein literarisch, vor allem natürlich bestimmt von seinen Dostojewski-Übersetzungen. Er spricht von Slawen und meint die Russen. Von dieser Grundlage aus zu einer klaren politischen Anschauung zu gelangen, war schon Möller nicht möglich; es ist das heute nach der Entwicklung, die der östliche Raum politisch und geopolitisch genommen hat, erst recht nicht mehr.
Wir müssen bei dieser Gelegenheit überhaupt feststellen, daß die Versuche der Erben von Möller, durch eine Überarbeitung und Umdeutung seines Werkes, für die sie die Verantwortung tragen müssen, ihn weit über seine, von uns gern zugegebene Bedeutung hinaus zu einer der tragenden Kräfte der neuen deutschen Entwicklung zu machen, uns als eine Versündigung an seinem Werk erscheinen. Möller war ein Ahner, kein Ge-

stalter. Er trägt das Kainszeichen des Asphalts, das Kainszeichen seiner Zeit; an ihr ist er gestorben, groß in der Anlage, aber nicht stark genug: er löschte sich selbst aus in einem Augenblick, wo Adolf Hitler nach dem ersten großen Fehlschlag erst recht zum Kampf gegen diese Zeit ansetzte.
Darum muß Möller es heute leiden, daß er in den Mittelpunkt eines Kultes gestellt wird, von dem der Nationalsozialismus klaren Abstand nimmt, den Kult einer Geisteshaltung, die auf bestimmte Teile der norddeutschen Tiefebene beschränkt ist und sich hinter dem Begriff: Preußischer Sozialismus versteckt. Früher nannte man den Raum, in dem jetzt Preußischer — im Gegensatz zu Nationalem Sozialismus entwickelt wird, geographisch richtig: Ostelbien. G.

Benötigen wir Kolonien?

Prof. Dr. Tobler, Dresden, zeigt in der Zeitschrift „AFRIKANACHRICHTEN" (Heft 6) die Bedeutung der ehemals deutschen Kolonialgebiete für die Rohstofferzeugung. Er vergleicht die deutsche Einfuhr einiger wichtiger tropischer Waren in den letzten Jahren mit der Ausfuhr ebendieser Waren aus den Mandatsländern. Es zeigt sich, daß die Ausfuhr von Sisal aus den Mandatsgebieten nicht nur den ganzen Bedarf Deutschlands decken könnte, sondern daß darüber hinaus sogar ein Überschuß von 57% der deutschen Einfuhr übrigbliebe. 70% des deutschen Koprabedarfs könnten die früheren Kolonien dekken, fast die Hälfte des Kakaobedarfs und ein Zehntel der Kaffee-Einfuhr. Mineralphosphate würden uns von der Südseeinsel Nauru mehr zur Verfügung stehen, als wir brauchen.
Die wirtschaftliche Notlage, die sich aus Boykott und Währungsschwierigkeiten im zwischenstaatlichen Handel ergibt, macht diese Feststellungen verständlich. Sie sind aus dem Augenblick geboren und aus ihm heraus zu begründen. Wer geopolitisch denkt, wird daneben andere, weiträumigere und auf zeitlich weitere Sicht gestellte Gesichtspunkte beachten müssen. Vor der Entscheidung für eine aktive Kolonialpolitik stehen vor allem diese geopolitischen Vorentscheidungen:
1. Kolonialbesitz ist nur von Englands Gnaden möglich.
Ist schon die etwaige Zuteilung von Kolonien nur mit Zustimmung, nur aus dem Willen und letzten Endes dem Besitz Englands heraus möglich, so erst recht die Erhaltung. Eigene Kolonialpolitik als Machtpolitik an den Küsten Englands entlang ins freie Meer heraus zu treiben, ist uns verwehrt, solange England Großmacht ist.
Die von gewichtigen Stimmen in England jetzt auch erwogene, teilweise geforderte Zuteilung von Kolonialland an Deutschland bedeutet mithin die langdauernde Bindung der deutschen Politik an die englische. Es ist verständlich, daß der Wunsch nach einer solchen Bindung in England erwacht in dem Augenblick, wo wir wieder wehrhaft geworden sind.
2. Kolonialbesitz bedeutet Rohstoffabhängigkeit.
Völlige Selbstgenügsamkeit ist einem weitgehend industrialisierten Deutschland verwehrt, solange es den heutigen Lebensstand beibehält. In den lebensnotwendigen Dingen selbstgenügsam zu sein, ist aber erste Forderung der Wehrhaftigkeit. Mit der Aufrechterhaltung der Fäden zu eigenem Kolonialland im Kriegsfall zu rechnen, ist nicht möglich. Da für diesen Fall die Ersatzindustrien im Reich bestehen und arbeiten müssen, wäre also der Kolonialertrag im ganzen gesehen auf bestimmte, nicht lebensnotwendige Güter abzustellen und damit beschränkt.
3. Kolonialbesitz bedeutet Vergrößerung der Verteidigungsgrenze.
Das Reich sieht einen der Hauptfehler seiner naturgegebenen Lage in der Tatsache, keine schützenden Grenzen zu haben: wir sind von allen Seiten angreifbar, weil uns die Anlehnung etwa an ein Weltmeer (wie den USA.) oder an die Anökumene (wie Sowjetrußland) fehlt. Kolonialbesitz vergrößert die zu verteidigende Grenze um ein Beträchtliches. Überdies ziehen sowohl das Kolonialgebiet als auch der Weg dorthin Verteidigungskräfte vom Heimatraum ab.
4. Kolonialsiedlung bedeutet Verschiebung der rassischen Auslese.
Bei einem etwaigen Kolonialbesitz würde es von Bedeutung sein, ob wir Siedlungs- oder Ausbeutungskolonien erhalten. Siedlungskolonien würden Bauernblut in Gebiete ziehen, in denen sie bei dem kommenden Erwachen anderer Rassen zum mindesten gefährdet sind. Ausbeutungskolonien biegen die soziale Auslese ins Händlerisch-Farmmäßige ab und tragen für die beteiligten Volkskreise erfahrungsgemäß die Entwurzelung und damit die biologische Vernichtung in sich.
5. Kolonialbesitz zieht uns in den Rassenkampf.
Wir sind heute, namentlich nach der Durchführung der rassischen Säuberung, einer der wenigen rassisch geschlossenen und rassisch selbständigen Staaten. Mit der Übernahme von Kolonien würde sich dies ändern: wir würden aktiv in den Rassenkampf hineingezogen. Schon die heutigen ersten Auseinandersetzungen, zunächst mit der gelben

Rasse, aber auch schon die Negerfrage in Südafrika, die Indianerfrage in Mittel- und Südamerika, die Frontstellung gegen den großasiatisch-mongolischen Bolschewismus zeigen an, in welcher Ausdehnung dieser Kampf geführt werden wird.

Wir sind uns bewußt, daß diesen Gesichtspunkten andere gegenüberstehen, die stärker für das Streben nach Kolonialbesitz sprechen, insbesondere die einer heroischen Lebenshaltung, und verweisen auf den Beitrag von Colin Ross in X/1933, Heft 5. Wir sind uns weiter bewußt, daß die Kolonialfrage neben der geopolitischen eine politische Seite hat, die sich nicht unbedingt zu decken brauchen. Aufgabe der Geopolitik kann es nur sein, für die politische Entscheidung die Unterlagen und Handhaben zu liefern, zu verhindern, daß Bestrebungen von Antrieben des Augenblicks geleitet werden, während sie ihrer Dauerwirkung wegen von höchster geopolitischer Warte aus entschieden werden müssen.

K.

Grenz- und auslanddeutsche Stimmen

Das aus einer großen Anzahl von grenz- und auslanddeutschen Zeitschriften geopolitisch zu verwertende Material kann dem Fachkundigen dieser Wissenschaft nicht genügen. Gerade in diesen Zeitschriften krankt die Mehrzahl der Beiträge, die mit einem Anspruch auf geopolitische Geltung auftreten, an einer ungeordneten Anhäufung geopolitischer Tatsachen, und dies einzig aus dem Grunde, weil ihre Verfasser zwar etwas von den wirklichen Schwierigkeiten dieser Wissenschaft ahnen, aber sie nicht zu gestalten vermögen: sie bringen Breite statt Tiefe. Ein Erfolg ihrer Bemühungen besteht allerdings darin, daß auf diese Weise eine Fülle von Tatsachen vermittelt wird, die auf den Griff eines Fachmannes warten, um aus ihrer Zerstreutheit erlöst zu werden.

VOLK IM OSTEN,

eine lebendige und kämpferische siebenbürgische Zeitschrift, die über gute Beziehungen zu vielen auslanddeutschen Gebieten verfügt, bringt abwechselnd in sich geschlossene Hefte, die jeweils eines dieser auslanddeutschen Gebiete im ganzen behandeln, weiterhin Hefte mit gemischtem, weltanschaulich-wissenschaftlich- und wirtschaftlichem Inhalt. Im fünften Heft, „Siebenbürgen", gibt Prof. A. Csallner unter dem Titel „Die größte Gefahr" die Ergebnisse einer erb- und gesellschaftsbiologischen Untersuchung über die Siebenbürger Sachsen. Schwarz und Gustav Barth behandeln die Frage des deutschen Arbeitsdienstes in Rumänien und geben damit eine sinnvolle Ergänzung zu den Darstellungen von Csallner. Heft 6, „Polen": Rudolf Wiesner und Oswald Heribert behandeln in geopolitisch relevanter Weise die Fragen der deutschen Erneuerung in Polen. Dagegen liefert Dr. Günzel über das Deutschtum in Mittelpolen einen Beitrag zu demselben Heft, der den Anforderungen eines solchen Heftes nicht entspricht. Er ist ein Beispiel dafür, wie der Mangel an Standpunkt und Blick notwendig zu leerem Gerede führt.

„DER AUSLANDSDEUTSCHE" herausgeg. v. Deutschen Auslandsinstitut in Stuttgart.

In den „Länderberichten" dieser Zeitschrift werden die wichtigsten Vorkommnisse in den einzelnen auslanddeutschen Siedlungsgebieten laufend gesammelt. Sie sind daher die Quelle, aus der man sich in der kürzesten Zeit über den Zustand des Auslanddeutschtums und seiner Erneuerungsbewegungen unterrichten kann.

„DEUTSCHE MONATSHEFTE IN POLEN".

Der deutsche Osten in seinem jetzigen Aussehen bedeutet die tiefste Wunde, die uns Versailles geschlagen hat. Sie kann nicht heilen, wenn man sie nur von einer Seite her behandelt. Das wollen uns auch diese ausgezeichneten, sehr durchdacht geleiteten Hefte sagen! — In vorbildlicher Weise haben vor allem W. Kuhn und Alfred Korasek-Langer den gesamten Seinsbestand der deutschen Minderheit in Polen zur Darstellung gebracht, wobei sie auch von geopolitischen Gesichtspunkten sehr geschickt Gebrauch gemacht haben. Kuhn, „Die Berufsgliederung der Deutschen in Polen", „Die deutsche Siedlung Polens", Korasek-Langer: „Dornbach", Sroka: „Die deutschen Wirtschaftskräfte in Polen", Müller: „Das deutsche Genossenschaftswesen in Kleinpolen".

„OSTEUROPA".

Unter dem Titel „Rußland und Osteuropa" finden sich in dieser Zeitschrift Monatsübersichten über innere und äußere Politik von O. Hoetzsch. Der Verfasser versteht, die wirtschaftlichen Tatsachen mit den aktuellen politischen Ereignissen in einen großen, allerdings oft einseitig gesehenen Rahmen zu stellen. Sein Blick ist auf das Naheliegend-Wirkliche gerichtet: Rußland tritt bei Hoetzsch als weltanschaulich-revolutionäre Macht zurück, drängt aber dafür als wirtschaftlich-strategischer Faktor immer mehr in den Vordergrund. Weiter besitzen im vorliegenden Heft die beiden Aufsätze: „Wandlung der nationalen Werte in Polen", von Kaden-Brandrowski, und „Roman Dmowski", von Erich Maschke, geopolitische Bedeutung. M.

Das Klima der Städte

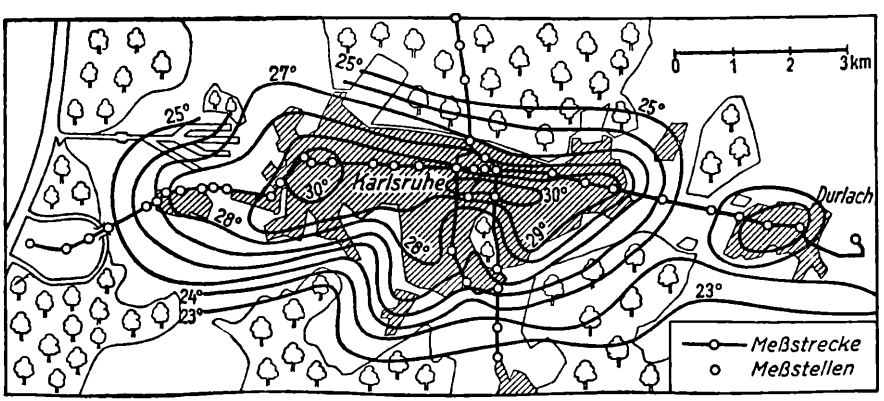
Unter diesem Titel gibt A. Kratzer in der GEOGRAPHISCHEN ZEITSCHRIFT (41. Jhrg., Heft 9) eine ungemein dankenswerte Zusammenstellung der auf diesem Gebiet bereits vorhandenen Einzeluntersuchungen. Auf die geopolitische Bedeutung des Ergebnisses müssen wir dringend hinweisen. Die folgenden Auszüge können nur ein ganz oberflächliches Bild der Arbeit geben.

I. Die Strahlung: An der Verunreinigung der Luft beteiligen sich vor allem die Gase, die Industrie und Verkehr erzeugen. Saarbrücken gibt 1 673 908 kg CO_2/Jahr ab, Berlin 10 250 000 kg/Jahr. Dieser Gasgehalt der Stadtluft ist im Winter größer als im Sommer. Feste Stoffe liefern die Kamine und die Straßen in ungeheuren Mengen ... Ein gutes Maß für die Stärke der Dunsthaube stellt die Sichtbarkeit dar. M. Samek hat sie zum erstenmal geschätzt und kam zu einem beträchtlichen Unterschied Stadt-Land: 3,5 km zu 8,5 km Sichtweite ... Die Ausbildung und Erhaltung der Dunsthaube ist natürlich in starkem Maß abhängig von der Größe der Stadt und ihrer Industrie, dann aber auch von ihrer Lage und schließlich von den allgemeinen Windverhältnissen ... Schwache, gleichmäßige Winde können zwar die Dunstentwicklung nicht aufheben, verfrachten dagegen die einzelnen Dunstwolken als Ganzes über das Land, die dann noch in einer Entfernung bis zu 50 km erkennbar sind ... Die Ausbildung der Dunsthaube ist nun ausschlaggebend für die Strahlungsverhältnisse in der Stadt. Nach allen bisherigen Messungen ... verliert die unmittelbare Sonnenstrahlung durchschnittlich 20% ihrer Intensität gegenüber der Umgebung.

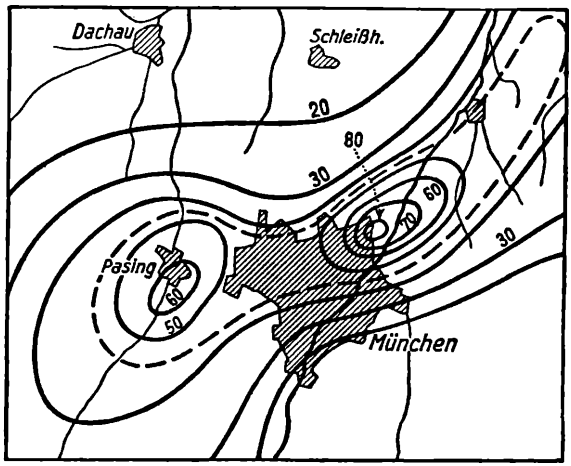
II. Die Temperatur: Mit dem Wachstum der Stadt erhöht sich auch ihre Temperatur: Moskau (1854—80) 3,8° C; (1911 bis 1920) 4,6° C ... Die Stadt hat also ein bedeutend milderes Klima als das freie Land. Vor allem zeigt die Zahl der Frosttage große Unterschiede; denn besonders zu den Übergangszeiten treten die Fröste im Freien bei Windstille als Folge der Ausstrahlung ein. Windstille begünstigt aber gerade die Ausbildung einer genügend starken Dunsthaube, um die Temperatur über 0° C zu halten. So kommt es, daß die frostfreie Zeit in Nürnberg 16 Tage, in München aber 61 Tage länger dauert als in der Umgebung.

III. Der Wind: ... die Luft ist in und über der Stadt dauernd wärmer als die der Umgebung. Sie wird leichter und hat das Bestreben aufzusteigen. Dadurch entsteht ein Unterdruck, eine Miniaturdepression, in die Luft von außen einströmen muß ... Von vielleicht noch größerer Bedeutung ist die Tatsache, daß die Stadt wie ein bewaldetes Gelände die Luftbewegung staut. Ihre ... Häusermassen stellen ein ansehnliches Hindernis dar, so daß sich die Luftbewegung in und dicht über ihnen verlangsamt. Dadurch wird die nachfolgende Luft gezwungen aufzusteigen und mit beschleunigter Geschwindigkeit über die Stadt wegzufließen.

IV. Die Luftfeuchtigkeit: Wie man bei der höheren Temperatur der Stadt erwarten kann, ist die Stadtluft im ganzen absolut und relativ trockener als die Landluft ... Als Ursache kommen nach V. Kremser außer der hohen Temperatur in Betracht: 1. Die vermehrte Zahl von Rauch- und Staubteilchen, die viel Wasserdampf anlagern können. 2. Der Mangel an Bodenfeuchtigkeit. Die Stadt hat in dieser Richtung vollen Wüstencharakter ... Als Beweis diene die Verkrustung des Hausverputzes. Das Regenwasser dringt ein, löst u. a. den kohlensauren



Temperaturen in Karlsruhe am 23. 7. 29 (21—22 Uhr)



Isoplethen eines Regenfalles in München

Aus dem Aufsatz: Kratzer, Das Klima der Städte. Erschienen in der Geographischen Zeitschrift 1935 Heft 9. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig u. Berlin.

Kalk, wird dann aber durch die nachfolgende Besonnung an die Oberfläche gesogen und kristallisiert hier das Gelöste aus. Dadurch erhärtet der Verputz an der Oberfläche zu einer festen Kruste, während darunter alles zerkrümelt. Es ist der gleiche Vorgang im kleinen, was die Salzausblühung der Wüsten im großen ist. 3. Der Mangel an vertikalem Luftaustausch im Winter... Obgleich die Stadt wärmer und trockener ist, übertrifft sie das Land an Nebelhäufigkeit. Nürnberg hatte 1922—31 jährlich 88,5 Nebeltage gegenüber Fürth mit 43,3 Nebeltagen. Je größer eine Stadt ist, desto mehr Nebeltage hat sie... In London nahm nach Brodie die Zahl der Nebeltage von 50,8 der Jahre 1871—75 auf 74,2 der Jahre 1876—90 zu, bei einer gleichzeitigen Zunahme der Bevölkerung von 3 auf 5 Millionen.

V. Die Wolkenbildung: Der starke Einfluß der Großstadt auf Temperatur und Luftfeuchtigkeit läßt auch auf eine vermehrte Wolkenbildung über der Stadt schließen. Die Münchener Aufzeichnungen ergaben auch eine geringe Zunahme der Bewölkung über der Stadt... Sie ist im Sommer, der Zeit des vertikalen Luftaustausches größer als im Winter. Die Stadt hat dementsprechend mehr trübe Tage (166 : 157) und weniger heitere Tage (34 : 43) als das Land.

VI. Der Niederschlag: Die vermehrte Wolkenbildung führt naturgemäß zu einem stärkeren Niederschlag innerhalb des Stadtgebietes. W. Große fand für Bremen 1896 bis 1910 einen Überschuß von 16%, Bogolepow in Moskau einen solchen von 11%. Er fand zugleich, daß dieser Überschuß mit der Vergrößerung der Stadt wuchs... Für kurze starke Regen scheint die Anziehungskraft der Stadt erheblich zu sein. Häuser konnte eine große Zahl von Fällen zeigen, bei denen sich die Niederschläge eng an das Weichbild der Stadt halten und die Isoplethen sich konzentrisch um den Stadtkern schließen.

wir sind wohl berechtigt, von einem eigenen Stadtklima zu sprechen. In allen Klimaelementen weicht die Stadt erheblich von ihrer Umgebung ab. Dies ist insofern von Wichtigkeit, als gerade unsere ältesten Beobachtungsstationen in den Großstädten liegen. Durch das Eigenklima der Stadt sind aber die durch Generationen mit Sorgfalt ausgeführten Aufzeichnungen in ihrem Wert bedeutend herabgemindert... Diesem Übelstand kann nur abgeholfen werden einerseits durch Verlegen der Stationen auf das Land, andererseits durch Erforschung der Abänderungen, die das Klima innerhalb des Stadtbereichs erfährt. Letzteres ist in großen Zügen geschehen; doch bleibt noch viel zu tun übrig. So sollten die Untersuchungen, die bis jetzt nur von ganz wenigen Städten vorliegen, in möglichst vielen Städten gemacht werden.

Gerade der Geopolitiker wird diese Schlußfolgerung unterstützen; sie schließt unmittelbar an die Ausführungen an, die die Zeitschrift für Geopolitik X/1933, Heft 2 gemacht hat. Durch die starken Veränderungen von Boden und Klima wächst die Großstadt aus ihrer Umgebung heraus in einen unnatürlichen Zusammenhang: die Lebensbedingungen lassen sich in die natürlichen des übrigen Landes nicht mehr einfügen. Sollte hier eine der Triebkräfte liegen, die zum gefährlichen und so sichtbar nachweisbaren Aussterben der Spezies: Stadtmensch führen?

V.

Geopolitik und Kochkunst

Im letzten Heft der GEOGRAPHISCHEN WOCHENSCHRIFT, das in Auswirkung der Tagung in Bad Saarow der Geopolitik gewidmet ist, befaßt sich unser Mitarbeiter R. von Schumacher unter der Überschrift: Volk, Raum, Planung u. a. mit jener liberalistischen Abart der Geopolitik, die wir als „geographischen Materialismus" bekämpfen. Wir führen an:

„Es sind jene bekannten Versuche Mode geworden, vom Raum her einen zwangsläufigen Ablauf des Staatslebens zu konstruieren, ohne daß der biologische und geistige Volkskörper Berücksichtigung gefunden hätte. Was ehedem leere juristische Formeln erklären sollten, wurde nun aus geographischen Tatsachen abgeleitet... Welch ein Irrtum!

Machen wir uns diesen Irrtum am täglichen Leben klar: aus einer bestimmten Menge von Mehl, Zucker, Eiern, Butter und meinetwegen Nüssen kann man allerlei Leckerbissen zubereiten. Eine tüchtige Hausfrau, vielleicht durch Familientradition, Anlage und Liebe zur Sache geleitet, wird daraus eine herrliche Nußtorte machen, während eine andere lediglich einen Teigklumpen zusammenbringt...

Es wird niemandem einfallen zu behaupten, daß aus gleichen Rohstoffen unbedingt das gleiche Essen fabriziert werden muß. Aber es gibt, so lächerlich das klingt, sich gelehrt nennende Menschen, die behaupten, daß es von der Fähigkeit der rassischen und völkischen Eigenarten einer Nation ganz unabhängig sei, ob sich ein Staat so oder so entwickelt. ‚Man nehme zwei Gegenküsten und ein Meer dazwischen, und man hat den Druck der Gegenküsten.' ‚Man nehme ein Gebirge und hat eine Naturgrenze.' So ungefähr lauten die Anweisungen.

Wir sind gewiß einer Meinung darüber, daß die geopolitischen Kochbücher eine überraschende Erscheinung sind. Denn niemand Geringeres als der Begründer der deutschen geopolitischen Wissenschaft, K. Haushofer, hat ganz andere Wege gewiesen und sich mit heiliger Entrüstung, manchmal mit Sarkasmus, manchmal sogar mit heiligem Zorn gegen diese Verfälscher gewandt."

In dieselbe Kerbe haut Walther Gehl in der Besprechung einer viel verbreiteten „Einführung in die Geopolitik" in DIE DEUTSCHE HÖHERE SCHULE (II, Heft 16 v. 20. Ernting): „Hier wird von Fortschritt der Menschheit gesprochen, wird die Ursiedlung als ‚Zusammenströmen' von Ackerbauern erklärt, werden die germanischen Stämme ohne jede Spur von Rassendenken mit den ‚von Weißen noch nicht beherrschten und erzogenen Wilden in Afrika', mit den Apachen und Mohikanern gleichgesetzt. Die Verfasser wollen ihre Erkenntnisse überall ‚in feste Regeln gießen' und zeigen sich dabei als völlige Rationalisten. Geopolitische Betrachtungsweise kennt keine Raumgesetze an sich, ebensowenig wie einen Menschen an sich; sondern sie sucht das Schicksal eines Staates zu erkennen aus dem Zusammenwirken eines rassisch soundso bestimmten Volkstums und des ihm zugehörigen Raumes. Die Verfasser aber erklären z. B. das Römische Weltreich ‚geradezu als eine geopolitische Folge des nordischen Kontinentalklimas'! Die Macht der Hanse hat sich nicht auf Wagemut niedersächsischer Kaufleute, sondern ‚auf Heringen aufgebaut'. Nicht eine Seefahrerrasse bezwingt das Meer, sondern ‚Seetüchtigkeit entwickelt sich nur an solchen Küsten, denen in mäßiger Entfernung begehrenswerte Gegenufer vorgelagert sind'. Zu solchen Unmöglichkeiten, die sämtlich anzuführen man fast das ganze Buch ausschreiben müßte, kommt man, wenn man der Überzeugung ist, ‚Rassenkunde und Geopolitik haben nur einige wenige Berührungspunkte und stellen völlig verschiedenartige Wissensgebiete dar'." K.

Buchhalter der Geschichte

In der Zeitschrift „GEISTIGE ARBEIT" Heft 17, 1935, findet sich ein Aufsatz von Dr. Wedel, Berlin, über „Periodisierung der Geschichte", dem unsere Aufmerksamkeit gehört, weil die darin wiedergegebenen Geschichtsauffassungen uns einen Irrweg der historischen Wisesnschaft darzustellen scheinen.

Dr. Wedel gibt zunächst eine Übersicht über die Autoren, die bereits versucht haben, die Geschichte in einzelne Abschnitte zu zerlegen, oder wie Dr. Wedel sich ausdrückt, „ein Bild von dem exakten Rhythmus der Geschichte zu geben". Die meisten dieser Autoren kommen vom Generationsproblem her, andere wie Spengler und Frobenius von der Lehre entstehender und wieder vergehender Kulturkreise. Anschließend an diese Literaturübersicht stellt Dr. Wedel seine eigene Theorie auf, indem er zunächst als die großen Zäsuren der neueren Geschichte die Revolutionen von 1789 und 1933 bezeichnet, dann die dazwischenliegende Zeit, Epoche genannt, in 4 Generationen zu 35,8 Jahren auflöst und mit Hilfe der damit gewonnenen Maßstäbe die ‚Weltgeschichte in weitere Perioden, Vorphasen, Nachphasen und Kulturen zerlegt. Nachdem er festgestellt hat, daß eine „Gesamte Kultur" etwa 2300 Jahre, eine „Herrschende Kultur" etwa 1700 Jahre dauere, kommt er zu „3 bisher zu überblickenden"

„Herrschenden Kulturen", der babylonisch-ägyptischen, der griechisch-römischen und der abendländischen Kultur. Ob Dr. Wedel die außerhalb dieser 3 Kulturen liegenden, sonst in der Welt vorhandenen oder vorhanden gewesenen Kulturen, wie die des Nahen und Fernen Ostens und von Mittel- und Südamerika, noch nicht übersehen kann, oder ob diese etwas schwerer in das von ihm aufgestellte Schema hineinpassen, bleibt ungeklärt.

Wir geben gern zu, daß sich in der Geschichte häufig Erscheinungen wiederholen, die über die Kulturen hinweg eine innere Verbindung zu haben scheinen; möglicherweise kann hieraus eine Lehre vom Werden und Vergehen von Kulturen entwickelt werden, wenn erst der liberalistisch auf einzelnen, willkürlich gewählten Merkmalen (Kunst, Wirtschafts- und Wissenschaftsformen) aufgebaute Begriff der „Kultur" in organische Beziehung zu Volkskörper, Raum und Staat gesetzt sein wird. Wir wehren uns jedoch gegen eine Verbürokratisierung der Geschichte. Selbst wenn wir das Leben der Kulturen so (übrigens völlig unwissenschaftlich) biologisch betrachten würden, wie es Dr. Wedel tun muß, um zu seinen Epochen, Perioden und Phasen zu kommen, so wäre dann immer noch kein Grund vorhanden, jeder Kultur mit einer pedantischen Sicherheit eine für alle Kulturen genau gleiche Lebenszeit vorzuschreiben. Dies erinnert an jene bürokratische Methode, nach der etwa die Lebensdauer einer Diensthose im voraus bestimmt wird. Vollständig außer acht bleibt natürlich bei einer solchen Geschichtsbetrachtung die rassische Stärke oder Schwäche des die Kultur tragenden Volkes, es bleibt außer acht der Raum, in dem sich eine Kultur entwickelt. Und was bleibt, ist ein buchhalterisch-statistisches Zahlenspiel. F.

HANSJULIUS SCHEPERS:

Die unsterbliche Landschaft — die Fronten des Weltkrieges

Heft 1: **Flandern.** 13 S. Text, 91 Abb., 2 Karten. — Heft 2: **Von Tannenberg bis Helsingfors.** 14 S. Text, 101 Abb., 2 Karten. — Heft 3: **Italienfront.** 15 S. Text, 91 Abb., 2 Karten. — Heft 4: **Vogesenkrieg.** 14 S. Text, 84 Abb., 1 Karte. — Heft 5: **Die serbisch-mazedonische Front.** 17 S. Text. 90 Abb., 2 Karten. — Bibliogr. Institut Leipzig 1934/35. Kartoniert mit Bildumschlag je 3,60 RM.

Unsterblich hat der Herausgeber dieses (noch nicht abgeschlossenen Bilderwerkes) — E. O. Volkmann — die Landschaften des Weltkrieges genannt — und unsterblich sind in der Tat die zu Morast gewordenen blühenden Gefilde Flanderns, die schwermütigen Weiten Rußlands, die Hänge des Wasgenwaldes, die Zinnen und Grate der Alpen und all die anderen Fronten, an denen deutsche Männer ihr Leben hingaben, geworden durch die unsterblichen Taten des deutschen Feldheeres. 4 Jahre hat die Hand der Zerstörung das Antlitz dieser Landschaft geformt, und doch ist sie dem Soldaten so etwas wie eine zweite Heimat geworden, die ihm durch 100 Bande des Todes und des Lebens schicksalhaft verbunden ist und bleibt. Die Natur hat die Runen im Antlitz der Kriegslandschaft geglättet. Was der ehemalige Soldat des großen Krieges heute vom Autobus der Reisegesellschaften aus sieht, ist Reiselandschaft mit „sorgfältig gepflegten historischen Erinnerungen" geworden, ist nicht mehr „seine Landschaft, verflucht und geliebt, erfüllt vom Geruch und Getöse des Kampfes, durchbebt vom Schrecken tausendfachen Todes —" (Volkmann). Die verdienstvolle Sammlung erfüllt aber nicht nur die Aufgabe, denen, die draußen waren, die Erinnerung wachzuhalten, sie zeigt daneben, wie die Landschaft die Kriegführung beeinflußt und die Lebensbedingungen der Truppe verändert, sie „dient zugleich auch dem heroischen Gedanken, der Deutschlands Zukunft trägt". Jedes der Hefte wird eingeleitet durch einen kurzen Textteil, der in ausgezeichnetem Stil, unter Verzicht auf allzuviel Einzelheiten ein packendes Bild der Kriegsvorgänge vermittelt. Die beigegebenen übersichtlichen Mehrfarbenkarten werden wirkungsvoll unterstützt und besonders anschaulich gemacht durch große Panoramen. Die technisch nicht einfache Einzeichnung der Stellungen in diese Rundbilder ist im allgemeinen gut gelöst, kleine Schönheitsfehler der einheitlichen Bezeichnung (z. B. Italienheft, S. 52/53) lassen sich noch ausmerzen. Die Bildauswahl ist im ganzen gesehen glücklich, einzelne Gruppenbilder könnten noch durch mehr landschaftlich betonte ersetzt werden (z. B. im Heft Tannenberg — Helsingfors), ebenso wie in den Bildunterschriften das Landschaftliche eine stärkere Hervorhebung gelegentlich vertragen könnte, um die Eigenart des Werkes gegenüber den schon vorhandenen Kampfbilder-Sammlungen u. ä. noch mehr herauszuheben.

HANS HUMMEL: Büchertafel

Orient

1. **Liddell Hart:** Oberst Lawrence, der Kreuzfahrer des 20. Jahrhunderts. 279 S., 1 K., 13 Abb. Deutsch v. Th. Lücke. Schlegel, Berlin 1935.

Unter vielen schlechten Lawrence-Büchern immerhin ein gutes, wenn auch weder nüchternes, noch gerechtes. Wiederum ist die politische Gestalt des Secret-Service-Mannes idealisiert und heroisiert. Und auch hier ist vergessen, daß Lawrence schließlich nicht der einzige Agent in Arabien war, und andere unter noch besserer Tarnung mit denselben ausgezeichneten Landeskenntnissen mindestens gleiches, vielleicht aber nicht so erfolgreiches getan haben. Aber dies Buch ist sehr lesbar und flott geschrieben und fußt auf guten Quellen. Noch besser aber liest man die eigenen Bücher von Lawrence, vor allem „Aufstand in der Wüste". Nebenbei: Lawrence ist tot, und mit dem britischen Weltreich bewahrt ihm die ganze Welt ein bewunderndes Andenken. Daß man um diesen Tod sensationslüstern Geheimnisse vermutet, geschieht in Unkenntnis des tiefen Gefühls des englischen Volkes und somit auch der englischen Regierung für Leben und Tod. Eine so geschmacklose Art der Tarnung trauen wir dem englischen Geheimdienst nicht zu.

2. **Robert Gradmann:** Die Steppen des Morgenlandes. In geogr. Abh., R. III, H. 6. 66 S., 2 K., 8 Abb. Engelhorn, Stuttgart 1934.

Auf einer pflanzengeographischen Forschungsreise in Palästina und Mesopotamien unter Mitarbeit von K. Gauckler aufgebaut, behandelt G. die Frage, ob sich die Urlandschaft des Morgenlandes von der heutigen Naturlandschaft etwa durch Klimaänderung unterscheidet und verneint sie, wie es alle deutschen Forscher im Gegensatz zu einigen amerikanischen tun. Eine wichtige historisch-geographische Arbeit.

3. **Alfons Gabriel:** Durch Persiens Wüsten. 272 S., 101 Abb., 1 K. Strecker & Schröder, Stuttgart 1935. Geh. RM. 13, Ln. RM. 16.

Das Forscherpaar G. hat auf einer neuerlichen Reise NO-Persien und vor allem die Große Kawir bereist und die Tagebuchergebnisse in einem mit schönen Aufnahmen ausgestatteten Bande niedergelegt, als neuen Bestandteil einer Landeskunde Persiens. Etwas störend wirken die dauernden Textsperrungen ohne ersichtlichen Grund.

Ferner Osten

1. **D. Fielding Hall:** Das Lieblingsvolk Buddhas. 328 S. Atlantisverlag, Berlin und Zürich 1935. Geb. RM. 2,85.

Das klassische Werk burmanischer Volks- und Kulturkunde hat eine billige Neuausgabe erlebt und erzählt nun einem größeren Leserkreis vom burmanischen Leben in einer innerlichen, aber unpathetischen Art. Viele Buddhalegenden sind in die Schilderung auflockernd verwoben.

2. **A. R. Lindt:** Im Sattel durch Mandschukuo. 272 S., 74 Abb., 3 K. Brockhaus, Leipzig 1934. Geh. RM. 4, Ln. RM. 5.

Von ausgezeichneten Eigenaufnahmen unterstützt, gibt L. eine humorvolle und spannende Beschreibung seiner Reporterreise durch die Mandschurei. Obgleich ohne Landes- und Sprachkenntnisse, hat er viel gesehen und wagemutig erlebt. Ein interessantes Reisedokument über Glück und Elend, Leben und Politik der Mandschurei.

3. **Ostasien im Luftverkehr.** Sonderheft der Ostasiatischen Rundschau. Okt./Nov. 1934. Wirtschaftsdienst, Hamburg.

Unter Beigabe von Streckenkarten Einzelaufsätze über die ostasiatischen Luftfahrtgesellschaften.

Afrika

1. **Günter Tessmann:** Die Bafia und die Kultur der Mittelkamerun-Bantu. 270 S., 1 K., 12 Abb., 500 Fig. Strecker & Schröder, Stuttgart 1934.

2. **Heinz Wieschhoff:** Die afrikanischen Trommeln und ihre außerafrikanischen Beziehungen. 148 S., 35 K., 68 Abb. Strecker & Schröder, Stuttgart 1933.

3. **Hans Himmelheber:** Negerkünstler. 77 S., 1 K., 33 Abb. Strecker & Schröder. Stuttgart 1935. Geh. RM. 2,80, Ln. RM. 4.

Drei Arbeiten rein ethnologischer und ethnographischer Art. Die wichtigste völkerkundliche Arbeit ist das groß angelegte Werk von T. (1), der Leben, Sitten und Gebräuche der äquatorialafrikanischen Bafia beschreibt und mit vielen Bildern zeigt. Für die vergleichende Kulturkunde ist dieser Band von gleichem Wert wie W. (2), der im Rahmen der Frobeniusschen Forschungsarbeit einzelne afrikanische Trommelarten beschreibt und mit den üblichen Trommeln anderer Erdteile vergleicht. Sehr wertvoll ist die eingehende Arbeit von H. (3) über die Berufskunst der Atutu und Guro der Elfenbeinküste. Besonders die abgebildeten Masken zeigen eine ideenreiche und fortschrittliche Volkskunst.

4. **Fritz Klute:** Allgemeine Länderkunde von Afrika. 298 S., 13 K. Hahn, Hannover 1935. Br. RM. 9.

In der von Wilhelm Meinardus herausgegebenen Allgemeinen Länderkunde der Erdteile hat K. den Afrikaband übernommen.

Er hat eigene Erfahrungen und Beobachtungen in diesem Handbuch so eingeflochten, daß aus der knappen Übersicht ein selbständiges Kompendium geworden ist, ohne daß der Rahmen der Reihe gesprengt wurde. Das übliche Länderkundeschema (Erdgeschichte, Morphologie, Klima usw.) ist eingehalten, aber der Anthropogeographie (Rassen, Staaten, Bevölkerung, Wirtschaft und Verkehr) ist erfreulich viel Platz eingeräumt. Zum Schluß unternimmt K. eine Aufteilung in die natürlichen Landschaften. Instruktive Karten stützen den Text.

5. **Carl-Theodor Klugkist:** Grundlagen und Entwicklungsrichtung der landwirtschaftlichen Erzeugung in der Südafrikanischen Union. In Ber. über Landwirtsch., N. F., 101. Sonderh. 95 S., 6 K., 14 Abb. Parey, Berlin 1935. Br. RM. 5,60.

Da Südafrika wegen seiner reichen Bodenschätze zu den wenigen teilindustrialisierten Ländern der Südhalbkugel gehört, steht auch seine Landwirtschaft vor anderen Aufgaben als in ausschließlich agrarischen Staaten. Eigenversorgung und Ausfuhr stehen im Vordergrund der Betrachtung von K., nachdem er über die boden- und sozialwirtschaftlichen Voraussetzungen und über die geschichtlichen Strukturveränderungen gesprochen hat. Immer wieder müssen wir auf diese wichtige, dankenswerte Reihe des Parey-Verlages verweisen.

Amerika

1. **Josef Stulz:** Die Vereinigten Staaten von Nordamerika. 339 S., 5 K., 8 Abb. Herder, Freiburg i. B. 1934. Geh. RM. 8,50, Ln. RM. 10,50, Hldr. RM. 13.

Ein Werk, das mit Fug und Recht dem klassischen „Schönemann" an die Seite gestellt werden kann und es in seiner klaren, geistesgeschichtlich fundierten Linie übertrifft. Jeder Band dieser Herderschen Reihe „Geschichte der führenden Völker" hat bisher positiven Widerhall gefunden, dieses Buch war aber direkt notwendig, da wir außer Schönemann und Luckwaldt, die in vielem veraltet sind, keine umfassenden Monographien der USA. besitzen. Auf langjähriger Kenntnis der vereinsstaatlichen Kultur aufbauend, vermittelt St. ein streng logisches Bild der soziologischen, wirtschaftlichen, politischen und ideologischen Entwicklung der USA. und weist mit Recht auf die Wandlung hin, die sich unter F. D. Roosevelts Führung vom Individualismus zum sozialen Nationalismus begibt.

2. **Friedrich Luckwaldt:** Der Aufstieg der Vereinigten Staaten zur Weltmacht. Göschen Nr. 1051. 176 S., 3 K. De Gruyter, Berlin und Leipzig 1935. Ln. RM. 1,62.

In der Reihe der „Ausbreitungs"bände der Göschensammlung (Haushofer, Maull, Preller usw.) veröffentlicht L. Fortsetzung und knappe Zusammenfassung seiner früher erschienenen Geschichte der USA. Er beginnt und endet mit der Monroedoktrin und ihren Auswirkungen. Dazwischen liegt ein Jahrhundert voller Entwicklung, dessen Zusammenhänge L. zu schildern hat. Das Bändchen ist fast rein historisch.

3. **Ernst Basch:** Das Wiederaufbauwerk Roosevelts. 250 S. Orell Füßli, Zürich und Leipzig 1935. Kt. RM. 6,40.

Eine dokumentarische Ergänzung zum letzten Teil des Stulzschen Buches (1) gibt B. mit einer genauen Darstellung der NIRA und NRA-Pläne, deren gesetzliches Scheitern Roosevelt nicht verhindern konnte. Für die Entwicklung der USA. zum sozialen Staat ist das gesamte gesetzgeberische Werk Roosevelts von besonderer Bedeutung. Der Erkenntnis dieser Entwicklung dient das vorliegende Buch.

4. **Carl M. Selle:** America and Germany against the world crisis. 20 S. Vereinigg. C. Schurz, Berlin 1935.

Was lag unter diesen unter (1) und (3) erwähnten Voraussetzungen näher, als einen Vergleich zwischen dem Gesetzgebungswerk des Nationalsozialismus und des Roosevelt-Programms zu ziehen! Eine kleine Broschüre zählt die wesentlichen Punkte des Vergleichs auf: zeitweise Hilfe, Agrarprogramm, Sozialgesetzgebung, Ostpreußen-Tennessy usw.

5. **Anton Wagner:** Los Angeles. 336 S., 14. K., 25 Abb. Bibl. Institut, Leipzig 1935. Ln. RM. 9,50.

Seit F. Leydens Monographie über Groß-Berlin ist diese Arbeit über die wohl interessanteste Großstadtentwicklung der Welt das zweifellos bedeutendste monographische Werk über die Geographie einer Stadt. Der Aufbau ähnelt in vielem dem bewährten Vorbild Leydens, rechnet aber mit ganz anderen kulturellen und historischen Voraussetzungen. Ein beinahe ungeheuerliches Literaturverzeichnis beweist die gründliche Arbeit, die hier an ein lohnendes Objekt verwendet wurde. Natur, Landschaftswandlung, erste Siedlungen, Großstadtbildung und heutiges Bild dieser an Größe der Fläche Berlin um ein Vielfaches übertreffenden Millionenstadt werden dargestellt, unterstützt von einer Reihe ausgewählter Kartenskizzen. Die große Hemmung, die die karge Natur der südkalifornischen Landschaft dem Aufbauwerk entgegensetzte, konnte, wie W. heraushebt, nur durch Fleiß und Willen der Einwohner überwunden werden.

Das diesem Heft beiliegende Werbeblatt des Verlages Wunderlich, Leipzig, wird Sie über wichtige geopolitische Werke unterrichten

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68 D.-A. III. Vj. 3800

HANS HUMMEL:

Der Mittelmeerraum

Die Fragestellung und ihre Umgrenzung

Die großen Teilräume der Kontinente sind in ihrer Geschlossenheit in den Mittelpunkt des politischen Blickfeldes gerückt, nachdem die Entwicklung der Militär- und Verkehrstechnik, der Wirtschaftsverflechtung und der Idee des über die politischen Grenzen herausgreifenden, völkischen Gesamtempfindens zu einer großzügigeren Ausschau des politischen Menschen führte, als es eine rein dynastisch und kirchturmsweit denkende Staatsführung der vergangenen zwei Jahrhunderte vermochte. So sind mit wechselweisem Beginn seit den letzten 50 Jahren Mitteleuropa, der russische Block, der Orient, der Donauraum, Iberoamerika feststehende Begriffe geworden, wie es früher aus dem Zufall oder dem natürlichen Zwang staatlicher Zusammengehörigkeit China, Indien und die USA. bereits gewesen sind.

Daß aber auch geschlossene maritime Räume in diese Reihe der Großräume der Erde gehören, Kernräume sein können und sind, also mit Fug und Recht eine Sonderbehandlung verdienen, hätte man zwar aus der Geschichte lernen sollen, hat man aber wieder vergessen, da die Versuchsobjekte der antiken Geschichte durch die politische Entwicklung äußerlich, wenn auch eben nicht im Grunde, untauglich geworden waren. Ohne daß man sich die Mühe machte, umzudenken, gab man zwar der schwedischen Blütezeit den Namen Ostseereich, betrachtete aber dieses Reich trotzdem nur aus der Perspektive des Landraumes und nahm den zwischen der Heimat Schweden und den eroberten transmarinen Gebieten gelegenen Streifen See gewissermaßen als gar nicht vorhanden. Diese Denkart hat ihren Ursprung in der französischen Anschauungsweise, die das Problem des überbrückten oder zu überbrückenden Meeresraumes nur vom technischen her anfaßte und es politisch einfach nicht spürte. Zwar hat die schwedische Staatsführung der Wasazeit die primärpolitische Bedeutung der Ostsee erfaßt und gewürdigt, aber die Berichterstattung des Kontinents hat die Energie zum Umdenken nicht aufgebracht, und so faßt man heute noch als typisches Beispiel mit den Namen „baltic sea" und baltische Lebensgemeinschaft den Ostseebereich zusammen, obgleich der Einzelbegriff des Baltikum nur eine kleine Teillandschaft bestimmt und auch ursprünglich keine maritime Deutung zuließ. Der Grundsatz des pars pro toto kann in diesem Zusammenhang nicht angewandt werden, denn er gilt nur, wenn der Teil gleichzeitig den Kern des Fragenbereichs trifft; es fehlte eben bei dieser Begriffsprägung am politischen Verständnis für die ungeheuer dynamische Zentralbedeutung des umschlossenen Meeresraumes selbst.

Nur der Sprachgeist und politische Instinkt der Antike hat uns im Lateinischen zwei Begriffe hinterlassen, die dem Lebensraum eines Meeres gerecht werden:

„mare internum" und „mediterraneus" = mittelländisch, d. i. länderverbindend, die Mitte der Länder. Durch die Überlieferung der alten Sprachen in den Schulen der abendländischen Welt ist der treffsichere Ausdruck erhalten geblieben und hat uns das Meer in der Mitte zwischen Europa, Afrika und Asien das Mittelmeer, den Franzosen die Méditerranée werden lassen.

Trotz dieses Begriffes aber ist uns die Auswertung des Wortes nicht zuletzt durch die Entwicklung der politischen Geschichte des Mittelmeeres abhanden gekommen, denn es gibt nur sehr wenige Bücher, die die Kernlage des Meeresraumes nachempfinden und tatsächlich bei der Betrachtung vom Meer selbst[1]) und dementsprechend bei Einzeluntersuchungen von den Meeresbecken und nicht von den Halbinseln ausgehen, wie es meist die Länderkundler getan haben, wenn sie aus einem Kontinentalempfinden heraus den Begriff „Südeuropa" prägten[2]).

Nachdem die mittelmeerischen Reiche der Antike durch den ungestümen Einbruch kontinentaler Völker aus Mitteleuropa und Asien zerfallen und die autochthonen, meergewohnten Völker des Mittelmeerraumes durch landsässige, meerfremde Eroberer in den Hintergrund gedrückt waren, wurde das Mittelmeer widersinnig zu einer Scheide zweier politischer Welten, quer durch das Meer verlief die Grenzlinie, die aus dem zentrifugalen, eigenständigen Bereich einerseits einen europäisch-, andererseits einen orientalisch-zentripetalen Raum machte. Das Mittelmeer wurde dadurch nicht nur eine Trennungsmarke, sondern auch eine der wesentlichsten Frontlinien, die das politische Geschehen Europas bis zum Wiedereintritt der autochthonen Völker des Mittelmeerraumes in die Geschichte, also ungefähr bis zur Wende des 18. Jahrhunderts, weitgehend bestimmte.

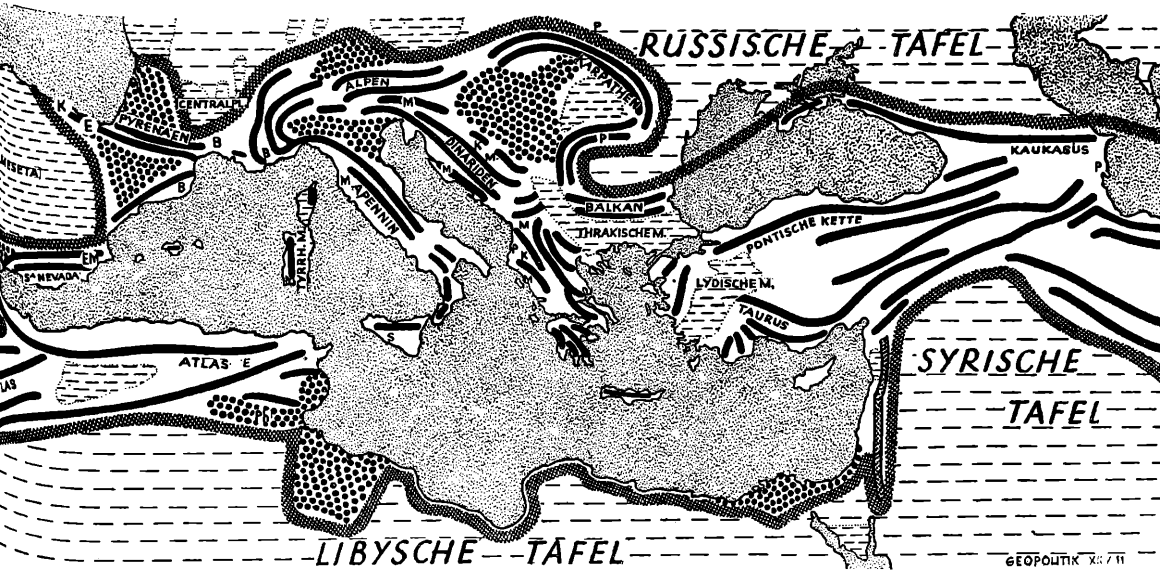
Nunmehr aber erhielt das Mittelmeer wieder seinen Namen zu Recht. Mit der afrikanischen Expansion Frankreichs und Italiens, mit dem meerbestimmten Herrschaftsanspruch der Engländer driftet der Gesamtbereich des Mittelmeeres wieder vom Schicksal des europäischen Kontinents ab und gewinnt sein eigenes Gesicht, das es nach dem germanischen und innerasiatischen Einbruch verloren hatte. In unserer Zeit, in der sich das Gefühl mittelmeerischer Lebensgemeinschaft durch die politische Idee Italiens erneut rührt, ist es notwendig, den Mittelmeerraum als politische und soziologische Gesamterscheinung zu betrachten, wozu dieses Heft und spätere Aufsätze an dieser Stelle eine Hilfsstellung geben wollen.

Die Begrenzungen seien klargestellt: räumlich werden sie aus allen geographischen und geopolitischen Komponenten begründet; zeitlich ist die Umgrenzung durch die

---

1) z. B. A. Philippson, Das Mittelmeergebiet, Leipzig 1922; Th. Fischer, Mittelmeerbilder, Leipzig 1913 — die grundlegenden Werke. Historisch P. Herre, Weltgeschichte am Mittelmeer, Potsdam 1930.

2) O. Maull, Südeuropa, Leipzig 1929, als wichtigstes Werk; mehr mediterran denkend: Th. Fischer, Die südeuropäischen Halbinseln, Wien 1893; M. J. Newbigin, Southern Europe, London 1934. Typisch aber andererseits trotz des Titels: M. Sorre-J. Sion, Mediterranée-Peninsules méditerranéennes, Paris 1934 (nur die südeuropäischen Halbinseln!)



Grenzen der tertiären Faltungszone — Tertiäre Faltengebirge
Tertiäre Grabenaufschüttungen — Nördliche und südliche Schollenregion
Rumpfflächen und Rumpfgebirge der alten Schollenregionen (M. = Masse).
E Eisen, M andere Metalle, K Kohle, P Erdöl, Ph Phosphate, B Bauxit, S Schwefel

Morphologische Grundzüge des Mittelmeerraumes — Die Bodenschätze des Mittelmeerraumes (nach Philippson und Sorre-Sion)

Wandlung von der Geschichtsferne zur Eigengeschichte, vom Meerfremden zum Meereingeborenen, durch die Wende des 18. Jahrhunderts etwa bestimmt.

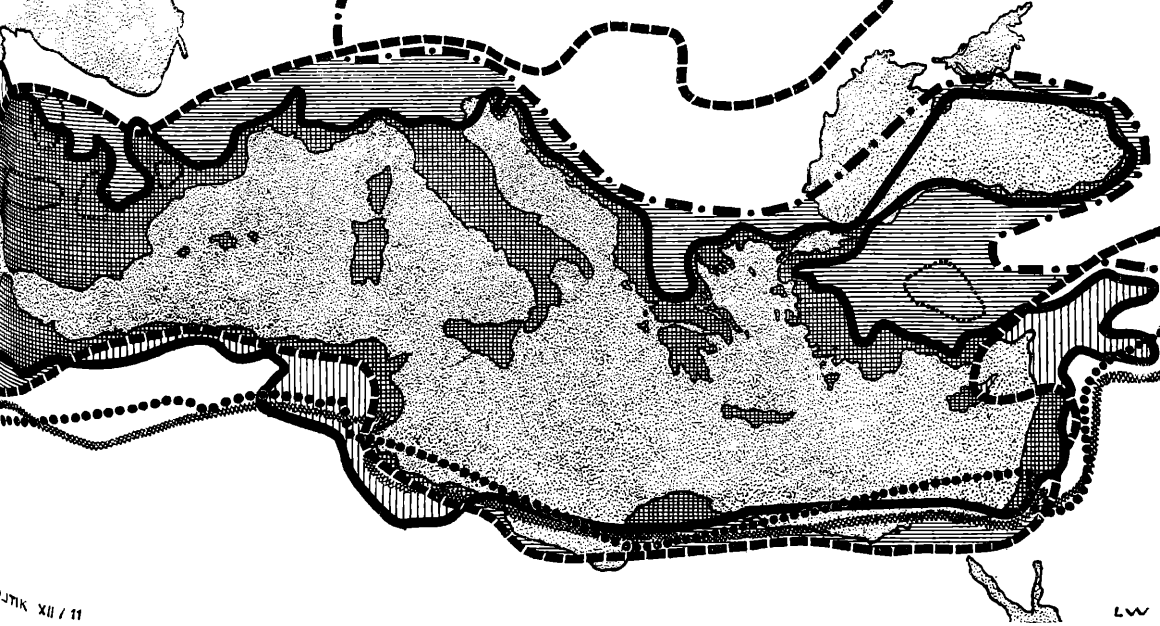
Gestalt und Grenzen des Mittelmeerraumes

Die Funktion physikalischer Erscheinungen für den Mittelmeerraum ist größer als für manchen anderen von der Wissenschaft geschlossen betrachteten Teil der Erde; die Geographie gibt hier zusammenschließende und nach außen abgrenzende wie auch trennende, das Gesamtbild zerreißende Argumente.

Das Mittelmeer selbst und seine Halbinseln und Küsten verdanken ihre Entstehung und heutige Form nur ihrer Lage innerhalb des großen nördlichen Gürtels der Faltungs- und Bruchzonen jüngerer geologischer Vergangenheit und dem Widerstand alter geologischer Massen, zu denen es großenteils eine Grenze bildet. Diese jungtertiäre Faltungszone, die sich von Südostasien bis Südspanien verfolgen läßt, ist im Norden und Süden von alten, längst eingeebneten oder zumindest stark abgetragenen Schollenländern begrenzt, die beide das Mittelmeergebiet berühren: das nördliche Schollengebiet reicht mit der russischen Tafel in der Ukraine bis an das Schwarze Meer heran und schneidet somit wenigstens nicht den Gesamtraum, wie es die südliche Schollenregion, die afrikanisch-indische zum Schaden der harmonischen und ausschließlichen Einheit der Mittelmeerländer tut. Die Zerklüftung und Zerteilung, die Halbinselformungen und die eingeschnittenen oder zumindest buchtenreichen Küsten ganz Südeuropas, Kleinasiens und der Atlasländer stehen in auffallendem Gegensatz zu der ruhigen, buchtenlosen Küstenform, die sich von den

Syrtenländern bis Palästina hinzieht und wüstenreiches Flachland, verkehrs- und menschenfeindlich, mit Ausnahme der anders entstandenen Nildeltaküste, direkt bis an das Meer treten läßt. Das Mittelmeergebiet hört also geographisch gewissermaßen vor dieser südöstlichen Küste auf, deren Hinterland, die libysche Tafel, seine direkte Fortsetzung in der syrischen findet. Jedoch ist die syrische Tafel, also die Wüsten Syriens, dann auch Mesopotamiens und Arabiens, durch den großen Grabenbruch in Syrien und Palästina vom Mittelmeer getrennt. Die Landschaften des syrischen Grabenbruches sind letzte Ausläufer der Bruchzone Ostafrikas, die teilweise von tertiären Schottern überdeckt wurden. Die erdgeschichtliche Fremdheit der libyschen und syrischen Tafel zum Mittelmeer fand vielfach ihren historischen Ausdruck im Einbruch kontinentaler Völker des Wüstengürtels in den mediterranen Bereich, da die Natur-, wenn auch nicht Verkehrsoffenheit der kargen Wüstengebiete die Stämme und Völker zur Eroberung paradiesischerer Gefilde anlockte. Daß zum Entstehen dieser Wünsche, teils aber auch ihrer Erfüllung, das Niltal hilfreiche Hand bot, hat die dauernde und manchmal sehr kräftige Eigenstaatlichkeit des Niltales bewiesen, die für das politische Geschehen am Mittelmeer oft schon den Beitrag geliefert hat, wie er heute klar ersichtlich ist; drei morphologische Großformen treffen sich am Nildelta und bezeichnen rein geographisch die Schlüsselstellung dieses Landes für einen großen Teil der Weltpolitik: die große Faltungszone liefert das Meer und somit indirekt die Küste, das Land selbst liegt mitten im Wüstengürtel der saharisch-arabischen Tafelregion, und die ostafrikanische Vulkan- und Bruchzone des abessinischen Hochlandes und des ostafrikanischen Grabens steuert mit dem Wasser des Nils die Lebensmöglichkeit bei.

Eine dem morphologischen Aufbau nach ähnliche Einheit wie die der südlichen Wüstenregion zieht sich in Form von aneinandergereihten Schollen und Tafeln, zu Rumpfgebirgen geschrumpften Gebirgsmassiven am Norden des Mittelmeergebietes entlang und erreicht dessen direktes Einzugsgebiet am Schwarzmeerufer der Ukraine und ähnlich nah herantretend am französischen Zentralmassiv. Der nördliche und der südliche Schollengürtel, mit seinen älteren, wenig gefalteten und ruhig-platten Formen, engt die Zone des äußerst bewegten Reliefs, der jungen Faltungen, Überschiebungen, Brüche und Verwerfungen ein und erklärt auch das Entstehen dieser Zone durch seine seitliche Druckwirkung zum Teil. Der wesentliche und bestimmende Teil des Mittelmeerraumes gehört zu diesem unausgeglichenen, jungen Faltensystem: der Nordosten und der Süden der iberischen Halbinsel, die französische Bergküste, Alpen, Apennin und Poebene, die dinarischen Gebirge, Karpathen und ungarische Ebene, Balkan und griechische Gebirge, Teile Kleinasiens, vor allem der Taurus, der Kaukasus, in Nordafrika der weitaus größte Teil der Atlasketten. Zwischen all diese Ketten ist das Mittelmeer mit seinen unregelmäßigen Becken eingebrochen, das Wasser hat die eingetieften Gebiete und Senkungen einmal mehr und einmal weniger überflutet und so schließlich das Meeresbild geschaffen,



Die Klima- und Vegetationseinheit des Mittelmeerraumes

das uns geläufig ist, aber noch zu prähistorischen Zeiten ein erheblich anderes Gepräge hatte. Die Unruhe der Oberflächengestalt findet ihren sichtbarsten Ausdruck in den vulkanischen Schütter- und Kraterzonen, die sich längs der italienischen Küste hinziehen und rings die Ägäis bekränzen. Versinkende und auftauchende Inseln, gewaltige Vulkanausbrüche, zerstörende Seebeben lassen erkennen, daß die Landbildung des Mittelmeerraumes noch nicht zur Ruhe gekommen ist.

So ist also morphologisch der Mittelmeerraum durch den europäisch-orientalischen Anteil an der tertiären Faltungszone grob umgrenzt, angefangen vom kurdisch-armenischen Hochgebirgsknäuel, schwingt sie sich über einen nördlichen Bogen (Karpathen) und einen südlichen (Atlas) zum Atlantischen Ozean. Die gesamte Zone umfaßt sehr verschiedenartige, immer aber sehr zerrissene Gebiete menschenfreundlicher und -feindlicher, verkehrsoffener und sperrender, wirtschaftsgünstiger und wirtschaftsungeeigneter Natur, je nachdem die Ränder zwischen Falten und Meer oder Tiefebene Platz lassen für fruchtbare Aufschüttungen und Siedlungen, je nachdem die Gebirge in der Richtung ihres Streichens den Zugang zum Meer eröffnen oder die Küste vom Hinterland abschließen.

Zwar hat innerhalb des großen Begriffs der Faltenregion das Mittelmeergebiet weder eine abgesonderte noch eine bestimmende Bedeutung, sondern geht in dem großen Ganzen auf, ohne als Teil bezeichnet zu sein. So löst erst die Einheit von Klima und Vegetation den eigentlich mittelmeerischen Raum der

Faltenzone aus dem Gesamtbild und gibt mit seinen Erscheinungen die notwendige Begriffseinengung, indem nämlich hier der zentrale Meeresraum in seine ausgleichende und vereinheitlichende Funktion tritt.

Im Norden und im Süden spalten sich auf Grund ganz unterschiedlicher Klimaerscheinungen eine Reihe von Grenzgebieten vom einheitlichen Mittelmeerklima, somit als nicht zum Mittelmeerraum gehörig, ab: Von der iberischen Mittelmeerküste trennt sich sowohl die altgebaute Meseta, die Mitte des Landes, mit ihrer ariden und fastariden, nach Nordafrika weisenden Klimaerscheinung, als auch die atlantische Küste Galiciens, Nordportugals und des Baskenlandes mit ihrem ausgesprochen atlantischen Klima, das Regen zu allen Jahreszeiten bringt. Dasselbe Regensystem pflanzt sich bei gleicher Herkunft über das französische Zentralmassiv, über die Alpen und ihre östlichen Ausläufer, Dalmatien und die Karpathen fort, um sich hier mit dem zweiten, nicht mittelmeereigenen Klimatyp, dem kontinentalen, zu begegnen. Vom kontinentalen Rußland bricht ein sehr ausgeprägtes Klima mit heißen Sommern und kalten Wintern in die ungarische Ebene, die Walachei und die nördlichen Randgebiete des Schwarzes Meeres und trennt somit den Einzugsbereich der mittleren und unteren Donau ebenso wie einen Teil der Kaukasusvorländer aus der europäischen Faltenregion klimatisch heraus. Die nördliche, das Mittelmeergebiet aus der europäischen Faltenzone lösende Linie wird etwa im Nordwesten durch die 22^0-Isotherme des Juli, im Nordosten (begründet durch den Einfluß der kalten Winter) durch die $\pm 2^0$-Isotherme des Januar festgelegt.

Im Süden zeichnet sich diese Klimagrenze des Mittelmeeres vor allem durch die Linie des Beginns faktisch arider Länder, die etwa mit der südlichen Begrenzung des Gebietes von mehr als 35 cm jährlichem Niederschlag gekennzeichnet wird. Auch hier bringt das Klima in die morphologische Zweiteilung des Beobachtungsgebietes insofern eine Berichtigung, als es das Plateau von Barka aus dem Wüstengürtel herausnimmt und dem Mittelmeerraum zurechnet.

Der solcherart eingegrenzte Raum mittelmeerischen Eigenklimas[1]) hat als wesentliches Merkmal regenlose oder regenarme, heiße Sommer, milde, verhältnismäßig regenreiche Winter und beweist dadurch die klimatische Eigenständigkeit des Meeresraumes, der nicht als Teilbecken des angrenzenden Ozeans zu betrachten ist und seine Küsten sowohl vor atlantischem als auch kontinentalem Klima bewahrt. Sehr stark wird das Mittelmeerklima durch eigentümliche lokale oder auch allgemeine Windsysteme mit ganz verschiedenen Entstehungsarten bestimmt, so daß man das Gesamtklima gelegentlich schlechthin als Etesienklima nach einer besonderen Windrichtung bezeichnet hat. Die Bekanntheit etwa der Namen Bora, Scirocco, Leveche und Mistral beweist die Wichtigkeit dieser Winde.

Naturgemäß hat die Vegetation die primäre Verbindung zwischen Morphologie

1) Th. Fischer, Studien über das Klima der Mittelmeerländer, Gotha 1879 (klassisch!).

und spezifischem Klima geschaffen, da sie sich zwischen nackten Kalkfelsen mit schneller Austrocknung und fruchtbaren Ebenen und Aufschüttungskegeln, zwischen Kälte und Hitze, zwischen zu starker Feuchtigkeit und großer Trockenheit die Existenzmöglichkeit suchen mußte. Die Vegetation ist das äußerlich sichtbarste Dokument mittelmeerischer Zugehörigkeit und ist im Norden von der europäischen Waldregion, im Süden von dem afrikanischen Dattelpalmengebiet deutlich abgegrenzt. Zwar schließen sich Korkeichen und andere Arten zu Waldungen zusammen, aber der Gesamtcharakter ist waldlos. Strauchvegetation, durchsetzt von den niedrigstämmigen und vielverzweigt-strauchähnlichen Bäumen der Oliven-, Apfelsinen- und Zitronenpflanzungen, zieht sich über alle Küstenländer des Mittelmeeres und schließt nur Teile des Schwarzen Meeres und allzu aride Gebiete Nordafrikas aus. Die Leitpflanze der Mittelmeervegetation ist der Ölbaum geworden, dessen Einzugsgebiet typisierend den Raum der Mittelmeervegetation umreißt [1]). Aus allen geographischen Komponenten gemeinsam, aus den Kennzeichen von Morphologie und Geologie, von Regen und Temperatur, von Vegetation und Tierwelt, in der etwa die Ziege die Rolle des kennzeichnenden Haustieres übernimmt, schält sich der geographische Begriff des Mittelmeerraumes ab, der — wie selten ein geographischer Raum der Erde — mit seiner Geschlossenheit dem politischen Begriff des Mittelmeerraumes eine festgefügte, nie endgültig zu zerreißende natürliche Untermauerung gibt.

Mensch und Kultur des Mittelmeerraumes

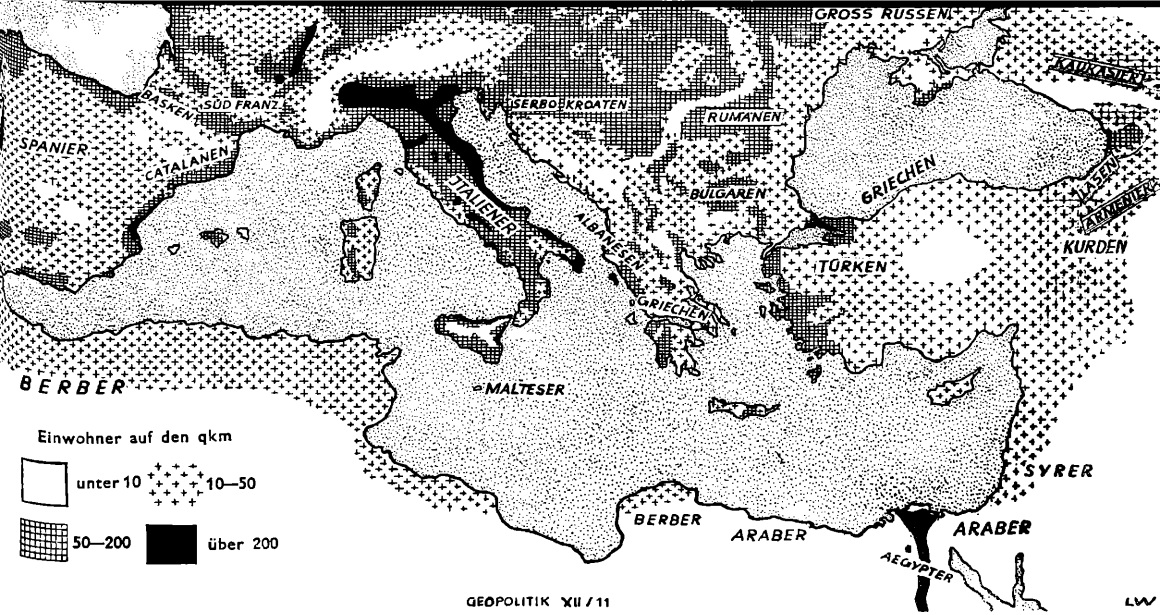
Die Küste eines Meeres, an das die Völkerwellen dreier Erdteile branden, muß in seiner Bewohnerschaft notwendig die Vielzahl dieser Rassen und Völker widerspiegeln. Die Überbrückungsentfernungen des Mittelmeeres waren schon zu groß, um in der Zeit volklicher Seßhaftmachung alle an das Mittelmeer kommenden Völker wie in einem Schmelztiegel aufgehen zu lassen, wozu die naturgegebene Einheit der einzelnen Lebensformen aus Klima und Landschaft unweigerlich geführt hätte, wenn nicht die Verkehrstechnik eben dieser Zeit zu wenig durchgebildet gewesen wäre, der die See einen zunächst unüberwindlichen Widerstand entgegensetzte. So geschah die Landnahme aller an das Mittelmeer wandernden Völker, soweit diese Wanderungen aus einem rückwärtigen Wanderdruck oder auch nur Wanderwunsch, nicht aber aus politischen Motiven geboren waren, unter Vernachlässigung eines von vornherein umfassenden Mittelmeerzieles. Im Gegenteil, abgesehen von dem Wunsch, in einem geschlossenen Landstrich an den fruchtbaren Gestaden des Meeres seßhaft zu werden, empfand man die Küste, durch den Stand der Seekriegstechnik vollauf dazu berechtigt, als eine gänzlich sichere Schutzlage. Erst der schnell aufstrebende Schiffsbau einiger auf diese Weise ans Mittelmeer geratener unternehmungslustiger Völker belehrte die anderen eines besseren. Trotz

1) M. Rikli, Lebensbedingungen und Vegetationsverhältnisse der Mittelmeerländer und der atlantischen Inseln. Jena 1912.

dieser Entwicklung aber übernahmen neu in den Bannkreis des Mittelmeeres hineinstrebende Völkerschaften nicht diese Grundgedanken des Schiffsbaus, die eben erst dem Instinkt durch Seßhaftigkeit autochthon gewordener Völker entsprangen, sondern immer wieder wurden die Randvölker des Mittelmeeres auf dem Landwege überwandert. Häufig in der Geschichte wurden dabei aus irgendwelchen Gründen eingesessene Völker nicht auf dem Wanderweg liegender Halbinseln oder sonstiger abgelegener Gebiete vergessen und vermehrten teils als Ureinwohner, teils als Relikte der ersten Zuwanderungen die Vielzahl der Völker, wie sie sich aus den letzten Eroberungen, nach allen Variationsmöglichkeiten erfolgten Assimilierungen oder aus rassischem, oft auch nur sprachlichem Aufsaugen für die Gegenwart ergab.

Die in Kleinlandschaften, Inseln und Halbinseln, Gebirgsräume und Buchtebenen zerrissene Formung der übergeordneten geographischen Einheit widersetzte sich also in Verbindung mit der Meerfremdheit der Zuwanderer einer rassischen Einheit des Mittelmeerraumes. Zwar herrscht rings um das Mittelmeer die weiße Rasse, die europäide, die Merkmale der Menschen, aber die Unterschiede der großen Untergruppen der europäiden Rasse sind zu weitgehend, als daß sich ein einheitlicher Körpertypus abzeichnen könnte: die mittelländische (West- und Nordwestküsten, Italien, Griechenland), die vorderasiatische (Kleinasien), die orientalische (Araber, Juden), die nordafrikanische (Berber) und starke Zuschüsse der nordischen, dinarischen und praktisch aller anderen Untergruppen der europäiden Rasse, nachdem die Völkerwanderung auch jene Gruppen aus Mitteleuropa ans Mittelmeer getrieben hatte. Zum Teil wurden diese Völker nun wieder durch gänzlich unverwandte Rassenelemente mongoloiden oder negroiden Ursprungs überdeckt (Türken, Verniggerung der Berber und anderer orientalischer Völker). Andererseits blieben Reste einer vorher vorhandenen europäiden (?) Urrasse an einigen abgelegenen Wohnorten (Basken, Iberer, Kaukasier) bestehen. Die Assimilierung der sich überwandernden Völker entstand in der Hauptsache durch zwei Entwicklungen: entweder prägten die Eroberer ihre rassischen Merkmale überwiegend der unterworfenen Bevölkerung auf, oder die Merkmale der Eroberer verschwanden bis auf geringe Reste auf Grund der Anpassung an Landschaft und Lebensform des unterworfenen Volkes (daraus resultiert z. B. der Anspruch der Türken, zur europäischen Rasse gerechnet zu werden, zweifellos zu Recht).

Der Mittelmeerraum liegt mit unwesentlichen Ausnahmen im Bereich der weißen Rasse im weiteren Sinne, und sogar der einzige wahrhaft fremdrassige Einbruch der Turkvölker ist rassisch zum Großteil durch die unterworfenen weißen Rassen Kleinasiens aufgesogen, so daß heute ernsthafte türkische Forscher die Entwicklung des türkischen Volkes allein aus der Weißrassigkeit der Hetiter und Phöniker erklären, deren wahre Herkunft jedoch noch im Dunkel sehr früher Geschichte liegt. Während die geographische Grenze der Wüstenzone gleichzeitig ungefähr die Grenze der weißen Rasse gegen die schwarze überhaupt ist, fließen die einzelnen europäiden



Völker und Besiedlung des Mittelmeerraumes (nach Philippson)

Rassengruppen des Mittelmeerraumes nach Norden in das europäische Gesamtbild ein, ebenso wie nach Osten sich die Grenzen gegenüber dem asiatischen Rassenherd verwischen.

Die Tatsache, daß neben sehr verschiedenem körperlichem Aussehen doch die starke Gemeinsamkeit der Lebensform und sozialen, wirtschaftlichen und politischen Lebensäußerung im Bereich des Mittelmeeres spürbar wird, ist einzig und allein der überragenden zentralen Klimafunktion des Meeres zuzuschreiben, die der Vegetation ein ebenmäßiges Bild gab und teils einen Ausgleich des zerrissenen Reliefs der Faltenzonen, teils sogar einen Ausgleich der beiden großen tektonischen Gegensätze schuf. Neben seiner Klimawirkung hat das Meer auch seinen direkten Einfluß auf Wirtschaftsform und politische Aufgeschlossenheit ausgeübt, der allen Meeranrainern gleichmäßig in der ganzen Welt erwächst.

Der mittelmeereigene soziale Raum trennt aus seiner Geschlossenheit nur jene hochgelegenen Gebiete der einzelnen südeuropäischen Halbinseln ab, die, wie gewisse Teile des Apennin, einen beinahe mitteldeutschen Landschafts- und Wirtschaftscharakter besitzen und die, wie einige Teile der Balkanhalbinsel, fast alpine Züge tragen. In diesen Höhenlagen hat Wirtschaft und Lebensform, aufgebaut auf der durch kümmerliche Pflanzendecke nur kärglich entwickelten Viehwirtschaft, ein gänzlich anderes Gesicht als in den tieferen Lagen, den Buchten, Ebenen und Gebirgsrändern rings um die Mittelmeerküsten, die den sozialen Raum des Mittelmeeres bilden. Da aber das Meer selbst so eng in den Gesichts- und Lebenskreis der Küstenbewohner gerückt ist, so gehört es naturnotwendig selbst zum sozialen Raum und unterscheidet hierdurch den Mittelmeerraum von den anderen nicht so ausschließlich maritimen Großräumen Europas, denen das Meer oder der große See ihres Einzugsgebietes sozial nur als Fremdkörper eingelagert zu sein scheint. Nicht

nur der wesentliche soziale Wert der zum Lebensinhalt ganzer Küstenstriche des Mittelmeeres ausgeweiteten Fischerei und Schiffahrt beweisen diese Einschließlichkeit des Meeres selbst, sondern der Zwang zur Meeraufgeschlossenheit und Meererkenntnis, wie er aus der Notwendigkeit eines ungehemmten Nachbarverkehrs entstand, aus der ausgesprochenen Meereslage der Buchten, die so oft im Mittelmeerraum durch die vorspringenden Kaps rechtwinklig in das Meer streichender Gebirgsfalten selbst auf ganz geringe Kilometerentfernungen landverkehrsgehemmt voneinander getrennt sind. So entwickelte sich zuerst zwangsläufig, dann aber sehr bewußt aus politischer Erfahrung eine fast amphibische Lebensgemeinschaft oder zumindest gemeinsame Lebensform rund um das Mittelmeer, bestärkt durch die weit vorspringende, zerrissene Gestalt der südeuropäischen Halbinseln und durch die Vielfalt der mittelmeerischen Inselwelt.

Der nivellierende Einfluß des Klimas hat eine eng zusammenhängende, soziologische und wirtschaftliche Wirkung ausgeübt. Er prägt sich vor allem siedlungsgeographisch aus: daß nämlich im gesamten Mittelmeergebiet die Stadtsiedlung oder zumindest sehr große Dorfsiedlungen überwiegen, ist hauptsächlich durch die von Norden nach Süden mit der Verschärfung der Sommertrockenheit wachsende Oasierung der Siedlungen zu begründen, d. h. daß die Siedlungen sich notwendig um die wenigen stets laufenden Quellen scharen mußten und die Ausstreuung in einer wasserarmen Ebene vermieden. Zugleich aber suchten diese Siedlungen die klimatisch begünstigten Berglehnen, an denen sie aus der stickigen Luft der Kleinebene oder des Tales befreit waren. Diese kleinen Talebenen sind oft durch die hohen Aufschüttungen des bei Hochwasser ungeheure Kalkschuttmassen führenden Flusses versumpft und brüten in feuchter, heißer Luft Malaria und die verschiedensten Sumpffieber aus, denen man durch die Höhenlage der Siedlungen entgeht, wie man ebenfalls dadurch die zerstörende Gefahr des Hochwassers während der Winterregen vermeidet. Verschiedene andere Faktoren stärken den Urbanismus des Mittelmeergebietes: 1. zwingen Kammerung in kleine Buchten und Talebenen zu einer städtischen Zentralisierung, die eine Marktzentrale, durch Höhen getrennt, neben die andere legt; 2. verlangt die Schiffahrt ein ausgebautes, alle Handelsbedürfnisse befriedigendes Hafensystem; 3. suchen auch die großen Ackerbausiedlungen in der enggebauten, meist hochgelegenen Stadtlage einen vorzüglichen Wehrschutz; 4. übt die mittelmeerische Agrarverfassung mit der Bevorzugung des Großgrundbesitzes über weite Strecken eine urbanisierende Wirkung, da der Grundherr gerne die ihm Zugehörigen an einem Platz versammelt.

Psychologisch und soziologisch ergibt sich für eine so stadtkonzentrierte Bevölkerung eine ganz andere Struktur als etwa für die Bewohnerschaft des nordwestdeutschen Streusiedlungsgebietes. Beherrscht dort schon durch die örtliche Abgeschlossenheit der Höfe, durch die Weite der nachbarlichen Entfernungen das Prinzip der Schweigsamkeit und des langsamen Abwägens, der Starrköpfigkeit und des be-

wußten Willenseinsatzes die Menschen, so bewirkt das Aufeinanderwohnen im Mittelmeerbereich gegenteilig eine gesteigerte Aufgeschlossenheit, Mitteilsamkeit, eine Veröffentlichung des Privatlebens, Anpassung an das Mehrheitsdenken (dadurch auch das demokratische Empfinden in fast allen Mittelmeerländern), Lebhaftigkeit und Wendigkeit, Redelust bis zur Verlogenheit aus einem übersteigerten Erfolgsverlangen, das schnell zur gar nicht bös gemeinten, aber in der Eitelkeit begründeten Demagogie führt. Das zu allen Jahreszeiten erträgliche, wenn auch manchmal heiße Klima befördert diese Tendenz des ausschließlich öffentlichen Lebens des einzelnen, im besonderen des männlichen Teiles der Bevölkerung, die Straße wird zum Schauplatz des gesamten öffentlichen und privaten Lebens; in seinem Haus hält sich der Mann nur auf, um zu ruhen, zu essen oder sich den notwendigsten Familienpflichten zu widmen. Aber auch diese rein privaten Tätigkeiten stehen praktisch unter der Beobachtung der Straße, denn einmal sind die Häuser, dem Klima angepaßt, leicht gebaut, mit großen Veranden und Vorplätzen versehen, zum anderen aber verlangt das Aufeinanderwohnen eine natürliche und selbstverständliche Gastfreiheit, die großzügig und ehrlich erfreut gewährt wird. Das weitverbreitete Benutzen dieser Gastfreiheit führt zum Einblick in die einzelnen Familienverhältnisse und dadurch zu einer ausgeprägten Moralisierung des Familienlebens, das Treue und Ehre fordert und erhält. Allen diesen mittelmeerischen Lebensgrundsätzen hat auch die Islamisierung Nordafrikas mit seinen nach der Straße abgeschlossenen Hausbezirken nicht viel wesensändernden Abbruch tun können.

Da das Klima zur Bescheidenheit in den wirklichen Lebensbedürfnissen erzieht (Nahrung, Kleidung, Hausbau und Öfen), nivelliert es auch Klassen- und Bildungsgegensätze so weit, daß soziale Kämpfe nur in geringem Maß entbrannt sind und höchstens auf einer schwierigen Agrarverfassung beruhten. Geringschätzung der Arbeitsnotwendigkeit und Bettelei sind immer ein Zeichen verschwenderisch verteilender und das Leben leicht machender Landesnatur.

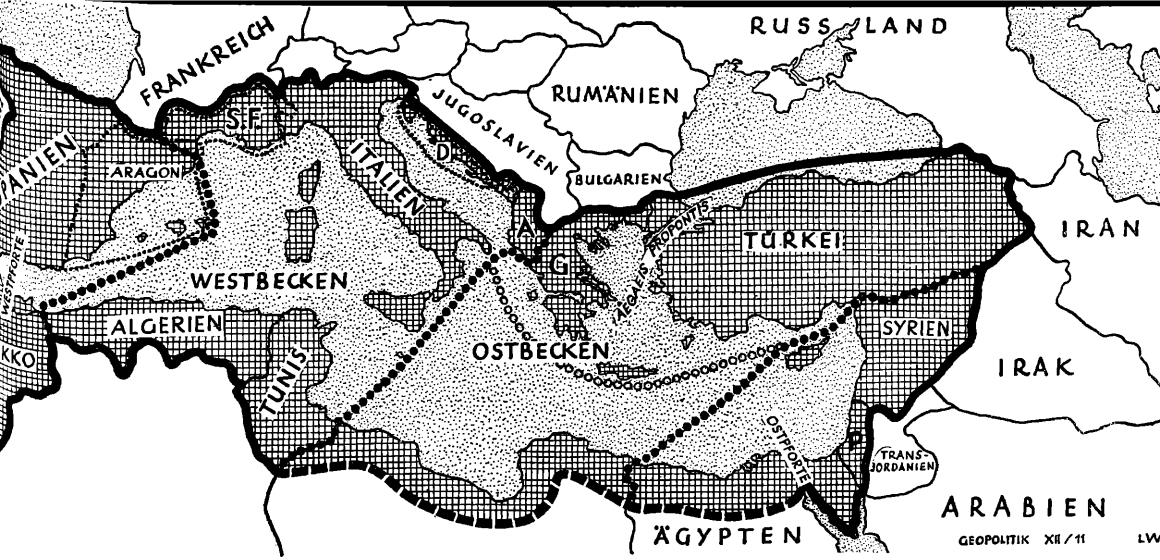
Abgesehen von wenigen regenreicheren Ebenen und Küstengebieten (Languedoc, Dalmatien zum Beispiel) bestimmt die Sommerdürre die Wirtschaftsform, die in genialen Bewässerungssystemen in den Tal- und Ebenenlandschaften eine intensive Landwirtschaft hervorrief, die den Bedarf der sich verdichtenden Bevölkerung fast ohne weitläufigen Austausch zu decken vermag. Ist einmal das Bewässerungssystem geschaffen, so bedarf das von allein wachsende Feld nur noch der Erhaltung dieser Wasserquelle, deren Gestaltung die zu politischer Gemeinschaft erziehende Arbeit aller in dem Gebiet wohnenden Bauern war und ist.

Daß die direkten und indirekten klimatischen und maritimen Faktoren in Verbindung mit der buchten- und tälerbildenden Gebirgszerfurchung des Gesamtbereichs eine Akkumulierung der Bevölkerung in kleinen und kleinsten Landstrichen bewirkten, ist bereits durch die Karte der Bevölkerungsdichte hinreichend formuliert. Starke Bevölkerungsdichten in den Küstenbuchten und Küstenebenen, in den

Flußniederungen und Gebirgstälern umkränzen in einem fast geschlossenen Kreis, der nur durch die Unbewohnbarkeit der Libyschen Wüstenküsten unterbrochen wird, das Mittelmeer. Mit Ausnahme der Poebene erfaßt ein schmaler Küstenstreifen ringsherum den weitaus größten Teil der Gesamtbevölkerung, denn in diesem Streifen ist der Kulturboden des Mittelmeerraumes schlechthin begriffen. Sobald nach Norden eine gleichmäßigere Verteilung der Bevölkerung, z. B. in Mittelfrankreich oder im Donaubecken, in der Walachei und in der Ukraine, einsetzt, ist die Grenze des mittelmeerischen Einzugsbereiches überschritten, wenn auch die politische Formung gelegentlich an diesen durch Landesnatur, Klima und Meereswirkung bestimmten Grenzen nicht haltmacht.

So erhebt sich die Frage nach der politischen Umgrenzung des Mittelmeerraumes. Die Grenze wird eindeutig durch die Frage bestimmt, ob die einzelnen Staaten ohne Anteil am mittelmeerischen Leben existenzfähig sein würden. Fraglos gehören also zum Mittelmeerraum: Italien, Algerien, Tunis, Libyen, Albanien, Griechenland, die Türkei, Syrien, Palästina und Ägypten. Unzweifelhaft sind aber auch jene Staaten einzurechnen, die mit einigen Gebietsteilen Anrainer des Mittelmeeres sind und ihre heutige Gestalt ohne den Anteil am Mittelmeer nicht auf die Dauer erhalten könnten, wie die historische Eigenlebigkeit ihrer Mittelmeerprovinzen oft genug bewiesen hat: Spanien (Aragon, Granada, Katalonien), Frankreich (Languedoc, Provence), Jugoslawien (Dalmatien, venetische Kolonien), Bulgarien (Thrakien, Makedonien). Indirekt erweitert sich aber der Mittelmeerraum politisch durch den Einzug des Schwarzen Meeres, das Rumänien und Rußland, Staaten mit wenig mittelmeerischen Küsten, den Zugang im einen Falle überhaupt zum Weltmeer, im anderen zum erstrebten warmen Meer verschafft; ebenso begreifen die östlichen und westlichen Pfortenlandschaften indirekt einerseits die Staatenbildungen des Orients, Irak, Arabien, Jemen und die Rotmeer-Kolonien, andererseits Portugal und Marokko mit ein. Diese Randstaaten des Mittelmeerraumes erleichtern insofern die politische Unterteilung des Gesamtgebietes, als sich mit ihrer Hilfe leicht die großen Pfortengebiete abzeichnen, die westliche, iberisch-marokkanische, und die östliche, orientalisch-ägyptische Pforte. So verbleiben die Teilräume: das westliche Mittelmeerbecken einschließlich Tyrrhenis und Adria, abgeteilt durch die Meerengen von Sizilien, Messina und Otranto vom östlichen Becken, dessen nordöstlicher, ägäisch-propontischer Teil durch seinen Inselreichtum und durch seine direkte Beziehung zum Schwarzen Meer seine eigenlebige Struktur erhält.

So ist der Mittelmeerraum politisch ähnlich, ja verblüffend gleichartig umrissen, wie es die geographische und klimatische Begrenzung vorgezeichnet hat. Damit wird die Lebenseinheit und Naturgleichheit des Mittelmeergebietes, durch das Meer selbst überragend bestimmt, auf die politische Einheit der Völker grenzgleich übertragen, deren Schicksal das Schicksal ihres Meeres ist.



Der politische Mittelmeerraum und seine Begrenzung

Abteilungen der Becken und Pfortenlandschaften

Abgrenzung des ägäisch-propontischen Raumes als eines Teilraumes des Ostbeckens

Gebiete früherer politischer Selbständigkeit als Dokument der Zugehörigkeit zum politischen Kernraum des Mittelmeeres. S.F. Südfrankreich (Languedoc, Provence, Toulouse), D Dalmatien, M Montenegro, A Albanien, G Griechenland, P Palästina

Der politische Mittelmeerraum

1. Als grundlegende geographische Werke sind wichtig: 1. A. Philipson, Das Mittelmeergebiet. Leipzig u. Berlin 1922. — 2. M. Sorre und J. Sion, Méditerranée — Péninsules méditerranéennes, Bd. VII der Géographie universelle. Paris 1934, bisher nur erster Teil, in dem aber die wesentlichen allgemeinen Aufsätze enthalten sind. — 3. O. Maull, Länderkunde von Südeuropa. Leipzig und Wien 1929, sehr eingehende geographische Arbeit über die drei südeuropäischen Halbinseln. — 4. M. J. Newbigin, Southern Europe. London 1934. — Klassisch ist 5. Th. Fischer, Mittelmeerbilder, 2 Bde. Leipzig und Berlin 1908 und 1913, eine sehr geistvolle, heute in manchem überholte Aufsatzreihe über verschiedenste Probleme des Gebietes. — Interessant zum Vergleich 6. C. Böttger, Das Mittelmeer. Leipzig 1859. — Über Teilgebiete der geographischen Darstellung sind im besonderen heranzuziehen: Zur Geologie und Morphologie 7. P. Ternier, Les problèmes de la géologie tectonique dans le Méditerrané occidentale. Paris 1911. — und die sehr spezielle Arbeit von 8. F. Kossmat, Die mediterranen Kettengebirge. Leipzig 1921. — Zum Klima: Klassisch 9. Th. Fischer, Studien über das Klima der Mittelmeerländer. Gotha 1879, mit ausführlichen Berechnungen. — Ferner über eine Sonderfrage H. Leiter, Die Frage der Klimaänderung während geschichtlicher Zeit in Nordafrika. Wien 1909. — Über den Einfluß der Winde vor allem 11. A. Bénévent, Bora et Mistral, Ann. de Géogr. Paris 1930 — und 12. H. Krugler, Die Windverhältnisse im östlichen Mittelmeer. Berlin 1912. Über die Vegetation: botanisch sehr ausführlich, aber mit guten Karten 13. M. Rikli, Lebensbedingungen und Vegetationsverhältnisse der Mittelmeerländer und der atlantischen Inseln. Jena 1912. — Sehr interessant 14. Th. Fischer, Der Ölbaum. Gotha 1904. — 15. M. Koch, Beiträge zur Kenntnis der Höhengrenzen der Vegetation im Mittelmeergebiet. Halle 1910. — Über rein anthropogeographische Fragen unterrichten außer den obengenannten Handbüchern 16. A. Brunialti und St. Grande, Il Mediterraneo. Turin 1924—1927, 3 Bde. — Über die rassen- und soziologische Geschichte der Mittelmeerländer gibt es keine Spezialwerke des Gesamtgebietes, über die Wirtschaftsgeschichte wirft kurze Schlaglichter 17. A Rühl, Der Wirtschaftsgeist im Orient — in Spanien. Leipzig 1925. — In zwei dicken Bänden 18. W. Heyd, Geschichte des Levantehandels im Mittelalter. Stuttgart 1879.

HANS HUMMEL:

Die Reichsbildungen des Mittelmeerraumes

Daß so übergeordnete Einheiten, wie Tektonik, Klima, Vegetation und geopolitischer Einzugsbereich des Gesamtmeeres, in der frühen Geschichte des Mittelmeeres nicht zu wirklich maritimen Staatsbildungen mit meerumfassenden Fernzielen anregten, entspricht der zwangsläufigen Kleinräumigkeit des Denkens, die aus der geringen Volkszahl ebenso wie aus der mangelnden Raumüberwindungstechnik entstehen mußte. Hinzu kam die Vielfalt des Rassenbildes, die die kleinräumige Abgrenzung der einzelnen Volksböden noch verschärfte, jedoch auf der anderen Seite durch die Magnetwirkung des Meeres zu dauernden Veränderungen und Überwanderungen und damit zu wachsender Kenntnis der durchwanderten Küstenländer führen mußte. Daß trotz des schnellen Wechsels in der Volkheit der einzelnen Teilräume geographisch begründete Zentren und Kernräume rings um das Mittelmeer ihre staatsbildende Bedeutung bewahrten, bringt in die für uns verwirrende Folge der orientalischen und antiken Geschichte die notwendigen Anhaltspunkte ruhiger Gegenwirkung, die der Raum der reißenden Dynamik der Völker entgegenstellte.

Die kontinentalen Frühstaaten des orientalischen Grenzbereichs

Nur jene geographischen Räume sind in der Frühgeschichte der Menschheit von staatsbildender Kraft gewesen, die neben einem warmen Klima und einer sicheren Schutzlage doch die gemeinsame wirtschaftliche Betätigung der in ihm wohnenden Menschen voraussetzte. So erstand aus den niederschlagslosen, aber von starken Wasserläufen regelmäßig durchpulsten Oasentälern des Nils und des Zweistromlandes die erste staatliche Einheit Ägyptens und Babyloniens. Wirtschaft und Lebensform entwickelten sich entsprechend Klima und Landschaft so kontinental, daß das Mittelmeer in Ägypten ebenso wie in dem vom mesopotamischen Kern später ausgehenden Assyrerreich als absolut sichere Rückendeckung empfunden wurde[1]). Die Flußschiffahrt wagte sich zunächst gar nicht auf das Meer hinaus, und alle Seereisen waren Expeditionen oder blieben, wie der regelmäßige Ostafrikaverkehr, Episoden. Ein volles Jahrtausend, von 4000 bis 3000, reichte die Wüsten- und Küstenschutzlage für die Erhaltung der autochthonen Staatshoheit des Niltales aus. Mit dem Hyksos-Einbruch aber beginnt die Schutzwirkung der Wüste zu sinken; als natürlichen Gegenstoß führt Thutmosis I. aus der 18. Dynastie (um 1500 v. Chr.) ägyptische Heere bis Mesopotamien, da man aus dem Einbruch der

1) Die bei Herre, Weltgeschichte am Mittelmeer, aufgeführten Einzeldaten der Seeausbreitung vom Nildelta aus, geschweige denn von der Mittelmeerküste Assyriens dürfen nicht überschätzt werden.

Hyksos die Technik des Wüstenmarsches gelernt hatte. Völlig überraschend wurde Ägypten erstmalig von der Mittelmeerseite um 1200 von jenen wahrscheinlich vorindogermanischen Völkern angegriffen, deren Namen sich in den Ländernamen Etrurien, Sardinien und Sizilien erhalten haben. Mit diesem Seeangriff schwand das Sicherheitsgefühl der Ägypter, die Volkskraft sank dahin, und seither ist Ägypten nie wieder unabhängig geworden. Die erste größere politische Berührung mit dem Mittelmeer hatte das Reich in den Mittelmeerraum unwiderruflich einbezogen und die kontinentale Lebensform des Niltalvolkes zur politischen Ohnmacht verurteilt, wenn auch das Neue Reich (700—525) eine Blüte brachte.

Die Wüsten- und Sumpfschutzlage des Zweistromlandes war vom Anfang des babylonischen (Sargon von Akkad, um 2500) bis zum Ende des assyrischen Reiches (durch die Meder um 600 v. Chr.) nie so sicher wie die ägyptische Wüstengrenze, da sowohl der Einfall von den Gebirgsländern Irans als auch durch die steppenähnliche Wüste im Westen erleichtert war. Obgleich also aus dem mesopotamischen Kulturraum das assyrische Großreich unter Einbezug Kleinasiens, Syriens, ja Ägyptens entstand, war der Kernraum dauernden Überfällen durch semitische und iranische Anrainer ausgesetzt und ist diesen schließlich auch erlegen. Die assyrische Mittelmeergrenze hatte dieselbe Funktion wie die Küste des Nilreiches; die Eroberung des Zweistromlandes durch Meder und Perser verstärkte die Kontinentalität des Gebietes, das aber dann bei der mittelmeerischen Umkehr des kontinental-persischen Versuches durch das Reich Alexanders in den Mittelmeerraum überführt wurde, seither wie Ägypten seine Selbständigkeit verlor; seine Schlüssellage wurde aber ebenso wie die des Nildeltas zu einem Angelpunkt mittelmeerischer Politik, zu einem Eckstein der Ausbreitung und Sicherheit maritimer Reiche. Die politische Kraft des Meeresraumes drückt sich in dieser politischen Entrechtung kontinentaler Pfortenlagen eindeutig aus.

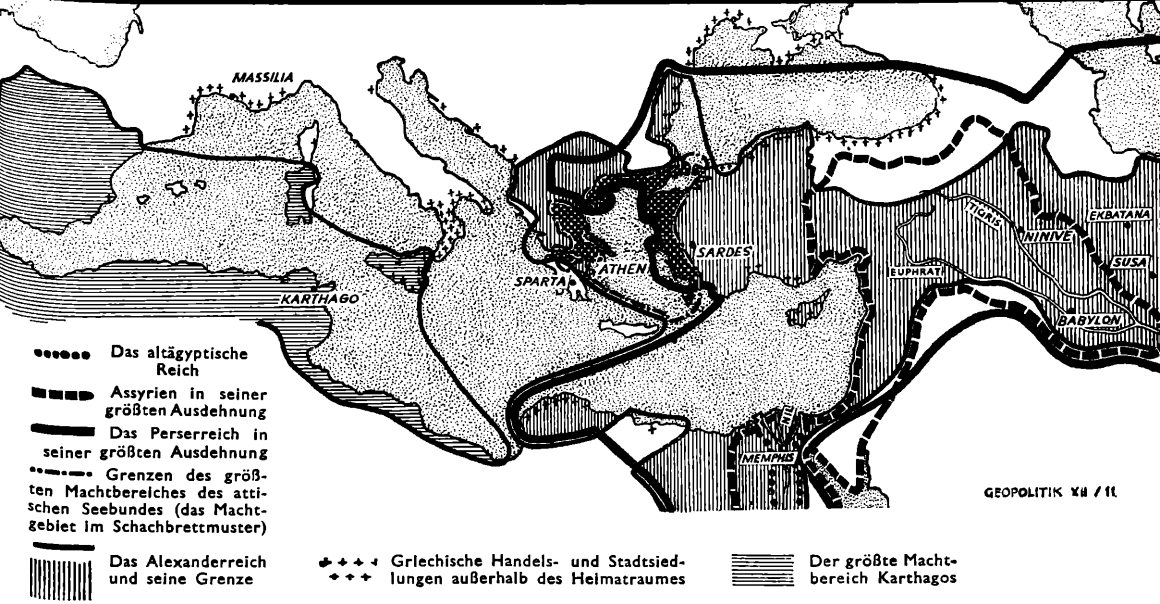
Das Erbe der kontinentalen Staatsentwicklungen trat Kyros 550 v. Chr. durch die Unterwerfung des Mederreiches an, der eine ungeheure, wohlorganisierte Ausdehnung des Perserreiches bis nach Ägypten und an den Rand der Ägäis folgte. Mit den ersten Eroberungszügen der Perser auf balkanischem Boden verkuppelt sich die Geschichte des kontinentalen Orients mit der Entwicklung der maritimen Staaten des östlichen Mittelmeerbeckens. Die gesamte orientalische Ländermasse wird, nunmehr als nicht mehr eigenlebige Staatenwelt, sondern als Länderbrücke und Pfortenlandschaft nach Asien, in die Politik des Mittelmeeres eingebracht.

Ein Teilbecken als Kernraum erster maritimer Reichsbildung: die Ägäis

Um 2000 und 1200 v. Chr. waren griechische, indogermanische Stämme von Norden in das ägäische Gebiet eingedrungen, hatten die vorgefundenen Völker (Philister, Tyrsener) auf das Meer verdrängt und ihre Wohnsitze in schneller

Ausbreitung zunächst rings um das Ägäische Meer aufgeschlagen. (Die kretische Sonderentwicklung blieb auch von dieser Eroberung zunächst verschont. Kretas, auf der See aufgebautes Reich, hat die Grenzen eines engeren Heimatbezirkes nie überschritten.) Das schnelle Übersetzen von Insel zu Insel, schuf dem an sich meerungewohnten Volke die erste seemännische Ausbildung und legte den Grund zu der kolonialen Ausbreitung des 7. und 6. Jahrhunderts, die das Griechentum an allen Gestaden des Schwarzen Meeres, auf Kreta, auf Zypern, in Kyrene, Unteritalien, Sizilien und der Provence seßhaft werden ließ. Somit war durch die völkischen, wenn auch nicht politisch gleichartigen Handelskolonien im ganzen Mittelmeerbereich eine erste großzügige Umrandung des Mittelmeeres im Wachsen, die sich allerdings immer in Küstensicht weiter vorwärtsschob. Hochseeschiffahrt blieb vorerst unbekannt. Die Eigenart der griechischen Halbinsel, daß Meer und Gebirgszüge das Land in Tausende kleiner Buchten und Talebenen zerreißen, ließ bald den Begriff der Polis, der kommunalen Gemeinschaft dieser Kleinlandschaften entstehen, in denen sich zuerst das System tyrannisierender Landesherren, dann republikanischer Demokratien entwickelte. Die politische Zerrissenheit und Eifersüchtelei der griechischen Stadtstaaten, die sich sogar in den weitentfernten Handelskolonien auswirkte, wurde erst dann durch das Gefühl ägäischer Lebensgemeinschaft verdrängt, als die Perser sich in den Besitz der kleinasiatischen, völlig griechisch besiedelten Küste der Ägäis setzten und ihre Eroberungzüge bis ins griechische Kernland verlängerten. Nach den ersten großen Erfolgen Athens um die nationale Sache aller Griechen entschloß sich die südgriechische Vormacht Sparta zum Übergang zur persischen Politik und erschwerte dadurch die Befreiung des ägäischen Raumes, ohne sie letztlich verhindern zu können. Obgleich Sparta und später Theben wechselweise ihren Vormachtsanspruch auf die griechische Halbinsel durchsetzen, behält Athen, begünstigt durch seine zentrale Lage zur Ägäis, bis zur Unterwerfung unter die makedonische Politik seine Führerrolle im rein maritimen griechischen Bereich und sichert fortgesetzt alle ägäischen Küsten dem Griechentum. Diese gesamthellenische Aufgabe verläßt Athen erst, als sich Makedonien unter Philipp und Alexander ein noch weiteres Ziel steckt, das aber seinerseits die Erhaltung des griechisch-ägäischen Kernraumes unter griechischer Hoheit garantiert.

Nachdem zuerst die Magnetkraft des Mittelmeeres einen allgemeinen Vormarsch nach den Küsten von den Kontinenten aus bewirkt hatte, dann die ersten mittelmeerischen Staatsbildungen die Berechtigung eigenen mittelmeerischen Lebens erwiesen, kam mit Alexander die erste ausstrahlende Wirkung des Mittelmeeres als eines politisch sehr kraftvollen und anregenden Kernraumes zur Geltung. Was Assyrien, Medien und Persien vom orientalisch-asiatischen Standpunkt zur Einheit zusammengeschweißt hatten, deren Zentren in Mesopotamien, Ekbatana, Susa, Sardes mit kontinentaler Begründung lagen — das errang Alexander für den Mittelmeerraum: Asien bis zum Indus, bis Turkestan und bis zum Kaukasus, nach Süden



Die Reichsbildungen am Ostbecken, der Ägäis und dem Westbecken vor dem Auftreten Roms

alle Küstenländer bis nach Ägypten wurden dem ägäischen Kernraum angeschlossen. Zwar wiederholte sich also gewissermaßen zum vierten Male die Reichsbildung auf demselben Boden, aber im Gegensatz zu seinen drei Vorgängern war die alexandrinische Ausdehnung westöstlich, mittelmeerisch ausgerichtet. Die kontinentalen Reichsbildungen hatten wohlweislich am Rande der Ägäis haltgemacht, der alexandrinische Gegenstoß machte aber vor den kontinentalen Räumen, wie Parthien, Persien und Baktrien, nicht halt und war dadurch von vornherein zu geringer Dauer verurteilt. Das Reich zerfiel nach dem Tode Alexanders sehr schnell wieder in seine mediterranen und kontinentalasiatischen Bestandteile, aber der Kultureinfluß des Mittelmeeres war bis tief nach Asien hineingedrungen und hatte die mittelmeerische Verbundenheit der orientalischen Länderbrücke erneut bestätigt. Mit dem Untergang Makedoniens, dessen Kraft sich in einer nicht ausreichend vorbereiteten Weltpolitik erschöpft hatte, und dem maritim-ägäischen Einigungsversuch, der von der Insel Rhodos ausging, schwand die mittelmeerische Zentralbedeutung der Ägäis, denn die Ostwest-Entwicklungsreihe der politischen Macht am Mittelmeer hatte sich unterdes fortgesetzt und bezog jetzt auch das Westbecken in die politische Gestaltung des Gesamtraumes ein. Die politisch-maritime Bedeutung des ägäischen Beckens blieb jedoch latent bestehen, nur begannen jetzt übergeordnete Einheitsbestrebungen seine automatische Zentralwirkung zu überdecken.

Beginn der Universalgeschichte des Mittelmeeres: Karthago

Die Auseinandersetzung der Griechen mit den Persern war die erste wesentliche Berührung der mediterranen mit der orientalischen Welt gewesen. Das Alexanderreich hatte aus dieser Berührung den Gedanken des Hellenismus erfolgreich nach dem Orient vorgetragen und Ostmittelmeer und Orient zu einer wenigstens zeitweise

einheitlichen Macht verbunden. An die Stelle der typisch kontinentalen Machtzentren Susa, Sardes, Babylon und Memphis war Byzanz, Ephesus und Rhodos, Antiochien und Alexandrien getreten. Die Vollendung des universalgeschichtlichen Gedankens der Alten Welt führte jedoch schon während, teilweise sogar vor der orientalisch-hellenischen Berührung eine Macht herbei, die ihre Wurzel im Orient hatte, die aber wohl — aus ihrer geographischen Bestimmung heraus — nie Kontinentalmacht gewesen ist: die Handels- und Meereswelt der Phönikier, des ersten wahrhaft amphibischen Volkes und Staates der Mittelmeerwelt, gewachsen allein aus dem Geiste des Kaufs und Verkaufs, der Rolle des in jedem Falle verdienenden Vermittlers. Der Beginn der phönikischen Handelsgeschichte ist mit der Blüte der altorientalischen Reiche eng verknüpft, denn die alten phönikischen Städte, wie Tyrus und Sidon, liegen an der ersten Stelle, an der der Weg von Babylon nach Ägypten das Meer berührt, in einer Verkehrslage, die heute noch dem ganzen syrisch-palästinensischen Teilraum eine weltpolitische Verantwortung auferlegt.

Die Phönikier betrieben ihren Handel so sehr nur um des Handels willen, daß ihnen die vielfachen Veränderungen der politischen Oberhoheit über ihre Handelszentren gar nicht als störend zu Bewußtsein kamen. Woher die Phönikier kamen und welcher Rasse sie waren, ist in das Dunkel der Geschichte gehüllt, sehr wahrscheinlich aber waren sie keine Semiten, sondern wurden erst später semitisiert. Hinter sich die Wüste, in der Nordsüdrichtung die Kontrolle über die einzige große Straße des frühen Altertums, richteten sich ihre Blicke naturgemäß auf die unbefahrene See: sie wagten sich heraus, nachdem sie aus der Küstenschiffahrt nautische Erfahrungen gesammelt hatten, und fuhren schließlich, angetrieben durch die steigenden Bedürfnisse ihrer Kunden, über weite Hochseestrecken, um ihre Handelsniederlassungen auf das ganze bekannte und unbekannte Meer zu verteilen. Wo später die Griechen hinkamen, gab es zähe, gelegentlich aber auch schwache Verteidigungskämpfe, und durch das Erscheinen einer zweiten Flotte auf der offenen See, der griechischen der Alexanderzeit, wurden sie gezwungen, ihre unbesorgte Lebensform aufzugeben und aus Handelsflotte und Handelsleben Kriegsflotte und Seestaat zu bauen. Nach dem endgültigen Verlust der alten, vorasiatischen Heimatplätze an die Diadochen machte sich die Notwendigkeit eigener Machtbildung bemerkbar, denn die neuen Handelszentralen in Nordafrika wurden nicht durch kontinentale Hinterlandreiche geschützt, wie es im Ursprungsland der Fall gewesen war. Zur Ordnung ihres Handels unterwarfen sie die „Insel" Nordafrika zwischen Wüste und Meer, deren Formen an die Heimat erinnerten. Sie gründeten mit diesem, ihnen zunächst ungewohnten Landbesitz und mit einer zwangsmäßig auf Verteidigung umgegliederten Flotte das Reich Karthago, das sich von ihrer alten Lebensform grundlegend unterschied.

Die Macht Karthagos reichte in den besten Zeiten bis zur Adria und bis über die Hälfte Spaniens hinaus, schloß Sizilien und die anderen großen Inseln des west-

lichen Mittelmeerbeckens ein und verbot jedem Staat des Westbeckens jegliche maritime Betätigung, so daß sich Rom noch 348 und 306 v. Chr. zur Erneuerung des Verbotsvertrages von 509 bequemen mußte.

Die soziale Schichtung des Karthagerreiches in dünne Oberschicht ohne Nachwuchs und breite Eingeborenenschicht mußte bei Verlust der Seeherrschaft zur Zerschlagung des Staates selbst führen, da die Basis zu schlecht organisiert war. Als im Westbecken aus einem eigenständigen, geschlossenen, bäuerlichen Lebensbereich heraus die erste politische Macht Italiens, Rom, entstand, versuchte Karthago mit allen Mitteln, die Ausdehnung dieser Macht auf einen Seebereich, wie ihn Sizilien in karthagischem Besitz darstellte, zu verhindern. Als Rom den Vorherrschaftsanspruch Karthagos nicht mehr anerkannte und mit dem kräftigen Rückhalt eines wohlorganisierten Bauernstaates maritimen Widerstand entgegensetzte, sackte das Karthagerreich in sich zusammen, obgleich es so überragende, wenn auch eben alleinstehende Persönlichkeiten wie Hamilkar, Hasdrubal und Hannibal zu retten suchten. Der Marsch Hannibals rings um das Westbecken wurde zu einer militärischen Glanzleistung ohne politischen Erfolg. Der Untergang Karthagos bewies, daß ein reiner Seestaat ohne existenzfähige Küstenbasis mit dem Beginn der Weltgeschichte nicht mehr lebensberechtigt sein konnte. Aber Karthago errang das geschichtliche Verdienst, mit dem Einbezug des Westbeckens und der umfassenden Bündnispolitik des Zweiten Punischen Krieges eine wirklich weltumspannende Geschichte eröffnet zu haben, deren Angelpunkt das nunmehr nicht mehr unbekannte, sondern quer- und längsverbindende Mittelmeer war.

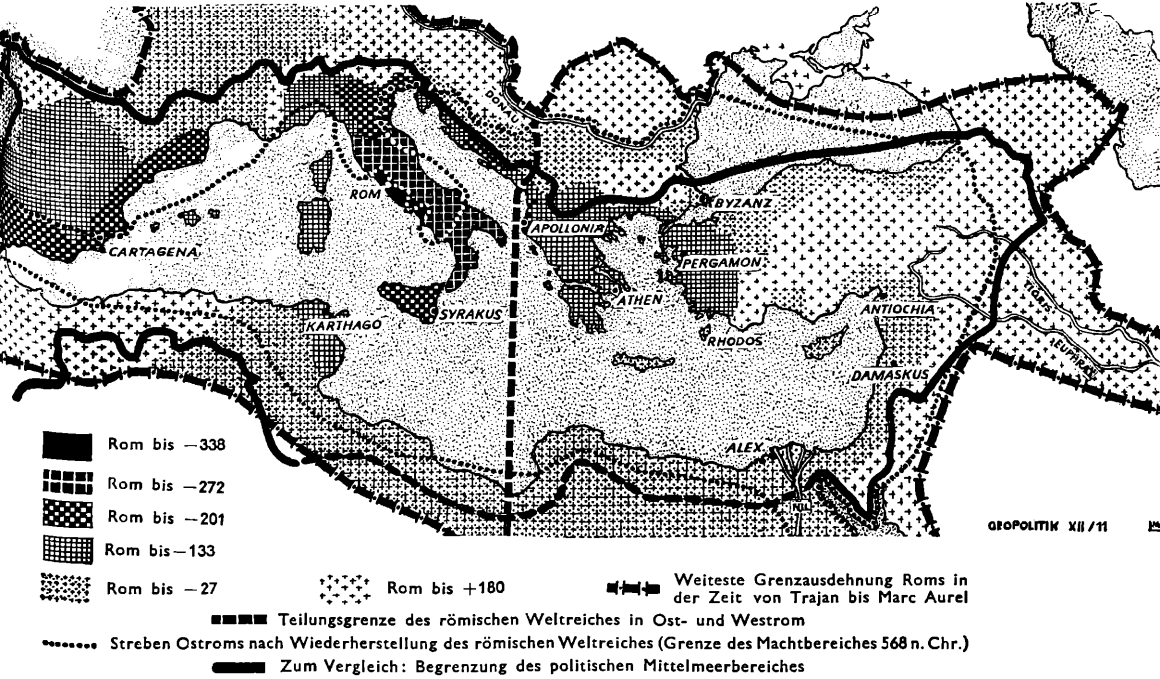
Das Mittelmeergebiet als politische Raumeinheit: Rom

Der eigentliche Anlaß der hilfesuchenden Weltpolitik Karthagos war das konstante, bedrohliche Wachstum eines Staates, der als erster der apenninischen Gruppen die Ansprüche der Apenninhalbinsel an die Mittelmeerwelt anmeldete. Mit dem Aufstieg Roms wanderte die Weltgeschichte weiterhin westwärts, um an dieser mittelpunktsgelegenen Stelle einen langen Halt einzulegen. Dieser Halt ist der erste gelungene Einigungsversuch des Mittelmeerraumes, das Römische Reich. In Mittelitalien stießen uralte Wanderungskulturen des Nordens mit der mediterran-orientalischen Kultur des Griechentums zusammen. Die sich dort niederlassende Bevölkerung hatte sich gegen Vorstöße von Nord und Süd zu wehren und errichtete dort, wo der Weg von Nord über die Apenninen in die große Westküstenstraße von Ligurien nach Kampanien einmündet, einen Verteidigungskreis, dessen Führung die Stadt am Tiberübergang, Rom, übernahm. Der notwendig entstehende Kampfgeist der Bevölkerung dieser Stadt verursachte eine Lebensaktivität, die, aufgebaut auf dem sehr realen Grunde bäuerlicher Arbeit und diplomatischer Geschicklichkeit, vorsichtig die gezogenen Kreise erweiterte, hier ähnlich ausgerichtete Völker in den Machtbereich aufnahm, dort widerstrebende, anders denkende Gebirgsstämme unterwarf. Ohne

zuerst den Tiber weiter aufwärts in die Berge vorzustoßen, sicherte Rom die nördlichen und südlichen Gefahrenzonen durch Glacis: Veji im Norden gegen die etrurische Macht, die beim Einbruch der Gallier in Oberitalien ihr Gefüge verlor und nicht mehr als ewiger Gefahrenherd im Norden drohte; Latium, Kampanien und das Gebiet der Volsker im Süden, um so die ganze westliche Küstenebene zu erfassen; denn bereits südlich Neapel wird das niedere Land der Westküste so eingeengt, daß mit den Bergen auch die Anschauungswelt der Bergbewohner an das Meer tritt und so die südliche Küstenstrecke von der nördlichen scheidet. Die Wichtigkeit des Golfes von Neapel als dem Endpunkt des bequemen Landweges durch die breite Küstenebene war frühzeitig von den Römern gewertet worden. Im Besitze dieser umfangreichen und fruchtbaren, meer- und landverbundenen Küstenebene setzte mit dem Beginn des 3. vorchristlichen Jahrhunderts der Vorstoß in die Berge ein, der mit der Beendigung der Samnitenkriege ganz Mittelitalien bis zur Adriaküste dem römischen Bereich zuführte. Diese Berglandschaften waren nicht etwa gering bevölkert oder unfruchtbar, sondern sie lagen im Bereich der fruchtbarsten Baustufe des Tertiärs, des Flysch, der also reiche Landwirtschaftsgebiete in die römische Macht einbrachte. Naturgemäß versuchten die römischen Heere nunmehr die ganze Halbinsel zu erfüllen und gliederten durch den siegreichen tarentinischen Krieg 272 auch Unteritalien bis zur Straße von Messina dem römischen Kernland an. Mit der Einfügung des gesamten Halbinselraumes, mit der Eroberung auch der südlichen Küste stand Rom vor einer neuen Aufgabe, an die es, nicht ohne vorher den landbestimmten Kernraum ausreichend durch Straßen gesichert zu haben, zögernd heranging.

Die maritime Aufgabe wurde Rom von außen mehr oder weniger aufgezwungen. Denn obgleich Sizilien in Sichtweite des südlichen Endpunktes römischer Macht lag, wurde Rom doch erst durch den Übertritt von Syrakus zum römischen Kreis in die Händel der von Karthago beanspruchten Insel Sizilien hineingezogen und zum Flottenbau gezwungen. Die Umstellung auf die maritime Aufrüstung ging um so leichter vonstatten, als Rom mit Etrurien und den süditalienischen Griechenstädten ohnehin ein gewisses Maß seemännischer Sachkenntnis zuerworben hatte und ja auch die römisch-kampanische Kernebene sehr eng mit dem Meer verknüpft war. Mit dem Hinaustritt Roms auf das Meer war der Gedanke des Weltreiches geboren, in richtiger Erkenntnis der Sachlage von der maritimen Seite angepackt, die zuerst die Herstellung der römischen Seemacht und die Vernichtung aller anderen Seemächte des Mittelmeeres gebot. Genau wie Jahrhunderte später England beim Zusammentreffen mit den Normannen, hat das landständische, landkrieggewohnte Volk Roms erst dann den Sprung auf die See gewagt, als es durch die süditalienischen Griechen mit der See innerlich in Berührung gekommen war.

Dieser maritime Wehrwille Roms mußte Karthago schon deswegen schwer und schnell treffen, weil einmal hinter der römischen Flotte eine wohlorganisierte Basis



Roms Wachstum zum Weltreich — Die erste politische Gesamteinheit des Mittelmeerraumes

stand, zum anderen aber, weil die Karthager sich zum erstenmal einer Flotte auf dem von ihnen bisher ausschließlich beherrschten Westmittelmeer gegenübersahen, die überdies den Landkrieg gewissermaßen auf See übertrug und vom Althergebrachten absonderlich abwich. Die ersten Siege zur See über die karthagische Flotte rufen bald die östlichen Staaten mit Seemacht auf den Plan, von den Diadochenreichen schließen sich bereits 215 Makedonien, dann 192 Syrien dem karthagischen Kampf gegen die aufkeimende, unbequeme Mittelmeermacht an, die mit ungeheurer Vitalität, jetzt auf See hinausgelockt, ihre raumeinigende Kraft vortreibt und in ihrer zentralen Mittelmeerlage eine unwiderstehliche Aufgabe sieht. Der Weltkrieg, den das bloße Auftreten Roms auf dem Meer entfesselt hatte, wurde erst nach 120 Jahren mit der Zerstörung Karthagos und Korinths (146 v. Chr.) beendet. Obgleich noch die Feldzüge des Flaminius im Zweiten Mazedonischen Kriege (200—197) und des L. Scipio gegen Antiochus von Syrien (192—189) gänzlich zu Lande geführt wurden, weil sich der römische Generalstab zu Lande eben doch noch stärker fühlte als auf See, beweisen doch die vielen ruhmreichen Seeschlachten die schnelle seekriegstechnische Entwicklung Roms, die allerdings mit der Vertreibung der letzten Seeräuber vom Meer (67 v. Chr.) bereits ihre Aufgabe erfüllt hatte. Denn in dem Augenblick, als alle maritim aktiven Küsten des Mittelmeeres zu Rom gehörten, also spätestens mit der Eroberung des ägyptischen Ptolemäerreiches 30 v. Chr., hatte die Kriegsflotte für Rom ihre Berechtigung verloren. Sie wurde nur noch für Bürgerkriege benutzt, verfiel schnell, und das Landheer übernahm nach den Kontinentseiten hin den Schutz gegen Gefahr. Das Meer war römisch, die pax romana befriedete alle Gestade, und die Erfahrung der Kriegsflotte wurde für die Handelsflotte ausgenutzt.

Die pax romana verpflichtete aber auch zur Garantierung der Sicherheit des Gesamtgebietes gegen von außen eindringende Völker, die den geschlossenen mittelmeerischen Lebenskreis stören wollten. Die schweren Kämpfe beim Widerstand gegen den Einbruch der Kimbern und Teutonen hatten zu denken gegeben und hatten die eine Richtung möglicher Störungswellen angesagt. Ebenso leicht, wie sich das Hinübergreifen in das östliche Mittelmeergebiet notwendig aus dem Bündnissystem des karthagischen Gegners entwickelt hatte, wagte man aus zwangsläufigen Gründen des Wehrschutzes den Einmarsch nach Gallien und Vorderasien, also in beiden Fällen über den eigentlich geschlossenen Mittelmeerbereich heraus, obwohl seit der Zerstörung Karthagos innere mittelmeerische Auseinandersetzungen einzelner römischer Machthaber die äußeren Kämpfe gegen die letzten Mittelmeermächte abgelöst hatten. Man schuf durch diese Eroberungen des Cäsar, des Pompeius an jenen Stellen ein militärisches Vorfeld, die naturgemäß die Einbruchsstellen für kontinentale Eroberer hätten sein müssen: das Rhonetal, Gallien und der Linksrhein; Kleinasien, Syrien, Cilicien und Palästina. Erst die späte und trotz schwerer Opfer doch nicht ganz durchgeführte Eroberung des Donauvorfeldes Dacien durch Trajan (107 n. Chr.) vollendete den systematischen Ring von Glacis um den eigentlichen Mittelmeerbezirk, der nur an den Wüsten- und Ozeangrenzen nicht möglich und nicht notwendig war.

Mit der größten Ausdehnung des Reiches unter Trajan bewies sich auch wieder jene politische Verbundenheit des Orients mit dem Mittelmeer, die ihren Anfang durch die Perserkriege genommen hatte. Bis zum Persischen Golf war die Länderbrücke des Orients zu Rom gekommen und schloß als Ostpforte das Reich ab.

Der Einbruch kontinentaler Völker in die Lebens- und Kultureinheit des Mittelmeerraumes

Die Sorglosigkeit, die aus dem Gefühl vorfeldgeschützter Grenzsicherheit für das Mittelmeer selbst und im besonderen für den apenninischen Kernraum entstehen mußte, rächte sich bitter. Zwar überstand das Reich ohne große Verluste im 3. Jahrhundert den Angriff der Sassaniden von Osten und der Alemannen von Norden. Da nach dem Tode von Theodosius 395 das Reich in Westrom und Ostrom geteilt worden war, konnten aber die rasch vordringenden Germanenstämme, die alle Öffnungen und Pässe des kontinentalen Europa zum Mittelmeergebiet überfluteten, das morsche Gebäude wenigstens des westlichen Teiles ohne Schwierigkeit zerstoßen und rings um das westliche Becken des Meeres eine vielgeteilte Germanenherrschaft aufrichten. Aber die Germanen standen der Aufgabe, die die in Besitz genommenen typisch mittelmeerischen Gebiete an sie stellten, verständnislos gegenüber. Sie sahen nur die buchten- und halbinselbestimmte Zerrissenheit des Gebietes, bauten demnach hier einen Staat und dort einen, je, wie es die Landesnatur ihnen vorzuschreiben schien. Da ja auch eine nennenswerte Seemacht im Mittelmeer nicht vorhanden

war, um ihnen diese nur von der Landseite fundierten Staaten zu zerstören, ließen sie es bei der Teilung in einzelne Stammesgebiete bewenden. Nur die Vandalen, durch tatkräftige Herzöge angespornt, befuhren das Meer und waren zeitweise Herrscher des westlichen Beckens. Es wäre auch unverständlich gewesen, wenn die amphibischste, wenn auch nicht hafenreichste Küste des Westbeckens, Nordafrika, ihre vandalischen Besitzer nicht zu einem Versuch auf See getrieben hätte. Und doch schien die germanische Zerstörung Westroms nur eine Episode im Lebensbild des Mittelmeerraumes gewesen zu sein, als sich die starke Regenerationskraft autochthon mittelmeerischer Völker im Wiedererstarken Ostroms erwies. Als ob es nur eine etwas gefährlichere Wiederholung des Zurückwerfens der Kimbern und Teutonen sei, stieß Ostrom, mit Heer und Flotte gleich gut ausgerüstet und durch die Flotte von vornherein überlegen, in das Westbecken vor, ohne erheblichen Widerstand zu spüren. Wiederum bewährte sich die römische Tradition der Mischung von Land- und Seekrieg, wie sie allen wirklich mediterranen Nationen bis heute eigentümlich geblieben ist. Bis auf Teile Oberitaliens, Südfrankreichs und Nordspaniens gelangte der eigentliche Mittelmeerbereich noch einmal in eine Hand.

Die Hoffnung Ostroms, den kontinentalen Einbruch endgültig abgewiesen und die Mittelmeereinheit für eine neue Pax romana gerettet zu haben, erwies sich als trügerisch. Denn kurz nach der Festigung der oströmischen Macht trieb ein neuer kontinentaler Einbruch seine Vorposten ans Mittelmeer, dessen Richtung unerwartet kam: der überaus rasche Vormarsch der Araber nach der inneren und kulturellen Erneuerung durch die Hedschra war schon ein Jahrzehnt nach der Stiftung der mohammedanischen Religion nach Syrien vorgetragen, zerstörte anschließend das Reich der Sassaniden, setzte sich im Zeitraum von 622 bis 750 in den Besitz von ganz Nordafrika, ganz Spanien (ausschließlich Asturien), Persien und der mittelmeerischen Seeherrschaft. Denn obwohl die Araber wesentlich über kontinentale Erfahrungen verfügten, konnten sie sich zur See, zumal weil kein wirklicher Gegner nach der Schwächung Ostroms mehr da war, ohne Schwierigkeit durchsetzen, weil sie die Gesetze der eigenen arabischen Küstenschiffahrt einfach auf das Mittelmeer übertrugen und ja überdies der Vormarsch eine Menge meererfahrener Stämme mitgerissen hatte, die unter dem Sammelbegriff Araber untergingen. Trotz des Erwerbs etwa von Sardinien, Sizilien, Kalabrien und zeitweise auch der Rhonemündung zur Zeit der Abassiden war die arabische Herrschaft nie von maritimer, mittelmeerischer Grundtendenz, ebensowenig, wie es die germanische gewesen war. Man empfand das Meer für die Unternehmungen als sehr störend und setzte den Kampf gegen Europa nur an den beiden Landbrücken, vor allem aber von Spanien aus an. Der Kernraum des Reiches war Bagdad und Mesopotamien, eine für Araber heimatliche Oasenkultur, deren kontinentale Grundhaltung selbstverständlich dem ganzen ausgestreckten Reich den Stempel aufdrückte. Auch beschränkte sich bald das abassidische Reichsgebiet und das Gebiet der folgenden weniger abhängigen

nordafrikanischen und spanischen Kalifate der Almoraviden nach schwachem Gegenstoß des Frankenreiches widerstandslos auf den südlichen Teil der iberischen Halbinsel und ließ die nördlichen Eroberungen mit ihrem ungewohnten Landschaftsbild aus dem Reiche aus.

Das oströmische, später byzantinische Reich mit dem Mittelpunkt an den die Ostbrücke nach Europa beherrschenden Meerengen blieb auch verschont. Denn die arabische und auch die erste mongolisch-innerasiatische Herrschaft (Seldschuken seit 11. Jahrhundert in Vorderasien) fühlte sich im Bereich der ägäischen Inselflur nicht sicher. So konnte sich das byzantinische Reich, innerlich durch Korruption morsch und nicht mehr lebensfähig, doch noch erhalten, bis der erste schärfere Wind aus Innerasien, selbständig gewordene türkische Heerführer, von der kleinasiatischen Hochebene im 14. Jahrhundert herabbrauste und das altersschwache Gebäude fast widerstandslos über den Haufen warf. Die Türken wiederholten jetzt an der Ostbrücke den kontinentalen Vorstoß nach Norden gegen Europa, den die Araber an der Westbrücke mit geringerem Erfolge versucht hatten. Das Mittelmeer selbst wurde zur toten Grenze, die nur durch die Kreuzzüge und im Gefolge davon durch die Handelssysteme der italienischen Stadtstaaten ohne wesentliche Wirkung verlebendigt wurde.

Die Gründung Südeuropas: die Europäisierung des nördlichen Mittelmeerraumes

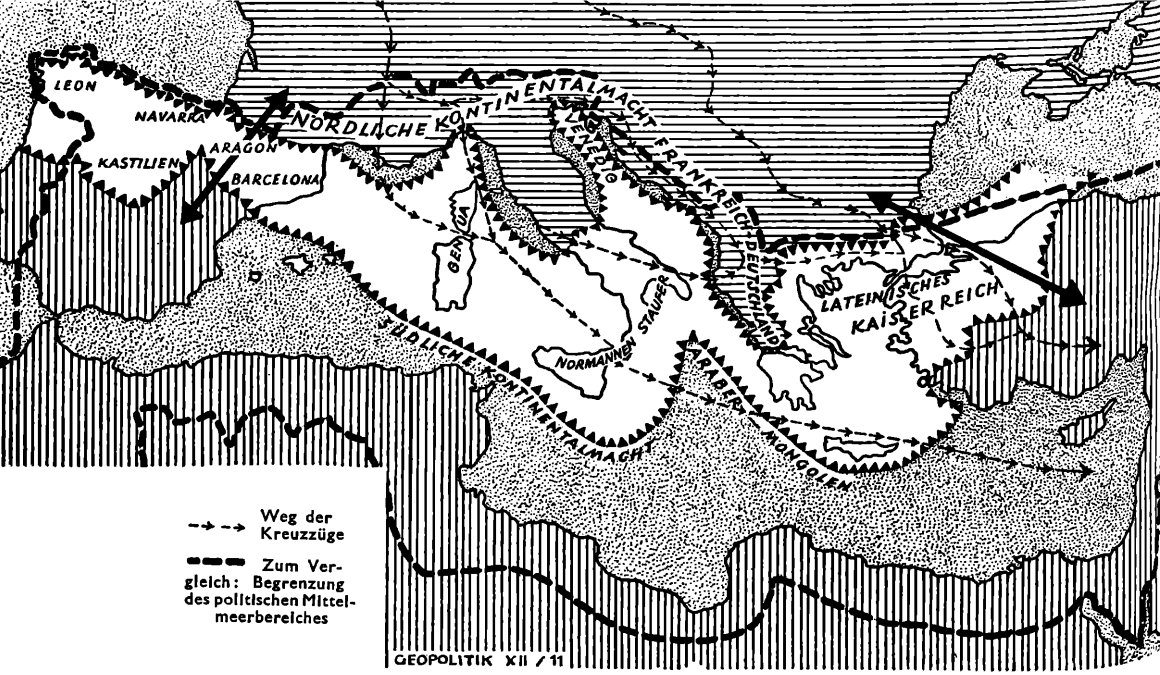
Um 500 hatten einzelne germanische Staatenbildungen stattgefunden, die — kontinental entstanden — immerhin die maritime Auswirkung der Umrandung mittelmeerischer Teilbecken erreicht hatten. Das spanisch-tolosanische Reich der Westgoten hatte noch keine maritime Ausbildung und war ohne Interesse an der Staatsentwicklung der Vandalen, die zeitweise die Vorherrschaft im Westbecken übernommen hatten. Das ravennatische Reich der Ostgoten hatte die Adria zum Binnenmeer gemacht, ohne sie zu benutzen. Der zwar schnell vorgetragene, aber innerlich schwache Vorstoß der mittelmeerisch-autochthonen Oströmer genügte, um diese nur äußerlich maritimen Reichsbildungen wegzufegen oder zumindest von ihren Seepositionen zu entfernen. Unterdessen war aus dem germanischen Stammesgewirr in Mittel- und Westeuropa das Frankenreich geboren, das durch die Eroberung des Langobardenreiches 774 Nord- und Mittelitalien politisch dem Mittelmeerraum entzog. Die Herstellung des Römischen Kaiserreichs Deutscher Nation durch die Sachsenkaiser machte dieses Abdriften Italiens aus dem Mittelmeerraum endgültig, das Schwergewicht der Politik der Apenninhalbinsel, einiger Teile der Balkanhalbinsel und der Iberischen Halbinsel nach dem Verfall des spanischen Kalifats wurde an die Mittellinie Europas verlegt und zentrierte sich am Rhein oder in Franken und im Seinebecken. Damit waren die drei nördlichen Halbinseln des

Mittelmeerraumes ihrer geschichtlichen Eigenständigkeit für viele Jahrhunderte beraubt.

Nur wenige, kleine Gebiete des Mittelmeerraumes, hauptsächlich Inseln und ausschließlich maritime Gebiete, blieben einer Eigenentwicklung überlassen, bis und nachdem sich die türkische Grenze im Südosten unter Aufreibung des byzantinischen Meerengenstaates an die mitteleuropäische Südostgrenze herangeschoben hatte (um 1500). Diese Entwicklung beschränkte sich also auf das Westbecken und veränderte ununterbrochen die Besitzverhältnisse Unteritaliens, Siziliens, Sardiniens, Korsikas, dann auch der spanischen Mittelmeerküste. Ostrom wurde Unteritaliens und Siziliens durch die Normannen beraubt, die die Suche nach Niederlassungsmöglichkeit und maritimer Staatsbildung rund um Europa hierhergeführt hatte. Die Linie, die sich von den Normannen über die Staufer zur Blüte des aragonischen Reiches zieht, das in der Mitte des 14. Jahrhunderts die beherrschende Stellung im Westbecken einnahm, wurde zwar kurz durch die Anjous unterbrochen, fand dann aber doch seine Fortsetzung im spanischen Königreich, das Neapel und Sizilien bis 1713 behielt. Nach dem savoyischen Zwischenspiel waren jedoch diese eigengeschichtlichen Rudimente des Mittelmeerraumes auch vernichtet, bis mit dem Eindringen Englands und den Kriegen Napoleons, der Befreiung Griechenlands und der Einigung Italiens die Geschichte des Mittelmeeres wieder begann. Aber immer ist diese selbständige Entwicklung kleiner Küstenreste des Westbeckens von untergeordneter Bedeutung gewesen, ja nicht einmal als willkommener Spielball oder Puffer zwischen den beiden starren Fronten Europas und des Islams benutzt worden. Denn das Mittelmeer war für Jahrhunderte toter Raum, breiter Grenzsaum und Schutzgürtel zwischen zwei absolut kontinentalen Reichsbildungen, die sich nur dort im Kampfe trafen, wo sich auf dem Lande die Grenzsäume zu sichtweiten Frontlinien schmälerten.

An dieser politischen und wirtschaftlichen Abgestorbenheit des Mittelmeeres konnten weder die Kreuzzüge noch Venedig, Genua oder Pisa etwas ändern. Die Kreuzzüge waren nur zum kleinsten Teile Mittelmeerunternehmungen, denn die durchführenden Mächte waren kontinental und gingen dementsprechend mit Landarmeen vor, die mühsam über den Balkan und Kleinasien geleitet werden mußten. Nur der Engländer Richard I. und mit ihm Philipp August von Frankreich unterstützten den dritten Kreuzzug (1189—1191) durch Flotten von der Mittelmeerseite her, ohne daß die Seeposition von Akkon von langer Dauer war.

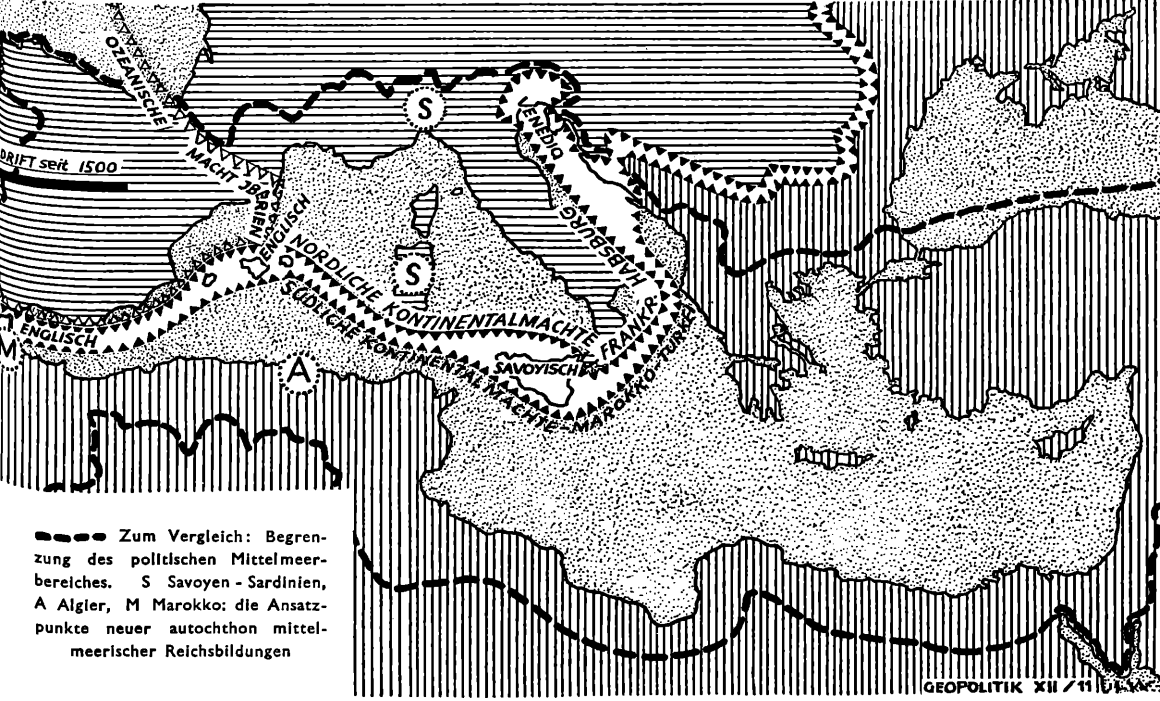
Jedoch hatten die Kreuzzüge und die Erkenntnis der Notwendigkeit einer Wiedereröffnung des Orienthandels die italienischen Ausfallspforten zum Mittelmeer zu einer neuerlichen maritimen Entwicklung gebracht. Venedig und Genua knüpften eine kurzlebige Verbindung zum Orient auf dem Seewege, die aus dem langsamen Absterben des byzantinischen Reiches profitierte. Dalmatien, Kreta, Rhodos und einige Teile der westlichen Ägäis kamen in venezianischen Besitz, die Smyrnaküste



Das Mittelmeer um 1200 — Die verbliebenen maritimen Staaten des Mittelmeeres werden als Grenzsaum (weiß gelassen) zwischen den nördlichen und südlichen Kontinentalmächten benutzt, deren Grenzen sich nirgends berühren

und Korsika in genuesischen, Pisa und Ragusa gewannen zeitweise rivalisierende Bedeutung. Diese Wiederholung der phönikischen Handelskolonien durch die italienischen Städte, die einzig auf den Zwischenhandel abgestellt waren und einen Flottenschutz nur gegeneinander benötigten, immerhin aber als Versuche mittelmeerautochthoner Staatsgründung gewürdigt zu werden verdienen, fanden ihr Ende durch das Entdeckungszeitalter, das den iberischen Staaten unvorhergesehene Machtfülle in die Hände spielte. Damit war auch der Zwischenhandel den Mittelmeerländern wieder entglitten und wurde erst durch die Eröffnung des Suezkanals neu aufgenommen.

Von diesen im großen genommen wenig bedeutenden eigengeschichtlichen Versuchen abgesehen, blieb das Mittelmeer vom 7. bis zum 18. Jahrhundert ein breiter, abgestorbener Grenzsaum, der die frühe mittelmeerische Lebensgemeinschaft der antiken Großstaaten in Vergessenheit geraten ließ. Die angesessenen Völker waren unterdrückt und kontinental überdeckt, die Existenzmöglichkeit und damit der Willen zur eigenen Geschichte fehlte ihnen. Erst dann flackerte das Gefühl für gemeinsame Landschaft, gemeinsamen Himmel, gemeinsames Meer und gemeinsame Lebensform wieder auf, als sich die beiden durch das Mittelmeer abgegrenzten Kontinentalbereiche in inneren Kämpfen selbst zerfleischten, als sich der europäische Krieg ins Mittelmeer zog und hier wieder Schlachten geschlagen wurden und als das islamische Großreich morsch geworden war. Von da, vom 18. Jahrhundert ab, datiert sich die neue Geschichte des Mittelmeerraumes, datiert sich das Bewußtsein gemeinsamen Schicksals, das sich noch in diesem Jahrhundert erfüllen könnte.



Um 1714 ist der politische Mittelmeerraum (weiß gelassen) von den beiden angrenzenden Kontinentalbereichen aufgerieben und hat auch als Grenzsaum aufgehört zu bestehen

Eine eingehende historische Abhandlung, aber mit vielen geopolitischen Streifzügen liegt vor mit 1. P. Herre, Weltgeschichte am Mittelmeer, Potsdam 1930, das mit glänzend ausgewählten Abbildungen grundlegend unterrichtet. Dort auch erschöpfende Literaturangaben über die einzelnen Zeitabschnitte der Mittelmeergeschichte. — Wichtig von mehr historisch-geographischen Arbeiten 2 M. J. Newbigin, The mediterranean lands. London 1924. — 3. E. Ch. Semple, The geography of the mediterranean region. London 1932. Über die Antike: 4. J. Toutain, L'économie antique. Paris 1927. — 5. A. Köster, Das antike Seewesen. Berlin 1923. — 6. B. Meißner, Babylonien und Assyrien. Heidelberg 1920—1926. — 7. A. Götze, Das Hetiterreich. Leipzig 1928. — 8. W. Weber, Die Staatenwelt des Mittelmeers in der Frühzeit des Griechentums. Stuttgart 1925. — 9. V. Ehrenberg, Karthago. Leipzig 1927. — 10. J. Kromayer, Roms Kampf um die Weltherrschaft. Leipzig 1912. — 11. A. Dopsch, Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung aus der Zeit von Cäsar bis auf Karl den Großen. Wien 1923—1924. Die wichtigste und gründlichste Arbeit. — Ebenso wichtig über den Islam 12. C. H. Becker, Vom Werden und Wesen der islamischen Welt. Leipzig 1924. — Über die folgende Epoche bis Napoleon sind entsprechend der Geringwichtigkeit des Mittelmeerraumes für die Weltpolitik nur ganz spezielle Schriften erschienen, von denen Herre in seiner Weltgeschichte (1.) eine ausgezeichnete Auswahl gibt. — Für die Entwicklung von Seekrieg und Seehandel verdient hervorgehoben zu werden: 13. A. Schaube, Handelsgeschichte der romanischen Völker des Mittelmeergebietes bis zum Ende der Kreuzzüge. München 1906. — Mit instruktiven Karten 14. H. C. Darby, The medieval sea-state, Scott. Geogr. Mag. Edinburgh 1932. — 15. R. Rittmeyer, Seekriege und Seekriegswesen in ihrer weltgeschichtlichen Entwickwicklung. Berlin 1907—1911, 2 ausführliche Bände. — Hierzu auch von Interesse 16. Graf E. Wilczek, Das Mittelmeer. Wien 1895. — Für die geschichtsphilosophische Problematik: 17. Ehrenberg, Ost und West, Studien zur geschichtlichen Problematik der Antike. Prag 1935. Im allgemeinen sollten für historische Vergleiche vor allem die Klassiker, wie Ranke und Delbrück, für Rom Mommsen herangezogen werden. Die Verflechtung des Mittelmeeres in die europäische Politik des Mittelalters beweist sich durch ihre Einfügung in alle bekannten Geschichtswerke über diese Zeit (Hampe, Lamprecht, Giesebrecht).

Wulf Siewert:

Frankreichs Stellung im Mittelmeer I

Der ozeanisch-kontinentale Konflikt

Ein Ausspruch Napoleons heißt: „Die Politik eines Staates liegt in seiner geographischen Lage." Dieser Satz, der so viel geopolitisches Denken verrät, wird durch die politischen Wendungen, die Frankreich im Laufe seiner Geschichte gemacht hat, eindrucksvoll unterstrichen. Frankreich gehört zu denjenigen Ländern Europas, die durch scharfe geographische Trennungslinien von ihren Nachbarn geschieden sind, es bildet daher eine „personnalité geographique" (Vidal de la Blache). Kanal, Atlantik, Pyrenäen, Mittelmeer und Alpen bieten sichtbare Begrenzungen, die nur im Nordosten von einer Lücke unterbrochen werden, die Frankreich von jeher durch den Drang zum Rhein zu schließen trachtete. Diese günstige geographische Lage öffnete den Franzosen politische Möglichkeiten nach mehreren Richtungen: nach Osten auf Mitteleuropa zu, nach Westen über den Atlantik und endlich nach Süden zum Mittelmeer. In der Tat hat Frankreich alle diese Gelegenheiten ausgenutzt. Aber es zeugt für die vorwiegend kontinentale Denkweise der Franzosen, daß im Wandel der Geschichte immer wieder die Richtung nach Osten den Ausschlag gab. Hier liegt die eigentliche historische Seite Frankreichs, hier sind die meisten Schlachten geschlagen worden, und hier konzentriert sich auch heute die ganze Aufmerksamkeit der französischen Außenpolitik.

Demgegenüber spielten die übrigen Seiten des französischen Sechsecks nur zeitweise eine bedeutende Rolle. So ging besonders im 16. und 17. Jahrhundert von der Normandie (Champlain!) und Bretagne die große französische Überseepolitik nach Amerika und Indien aus. Aber anders als England konnte und wollte Frankreich sich nicht dauernd der Seemachtpolitik widmen, denn es kämpfte gleichzeitig auf See und zu Lande und mußte daher dieser doppelten Belastung erliegen. Nach einem mehr als hundertjährigen Seemachtkampf gegen England, das keine kontinentale Belastung kannte, ging das erste französische Kolonialreich verloren. Dieses ozeanisch-kontinentale Doppelgesicht gibt der französischen Politik und Geschichte etwas Zwiespältiges und Schwankendes.

„Denn Frankreich blickt nach zwei Seiten über die Meere und ist darum immer wieder zu kolonialer Betätigung angeregt worden, ohne aber etwa, wie England, die volle Kraft des Mutterlandes weder einsetzen zu können noch zu wollen. In dieser Doppelnatur liegt entschieden die Tragik Frankreichs als Reichsbildner. Es ist nicht maritim genug, um die kontinentalen Interessen vergessen zu können und in Übersee ein Ganzes zu wollen; und es ist andererseits nicht kontinental genug, um auf überseeische Betätigung verzichten zu wollen" [Maull (1)].

Der Konflikt zwischen maritimer und kontinentaler Betätigung zieht sich wie ein roter Faden durch die ganze französische Geschichte, und wir werden im Laufe dieser Arbeit immer wieder auf ihn treffen. Diese Problematik trifft auch auf die französische Mittelmeerfront zu, die Frankreich an sich eine ganz hervorragende Ausfallstellung zum Mittelmeer verschafft. Aber auch die günstige Ausgangslage konnte nicht die dauernden Hemmungen der französischen Mittelmeerpolitik verhindern. Auf die Dauer hat immer die Kontinentalpolitik über die maritimen Interessen gesiegt.

Die erste Berührung mit dem Orient vermittelten die Kreuzzüge (11. bis 13. Jahrhundert) dem jungen französischen Staat. Französische Ritter gründeten in Kleinasien und Griechenland christliche Staaten und machten sich zum Beschützer der Christenheit. Noch fester wurde diese Stellung ausgebaut in dem Vertrag, den Franz I. im Februar 1536 mit dem türkischen Sultan schloß und der die Sonderstellung Frankreichs in der Türkei sowie dessen Protektorat über die Christen im Orient begründete. Aber es ist bezeichnend, daß auch hier letzten Endes ein rein kontinentaler Gedanke den Ausschlag gab, nämlich die Absicht, mit den Türken das Habsburger Reich im Südosten einzukreisen. Eine zielbewußte französische Mittelmeerpolitik hätte zweifelsohne große Erfolge verzeichnen können, um so mehr als Italien zersplittert und geschwächt war. So aber traten aus den obenerwähnten Schwierigkeiten heraus schwere Rückschläge ein. Aus Mangel an Seestreitkräften brach der ägyptische Feldzug Napoleons 1798 in kurzer Zeit zusammen. Die Niederlage von Trafalgar besiegelte endgültig den Verlust der französischen Seemacht. Von da an konzentrierte Napoleon seine Gewaltpolitik auf den Kontinent, um über Rußland das zu versuchen, was ihm über Ägypten versagt geblieben war.

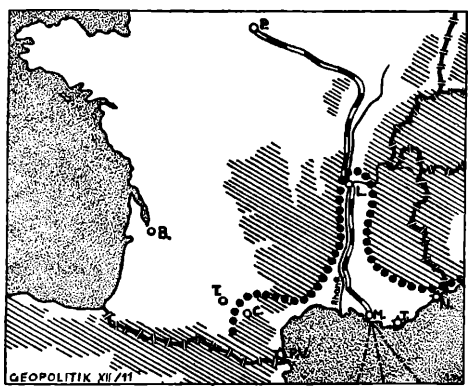
Die französische Mittelmeerfront

Der Ausgangspunkt der französischen Mittelmeerpolitik ist das sich nach Süden breit öffnende Rhonetal. Dort beginnt der Einfluß des weichen Mittelmeerklimas, das Vegetation, Menschen und Kultur in seinen Bann zieht. Durch das Rhonetal drang die erste mittelmeerische Kultur in Gallien ein, von hier aus begann Cäsar aber auch seine Eroberungen. Mit Recht macht Sion (2) auf die Doppelrolle des Rhonetals in der Geschichte aufmerksam, denn es ist sowohl Einfallstor der Mittelmeervölker nach Gallien hinein als auch Ausfallstor der Franzosen auf das Mittelmeer hinaus gewesen. Durch das Rhonetal geht der bequemste Weg vom Mittelmeer nach Nordfrankreich und Nordeuropa, ohne größere Höhen überwinden zu müssen. Hier gehen auch heute die Hauptbahnlinien von Norden nach Süden.

Der mittelmeerische Charakter Südfrankreichs unterstützt die enge Verbindung des Franzosen mit dem Mittelmeer. Wenn auch das Schwergewicht der Entwicklung im Languedoc und in der Provence ruht, so spielte einst auch das Pyrenäenvorland

eine wichtige Rolle. Über die Schwelle von Carcassonne, die die engste Stelle zwischen Atlantik und Mittelmeer darstellt, ging im Mittelalter der Verkehr zwischen den beiden Meeren, solange die Meerenge von Gibraltar durch die Araber gesperrt war. Carcassonne und Toulouse beherrschten damals strategisch wichtige Handelswege sowie den Übergang über die Pyrenäen. Die Pyrenäenfront bildet eine außerordentlich haltbare Grenze gegen Spanien; sie besteht seit 1659 unverändert! Wenn Spanien eine gewisse Rolle in der französischen Mittelmeerpolitik spielt, dann aus Gründen, auf die wir später eingehen werden.

Das bedeutendste Handelszentrum wurde indessen Marseille, das von den Griechen im Altertum gegründete Massalia. Hier entwickelte sich bald eine Großstadt, die unter den Römern blühte, von der sich das Christentum nach Gallien hinein ausbreitete und das im Mittelalter mit den italienischen Seestädten wetteiferte,



Gebirge über 500 Meter

Grenze des Mittelmeerklimas

Das Rhonetal als Verkehrsachse und Bindeglied zwischen Nordfrankreich und dem Mittelmeer

ohne jene allerdings an Bedeutung zu erreichen, da Marseille immer stark unter der Seeräuberei im westlichen Mittelmeer gelitten hat. Als sich der Seehandel seit der Entdeckung Amerikas verlagerte, fiel auch Marseille wie alle anderen Mittelmeerhäfen zurück und ging erst wieder mit dem Beginn der neuen Kolonialpolitik 1830 einer neuen Blüte entgegen. Die Lage am Ausgang des Rhonetals macht Marseille zum Endpunkt der französischen Nordsüd-Verkehrsachse und damit auch zum Hauptberührungspunkt Frankreichs mit der orientalischen Welt, wodurch der stark südliche und internationale Charakter (afrikanische Einwanderung und Blutmischung!) dieser Hafenstadt entsteht. Heute ist Marseille nicht nur der größte französische Hafen, der Le Havre um das Doppelte an Tonnageziffern übertrifft, sondern auch der größte Mittelmeerhafen. Über Marseille geht der hauptsächliche Verkehr Frankreichs mit seinen Kolonien in Afrika, Hinterindien und Ozeanien sowie nach der Levante. Die größte Rolle spielt natürlich der Passagier- und Güterverkehr nach den gegenüberliegenden afrikanischen Gebieten Algerien und Tunesien, aber auch Marokko. Ein Teil der Fahrgäste geht neuerdings aus Zeitersparnis über Port Vendres, das sich ebenfalls seit der Eroberung Algeriens schnell entwickelt hat. Port Vendres liegt von Algier 22 Stunden, von Oran nur 30 Stunden entfernt.

Seit Korsika 1769 französisch wurde, hat sich die strategische Stellung Frank-

reichs im westlichen Mittelmeer weiterhin verstärkt. Korsika schiebt sich wie ein Keil zwischen das Ligurische und Tyrrhenische Meer und beherrscht die nahe italienische Küste sowie die 15 Kilometer schmale Seestraße von Bonifacio, die Korsika von dem italienischen Sardinien trennt. Die Entfernung von Korsika bis zur Küste von Toskana beträgt nur 84 Kilometer, bis Genua 150 Kilometer, bis Rom, Mailand und Turin höchstens 200 Kilometer. Bei der heutigen Schrumpfung aller Entfernungen bietet somit Korsika eine ideale Basis für Luftangriffe. Zusammen mit dem großen französischen Kriegshafen Toulon und dem Flottenstützpunkt Biserta (Tunis) bildet Korsika eine gewaltige seestrategische Stellung Frankreichs im westlichen Mittelmeer, der nicht nur defensive Bedeutung zukommt, sondern auch eine offensive. Denn eine Unterbrechung der an sich wichtigen französischen Seeverbindungen zwischen Toulon und Nordafrika kann heute durch die Atlantikroute ersetzt werden, dagegen kann ein Einbruch in die Verkehrsbeziehungen zwischen Ober- und Unteritalien, insbesondere eine Zerstörung der italienischen Küstenbahn, eine vernichtende Wirkung haben. Es ist daher erklärlich, daß von Italien aus ein französisches Korsika als ständige Bedrohung empfunden wird. Auch der Umstand, daß die Bewohner Korsikas völkisch und sprachlich zu Italien neigen, unterstreicht die italienischen Ansprüche auf diese wichtige Insel, deren wirtschaftlicher Wert in keinem Verhältnis zu ihrer strategischen Bedeutung steht.

Ebenfalls günstig für Frankreich liegen die Verhältnisse an der bedeutsamen Alpenfront. Seitdem Nizza und Savoyen 1860 als Gegenleistung für französische Waffenhilfe an Frankreich fielen, hat Frankreich seine Ostgrenzen über die Alpenkämme hinausgeschoben. Dadurch befinden sich heute alle wichtigen Alpenübergänge in französischer Hand oder unter französischer Kontrolle, so der Kleine St. Bernhard, der Mont Cenis, der Mt. Genèvre und der Col de Larche. Alle diese Pässe sind ebenso wie die Küstenstrecke bei Nizza im Zuge des gigantischen Befestigungssystems an der französischen Ostgrenze stark befestigt worden. Dazu kommt, daß auf französischer Seite die Alpen allmählich absteigen und die Entfernung von der Grenze zur Rhone mindestens 150 Kilometer beträgt, auf italienischer Seite dagegen die Alpen schroff abfallen und von der italienischen Tiefebene die Grenze nur 40 Kilometer entfernt ist. In der oberitalienischen Ebene liegt aber verhältnismäßig dicht an der Grenze das bedeutendste Industriegebiet Italiens mit den Zentren Turin-Mailand-Genua-Spezia. Eine Bedrohung dieser Städte kann empfindliche Folgen haben, während ein Vorstoß in das Rhonetal, dessen Bahnsystem in den letzten Jahren sorgfältig ausgebaut wurde, keine lebenswichtigen Zentren treffen würde, da das industrielle Schwergewicht Frankreichs mehr dezentralisiert im Nordosten liegt.

Auch Nizza und Savoyen sind Gebiete, auf die Italien niemals verzichtet hat. Frankreich kann also unter Umständen hier einem starken politischen Druck ausgesetzt sein. Savoyen ist überdies das Stammland des italienischen Königshauses.

Die Bevölkerung in beiden Gebieten ist allerdings überwiegend französisch, nur in Nizza macht sich ein erheblicher italienischer Einschlag bemerkbar. Obwohl man sich in Italien klar darüber ist, daß in absehbarer Zeit keine Änderung in den Besitzverhältnissen dieser Gebiete eintreten wird, so hält man dennoch im stillen an der Forderung fest. Wie tief das Interesse an diesen Fragen ist, zeigte der leidenschaftliche Protest der italienischen Presse, als Frankreich im Sommer 1927 farbige Truppen nach Korsika legte.

Allein, so stark auch die strategische Stellung Frankreichs gegenüber Italien und Spanien ist, so liegt doch über ihr ein tiefer Schatten, nämlich der Bevölkerungsrückgang. Er ist besonders stark im Süden, also in einem Gebiet, von dem eigentlich ein Bevölkerungsdruck ausgehen müßte, wenn die Mittelmeerpolitik haltbar sein soll. Die Entvölkerung hat im Languedoc und im Rhonetal Landgebiete ergriffen, die früher zu den fruchtbarsten Galliens gehörten. Dort gibt es heute Landstriche, in denen zahllose Bauernhöfe und Dörfer leer stehen und verfallen. Das Ergebnis einer solchen Entvölkerung ist ein fühlbarer Mangel an Handarbeitern und das Sinken der Bodenpreise. Ersteres führt zu einer gesteigerten Einwanderung Fremdstämmiger, letzteres zu einem Festsetzen fremder Kolonisten. Die Zentralstelle für die Neueinwanderung, an der fast alle europäischen Völker und einige nordafrikanische Rassen beteiligt sind, der „service de la main d'œuvre étrangère" hat nach dem Krieg einige Millionen Einwanderer nach Frankreich gezogen. Auf Grund amtlicher und privater Schätzungen rechnete H. Harmsen (3) 1927 mit 5 Millionen Ausländern, wobei zu bemerken ist, daß die amtliche französische Statistik bezeichnenderweise die Farbigen nicht mitzählt. Nun sind die zahlreichen fremden Industriewanderarbeiter, die in der Wirtschaftskrise oft wieder zurückwandern, in diesem Zusammenhang von geringerer Bedeutung als die fremden Kolonisten, die auf französischem Boden siedeln und wohnen bleiben werden. Hier entsteht allerdings ein nationales Problem von großer Tragweite. („Il y a là un grave problème national". Sion.[1])

Die Italiener stehen der Zahl nach weit an der Spitze der fremden Einwanderer. Man schätzt sie auf ungefähr 800 000. Über die Alpenpässe herabsteigend und mit der Küstenschiffahrt eindringend, besiedelt der Italiener auf Grund seiner niedrigeren Löhne und Lebenshaltung jene Gebiete der Provence, deren heute tote Städte Nimes, Arles, Avignon usw. von ihrer einstigen Kulturhöhe erzählen. In den Departements des Südostens: Alpes maritimes, Var, Bouches du Rhone, Gard, Vaucluse, Hérault bilden die Ausländer, vornehmlich Italiener, zwanzig und mehr Prozent der Bevölkerung. In den südwestlichen Departements Gers, Lot, Lot et Garonne, Basses Pyrenées siedeln Basken, Spanier und Portugiesen.

In den Städten des Südostens stellt der Italiener ein immer stärkeres Kontingent

1) Vgl. Zeitschr. f. Geopolitik XII/1935, Heft 9, S. 569: Zur Frage der Unterwanderung in Frankreich.

an Arbeitern, Kaufleuten und Handwerkern. „In den Alpes Maritimes, Var, Bouches du Rhone bilden die Fremden, fast alles Italiener, 75% der Bau- und Erdarbeiter, 62% der Dockarbeiter, 50% der Hausangestellten usw. Die Einwanderer liefern fast 40% der Geburten. In bestimmten Gemeinden besteht die Hälfte der Rekruten aus Söhnen Fremdstämmiger" (G. Mauco).

Und, fragt Sion (4) besorgt, was werden diese Fremden machen im Falle eines Konflikts? Was ist von dieser Ausländermasse dicht an der Grenze zu erwarten? Früher vertraute Frankreich auf seine Assimilationskraft. Nach der französischen Volkstumsauffassung genügt es ja bekanntlich, wenn der naturalisierte Fremde französisch spricht, um ihn als Franzosen aufzunehmen. Deshalb wurde früher von der Naturalisation reichlich Gebrauch gemacht. Aber heute liegen die Dinge doch wesentlich anders. Der Faschismus betreut heute besonders sorgfältig die Auslandsitaliener und fesselt sie durch vielerlei Vergünstigungen an Heimat und Volkstum. So ist es leicht möglich, daß eines Tages auf französischem Boden eine italienische Irredenta entsteht mit allen politischen Folgen eines solchen Vorgangs. Vergessen wir nicht, daß einst die Provence eine römische Provinz und das Rhonetal das Einzugsgebiet der Mittelmeerkultur war!

Der Griff nach der Gegenküste

Die afrikanische Küste ist von jeher ein heiß umkämpfter Bestandteil des Mittelmeerraumes gewesen. Jede maßgebende Großmacht im Mittelmeer hat versucht, die Gegenküste zu gewinnen. Es ist das besondere Merkmal des Mittelmeerbeckens, daß immer wieder von Großstaaten versucht wurde, Küste und Gegenküste politisch zusammenzuketten. Als daher Frankreich zu einer zweiten Kolonialepoche ansetzte, lag nichts näher als der Sprung zur Gegenküste. Die Eroberung der Barbareskenstaaten war sogar eine Vorbedingung für eine neue maritime oder koloniale Betätigung, denn die in diesen Gegenden noch blühende Seeräuberei mußte jede Schiffahrt ernstlich stören. Es ist überhaupt bezeichnend für das damalige Schattendasein des Mittelmeeres, daß Mitte des vorigen Jahrhunderts gewissermaßen vor den Toren Europas nach Piraten ihr Handwerk treiben konnten.

Nicht ohne innere und äußere Hemmungen vollzog sich im Mai 1830 die Eroberung Algiers durch die Franzosen. Im Innern gab es einflußreiche Kreise, die jeder Kolonialpolitik abhold waren und sie lediglich als Kraftvergeudung und Ablenkung von der europäischen Politik auffaßten. Außenpolitisch machte England Schwierigkeiten, die zu ernsten Spannungen führten. Aber die Expedition glückte; sie eroberte in kurzer Zeit die Küste des Dey von Algier, der nominell noch dem türkischen Sultan unterstand. „Zwanzig Tage haben genügt, einen Staat zu zerstören, der Europa seit drei Jahrhunderten geschwächt hat", sagte ein Tagesbefehl des damaligen französischen Kriegsministers Bourmont [Hardy (5)].

Typisch für die inneren Hemmungen war die Verlegenheit, die in Paris auf

Grund dieser Eroberung entstand. Man wußte erst nicht, was man mit Algier machen sollte. Erst nach langem Zögern entschloß sich die Regierung, Algier zu behalten und die französischen Truppen dort stehenzulassen. Man war sich im damaligen Frankreich gewiß nicht über die historische Tragweite dieses Entschlusses im klaren. Erst das 20. Jahrhundert sollte die ganze Bedeutung des damaligen Schrittes, der eine vollkommen neue und großzügige Kolonialepoche einleitete, erfassen. Denn Algerien wurde die eigentliche Basis der französischen Expansion in Nordafrika!

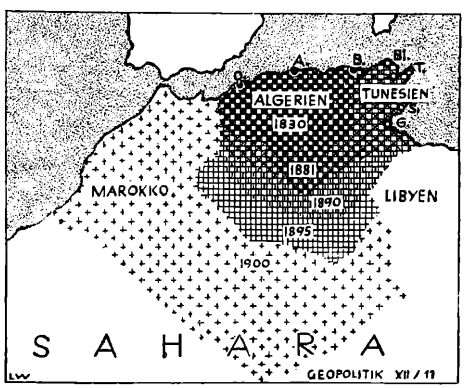
In schweren Kämpfen wurde die algerische Küste (Algier, Bône, Oran) mit ihrem Hinterland erobert und bis 1847 auch der härteste Gegner, Abd-el-Kader, überwunden. Obgleich die französische Kolonialexpansion nicht wegen Übervölkerung eingeleitet wurde, machte man doch Versuche mit der Ansiedlung französischer Kolonisten in Algerien, da das mittelmeerische Klima dieser Gegenden dem Mutterland ähnlich war und somit einen solchen Versuch begünstigte. Schon 1840 zählte Algerien 30 000 Europäer. Nachdem die schwersten Kämpfe vorüber waren, ging der Gouverneur Bugeaud planmäßig an die Kolonisation heran. „Die Eroberung ist unfruchtbar ohne Kolonisation", ist ein Wort Bugeauds und ein Beweis dafür, daß es damals immerhin weitblickende Männer in Frankreich gab, die das Problem im Kern begriffen. Man begann, in den eroberten Gebieten und auf dem Boden der enteigneten aufständischen Stämme geschlossene Siedlungen französischer Soldaten und Landarbeiter sowie Dörfer und Städte zu errichten. 1847 zählte Algerien bereits 110 000 Europäer, 1860 schon 200 000 Europäer (6). Der Handel der französischen Mittelmeerhäfen erhöhte sich in der gleichen Epoche um 40%. Trotz vieler Fehler und Widerstände entwickelte sich Algerien zusehends, und vor allem sammelte die französische Kolonialpolitik wertvolle Erfahrungen.

Besonders nach der Revolution von 1848 nahm das Kolonialinteresse und damit das Interesse am Mittelmeerraum in Frankreich zu. Von jetzt an vollzog sich ein bemerkenswerter Umschwung in der Einstellung zu Algerien. Es sollte nicht mehr ein „bloßer Anhang des Staates" sein (une simple annexe de l'Etat), sondern ein „wesentlicher Teil des nationalen Territoriums" (une partie intégrante du territoire national), also eine wirkliche Provinz des Mutterlandes. Dementsprechend wurde Algerien in drei Departements eingeteilt (Algier, Oran, Constantine) und von Paris aus zentral verwaltet. Von diesem Zeitpunkt an verlor Algerien, geopolitisch gesehen, die Eigenschaft einer kolonialen Wachstumsspitze, vielmehr setzte sich Frankreich jetzt über das westliche Mittelmeer hinweg in Afrika fort. „So befestigte sich eine Idee, die bisher nur heimlich in unserer Kolonialgeschichte erschienen war, die Idee eines Kolonial-Reiches, einer Verlängerung des Mutterlandes über das Meer hinweg, eines ‚größeren Frankreichs', wie man heute gern sagt", schreibt G. Hardy (7).

Zur gleichen Zeit erweiterte sich der französische Einfluß im gesamten Mittel-

meerbecken in außerordentlicher Weise. Der Besitz Algeriens hob die Machtstellung Frankreichs sowohl im benachbarten Tunesien als auch in der Levante, wo Napoleon III. nach 1850 wieder die traditionelle Rolle Frankreichs als Beschützer der Katholiken im Ottomanischen Reich übernahm. Der Krimkrieg und der Syrische Feldzug 1860—1861 begünstigten weiterhin die Ausbreitung des französischen Handels- und Kultureinflusses im östlichen Mittelmeer, wo die großen Hafenstädte, wie Beirut, Smyrna und Konstantinopel, durch die Arbeit französischer Missionare und Kaufleute mehr und mehr ein französisches Gepräge erhielten. In Ägypten bauten französische Ingenieure mit französischem Kapital den Suezkanal (1854 bis 1869). In der Tat, „das Mittelmeer schien ein französisches Meer zu werden"! [Hardy (8)].

Nach der schweren Niederlage von 1871 verstärkte sich die koloniale Strömung in Frankreich. Neue Männer, unter ihnen besonders Jules Ferry, kamen ans Ruder und führten die koloniale Expansion fort. Das Ziel war diesmal, abgesehen von andern afrikanischen und indischen Gebieten, das Algerien benachbarte Tunesien,



Algerien als Ausgangspunkt der Eroberung und Durchdringung Nordafrikas durch die Franzosen seit 1830

dessen zerrüttete Finanzen den Vorwand gaben für die Eingriffe der europäischen Mächte. Hier traf Frankreich allerdings schon auf Rivalen in Gestalt von Italien und England. Ganz besonders Italien, dessen staatspolitische Ohnmacht und Zerrissenheit nunmehr beendet war, betrachtete Tunesien als ein altes Erbe Roms, als traditionelle und geographisch bedingte Gegenküste und Interessensphäre. Gestützt auf die zahlreiche italienische Bevölkerung in Tunesien, entfachte Italien einen heftigen Pressekampf gegen Frankreich. Aber nach einigem Zögern nutzte Frankreich doch den günstigen Augenblick und schickte im April 1881 seine Truppen über die Grenze. In kürzester Zeit waren sie im Besitz von Tunesien, und das zu spät gekommene Italien zog sich grollend zurück, um sich Deutschland und Österreich-Ungarn anzuschließen. Diese außenpolitische Komplikation benutzte Clemenceau, um Jules Ferry zu stürzen und die Kontinentalpolitik wieder aufzunehmen. Gleich darauf erlebte Frankreich im Mittelmeer schwere Niederlagen, indem England sich durch Aktienkauf den maßgeblichen Einfluß auf die Suezkanalgesellschaft sicherte und endlich 1882 unter den Augen französischer Geschwader Ägypten militärisch besetzte. Die politische und wirtschaftliche Rolle Frankreichs war damit in Ägypten beendet, es blieb lediglich bis heute ein gewisser kul-

tureller Einfluß. Die englisch-französische Spannung wurde für zwei Jahrzehnte zum wesentlichen Merkmal der europäischen Politik.

Das zweite Kabinett Jules Ferry (1883—1885) unternahm noch einmal den Versuch einer großzügigen Kolonialpolitik. Ferry betonte vor allem den wirtschaftlichen Wert von Kolonien: „Kolonien sind für reiche Länder die vorteilhafteste Kapitalsanlage. Frankreich, das Überfluß an Kapitalien besitzt, hat Interesse daran, diese Seite der Frage zu betrachten." In dieser Zeit, in der ein wahrer Wettlauf um den Schwarzen Erdteil einsetzte, entstand in Frankreich der Gedanke einer Besitznahme der gesamten afrikanischen Mittelmeerküste zur Bildung eines afrikanischen Großreiches. Von Bismarck wurde die Kolonialpolitik Frankreichs auf der Berliner Konferenz von 1884 weitgehendst unterstützt, um die Franzosen vom Rhein abzulenken. Er hoffte, daß die Franzosen „über den Ruinen von Karthago die Kathedralen von Straßburg und Metz vergessen würden". Überdies mußte die Tunisfrage einen latenten Gegensatz zwischen Frankreich und Italien begründen, der auch tatsächlich bis heute wirksam geblieben ist.

Aber die altbekannten Widerstände der französischen Kontinentalpolitiker gewannen in Paris wieder an Stärke. Eine an sich unwichtige Schlappe französischer Truppen in Tonking nahmen diese Kreise zum Vorwand, um Jules Ferry endgültig zu stürzen und seine Kolonialpolitik zu liquidieren.

„Als 1885 Jules Ferry, der ‚Tonkinois', wie ihn die Feinde der Kolonialexpansion nannten, von Clemenceau gestürzt wurde, der 34 Jahre später den Vertrag von Versailles entwarf und durchsetzte, hatte der Revanchegedanke über eine Politik gesiegt, die in der Gründung des Kolonialreichs vielleicht einen genügenden Ausgleich für 1870 zu sehen gelernt hätte" [Bergsträsser (9)].

Obgleich also die führenden Köpfe der französischen Kolonialpolitik das zweitgrößte Kolonialreich der Welt gegen den Willen der Nation geschaffen hatten, konnten sie nicht endgültig das Gesicht Frankreichs vom Rhein abwenden. Die Revancheidee siegte! Dieser neue Frontwechsel blieb natürlich auf die Lage im Mittelmeer und in Afrika nicht ohne bleibenden Einfluß. Die ersten Rückschläge meldeten sich bald. Der französische Vorstoß in den Sudan unter Marchand stieß 1898 bei Faschoda auf die Engländer unter General Kitchener. Die Franzosen mußten sich, wenn auch ehrenvoll, zurückziehen. Zur Überraschung der Welt wich aber die englisch-französische Spannung unerwartet schnell, denn England schwenkte in die Front der Gegner des Deutschen Reiches ein, und in der Marokkokrise 1904 standen bereits England und Frankreich vereint Deutschland gegenüber. Das Mittelmeer war inzwischen mehr und mehr eine britische Domäne geworden, während Frankreich sich mit der Sicherung seiner Seeverbindungen im westlichen Mittelmeer begnügte, sich im übrigen aber auf den beginnenden Aufmarsch in Europa konzentrierte.

Eine neue Phase trat erst mit dem Erscheinen Italiens in Afrika ein. Obwohl

Frankreich sich schon 1900 mit Italien über Tripolis geeinigt hatte, erregte die tatsächliche Besetzung von Tripolis durch die Italiener 1911 in Frankreich doch Unruhe. Der Gedanke, die gesamte afrikanische Mittelmeerküste Frankreich anzugliedern, war damit grundsätzlich durchkreuzt. Vorerst änderte sich in der Machtlage des Mittelmeerraums nichts, aber heute wissen wir, daß das Fußfassen Italiens in Afrika eine entscheidende Wendung in der Politik des Mittelmeerbeckens ankündigte.

(1) O. Maull, Frankreichs Überseereich, Sammlung Göschen 1935. Seite 33. — (2) Jules Sion, La France, Méditerranéenne. A. Colin, Paris 1934. Seite 33. — (3) H. Harmsen, Bevölkerungsprobleme Frankreichs, Verlag Vowinckel 1927. — (4) Sion, s. o. Seite 167. — (5) G. Hardy, Histoire de la Colonisation Française. Larose, Paris 1928. Seite 166. — (6) Hardy, Seite 186, 187. — (7) Hardy, Seite 192. — (8) Hardy, Seite 200. — (9) Curtius-Bergsträsser, Frankreich, Deutsche Verlagsanstalt 1930, Band 2, Seite 275.

COLIN ROSS:

Vom Weißen Gott bis zum Ende der Weißen Götter III

Mexiko von den Conquista bis Cardenas

Inhalt des Gesamtaufsatzes:

1. Die Tempelpyramide der „Gefiederten Schlange"
2. Der Blutaltar Huitzilopochtlis
3. Der weiße wider den roten Gott
4. Drei Jahrhunderte weißer Herrschaft
5. Europa verliert einen Kontinent
6. Die Regierung der ewigen Revolution und der Krieg mit USA
7. Ein Indianer herrscht erstmalig über Weiße
8. Machtträume um das Karibische Meer
9. Das Heraufziehen der Weißen-Götter-Dämmerung
10. Wiederaufrichtung des Aztekenreiches?

8. Machtträume um das Karibische Meer

Wo die Fluten des Sees von Texcoco, aus denen sich die aztekische Hauptstadt Tenochtitlan erhob, im Südwesten wieder festes Land trafen, erhob sich der Fels von Chapultepec. Dichter Wald umgab ihn. Eine alte Aztekenburg krönte seinen Gipfel. Montezuma aber, der die Grenzen seines Reiches weit genug hinausgeschoben wähnte, um so nahe seiner Residenz noch einer Sicherung zu bedürfen, ließ das Dickicht roden und wandelte es in einen Park und die Festung in ein Lustschloß. Hierhin verlegte er seinen Harem, seine Bäder, seine Volieren und Fischteiche.

In spanischer Zeit wurde das Lustschloß wieder Festung. Während des amerikanisch-mexikanischen Krieges wurde heftig um sie gekämpft. Bauten wie Umgebung waren in einem ziemlich verwahrlosten Zustand, als ein zweiter mexikanischer Kaiser auf die Idee kam, die Festung zum andern Male in eine Sommerresidenz zu verwandeln. Und seltsam, er nahm das gleiche tragische Ende wie Montezuma.

Dieser Kaiser war Maximilian von Österreich, der für drei kurze Jahre die Krone von Mexiko trug. Sein Schicksal ist weltbekannt, nicht zum wenigsten durch das

berühmte Gemälde von Manet, das seine Erschießung darstellt. Aber die Hintergründe dieser kaiserlichen Tragikomödie, wieso und wodurch Maximilian Kaiser wurde und warum er dies unglückliche Ende nehmen mußte, sind wert, von Zeit zu Zeit wieder aufgehellt zu werden.

Um die politische Situation in der Neuen Welt in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zu verstehen, muß man sich klarmachen, daß die Monroedoktrin zwar bestand, aber daß sie weit davon entfernt war, eine politische Realität zu sein. England hatte noch nicht vor Amerika kapituliert. Auch Frankreich hatte seinen Ehrgeiz nicht aufgegeben, in der Neuen Welt eine maßgebende Rolle zu spielen, ja nicht einmal Spanien.

Vor einem Menschenalter war das Karibische Meer noch längst kein Mare Americanum, sondern im Gegenteil ein europäischer See. Die Antillen waren noch restlos im Besitz der alten Kolonialmächte, und England konnte noch mit gutem Grund darauf rechnen, auf der zentralamerikanischen Landenge ein zweites Suez in seine Gewalt zu bringen.

Diese Landenge und ihre weltpolitische Bedeutung hatte gerade angefangen, die Gemüter zu bewegen. Der erste, der weitfliegende mittelamerikanische Pläne hatte, war Napoleon I. Sein Traum war, die alte französische Kolonialmacht in Amerika wieder aufzurichten. Er brachte Louisiana von den Spaniern in seinen Besitz und gedachte Haiti, das heute noch die Schlüsselstellung der Antillen ist, zum Ausgangspunkt eines französisch-lateinischen Reiches rings um das Karibische Meer zu machen. Der Negeraufstand auf Haiti, der ihm zwei Armeen kostete, und in der Folge die Ereignisse in Europa verhinderten die Ausführung der Pläne.

Aber sie starben nicht mit dem Kaiser, sie spukten weiter in der Luft. Bolivar, der Befreier Südamerikas, träumte von ihnen. Er hoffte, aus der Landenge von Tehuantepec für die jungen Staaten, die aus den Trümmern der spanischen Kolonialmacht hervorgingen, das zu machen, was der Isthmus von Korinth für die Griechen bedeutete. Ja, seine Träume verstiegen sich dahin, hier einmal den Mittelpunkt der Welt zu sehen, auf dem der Aeropag der Kontinente tagte.

Noch natürlicher war es, daß der dritte Napoleon, der sich als Erbe seines Onkels fühlte, dessen amerikanische Pläne wieder aufnahm, sobald sich eine Gelegenheit dazu bot. Er hatte während seines Exils in Amerika mit Schrecken festgestellt, wie rapide der lateinische Charakter des ehemals französischen Louisiana im Schwinden war und wie machtvoll das angelsächsische Amerika auf allen Gebieten vordrängte. Der Vormarsch der Vereinigten Staaten war ja überhaupt der Albtraum der europäischen Kolonialmächte. So verschieden sie auch in ihren Interessen waren, in dem einen Punkt wußten sie sich einig, ein allzu Mächtigwerden der USA. nach Möglichkeit zu verhindern.

Die Gelegenheit dazu ergab sich mit der wachsenden Spannung zwischen den Sklaven- und den freien Staaten der Union. Auch die ersteren träumten einen

Machttraum um das Karibische Meer. Sie sahen sich von den Nordstaaten langsam, aber sicher überflügelt und von der weiteren Ausdehnung nach Westen abgedrängt. Ihre einzige Möglichkeit nach territorialem Zuwachs war über mexikanisches Gebiet. Und tatsächlich bestanden im Augenblick der Sezession Pläne in den Südstaaten, mit Mexiko eine politische Union einzugehen, ja, man hatte bereits dahingehende Fühler ausgestreckt.

Den gleichen Gedanken mögen England und Frankreich ausgespielt haben, als sie die Konföderation in ihrem Abfall moralisch unterstützten und sie als kriegführende Macht anerkannten. Aber gleichzeitig dachten sie bereits daran, daß der neue konföderative Staat am Golf von Mexiko, dessen Entstehen sie förderten, nur ja nicht zu stark würde.

In dieser gegenseitigen Eifersucht und in den geheimen selbstsüchtigen Plänen, die jeder der Partner für sich hegte, lag der Grund, der den letzten kolonialen Vorstoß Europas auf amerikanischem Boden von vornherein zum Scheitern verurteilte.

Den äußeren Anlaß hatte die Einstellung der Zinsenzahlungen für die auswärtigen Anleihen durch Juarez gegeben. Damals herrschte noch eine strengere internationale Schuldnermoral als heute. Einstellung von Schuldenzahlungen galt als berechtigter Casus belli. Frankreich, England und Spanien sandten Kriegsschiffe über den Atlant und landeten Truppen in Vera Cruz. Mexiko war in keiner Weise auf Widerstand gerüstet. Den Vereinigten Staaten waren durch den inzwischen ausgebrochenen Sezessionskrieg die Hände gebunden. So hätten die Alliierten ihre Bedingungen diktieren können. Aber sie entzweiten sich, kaum daß die Aktion begonnen. England schöpfte — und nicht mit Unrecht — Verdacht, daß Frankreich selbstsüchtige Pläne verfolgte. Nun wollte es zwar der weiteren Machtausdehnung der Vereinigten Staaten einen Damm setzen, aber ein französisches Kolonialreich auf zentralamerikanischem Boden war nicht nach seinem Sinn. So einigte es sich insgeheim mit Juarez und sprang ab. Das gleiche tat Spanien. Die Spanier hatten davon geträumt, ihre verlorenen Kolonien wenigstens teilweise wieder zurückzugewinnen, zum mindesten rechneten sie damit, einen Bourbonenprinz als Kaiser von Mexiko zu sehen. Als die daher herausbrachten, daß der französische Thronkandidat ein Habsburger war, zogen auch sie sich zurück.

Frankreich blieb allein. Aber die französischen Truppen genügten, die Mexikaner zu schlagen, die Hauptstadt zu besetzen und Juarez bis an die Nordgrenze des Landes zu jagen. Dem feierlichen Einzug und der Krönung Maximilians von Habsburg stand nichts mehr im Wege.

Auch Maximilian träumte seinen karibischen Traum. Er fühlte sich als der Enkel Kaiser Karl V. und als der Erneuerer von dessen Reich. Er hatte hochfliegende Pläne, ehe er noch mexikanischen Boden betrat. Er phantasierte davon, das alte Kolonialreich seiner Vorfahren als selbständige habsburgische Macht neu aufzu-

richten. Kaum war er im Lande, als er bereits Agenten nach Guatemala sandte, um die Anschlußmöglichkeiten dieses Staates an Mexiko zu sondieren. Er hoffte, die ganzen mittel- und südamerikanischen Republiken bis nach Brasilien hin unter seinem Zepter zu vereinen. Sein Bruder Ludwig aber sollte die Tochter des Kaisers von Brasilien heiraten, der keine männlichen Erben hatte. Auf diese Weise gedachte er eine Habsburgerdynastie aufzurichten, die vom Rio Grande bis an den Rio de la Plata reichte.

Während so die Wünsche des frischgekrönten Kaisers bis in die Wolken langten, übersah er die nächsten Notwendigkeiten der harten Wirklichkeit. Er übersah, daß seine Macht nur so weit reichte, wie die französischen Bajonette sie stützten.

Es war keineswegs so, als ob Kaiser Maximilian keinen Anhang gehabt hätte. Die Kirche wie die Konservativen standen hinter ihm, und sie bedeuteten damals noch eine Macht, die das Kaisertum unter Umständen auch ohne fremde Hilfe hätten halten können. Voraussetzung wäre allerdings gewesen, daß Großgrundbesitz wie Klerus die Stunde verstanden und in weiser Voraussicht auf einen Teil ihrer bisherigen Vorrechte verzichtet hätten. Allein die Kirche forderte die Aufhebung der antikirchlichen Reformen und der Großgrundbesitz die der gegen ihn gerichteten Landgesetze. Maximilian aber konnte sich weder zu dem einen noch zu dem anderen entschließen. Damit handelte er aus einem richtigen Instinkt heraus, aber sein Empfinden für die Rechte des gemeinen Volkes kostete ihm die Unterstützung der Konservativen, ohne ihm die Sympathien der Liberalen einzubringen. Im übrigen war das mexikanische Nationalbewußtsein doch bereits allzusehr erwacht, als daß ein Herrscher aus fremdem Blut, der im Gefolge der verhaßten französischen Waffen ins Land gekommen war und sich notgedrungen auf die napoleonischen Bataillone stützen mußte, noch tragbar gewesen wäre.

So war Maximilians Schicksal in dem Augenblick besiegelt, in dem Napoleon unter dem Druck der Vereinigten Staaten, die inzwischen den Sezessionskrieg beendet hatten, seine Regimenter zurückziehen mußte. Der letzte Akt der Tragödie begann, die mit der Erschießung des Kaisers und dem Wahnsinn der Kaiserin endete. Es war gleichzeitig eine europäische Tragödie. Die grandiose Eroberung einer neuen Welt durch den weißen Mann war zum Schluß kläglich gescheitert. Ein Roter, ein Vollblutindianer, befahl die Hinrichtung des Urenkels Karl V., des Herrschers, der Cortez zur Eroberung des Aztekenreiches ausgesandt hatte. Der Tod Guautemozins war gerächt, Europas Träume um das Karibische Meer ausgeträumt.

9. Das Heraufziehen der Weißen-Götter-Dämmerung

Die Geschichte verläuft in Wellen, aber nicht in rhythmischen; immer wieder tritt das Unerwartete ein. Oder erkennen wir nur nicht den kosmischen Rhythmus? — Nach der Erschießung von Maximilian hätte man annehmen sollen, daß nunmehr das ganze Land dem siegreichen Nationalheros zugejubelt hätte, daß er in

Ruhe sein großes Reformwerk hätte vollenden können, daß auf dem so erfolgreich beschrittenen Wege des Ersatzes des weißen Mannes durch den roten fortgeschritten worden wäre.

Das Gegenteil von all dem ereignete sich. Juarez sah sich in den letzten Jahren seiner Präsidentschaft einer wachsenden Unpopularität gegenüber. Unruhen flackerten auf. Und nur ein plötzlicher Herzschlag bewahrte ihn davor, den „natürlichen" Tod eines mexikanischen Präsidenten — durch eine Kugel oder Gift — zu sterben. Juarez' Nachfolger war noch unbeliebter, und es dauerte nicht lange, so wurde er durch eine Militärrevolte gestürzt, die unter der Führung des Generals Porfirio Diaz stand, eines Offiziers, der sich in dem Kriege gegen die Franzosen und gegen Kaiser Maximilian einen Namen gemacht hatte.

Nichts war nunmehr wahrscheinlicher, als daß die bisherige Regierungsform der ewigen Revolutionen ihren Fortgang nehmen und Aufruhr auf Aufruhr, Revolution auf Gegenrevolution folgen würde. In den 55 Jahren seit Beendigung der spanischen Herrschaft hatte Mexiko nicht weniger als zwei Kaiser, einen Regenten und über 50 Präsidenten verbraucht! Allein Wunder über Wunder, das Unwahrscheinliche wurde Ereignis. Mit Porfirio Diaz war zum erstenmal ein Mann an die Macht gelangt, der es verstand, diese nicht nur zu erobern, sondern sich auch in ihr zu behaupten und dem Lande eine fast vierzigjährige Periode von Ruhe, Sicherheit und Frieden zu geben.

Das Diazsche System reicht bis in unsere Zeit. Die Älteren unter uns haben seinen Ausgang noch erlebt. Es ist allgemein bekannt, daß unter dem großen Diktator das Land einen unerhörten Aufschwung nahm. Aus dem unsichersten wurde es das sicherste, aus dem ärmsten eines der reichsten Länder. Als Diaz sein Amt nach der Präsidentschaft von Gonzales antrat, fanden sich in der Staatskasse ganze 26 Peso, als er nach sechsunddreißigjähriger Regierung seinem Gegner Madero die Macht überantwortete, konnte er ihm neben einem disziplinierten Heer, einer geordneten Verwaltung, einer vorbildlichen Polizei noch einen Staatsschatz von 60 Millionen Peso aushändigen. Ungleich manchem seiner Vorgänger — und auch Nachfolger — nahm er letztere nicht aus Versehen ins Exil mit.

Bei Antritt der Diazschen Präsidentschaft besaß Mexiko 700 Kilometer Eisenbahn, bei seinem Ende 25 000. Aus- und Einfuhr stieg von 51 Millionen im Jahre 1873 auf 500 im Jahre 1910. Also fast eine Verzehnfachung in weniger als vier Jahrzehnten! Ein Land, das bisher nur Handwerk kannte, wurde zu einem nicht unbedeutenden Industriestaat. Vor allem nahm der Bergbau einen unvergleichlichen Aufschwung. Mexiko wurde der größte Silberproduzent der Welt. An Gold lieferte es ein Fünftel der Weltausbeute. Die Hauptstadt wurde aus einem kleinen Provinznest zur modernen Millionenstadt. Mexikanische Anleihen stiegen auf über 100 Prozent!

Das sind die nackten Tatsachen. Sie waren zu Lebzeiten des Diktators der Anlaß,

ihn über alle Maßen zu loben, wie sie heute dazu dienen, ihn zu schmähen und herabzusetzen. In Mexiko ganz allgemein und in den Vereinigten Staaten in weiten Kreisen gehört es beinahe zum guten Ton, in der Diazschen Periode, die ehemals als der Höhepunkt mexikanischer Geschichte galt, deren schlimmsten Tiefstand zu sehen, und in Diaz einen Tyrannen, der sein Land an die Fremden verkaufte und sein Volk in der übelsten Weise knechtete, verelendete und bedrückte.

Aber als mich die Studenten der Universität von Oaxaca zu einem Vortragsabend luden, da sah ich, daß auf der Ehrentafel in der Aula doch auch der Name von Porfirio Diaz neben dem von Benito Juarez in goldenen Lettern prangte. So sozialistisch und kommunistisch sie sich auch gebärden, so haben sie sich doch nicht entschließen können, den Namen dieses einst so berühmten, heute so berüchtigten Angehörigen ihrer Alma mater von der Ehrentafel zu entfernen. Und in der gleichen Stadt fand ich in der Werkstatt eines armen Tischlers, eines Vollblutindianers, ein großes Porträt von Don Porfirio. — Ich habe den Eindruck, daß trotz aller syndikalistischen Propaganda sein Name im Volke doch nicht nur als der eines Ausbeuters und Blutsaugers fortlebt, sondern auch als eines großen mexikanischen Patrioten und Staatsmannes, der er in Wirklichkeit war.

Eine spätere Zeit wird Porfirio Diaz gerechter beurteilen, als es heute möglich ist, und sie wird erkennen, daß seine Fehler die seiner Epoche waren. Diaz' Grundirrtum war zu wähnen, daß Industrialisierung, Mechanisierung, Zivilisierung allein Glück und Reichtum eines Landes bedeuten. Deshalb bemühte er sich, diese so rasch wie möglich herbeizuschaffen und das zurückgebliebene, trotz der Juarezschen Reformen noch halbfeudale und im Mittelalter steckende Indianerland so rasch wie möglich nach dem Vorbild des großen Nachbarn im Norden umzumodeln.

Dieser Irrtum war verzeihlich. Was Don Porfirio nicht wußte und zu seiner Zeit überhaupt kaum jemand, war die Verkennung der großen Schattenseiten, die diese künstlich beschleunigte Industrialisierung im Gefolge haben mußte: die Entwurzelung und Verelendung der Landbevölkerung und die Schaffung eines armseligen Industrieproletariats. Die Folgen mußten bei dem an primitive Wirtschaftsformen gewöhnten Indianer noch wesentlich katastrophaler sein als in Europa. Der an die Gemeinwirtschaft des Dorfes gewöhnte Indianer zeigte sich den Aufgaben der Individualwirtschaft in keiner Weise gewachsen. Er wußte nicht, für sich und seine Interessen zu sorgen. So wurde er ein Objekt der Ausbeutung für jedermann, schließlich zum willenlosen Sklaven seiner Arbeitsherren.

Wenn jemanden eine Schuld trifft, so diese in viel höherem Maße als den Präsidenten. Und es ist leider eine schwere Schuld des weißen Mannes. Ihm hatte die Einführung des Diazschen Systemes noch einmal eine unerwartete Chance gegeben, nachdem es unter Juarez so ausgesehen, als seien die Tage weißer Herrschaft und weißen Einflusses gezählt.

Auch Diaz hatte Indianerblut in den Adern, und zwar das gleiche zapotekische

wie Juarez, der in ihm, seinem Schüler, den Erben seiner politischen Ideen und den Träger seines Mantels gesehen hatte. Allein er besaß auch weißes Blut. Und dieses erwies sich als das stärkere. Schließlich lebte er auch in einer Zeit, in der das Ansehen des weißen Mannes noch unerschüttert war. Die ganzen, stark oder überwiegend mit farbigem Blut durchsetzten lateinamerikanischen Länder „dachten" damals noch „weiß", hatten nur den einen Ehrgeiz, Europa möglichst ähnlich zu sein. Selbst die Japaner wollten keine Mongolen sein, sondern womöglich Arier. So suchte auch der Mestize auf dem Präsidentenstuhl möglichst weiß zu erscheinen. Soweit es die ärztliche Kunst seiner Zeit erlaubte, ließ er sich die Spuren seiner indianischen Abkunft aus dem Gesicht entfernen.

Hatten ausländische Weiße ehemals unter dem Neid und der Eifersucht der Einheimischen zu leiden gehabt, so waren sie nunmehr gleichberechtigt, ja bevorzugt. Diaz ermunterte ausländisches Kapital mit allen Mitteln zu weitgehenden Investierungen in Mexiko. So gingen riesige Werte, Landbesitz wie Minen in fremde Hand über. Der Ausländer besaß unbedingte Sicherheit seines Lebens und Eigentums. In Streitigkeiten mit seinen Arbeitern konnte er unbedingt auf die Hilfe des Staates rechnen.

Die Weißen — Einheimische wie Ausländer — zeigten sich der großen Verantwortung, die damit in ihre Hände gelegt war, nicht gewachsen. Sie dachten nur ans Geschäft, an möglichst hohe Dividende. Und so preßten sie den armen Indio, der als Peon oder Fabrikarbeiter in ihre Hand gegeben war, rücksichtslos aus. Es war, als sei die schlimmste Zeit der spanischen Herrschaft unmittelbar nach der Konquista wieder angebrochen, ehe die Indianerschutzgesetze in Kraft traten.

Von dem Diktator aber galt das Wort: „Rußland ist groß, und der Zar ist weit." Er sah nur die ständig steigenden Import- und Exportziffern, die ständig wachsende Silberproduktion, den zunehmenden Reichtum um sich. Von den Zuständen im Lande hatte er keine Ahnung. Schließlich war er auch mit der Zeit ein müder Greis geworden. Als ihm die Zügel der Macht entglitten, war er dreiundachtzig.

Und so kam es, daß Diaz als Expräsident bereits auf einem Dampfer nach Europa fuhr, ehe die Welt sich noch klar war, was eigentlich geschehen. Und ehe Wallstreet sich noch die Augen rieb, waren die einst so wunderbaren mexikanischen Papiere ins Bodenlose gestürzt. Trotz dem wilden Chaos, das fast unmittelbar nach dem Sturze des großen Diktators im Lande ausbrach, konnten sich viele Leute lange nicht klarmachen, was eigentlich geschehen, und sie meinten, genau wie nach dem Zusammenbruch der amerikanischen „Prosperity", daß alles nur ein böser Traum, und daß „normale Zustände" in Kürze wieder eintreten müßten.

Viele Leute wissen heute noch nicht, was in Mexiko passiert ist. Darum ist es gut, es ganz klar und offen herauszusagen: Der große Indianeraufstand, der vier

Jahrhunderte auf sich warten ließ, ist endlich ausgebrochen. Das Ende der „Weißen Götter" dämmert herauf. Es frägt sich nur, welche Ausmaße diese Götterdämmerung annehmen wird, und ob sie sich auf Mexiko beschränken läßt, oder ob sie auch auf das übrige Lateinamerika überspringen wird, in dem die heute an der Macht Befindlichen zu einem erheblichen Teil zwar auch bereits eine farbige Haut haben, aber doch noch „weiß denken". Das ist das große Problem, das uns alle angeht, auch soweit wir nicht in der „Neuen Welt" wohnen oder dort Besitz haben.

10. Wiederaufrichtung des Aztekenreiches?

Besteht nun tatsächlich eine Möglichkeit, daß Mexiko wieder rot wird? Daß das Aztekenreich neu entsteht?

Diese Frage mag einem Europäer grotesk erscheinen, der die Indios bisher für eine aussterbende oder bereits so gut wie ausgestorbene Rasse hielt. Wer die fortschreitende Re-Indianisierung Mexikos in den letzten Jahrzehnten miterlebte, muß sie sich ernsthaft vorlegen.

Die Idee, daß die auf dem mexikanischen Hochland lebenden Indianer die rechtmäßigen Erben des Reiches Montezumas seien und die Weißen nichts als Usurpatoren und Eindringlinge, ist keineswegs eine Errungenschaft der letzten Revolution. Sie tauchte bereits zur Zeit des Unabhängigkeitskrieges auf. Damals erklärte der Bandenführer der Sierra des Alicia an der Spitze von 18000 Bewaffneten: „Die eingeborene Rasse wird nie ihre Würde, ihre Ehre, ihre Länder, ihren Wohlstand wiederhaben, wird nie den indianischen Traum erfüllen können, solange in dem weiten mexikanischen Lande noch ein einziger weißer Mann lebt."

So alt ist also der „indianische Traum"! Vielleicht ist er noch älter? Vielleicht lebt er seit der Conquista in den Herzen der Indianer! Der rote Mann kann schweigen und warten. Etliche Jahre später gab Carlos Maria Bustamente als erster mexikanischer Schriftsteller der gleichen Idee Ausdruck. Er schrieb: „Für alle Zeiten werden die Eroberer Mexikos als barbarische Eindringlinge gelten, die unter der Vorspiegelung, uns den Himmel bringen zu wollen, uns unsere Erde nahmen und die Ursache alles Übels wurden."

Als Bustamente jedoch des weiteren Mexiko als den Nachfolger des Aztekenreiches hinstellte, wurde diese Idee von der Öffentlichkeit als eine Absurdität und Lächerlichkeit zurückgewiesen. So stark war damals doch noch ganz allgemein das „Weiße Denken". Aber trotzdem wuchs die Idee und gewann im Verlaufe der Jahrzehnte Popularität. Juarez, der erste Indianer auf dem Präsidentenstuhl, bezeichnete sich bereits stolz als Azteken.

Trotz aller Rückschläge, die das indianische Element als politischer wie als wirtschaftlicher Faktor im weiteren Verlauf der mexikanischen Geschichte erlitt, war der Gedanke an das aztekische Erbe in ihm nicht mehr auszurotten. Selbst Porfirio Diaz, der — obgleich selbst Halbblut — Mexiko mit Gewalt wieder weiß zu machen

versuchte, mußte dem Rechnung tragen. Unter seiner Regierung wurde auf Mexikos Prachtstraße, dem Paseo de la Reforma, das Denkmal Cuatemozins, des letzten Kaisers der Azteken aufgestellt.

Bezeichnend ist, daß es weder in der Hauptstadt noch sonst im ganzen Lande auch nur ein einziges Monument von Cortez gibt. Und noch bezeichnender, daß der Sockel des Denksteines von Cuatemozin ein Relief seiner Folterung durch Cortez zeigt. Im Jahre 1926 wurde diese Folterung sogar als Motiv für eine Stempelmarke verwendet. Wie lebendig die Erinnerung an den letzten Aztekenkaiser im mexikanischen Volke ist und gleichzeitig die an die Niedertracht seines Überwinders, der einen ritterlichen Gegner so schmählich behandelte, geht aus der Feier des 21. August hervor. An diesem Jahrestag der Marter des letzten Aztekenherrschers versammeln sich die Indianer in ihren Kostümen um das Denkmal und führen vor ihm ihre Tänze auf.

All diese zunehmende Idealisierung des Aztekenreiches und seiner Herrscher bliebe jedoch bedeutungslos, bewegte sich nicht auch Mexiko ethnologisch gleichzeitig in derselben Richtung. Mexiko wird rassenmäßig tatsächlich immer „röter“ [1]). Im Jahre 1805 zählte die mexikanische Bevölkerung eine Million Weiße, zwei Millionen Mestizen und zweiundeinhalb Millionen Indianer. 1910 waren es an Weißen 1 150 000, an Mestizen acht Millionen und an Indianern sechs Millionen. Das heißt, die weiße Bevölkerung ist praktisch die gleiche geblieben, die indianische hat sich mehr als verdoppelt, die Mestizen aber haben sich vervierfacht. Die maßgebende Rolle, die die Mischlinge heute in Mexiko spielen, ist also auch rein zahlenmäßig begründet. Heute ist die Zahl der Weißen schätzungsweise auf eine halbe Million gesunken, während man sich über das Zahlenverhältnis von Mestizen zu Indianern nur in Vermutungen ergehen kann.

Die mexikanische Bevölkerungsstatistik ist ja noch unzuverlässiger als andere, nicht etwa weil die statistischen Ämter Mexikos nichts taugten, sondern weil hier genaue Zahlen sehr viel schwerer zu erfassen sind, und insbesondere, weil die Bezeichnungen: Weiße, Mestizen und Indios keineswegs unumstößliche Begriffe bedeuten. Um 1805 mögen sich viele als weiß bezeichnet haben, die blutsmäßig darauf keinen Anspruch erheben konnten. Die Kolonisation Mexikos vollzog sich doch in der Weise, daß wenige Tropfen weißen Blutes in ein rotes Meer fielen. In Mexiko lebten zur Zeit der Conquista schätzungsweise sechs Millionen Indianer, während im ganzen im Laufe der gesamten Kolonisationsperiode überhaupt nur 300 000 Spanier einwanderten.

Von diesen hat sich die Mehrzahl mit Eingeborenen vermischt. Nur die wenigsten spanischen Einwanderer brachten ihre Frauen mit, und Mädchen war die Einreise nicht gestattet. Eine Rassenschranke gab es im Anfang noch nicht. Cortez selbst

1) Vgl. den Beitrag von Kutschera: Neue Staatsvölker im Werden „Geopolitik“ XII/1935 Heft 9, Seite 533.

nahm sich eine indianische Frau, und die meisten Spanier folgten seinem Beispiel. So gelangte indianisches Blut bis in die ältesten kastilischen Familien. Aber trotzdem galt während der ganzen spanischen Herrschaft und auch in der Republik bis zum Siege der Revolution das rein spanische Blut als das vornehmere.

Mit der Änderung der Wertschätzung des weißen Blutes in Mexiko mag sich in der Statistik auch die Zahl der Weißen vermindert haben. Allein sie hat auch tatsächlich abgenommen. Zunächst einmal kostete bereits der Unabhängigkeitskrieg Mexiko viel weißes Blut. Als Folge von ihm wanderten zahlreiche Spanier in ihre Heimat zurück. Später sind nicht viele mehr nachgekommen. Und heute ist jede weiße Einwanderung praktisch so gut wie völlig unterbunden. Selbst die Einreise zu geschäftlichen Zwecken macht bereits unvorstellbare Schwierigkeiten.

So ist das zahlenmäßig ohnehin überaus schwache rein weiße Element zum Aufgehen in der entstehenden mexikanischen Mischrasse verurteilt. Ob diese sich jedoch in der Richtung bildet, die die heute herrschenden Mestizen erhoffen, ist noch sehr die Frage.

Nach der Statistik bilden die Mischlinge aus europäischem und indianischem Blut 53%, also etwas mehr als die Hälfte der Gesamtbevölkerung. In Wirklichkeit ist jedoch das Verhältnis wesentlich ungünstiger. Von den acht Millionen Mestizen leben etwa zwei Drittel als Indianer, und man kann sie auch in körperlicher und geistiger Hinsicht als solche rechnen. Damit verschiebt sich die Ziffer sehr erheblich zugunsten des indianischen Bevölkerungselementes.

Das indianische Element hat sich in biologischer Hinsicht von erstaunlicher Kraft erwiesen. Es hat das Negerblut so gut wie aufgesogen. In vereinzelten Gegenden gibt es noch Zambos, Kreuzungen von Roten und Schwarzen und deren Abarten, aber im großen ganzen sind die Spuren der eingeführten Negersklaven im indianischen Volkskörper fast völlig verschwunden. Es ist wahrscheinlich, daß sich diese Assimilierungskraft auch gegenüber der weißen Rasse bewährt. Wenigstens schlug bisher in allen Mischungen der indianische Partner wesentlich stärker durch. Hält die gegenwärtige Sperre für weiteren weißen Zuzug an, so ist es möglich, daß Mexiko im Laufe der Jahrhunderte auch in biologischer Hinsicht wieder überwiegend indianisch wird. Die indianische Geburtenziffer ist heute im Steigen, und die bisher außerordentlich hohe Todesrate, vor allem die Säuglingssterblichkeit in dauernder Abnahme, dank der hygienischen Fürsorge der Regierung.

Eine andere Frage ist, ob ein solches re-indianisiertes Mexiko imstande ist, sich selbst zu verwalten und seinen Platz in politischer wie in wirtschaftlicher Hinsicht zu behaupten. Bei aller Bewunderung für die Kulturtaten der vorkolumbianischen Indianerreiche, die in mancher Hinsicht, wie beispielsweise in Astronomie, dem zeitgenössischen Europa entschieden überlegen waren, darf man doch nicht vergessen, daß es die Mayas wie die Azteken nicht über eine Bilderschrift gebracht haben, so daß die wissenschaftlichen und kulturellen Errungenschaften doch nur

das Gut einer kleinen Schicht von Priestern und Adligen gewesen sein können. Diese Schicht wurde in den Kämpfen mit den Spaniern zum größten Teil aufgerieben. Was übrigblieb, war das gemeine Volk, über dessen wirkliche Kulturhöhe wir nicht viel wissen, das aber zum Teil in Sklaverei lebte.

In jedem Falle brachen sämtliche indianische Kulturen mit der Conquista jäh ab, und nur ein sehr geringer Teil der Indianer hat sich die aufgezwungene spanische Kultur wirklich anzueignen vermocht. Einzelne Genies, wie Juarez, ändern nichts an der Tatsache, daß die Indianer in der Gesamtheit noch den Befähigungsnachweis zu erbringen haben, ob sie im Maschinenzeitalter als selbständige Nation ohne weiße Führung lebensfähig sind.

Bei der starken Betonung alles Indianischen im heutigen Mexiko und bei der Schulpolitik der gegenwärtigen Regierung, die unendliche Anstrengungen macht, den Indios auch der entlegensten Distrikte die spanische Sprache, wie Lesen und Schreiben, beizubringen, besteht kein Zweifel an der ständig wachsenden Rolle des mexikanischen Indios in der Politik. Der Mestize wird das bald genug zu seinem Leidwesen erfahren. Aber ob der Indianer es besser als der Kreole und der Mestize verstehen wird, ein einheitliches Mexiko zu schaffen, das ist doch noch sehr die Frage.

Man darf nicht vergessen, daß die mexikanischen Indianer durchaus keine homogene Masse bilden. Bei der Re-Indianisierung Mexikos handelt es sich ja nicht nur um eine Wiederaufrichtung des alten Aztekenreiches, falls dieses überhaupt durchführbar wäre, sondern daneben gleichzeitig um die Reiche der Mayas, der Otomis, der Mixteken und Zapoteken, um nur die wesentlichsten Völkerschaften zu nennen. Im ganzen gibt es zweihundertundsiebzig verschiedene Stämme und Dialekte. Zwei Millionen Indianer verstehen heute noch kein Spanisch und weitere zwei Millionen sprechen neben der offiziellen Landessprache noch ihre eigene. Bis heute ist der Indio ein ausgesprochener Lokalpatriot, der im Grunde nur an seiner engeren Heimat hängt.

Ginge es in der Welt von heute an, einen Staat sich selbst zu überlassen, so wäre es durchaus möglich, daß ein re-indianisiertes Mexiko ganz allgemein in die primitiven Lebensformen und die Sozialordnung zurückfallen würde, in denen ein großer Teil der mexikanischen Indianer heute noch lebt.

Bei den heutigen Verkehrsverbindungen erscheint jedoch ein solcher Verlauf kaum möglich. Dagegen könnte es sein, daß der indianischen Rasse ein großer Führer ersteht, der sie eint und mit einem Rucke in die andere Zeit und die Existenz einer großen, starken, selbstbewußten Nation hineinreißt.

ALBRECHT HAUSHOFER:
Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Seit dem Erscheinen unseres letzten Berichts ist kaum ein halber Monat verflossen. Dennoch bedarf der Konflikt, der um das Mittelmeer kreist, schon wieder einer gründlichen Darstellung. Verhältnismäßig kurz läßt sich Erfolg und Mißerfolg der Italiener im Kampf gegen Abessinien darstellen. Die italienischen Angriffskolonnen sind in den ersten Wochen des Kampfes im Norden kaum über einen schmalen Grenzstreifen vorgedrungen. In diesem Grenzstreifen allerdings liegt Adua; liegt auch Aksum, die alte Krönungsstadt der Abessinier. Dieser Erfolg mag eine gewisse moralische Bedeutung haben; militärisch verheißt er einen endlosen Feldzug, bei dem es leicht geschehen könnte, daß man zu Beginn einer Trockenzeit dort wieder anfangen müßte, wo man im Oktober dieses Jahres angefangen hat. Wichtiger ist, daß ein Unterbefehlshaber und Verwandter des abessinischen Kaisers zu den Italienern übergegangen ist und von ihnen die Verwaltung von Tigre bekommen hat. Hier meldet sich eine ältere abessinische Dynastie gegen den jetzigen Herrscher zu Wort; darin liegt Gefahr für einheitlichen Widerstand. Freilich ist der Regierung in Adis Abeba sowohl durch die sichtbare militärische Widerstandskraft des Landes (im Osten kommen die Italiener noch langsamer vorwärts als im Norden) wie durch die Ereignisse in Genf der Rücken so sehr gesteift worden, daß der Abfall eines Teilfürsten verschmerzt werden kann.

In Genf hat sich die Maschinerie des Völkerbundes zu unerwarteter Geschwindigkeit aufgerafft. Zum erstenmal ist der Sanktionsartikel zwar noch nicht angewandt, aber doch zur Anwendung ernsthaft vorgesehen. Das Ausfuhrverbot für Waffen nach Abessinien ist bereits gefallen; wenn es den Abessiniern gelingt, die Bahn nach Djibuti und vor allem die Karawanenstraßen nach Berbera noch einige Zeit offenzuhalten, steigert sich ihre Widerstandsfähigkeit in erheblichem Maß. Auf der anderen Seite steht Italien vor Wirtschaftsmaßnahmen seiner Gegner, die wohl eine Zeitlang, nicht auf lange Frist, getragen werden können. Freilich ist noch vieles ungeklärt: vor allem das Schicksal der italienischen Alpengrenze in bezug auf den Handelsverkehr. Aber die gesamte Macht des britischen Weltreichs sowie derjenigen Staaten, die ihm sicher Gefolgschaft leisten, ist so groß, daß Italien an einigen der wichtigsten lebensnotwendigen Rohstoffen abgesperrt werden kann. Das gilt für Kupfer und Nickel, für Öl, Gummi und Baumwolle. Daß England kein Spiel politischen Bluffs betreibt, sollte inzwischen auch in Rom erkannt worden sein. Die französische Außenpolitik bemüht sich noch immer um ein Kompromiß. Sie steht vor der Wahl, das italienische Sonderbündnis zu verlieren, oder eine völlige Schwenkung der englischen Politik zu erleben. Fügt sich Frankreich der englischen Führung nicht, dann kann es aus den Reden englischer Staatsmänner

entnehmen, daß England gezwungen wäre, selbst die Locarno-Garantie kritisch zu überprüfen. Die Wahl für Laval ist schwer — besonders schwer in einem Augenblick, wo Schäden der inneren Struktur in Frankreich deutlich sichtbar werden. Wie immer sich Laval entscheiden möge — er hat die eine oder die andere Hälfte seines Volkes gegen sich. Es ist nicht leicht, in solcher Lage zu Beschlüssen zu kommen.

Wer französische und italienische, überhaupt nichtenglische Zeitungen liest, sieht sich der schwierigen Frage gegenüber, wie er Idee und Wirklichkeit der gegenwärtigen englischen Politik unterscheide. Es ist verhältnismäßig einfach, wieder einmal vom englischen cant zu reden. Unsere Leser mögen uns einen scheinbar frivolen Vergleich gestatten. Stellen wir uns einen Mann vor, der einen Anzug von ungewöhnlichem Wert am Leibe habe, für den sich weniger gut bekleidete und der Raubritterschaft verdächtige Leute interessieren; er habe Gelegenheit gefunden, über diesen Anzug einen Mantel zu ziehen, der für beliebige Benutzer zur Verfügung steht. Versucht nun jemand, ihn anzugreifen, so schreit er: Hier wird öffentliches Eigentum gefährdet. Er meint den Mantel; vom Anzug schweigt er still. Aufs Politische übertragen: der Anzug ist das Empire, der Mantel ist der Völkerbund. Die große Leistung der englischen Diplomatie besteht darin, daß man sich den Mantel für einen Notfall so passend zurechtgeschnitten hat, daß er in der Meinung fremder und eigener Ideologen die kostbare Substanz des Empire verdeckt. Churchill meint den Anzug, Henderson meint den Mantel; worauf es Baldwin ankommt, ist die erfreuliche Wirkung, daß beide aus sehr verschiedenen Motiven das gleiche wünschen und tun. Daß er die Gelegenheit benutzt, um durch Neuwahl die politische Stabilität Englands auf ein weiteres halbes Jahrzehnt zu sichern, können ihm nur diejenigen verdenken, deren Felle bei dieser Gelegenheit endgültig den Strom hinabschwimmen. Zu diesen gehört Lloyd George ebenso wie Snowden, die liberale Opposition ebenso wie die bisherige Führung der Arbeiterpartei.

Daß die militärischen Vorbereitungen des britischen Reichskörpers weitergehen, versteht sich von selbst. Das Aufrüstungsprogramm, das dem nächsten Unterhaus vorgelegt werden wird, ist reichlich. Was aber sollen die Anhänger des Völkerbundskrieges dagegen sagen? Die naive Aufforderung, man möge doch das inzwischen im Mittelmeer versammelte Gros der englischen Flotte wieder nach anderen Gewässern verlagern, ist in schneidender Schärfe zurückgewiesen worden. Noch immer ist England die erste Seemacht der Alten Welt. Selbst dann, wenn das Unerwartete geschähe, wenn Mussolini völlig vor den englischen Forderungen zurückweichen müßte, würden die britischen Schiffe nicht wieder aus dem Mittelmeer gezogen werden. Der Traum der Unabhängigkeit in Jerusalem und Kairo wird noch lange vergebens geträumt werden. Die Rückwirkungen des Konfliktes freilich in Asien, in Afrika wie in Europa bleiben so unberechenbar wie je. Mancher innere Vorgang in europäischen Staaten ist unauflösbar damit verknüpft.

Am meisten gilt das von der schnellen Wiederherstellung der griechischen Monarchie, die das wichtige hafenreiche griechische Land der englischen Flotte leichter öffnen wird, als eine venizelistische Republik das getan haben hätte. Seltsames Widerspiel zu den Tagen König Konstantins! Wieweit innere Vorgänge gefährlichen Charakters in Bulgarien und in der Türkei mit dem Mittelmeerkonflikt in Verbindung stehen, ist schwerer zu sagen. Sicher ist, daß der jüngste Regierungswechsel in Österreich in engem Zusammenhang mit römischen Bedürfnissen steht. Das österreichische Volk ist dabei so wenig gefragt worden wie bei allem, was im letzten Jahr in Österreich geschehen ist. Aber keine österreichische Regierungspropaganda kann verhindern, daß Regierung und öffentliche Meinung in England den wahren Charakter der österreichischen „Unabhängigkeit" in aller wünschenswerten Deutlichkeit zu sehen beginnen.

Inzwischen ist an einer Stelle deutschen Volksgebietes das Volk gefragt worden. Das Memelgebiet hat gewählt und hat unter Bedingungen von besonderer Schwierigkeit bewiesen, daß kein Regierungsdruck auf die Dauer siegreich bleibt, wenn er gegen die letzten Kräfte des Volkstums angesetzt wird. Mit der gleichen überwältigenden Mehrheit, die das Deutschtum im alten memelländischen Landtag besaß, zieht es in den neuen ein. Die litauische Regierung steht vor der Frage, ob sie umkehren will oder ob sie weiter bereit ist, größeren und gefährlicheren Mächten als freiwillig-unfreiwillige Brandfackel zu dienen. Die Signaturmächte aber haben Gelegenheit, ihre sonstige Vertragstreue unter deutlichen Beweis zu stellen.

Die kanadische Wahl, die der englischen um vier Wochen vorhergeht, verdient eine nähere Betrachtung. Die konservative Regierung ist beseitigt; eine große liberale Mehrheit bereitet dem ehemaligen Ministerpräsidenten Mackenzie King den Weg. Aufschlußreich für die innere Struktur Kanadas, über die wir schon im letzten Bericht gesprochen hatten, ist eine regionale Betrachtung der Wahlergebnisse. Die relativ dünn bevölkerten, in ihrer Wirtschaft schwankenden Provinzen der westlichen Prärie haben zum guten Teil Vertreter von radikalen Wirtschaftsexperimenten gewählt. Alberta z. B. beherrschen diese radikalen Reformer völlig. Aber Alberta und die angrenzenden Teile von Saskatchewan sind doch nur ein kleiner Teil des großen Dominions. Ontario mit seiner vielfältigen Wirtschaft und seinen stark industriellen Interessen ist wenigstens zum Teil den Konservativen treu geblieben. Den Ausschlag aber gibt das franco-kanadische Gebiet, das rund ein Drittel der verfügbaren Sitze im kanadischen Parlament zu vergeben hat. Das ganze französische Kanada hat geschlossen liberal gewählt. Mehr als die Hälfte der Sitze, die das künftige liberale Ministerium stützen, ist von Franco-Kanadiern besetzt. Damit bekommt die neue Regierung eine sehr eigene Färbung von Liberalismus. Das Liberale daran bleibt auf die Wirtschaft beschränkt; kulturell und politisch ist das franco-kanadische Element von bewahrender Vorsicht; damit auch, was gegenüber irrigen Vorstellungen zuweilen gesagt werden muß, von überzeugter

und erprobter Treue zum britischen Empire. Kanada wird also entgegen manchen Erwartungen eine stabile Regierung haben, der es an Aufgaben freilich nicht mangeln wird. Zu diesen Aufgaben gehört in erster Linie die Neugestaltung der wirtschaftlichen Beziehungen zu England, die von den Ottawa-Verträgen in mancherlei Hinsicht abweichen wird. Das Züchten einer geschützten Industrie um den Preis zum Teil phantastischer Zollhöhen, wird aufhören. Aber auch Kanada kann allein nicht gegen den wirtschaftspolitischen Strom der Welt schwimmen. Die Not der Prärie-Provinzen ist nicht damit behoben, daß man die hochgeschraubten Zölle nun wieder abbaut. Wie die Vereinigten Staaten, wie die südamerikanischen Monokulturländer wird auch Kanada aus der Wirtschaftskrise des letzten Jahrfünfts mit einer grundsätzlich veränderten Wirtschaftsstruktur hervorgehen. Es ist der große Vorteil aller raumweiten Staaten, daß ein solcher Umbau ihrer Struktur mit sehr viel weniger Verlust bezahlt werden muß als in den dicht bevölkerten Ländern mit verarbeitender und exportbedürftiger Industrie.

KARL HAUSHOFER:
Bericht über den indopazifischen Raum

„Frieden oder Krieg im Fernen Osten" — so hatte Oberstleutnant Cecil Malone, Friedensfreund, kriegserfahren und Kriegsgegner, gründlicher Kenner von China, Mandschurei und Japan, die er mehrfach durchfuhr, einen Aufsatz in der „Far Eastern Review" überschrieben (S. 209 ff., 1935). Da die britische Wirtschaftssendung von Leith-Ross nach Japan und Sonderfreundschaftsbegrüßungen zwischen Australien und Japan heute erkennen lassen, daß einige seiner Gedanken zugleich solche praktischer angelsächsischer Politik waren, kommen wir abschließend auf die wesentlichsten zurück. Ein Versuch, durch eine gemeinsame angelsächsische Flottenfront Japan zum Krüppel oder doch zurückzuschlagen, wird als Höhepunkt des Unsinns erklärt, trotz General Smuts und Lloyd Georges Appell in dieser Richtung.

Die Gründe für Amerikas transpazifische Zurückhaltung werden wie folgt zusammengefaßt:

1. Die Flotte ist nicht groß genug für das Wagnis und würde auch verdoppelt nach den neuen Milliardenbauvorschlägen nicht stark genug sein, um Japan von einer Ausdehnungspolitik in Asien, selbst der Einverleibung der Philippinen abzuhalten, wenn es sie wollte.

2. Ein in Asien ausgefochtener Krieg um der Chinainteressen willen wäre ein reiner Angriffskrieg (wie der italienisch-äthiopische! —, und zwar trotz aller Tarnung, mit allen Folgen. (Vgl. Italiens Völkerbunderfahrung!)

3. Im Vergleich zu den Kosten eines solchen Kriegs (rund 100 bis 160 Milliarden

Goldmark) sind die Wirtschaftsbelange der USA. in China unbedeutend; die Volksstimmung und Wirtschaft der USA. würde die Last nicht tragen.

4. „Eine ‚Eroberung von Japan' — mindestens eine Angelegenheit von fünf Jahren — würde ungeheure Menschen- und Geldopfer kosten, und selbst der Sieg eine größere Niederlage sein, als sie dem Weltkrieg gefolgt sei." Das kann offen ausgesprochen werden! Canada und Australien werden ausdrücklich als geneigt geschildert, die Japanausdehnung in unschädlichen Nordwestrichtungen eher zu fördern als zu hemmen. (Vgl. „Australian Views" North China Herald, 31. 7. 35, S. 169 — in ähnlichem Sinne „Solving pacific problems on pacific lines".)

Gewiß ist Malone Einzelgänger und trägt die seiner Meinung passenden Stimmen zusammen. Aber es hören doch viele auf ihn, wenn er sagt: „Es ist am besten für Großbritannien und die Vereinigten Staaten, gut Freund mit Japan zu sein." Er warnt vor der „Weltorganisation einer Strafseestreitkraft gegen eine erstklassige Seemacht, die weit über die Leistungsfähigkeit des Völkerbundes gehe". Vorklang für die äthiopischen Herbsttage!

Japan wirtschaftliche Sanktionen aufzwingen wollen, das würde seestrategische Operationen größten Stils im Pazifik bedeutet haben, deren Last auf die Britenflotte gefallen wäre. „Denn die Schweiz, Paraguay und Bolivia, wie andere ehrenwerte Mitglieder des Völkerbundes, die zweifellos für Sanktionen gestimmt hätten, würden keine Kriegsschiffe gesandt haben, und die Vereinigten Staaten würden sich der tätigen Teilnahme so lange als möglich entzogen haben, nur zu glücklich, England für sie die Kastanien aus dem pazifischen Feuer ziehen zu sehen."

Dann folgt ein Loblied auf eine Politik, die Japan festlandeinwärts führe, und die Gegenüberstellung, daß die Mongolei noch ganz anders im Schutzbann der Sowjetbünde stehe als die Mandschurei in dem Japans und mindestens die gleiche strategische Bedeutung habe, wenn auch keinen vergleichbaren Wirtschaftswert.

Malone erscheint als Hauptgefahr die Zerfahrenheit und Schwäche Chinas mit seiner Volksnot und seinem labilen Volksgefüge (der nur durch gemeinsame Hilfe von Amerika, England und Japan abgeholfen werden könne) bei vollem Verständnis für Japans Festlandsabsichten, für deren richtige Darstellung Japan selbst mehr tun müsse.

Auch in China fängt man an, die Notwendigkeit besserer und vor allem richtiger Selbstdarstellung zu begreifen. Zeugnis dafür sind u. a. die beiden Botschaften chinesischer Führer an ihr Volk von Wang Ching Wei und Chiang Kai Shek, die im August 1935 in der China United Press erschienen (Supplement „The People's Tribune"). Wir erinnern auch an das in Heft X der „Geopolitik" über die Erneuerungsmöglichkeiten aus dem Südwesten (Szechuan) Gesagte; endlich an den gediegenen Aufsatz von Huan Yong Hu über die Bevölkerungsverteilung in China (Journal of the Geograph. Soc. of China, Bd. II, Nr. 2, S. 4, Engl. Auszug). Die Tatsache, daß eine Linie, von Aigun (Heilungkiang) nach Tengyueh (Yünnan)

südwestwärts gezogen, China in zwei Räume teilt, von denen der eine, nordwestliche, auf 7 Millionen Quadratkilometer 17 Millionen Menschen enthält, der andere, südöstliche, auf 4 Millionen Quadratkilometer 440 Millionen Einwohner, ist symbolisch für die ausgleichsbedürftigen Gegensätze der Volksdichten in den chinesischen Gauen überhaupt: einen der letzten Gründe vieler, den Weltfrieden wie den inneren Frieden Chinas gefährdender Hebel.

Aus der Botschaft Wang Ching Wei an das chinesische Volk geht zum mindesten hervor, daß er selbst die Überzeugung hat, das Ziel der vierzigjährigen „Revolutionskarriere" Sun Yat-Sens: für China den berechtigten Zustand von Freiheit und Gleichberechtigung unter den Nationen zu erlangen, sei noch nicht erreicht und bedürfe noch einiger Bemühung, deren Erfolg auf beständig analytischem, revolutionärem Wege nachgerade zweifelhaft erscheint. Wenn der Kommunismus jetzt Nanking lästig fällt, darf nicht vergessen werden, daß man ihn von Kanton bis Hankau großgezogen hatte. (S. 14! „Der Daseinskampf der Nationen hängt von ihrer inneren Stärke als Nation ab" schreibt V. — Wenn man diese innere Stärke beständig spaltet, hat man sie nicht als Ganzes, wenn man sie braucht!)

Ganz anders willensklar treten die so hart gewonnenen Erfahrungen bei Chiang Kai Shek in seinem Aufruf an das Volk von Szechuan in Chengtu hervor: „Die Gegenwart eines starken Heeres und entsprechender Nachschub an Waffen und Schießbedarf nützen wenig ohne den vollen Rückhalt bei der Bevölkerung; denn die wahre Sorge von Szechuan ist nicht Mangel an militärischer Kraft oder fehlender Nachschub, sondern das Vorwalten entarteter Gesinnung und fehlende Volksmoral." Das klingt hart, aber es ist wahrer als das Gehen um den Bart der Hinterlandleute in Nanking. Es atmet Frontgeist! „Rückkehr zur Schlichtheit, Wahrheit, Gerechtigkeit und Selbstlosigkeit, Fleiß und Einfachheit in der Lebsucht, und vor allem Zucht" verlangt der Soldat, der aus dem harten Hochland heraus China zu erneuern versucht, wie etwa Gustav Wasa Schweden von Dalekarlien her. Denn so ähnlich ist dieser Versuch zu werten! Kräfte genug würden dafür in der geschlossenen, natürlichen Landschaft von Szechuan mit ihren sicher 52,5 Millionen Menschen auf 406 000 Quadratkilometer stecken, die freilich sehr ungleich verteilt sind, um Chengtu in der Dichte von etwa 500 auf dem Quadratkilometer, in den Berglandschaften nur mit 100—150 sitzen; während Sikang, das Hauptrückzugsgebiet der Kommunisten, nur 358 000 Menschen zählt. Ein einziger Blick auf die vorzügliche Volksdichtekarte von China von Huang Yong Hu (Geogr. Soc. of China, Bd. II, Nr. 2 zu S. 74/75) zeigt, welche dynamischen Möglichkeiten in dem großartigen Anlauf Chiang Kai Sheks zur Befriedung und Tätigmachung (Aktivierung) von Szechuan stecken, dem die Nachbargaue folgen müßten. (Gute Skizzen: „Far Eastern Review", 1935, S. 292 u. 293: Kommunistische Gebietsteile und Märsche der Rotarmisten.)

Aber es ist allerdings auch höchste Zeit, daß man in China ein Ende macht mit

der Politik der großen Worte und tatenlosen Gesten, dazwischen durch Versuche von Ministerstreiks wie Ende August — Wang Ching Wei, mit Gegenstreik von Yeh Chu Tsang, Sun Fo, Chu Cheng H. H. Kung, Chu Min Yi und Tai Chi Tao, nebst Sonderabgang des Marineministers Chen Shao Kwan — unterbrochen, und daß die von Chiang Kai Shek mit Recht so scharf betonten sachlichen Gesichtspunkte, das „face facts", die Oberhand erhalten. Er hat die Führer aufgefordert, ihre Verantwortlichkeiten zu tragen und China als „in einer nationalen Krisis wie nie zuvor" erklärt. Daraus hilft nur irgendeine Form japanisch-chinesischer Wirtschaftszusammenarbeit, wenn man nicht ins kommunistische Fahrwasser gleiten will.

Vor diesen beiden Wahlen steht man: vor „verhaßtem Müssen" — so oder so.

Der neue japanische Oberkommandierende in Nordchina, Tada, hat kühl erklärt: „Die Sowjetisierung von Chinas Grenzlandschaften sei ein erhebliches Hindernis für jede Zusammenarbeit." — „Der Kommunismus steht im Gegensatz zum überlieferungsgebundenen Denken des Ostens." (Freilich gab es in China einmal einen Edelkommunisten Wang An Shih, der zweimal seine Ideen durch einen ihm hörigen Kaiser durchzusetzen vermochte!) Seitdem haben die Japaner wehrpolitische Kommandos in Taiyuanfu, Kueihua und Ninghsia aufgerichtet, außer dem schon in Chahar bestehenden, und damit die Innere Mongolei abgeriegelt.

Inzwischen versuchte die chinesische Hochfinanz von Nordchina aus eigener Kraft mit einem Grundstock von 40—50 Millionen Dollar den Anprall zu parieren. Hier dürfte ein „Zu spät!" angesichts größerer Pläne zur Auskehr der „gefährlichen Gedanken" aus Nordchina wahrscheinlich sein. Daran wird auch der warme Empfang des ersten chinesischen Botschafters in Washington, Dr. Alfred Sze, trotz seiner Rangerhöhung wenig ändern. Die Vereinigten Staaten scheinen sich praktisch mehr an die nüchterne Auffassung Tom Ireland's zu halten („War clouds in the skies of the Far East", Putnam, New York): „Amerika möchte die Frage der Einwanderung noch einmal mit Rücksicht auf seine eigenen Volksgenossen in und an den chinesischen und japanischen Meeren überlegen" und „Die beste Friedensgewähr ist für beide Länder, sich auf ihrem eigenen Anteil des Erdballs zu halten".

Das kann man tun, wenn Großräumige unter sich sind und bleiben. Auch die Sowjetbünde hätten innerhalb ihrer Portion noch zu tun genug!

Der zähe Wille der Sowjetbünde, ihre eisgebundene Nordfront für Handels- und Wehrverkehr zu durchdringen, hat zu dem Erfolg geführt, daß 1935 zwei Dampfer den Weg vom Weißen Meer nach Wladiwostok zurücklegten, ein weiterer, „Anadyr", den umgekehrten, und „Stalingrad", mit langen Zwischenaufenthalten (Tiksy an der Lenamündung zehn Tage; Igarka an der Jeniseimündung), vom 25. 6. bis Ende September die Strecke Wladiwostok—Kolima—Tiksy—Taimir—(Kap Tscheljuskin—Lonely Island-Port Dixon)—Igarka (27. 8.)—Murmansk—London.

Neben solchen Erfolgen und dem tatsächlichen Vorbau der 2800 Angriffskilometerbahn im Amurland stehen natürlich als Lockungen für die räumliche Phan-

tasie viele Entwürfe, namentlich für Westsibirien und seine Wasserverbindungen, auf dem Papier; aber sie arbeiten oft sehr nahe und dicht an der Grenze solcher geopolitischer Wirklichkeiten, wie des zusehenden Hineingleitens von Ost-Turkestan (Hsinkiang) in das Sowjetsystem, mit Urumtschi als neuer Hauptstadt einer Sowjetrepublik, durch deren Erklärung allein sich anscheinend Chengchisai gegen die Dunganen halten konnte. Damit wird freilich die Rolle der kommunistischen Truppenteile in Kansu und Sikiang erklärlicher; und die Vermutung liegt nahe, daß die gesamte Bewegung innerhalb Chinas nach Nordwesten als gewagter Schachzug einem von außen her vorgezeichneten Plane entsprach. Auf das Bevorstehen großer raumpolitischer Umwälzungen in Turkestan sind unsere Leser vorbereitet. Damit würde das Sowjetsystem in der Richtung auf die Monsunländer zu eine Raumerweiterung von rund 3,1 Millionen Quadratkilometer erfahren haben, mit allerdings nur 3 350 000 Einwohnern darin, die aber — angesichts der Bodenschätze und geopolitischen Werte — wirklich nicht die Hauptsache und außerdem leicht vermehrbar sind.

Hauptsache dürfte der Moskauer Politik wohl mehr die Möglichkeit des unmittelbaren Herantragens ihrer politischen Einwirkungsmöglichkeit an Nordindien, Tibet, Sikiang, Szechuan und Kansu wie die Verstärkung des umfassenden Druckes auf die innere Mongolei sein.

Als vorbeugende Maßregel sind von Kaschmir die wichtigen Nordwestgebiete abgehängt und unter unmittelbare indische Regierungskontrolle gestellt worden. Die tiefe Bewegung der farbigen Welt durch die Vorgänge im Osthorn von Afrika greift natürlich flügelweise rings um den Indischen Ozean über.

Sorgenvoll betont der britische Außenminister, England und Frankreich hätten bisher vermieden, den Gegensatz zwischen Farbigen und Weißen übersteigern zu lassen.

Um die Sorgen von General Smuts und anderen Afrikanern wegen der seit 2. Oktober in Äthiopien angeschlagenen, aber dort nicht endenden geopolitischen Motive begreiflicher zu machen, entnehmen wir dem vortrefflichen „Deutsch-Afrikaner" aus Pretoria folgende Zahlen:

	Bevölkerung (15. 8. 35) Weiße	Farbige	Geburtsziffern im Monatsdurchschnitt Weiß	Farbig	
Kapstadt	145 900	143 500	214	530!!	fast dreifache farbige Vitalität
Johannesburg	224 000	154 700	390	170	abnorme Minenstadt
Pretoria	59 900	33 700	133	45	Buren-Lebenswille vorwaltend
Durban	88 900	116 000	120	140	angelsächs. Kol.-Verh.
Bloemfontein	25 900	30 700	60	58	Buren-Lebenswille vorwaltend

Wir könnten andererseits aus den Folgen z. B. des „Transpacific" Tokyo, aus Aussagungen von General Minami an die japanische Presse, aus Pandit Malaviyas Billigung indischer Truppensendungen (Simla, 3. 9. 35) Dutzende von Beweisen des Widerhalls italienischer Kampfreden in der farbigen Welt bringen. Rings um

den Indischen Ozean und das Westufer des Pazifischen Ozeans ist eben ein hochgradiger Spannungszustand zwischen Leerräumen, Volksdruck und vorenthaltenem Selbstbestimmungsrecht entstanden. Er verträgt keine eigenwilligen Erschütterungen und gestattet selbst einem gewandten, stark und zentral geleiteten Staatswesen auf längere Zeit nicht, zwischen den Mächten der Erneuerung und des Beharrens im Raumbesitz lange hin und her zu pendeln und nach beiden Seiten hin Erpressungen auszuüben, z. B. durch die Drohung, man werde sich bei unzulänglichen Gaben umstürzend der Gegenseite anschließen.

Die Präsidentenwahl Manuel Quezons in den Philippinen, der erste Sturmvogel zur Verwirklichung ihrer Freigabe, ist inzwischen erfolgt. Aber diese eine Schwalbe macht keinen Sommer. Sie verrät nur, wie vorsichtig die Vereinigten Staaten, wie klug durch vielen Schaden die Philippinos geworden sind, die vom ehedem so revolutionären Idealismus eines Aguinaldo nichts mehr wissen wollten und den geschäftstüchtigen Quezon vorzogen.

Ein ähnlicher Kampf läuft in Japan zwischen dem Exponenten evolutionärer Entwicklung, Baron Ikki, und dem Stürmer Hiranuma mit seinem Samuraigefolge.

Stürmer und Steher arbeiten auch in Indien, etwa durch Jawaharlal Nehru und den Mahatma Gandhi verkörpert, widereinander und gefährten dort damit bodengemäße Entwicklungen, wie sie in China durch Sun Yat Sens Ungeduld als Ergebnis vierzigjähriger „Revolutionslaufbahn" und sein Paktieren mit Moskau gefährdet worden sind und aus allen geopolitischen Gleichgewichtslagen gedrängt wurden. Gleichgewichtslagen strebt namentlich die Wirtschaft aus Exzessen zu.

Am Ende eines höchst lesenswerten Buches zur Pazifischen Wirtschaftsgeopolitik (Philipp G. Wright: „Trade and trade barriers in the Pacific", Institute of Pacific Relations, Honolulu; Neue Ausgabe mit fünf Zusatzkapiteln über Mandschurei und Südost-Asien) findet sich der Satz als Binsenwahrheit:

„Aller in dieser Studie angehäufte Stoff führt zu dem Schluß, daß die Handelspolitik jeder Nation andere Länder genau so trifft, wie sie selbst. Trifft eine Nation, in Ausübung ihres Eigenrechts (Souveränität), ohne Rücksicht auf die Folgen, jähe und gewalttätige Änderungen in ihrem Tarif und bringt sie dadurch Unheil über Schwestervölker — womit USA. und Australien zweifellos z. B. den Japanern mit bösem Beispiel vorangegangen sind! —, so werden diese Nationen, gleichfalls in Ausübung ihres Eigenrechts, Abwehrmaßregeln treffen, die sie für geeignet halten. In letzter Analyse bedeutet das Krieg!" — (den dann allerdings der Eigensüchtige angefangen hat!) — „Aber durch Völkerbunds- und Kellogg-Pakt haben ja die Nationen ihre nationalen Souveränitäten so weit dem allgemeinen Besten untergeordnet" — (siehe z. B. Ualual und Folgeentwicklungen!) —, „daß sie auf den Krieg als Mittel zur Beilegung internationaler Streitigkeiten verzichtet haben. Wenn solche Übereinkommen mehr als fromme Wünsche

bleiben sollen, dann muß man weitergehen und auch solche Herausforderungen zum Krieg, wie Tarifmauern, übervölkischen Gesetzen unterordnen."

Damit ist der Nagel auf den Kopf getroffen; und die Lösung liegt — zum mindesten für den Pazifik — vor den Türen der hauptsächlichen Errichter von Tarifschranken: der USA., der Franzosen, Australiens und schließlich des britischen Reichsverbandes. Von ihnen haben die raumbeschränkten Mächte, wie Mitteleuropa und Japan, der Not gehorchend, erst gelernt, wie man es macht, um andere zu boykottieren, vom Weltmarkt abzuriegeln usw., so lange, bis die Handelsbarrikaden und neu geschaffenen Zollmauern ihre Erfinder selbst zu stören anfangen. Dann werden Bücher wie das von Wright geschrieben!

Ähnliche Leistungen für Australien kündigte Carter von Australien her an, wohin im September Botschafter Debuchi, einer der geschicktesten japanischen „Good will"-Sendlinge, unterwegs war, nach Australien, das selbst Handelsgesandte nach Tokyo, Batavia und Shanghai ausgeschickt hat, der eigenen Wirtschaftsabschließung müde und die Gefahr und Kehrseite seiner Wirtschafts-Ichsucht ahnend.

Ein immer noch fehlendes Glied in der regelmäßigen Flugverbindung des Reiches bereitet Australien wie Neuseeland gleichmäßig Sorge. Es ist der schwierige Verkehrscharakter der seit dem ersten 1200-Meilen-Flug des „Südlichen Kreuzes" von 1929 erst 16mal, allerdings nur mit einem Unfall (1928), überflogenen Tasman-Meeres (Tasman Sea). Zwischen 11 (Guy Menzies) und 26 Stunden liegen die Zeiten für das bisherige Überfliegen der stürmischen, unter schwerem Gegenpassat liegenden Randmeerstrecke, die nun als Reichsaufgabe spätestens 1937 eingefügt werden soll. Mit Zwischenlandungen ist auch die Strecke North Aukland—Norfolk-Insel—Lord Howe-Insel—Brisbane schon ausgeprobt worden.

Mit dem bemerkenswerten Bescheid, daß China immer noch eher durch einen beschleunigten Eisenbahnausbau zu retten sei als durch Autostraßen und Flugverkehrsentwicklung, hat die Sendung des Brigadekommandeurs F. D. Hammond (mit L. F. J. Lean und F. J. M. Taylor) Shanghai nach viermonatigem Studium verlassen. Gewiß würde ein leidlich ausgebautes Bahnnetz Querzüge der roten Scharen, wie die des letzten Jahres, unmöglich gemacht haben, die ein Marschnetz von zusammen 3860 Kilometer über das geplagte Riesenland gezogen haben. Wir haben uns die Mühe gemacht, die Züge aus den hübschen Skizzen auf S. 298 u. 299 der „Far Eastern Review" nachzumessen! Das ist, wie wenn sich Kommunistenheere durch die bedeutendsten Kulturlandschaften Europas von Südfrankreich bis nach den Ostmarken Polens durchschlügen, wobei der Oberkommandierende der Abwehr zwar mehrfach über sie wegfliegt, ohne sie aber stellen oder einkreisen zu können. Aus solchen Tatsachen wird blitzartig die ganze verkehrsgeopolitische Hilflosigkeit der chinesischen Menschenmasse klar, die gewiß mit den Umwälzungen der Taiping-Revolution verglichen werden kann, aber unendlich viel gefährlicher ist in einer Zeit, wo eine große auswärtige, gut organisierte Macht den Lösern der Ordnung,

z. B. in Shensi vom Hwangho-Bogen aus, von Kansu helfende Hände entgegenstrecken kann, die Kräfte der Kolonialmächte aber an vielen Stellen gebunden werden können. Man denke nur an die jüngste Schlappe britisch-indischer Grenztruppen im Mohmandji-Gebiet (Nordwestindien) und auch an die Sorgen gegenüber der schwarzen Rasse, wenn sie auch gewiß vorläufig noch vielfach Zukunftsmusik sind, aber doch mit Beschleunigung gegenwartsreif werden.

Angesichts der äthiopischen Entwicklung ist es endlich deshalb nützlich, sich der Entfaltung des Irak vom Mandatsgebiet zum selbständigen Staatswesen und Völkerbundsmitglied zu erinnern, das allerdings seit 1930 mit der Verteidigungspflicht des Luftwegs nach Indien durch R. A. F. (britische Luftstreitkräfte) belastet ist.

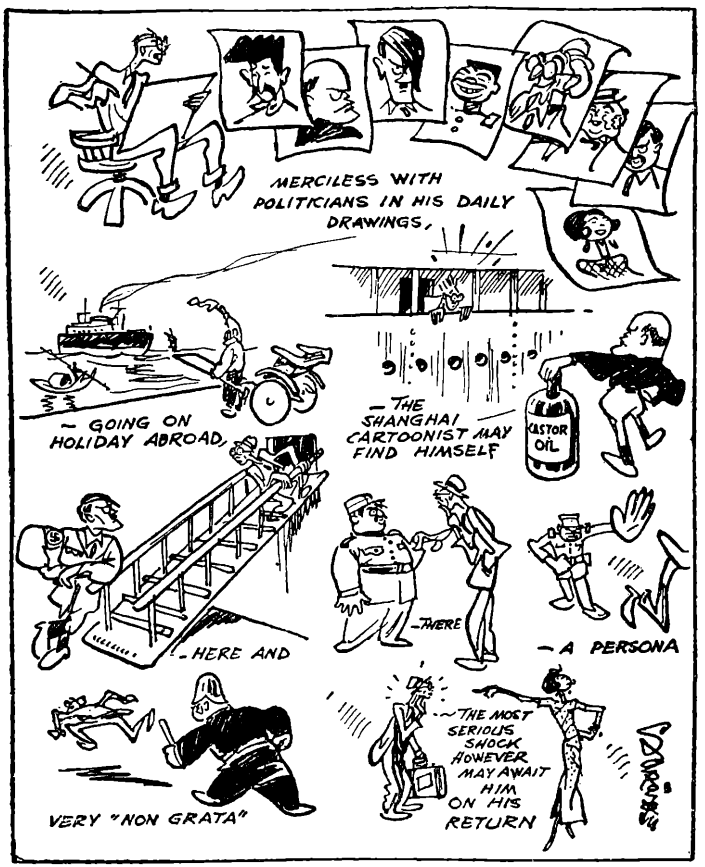
1920, 1927, 1930 und 1932 waren Übergangsstationen. Der Weg zu ihnen war mit Enttäuschungen (Lawrence!) gepflastert. Die geforderten Gewährleistungen aber umfaßten: 1. Wirksamen Schutz von Rassen, Sprachen und Religionsminderheiten; 2. Schutz der fremden Belange; 3. Gewissensfreiheit und Schutz der Tätigkeit fremder Missionen; 4. Achtung erworbener Rechte und eingegangener finanzieller Verpflichtungen aus der Mandatszeit; 5. Achtung internationaler Übereinkommen; 6. Behandlung von Völkerbundsmitgliedern als meistbegünstigte Nation unter Gegenseitigkeit; 7. Zuständigkeit des Haager Gerichtshofs bei jeder Meinungsverschiedenheit in der Auslegung.

Wie viele Völkerbundsmitglieder vertragen das Anlegen dieses Maßstabs? Etwa die Sowjetbünde für fast alle Ziffern; Italien für die meisten; das Irak selbst seither für die Behandlung der Assyrer, Kurden (dieser durch britische Bombenflieger)? Oder gar Litauen?

Am 9. 9. 35 schloß Sir Arnold T. Wilson, M. P. für Hitchin, ein offenbar tapferer und wahrheitsliebender Mann, in Norwich einen Vortrag über „Die Wissenschaft und das Bevölkerungsproblem" (das in dieser Geschlechtsfolge schärfer als je zuvor sich vor den Großraumbesitzern der Erde, Britenreich, Sowjetbünde, Vereinigte Staaten, aufrichte) mit den Worten: „Das ist das Problem. Ich habe es hingestellt, ohne eine Lösung anzubieten." Aber sie lag verborgen in der Feststellung der Besitzer der leeren Räume mit Wanderschranken davor, der Dominien, vor allem Australiens und des russischen Eurasiens. „Freier Güteraustausch ist in keiner Weise Ersatz für die freie Verteilung der Menschheit auf dem Antlitz der Erde angesichts wachsender Bevölkerungen an Zahl, an Nöten und Ehrgeiz." „Je länger wir den Status quo festhalten, desto sicherer und unvermeidlicher kommt die Explosion der angestauten Kräfte." (Dies und mehr: Manch. Guardian vom 10. 9. 35, S. 6.) Nichts anderes haben wir in der „Weltpolitik von heute" behauptet und in der Geopolitik — die Raumbesitzer vor dem Volksdruck warnend — vertreten! Hier kommt uns Meinungsbeistand an unverhoffter Stelle! Auch der Duce war ehedem ähnlicher Ansicht.

SPÄNE

der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik, Gruppe Heidelberg



FLUCH DEM SPÖTTER!

Weil der Spott-Zeichner aus Shanghai unbarmherzig mit den Staatsmännern umgeht, die er täglich abbildet,

muß er entdecken, sowie er auf Urlaub geht,

[Rizinusöl!]

daß er — hier und — dort

eine „persona wahrhaft non grata" ist.

Der schlimmste Schreck aber erwartet ihn, wenn er nach China zurückkehrt!

Was wird Ibn Saud mit seinen Ölquellen tun? Bekanntlich hat die Ölpolitik schon immer starken Einfluß auf die Weltpolitik gehabt; viele weltpolitische Entscheidungen bargen einen oft schwer sichtbaren Kern: Öl. Jede Nachricht über Ölfunde verdient daher unsere Aufmerksamkeit. Wir werden uns also, wie wir aus der nachstehenden Meldung der „DEUTSCHEN BERGWERKSZEITUNG" vom 4. Oktober 1935 schließen, möglicherweise eingehender mit der Politik Ibn Sauds befassen müssen. Es folgt der Bericht:

„In schnellem Tempo entwickeln sich die im Persischen Golf gelegenen Bahrein-Inseln zu einem Förderzentrum von internationaler Bedeutung. In der zweiten Hälfte 1934 wurden die von der Standard Oil of California erschlossenen Felder in Ausbeutung genommen und ergaben aus wenigen Sonden bis zum Jahresende 285071 Barrels. In den ersten sieben Monaten des laufenden Jahres hat sich die Förderung bei starker Drosselung bereits auf 525000 Barrels erhöht, und es ist bei der großen Ergiebigkeit der Vorkommen nur eine Frage der Zeit, daß auch diese Produktionsziffer beträchtlich überschritten wird. Bisher hat die Gesellschaft über die Verwertung des Rohöls anscheinend noch keine Entscheidungen getroffen,

sonst wäre vermutlich schon eine viel stärkere Steigerung in der Produktion eingetreten . . Besondere Bedeutung gewinnt die Absatzfrage noch dadurch, daß die Gesellschaft jetzt auch auf ihrem Konzessionsgebiet von Ibn Saud (Arabien) fündig geworden ist. Die erste im Ostteil dieses Gebietes niedergebrachte Bohrung, die unweit der Küste und in der Luftlinie nur etwa 40 km von den Bahrein-Feldern entfernt liegt, hat aus der relativ geringen Tiefe von etwa 600 m ein hochwertiges Rohöl ergeben. Möglicherweise handelt es sich hier und auf Bahrein um Teile einer einzigen ausgedehnten Öllagerstätte, die geologisch ähnlichen Ursprungs sein dürfte wie die reichen Strukturen in Iran und im Irak. Bei der mutmaßlichen Ergiebigkeit der neuen Felder wird man der weiteren Entwicklung um so größere Aufmerksamkeit schenken müssen, als kein Zweifel darüber bestehen dürfte, daß hier ein neues Ölzentrum im Entstehen begriffen ist, das auf die künftige Absatz- und Marktgestaltung nicht ohne Einfluß bleiben kann." F.

Neue Wege der USA.-Kulturpropaganda in Ibero-Amerika

Bisher hatte sich die Politik der USA. gegenüber Ibero-Amerika im wesentlichen auf eine „Dollardiplomatie" beschränkt, die zwar gelegentlich durch freundliche „Pan-Amerika"-Konferenzen wohltuend, aber ohne tiefere Nachwirkung unterbrochen worden war. Diese Einstellung hatte zwar USA. wirtschaftliche Vorteile, keineswegs aber die Freundschaft der Süd- und Mittelamerikaner bringen können. Hier soll nun eine Änderung eintreten. Wir entnehmen der ausgezeichnet geführten **„IBERO-AMERIKANISCHEN RUNDSCHAU"** (Heft 2) folgende aufschlußreiche Sätze:

. . Jetzt ist die United States Junior Chamber of Commerce durch W. Galloway mit einem neuen Erziehungsprogramm an alle in Betracht kommenden Unterrichtsanstalten der Union herangetreten. In der Woche vom 8. bis 14. April sollen alle Lehranstalten den iberoamerikanischen Staaten im Unterricht besondere Beachtung zuwenden und sie mit einer würdigen Feier über Panamerika beschließen. In dem Rundschreiben der Handelskammer werden acht Punkte herausgehoben, die auch für die Arbeit, die wir leisten wollen, manches Richtunggebende enthalten:

1. Einrichtung von Schulbüchereien für die verschiedenen Altersstufen.
2. Einführung von Kursen über die Geschichte Ibero-Amerikas in den High Schools.
3. Stärkere Betonung des Spanischen und Portugiesischen im Lehrplan der High Schools.
4. Vorträge über ibero-amerikanische Fragen durch gründliche Sachkenner.
5. Ermutigung der Elternschaft zu Vergnügungs- und Ferienreisen nach ibero-amerikanischen Ländern.
6. Gewährung von Reisestipendien für Studenten und Lehrer.
7. Ausgedehnter Nachrichtenverkehr.
8. Förderung des Gedankens der Handelspolitik auf Gegenseitigkeit."

Angesichts dieser kulturpolitischen Bestrebungen liegt es nahe, auch in Deutschland auf die Wichtigkeit einer stärkeren Förderung des spanischen und portugiesischen Sprachunterrichts und eine größere Verbreitung von Kenntnissen der südamerikanischen und mittelamerikanischen Geschichte und Kultur hinzuweisen, zumal die Beziehungen zwischen den ibero-amerikanischen Mächten und Deutschland stets recht freundschaftlich waren und viele Hunderttausende unserer auslandsdeutschen Brüder gern gesehene Bürger der ibero-amerikanischen Staaten sind. Es scheint uns, als ob durch die Kenntnis der französischen Sprache und Kultur die Kenntnis der andern romanischen Sprachen unverdient zu sehr in den Hintergrund getreten sei. F.

Studentische Jugend und Außenpolitik

Angesichts des in Abessinien aufflammenden Kriegsfeuers und seiner gefährlichen Zündkraft sieht allmählich wohl auch der spießigste Bürger ein, daß die Welt zusammengeschrumpft ist, daß jeder politische Vorgang an einem Ende der Welt wichtige Vorgänge am andern erzeugen kann, daß sich politische Kraftlinien wie ein Spinnennetz über den Erdball legen und jede politische Erschütterung weiterschwingen lassen. Aus diesen Erkenntnissen gilt es Folgerungen zu ziehen. Wolf Schenke tut dies in einem Aufsatz „Die Erweiterung des politischen Horizonts" in **„DER DEUTSCHE STUDENT"** (Augustheft 1935). Wir bringen einige Stellen dieses Aufsatzes:

„. . Wir müssen eine politische Schicht heranbilden, die die Probleme des Panamakanals ebenso gut kennt, wie sie über Ost-Turkestan orientiert ist, die Kriege in Südamerika ebenso in ihre politische Rechnung einzusetzen weiß wie die Vorgänge im fernen Osten, die mit Mächteverlagerungen in entfernten Weltmeeren ebenso rechnet wie mit Truppenverschiebungen an einer unserer Grenzen Wir haben keine außenpolitische Tradition, es sei denn die Tradition unserer ewigen Fehler. Darum ist die Notwendigkeit um so härter, heute eine politische Elite heranzubilden mit weltpolitischem Horizont. Die Fähigkeiten dazu stecken in uns, vielleicht mehr als in jedem andern Volke. Und da ist es der beste Weg, stets der Tradition unserer Fehler eingedenk zu sein, damit wir nur unsere positiven Eigenschaften einsetzen.

Wenn wir unsere Fehler erkannt haben, dann müssen wir sie uns stündlich vor Augen halten: Romantik, Gefühlsduselei, Schönfärberei und billiger Optimismus, ideologische Verranntheit. An ihre Stelle müssen treten: Tatsachensinn, unbedingte Wahrheitsliebe, die sich selbst nichts vormacht, Einsicht in das Notwendige und unbedingter, harter Wille, das Ziel zu erreichen, auf welchem Wege es auch immer sei, die restlose Unterordnung aller Sentiments unter die politische Wirklichkeit. Und immer wieder: Erkenntnis der Tatsachen ... Wohl ist Politik eine Kunst, in der nur angeborene Begabung zur höchsten Gestaltung befähigt, aber gerade die Außenpolitik ist wohl mehr einem Kunsthandwerk zu vergleichen, das bei stillschweigender Voraussetzung künstlerischer Begabung die Beherrschung einer ungeheuren Fülle von zu lernenden Handgriffen erfordert. Außenpolitik und auch nur die Beschäftigung mit ihr und ihr Verständnis ist wie selten eine Betätigung aufgebaut auf Wissen. Auf einem umfassenden Wissen aller politischen Vorgänge und aller politischen Voraussetzungen dieser Welt, und es genügt nicht — wie es früher vielfach die Praxis der Diplomaten war — nur über bestimmte Spezialgebiete eine eingehende Kenntnis zu besitzen, bei der heutigen Kleinheit der Welt, bei der politischen Verflechtung über Weltmeere und Erdteile hinweg muß der Politiker schlechthin alles übersehen ... Nicht nur, daß Wissenschaften, wie Geographie und Geschichte, politisch sein sollen, nein, auch in ihrer rein wissenschaftlichen Stoffzusammensetzung haben sie eine tiefgreifende Umorientierung nötig. Nehmen wir einmal den Geschichtsunterricht, wie er bisher war und heute noch ist. Sein Horizont ist ein typischer Kirchturmshorizont. Chronologisch beginnt er mit der Urgeschichte, dann kommt die Antike, dann die deutsche Geschichte. Dabei bleibt es. Die einzelnen Nationen, mit denen wir größtenteils heute politisch zu tun haben, tauchen im Geschichtsunterricht erst dann auf, wenn sie irgendwie mit diesem beschränkten Lebenskreis in Berührung kommen ... Es ist höchste Zeit, daß mit diesem provinziellen Standpunkt einmal Schluß gemacht wird. Weil die Welt klein geworden ist, weil es auf ihr keine leeren Räume mehr gibt und ein Stoß an irgendeiner Stelle sich fortsetzt über die benachbarten und den ganzen Erdball herum, ist es notwendig, zu einer Gesamtschau der weltpolitischen und als ihrer Voraussetzung der weltgeschichtlichen Vorgänge zu kommen. Mobilisierung heißt die Parole, Mobilisierung der geistigen Kräfte! Wir müssen noch viel lernen."

Wir grüßen Wolf Scheuke, der sich die Berechtigung für solchen Aufruf auf einer ernsten Reise in die Welt holte und freuen uns aufrichtig über diese Bereitschaft der jungen Generation. Entsprechen doch die gestellten Forderungen dem, was die Geopolitik schon seit Jahren immer und immer wieder fordert. Ist die geopolitische Betrachtungsweise doch nichts anderes als jene Synthese aus den Wissenschaften alten Stils, die der Verfasser ersehnt. Wir hoffen daher zuversichtlich, daß sich in Auswirkung des Aufrufes von Wolf Schenke mit den jetzt kommenden geopolitischen Mittelstellen an den Universitäten die Zahl der Hochschulgruppen unserer Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik stark vermehren wird, und daß immer mehr Studenten sich in zäher und steter Arbeit um die Erwerbung geopolitischen Wissens mühen.

Ist Geopolitik Auslandskunde?

Besprechungen geopolitischer Werke lesen wir gern, ob sie zustimmend sind oder ablehnend. Sind sie doch auf jeden Fall Zeugnis dafür, daß der Rezensent sich mit geopolitischen Problemen auseinandergesetzt hat. Finden wir jedoch in einer Besprechung Irrtümer über Wesen, Ziele und Aufgaben der Geopolitik, so ist es unsere Pflicht, auf diese Irrtümer hinzuweisen. So finden wir in einer Besprechung von Werken Karl Haushofers (**GEISTIGE ARBEIT** 17/35) einige Ansichten, die einer Korrektur bedürfen. Der Rezensent, Dr F. Papenhusen-Dresden, schreibt: „Die Geopolitik ist die Lehre von der geographischen Bedingtheit der Politik. Sie kann daher kein anderes Ziel haben, als die politisch wirksamen Kräfte des Raums zu erkennen und die materiellen Grundlagen der Politik zu zeigen ... Raum, Kultur, Macht und Wirtschaft sind die vier tragenden Säulen der geopolitischen Gedankenwelt ... Es war ein großer Fehler der Geopolitik, daß sie dem Raum an sich einen alles überragenden Wert beilegte und ihn fast als politisch handelndes Subjekt ansah. Alles andere, was über das grobsinnlich Wahrnehmbare hinausging, zählte zu den Imponderabilien, zu den Tatsachen von unbestimmbarer Wirkung ... Nur so kann das erreicht werden, was die eigentliche Aufgabe der Geopolitik sein sollte: Die Grundlage schaffen für eine Politik, die das Daseinsrecht auch der andern Völker anerkennt und vor allem das Verständnis für deren Eigenart aufbringt."

Hierzu ist zu bemerken: Geopolitik ist Staatswissenschaft und lehnt eine materialistische Raumüberschätzung ab. Haushofer schrieb bereits 1928 (Einführung zu Fairgrieve: Geographie und Weltmacht, Berlin-Grunewald): „Gewiß ist es nur ein Teil, nüchtern gerechnet etwa 25 %, was aus bodenbestimmten, erdgegebenen Zügen im Laufe der geschichtlichen Bewegung als geopolitische Wahrheit, vielleicht

als Gesetz aus dem Gewebe menschlicher Willkür und Torheit herausgehoben werden kann. Aber ist dieses Viertel wissenschaftlicher Klarheit im Getriebe der Politik nicht die darauf verwendete Arbeit wert?" Diese Worte des Führers der geopolitischen Wissenschaft weisen den so beliebten Raumeinflüssen auch zahlenmäßig den Rang zu. Die Geopolitik beschränkt sich also nicht auf die Untersuchung der Raumbedingtheit politischer Vorgänge, sondern sucht darüber hinaus die Beziehungen zwischen Staat und Raum und Volk und Raum zu erkennen. Ihr vornehmlichstes Feld liegt eben dort, wo der Rezesent „Imponderabilien" sieht; dort hat sie Forschungsaufgaben wie kaum eine andere Wissenschaft.

Auch ist es nicht die Aufgabe der Geopolitik, eine Art Auslandskunde zu sein, ihre Aufgabe ist vielmehr, der praktischen Politik Rüstzeug zum politischen Handeln zu liefern. Mit der hiermit verbundenen Erkenntnis des erdgebundenen außenpolitischen Kraftspiels überschreitet sie weitaus die Grenzen einer reinen Auslandskunde. Grundpfeiler der Geopolitik, der Wissenschaft vom Staat als Organismus, sind Volk, Staat und Raum in ihrer Gesamtheit und im Ablauf ihrer Lebensvorgänge. Jede Einengung ihrer Aufgabenstellung greift das Wesen der Geopolitik an. F.

KURT VOWINCKEL:

Deutsche Wirtschaft, geopolitisch gesehen

Hövel, Paul: Grundfragen deutscher Wirtschaftspolitik. gr. 8°, VII, 1925, Berlin 1935.

Wir Geopolitiker sind von den „Nationalökonomen" nie verwöhnt worden. Es blieb bis zum Einbruch des Nationalsozialismus auch in die starre Front der Wissenschaft unser Vorrecht, die Wirtschaft als eine der in ihrer Form zeitgebundenen Lebensäußerungen des Volkskörpers zu sehen und somit in Form und Richtung unterworfen der Gestaltung des Volkskörpers: dem Staat.

Kein Primat der Wirtschaft! Und damit auch keine Überbetonung des wirtschaftenden Menschen. Wirtschaft ist nur gut, wo sie der Gesundheit des Volksganzen dient. Aus dieser Grunderkenntnis heraus mußte die Geopolitik immer und immer wieder auf die Gefahren der Monokulturen, also der Großformen der Wirtschaft, auf die biologische Gefährdung des Volkskörpers, auf die Entwurzelung und Verstädterung hinweisen.

Aber diese für das kommende Jahrhundert richtungweisenden Grundgedanken waren mit verschwindenden Ausnahmen nie Arbeitsgegenstand der Berufenen: der Staats- und Wirtschaftswissenschaftler. Und das Werk von Hövel, das zu solchen Randbemerkungen verlockt, ist eines der ersten, die sichtbar geopolitischen Blick und eine richtungweisende Einordnung des Wirtschaftsbereichs in Volkskörper, Raum und Staat zeigen.

Dabei überrascht als Frucht dieser Betrachtungsweise die Sicherheit, mit der hier aus einer klaren Übersicht über die Gesamtheit von Staat und Wirtschaft jeder Wirtschaftszweig gewertet und in den richtigen Bezug gestellt wird. Gerade in dieser Tatsache geht das Werk über eine referierende Darstellung der letzten Wirtschaftskrise und ihre Bekämpfung durch den Nationalsozialismus weit hinaus. Die Klarheit der Gesamtschau führte — ein wesentlicher Vorzug dieser Arbeit —, zu klarer Gedankenführung und zu einer nüchtern-klaren Sprache: die Darstellung wirkt in einem Grade durchsichtig, wie wir das bei wirtschaftswissenschaftlicher Literatur kaum kennen.

Eines allerdings scheint uns, wenn auch bei der Fülle des Stoffes erklärlich, so doch notwendig, festzustellen: die Grundeinstellung geht betont von der Industriewirtschaft und ihrer Welt aus, auch dort, wo landwirtschaftliche Fragen behandelt werden. Die gewaltige und für die Zukunft entscheidende Problemstellung: Stadt — Land, Maschine — Mensch tritt nicht mit der Deutlichkeit hervor, die ihrer Schwere entspricht.

RUPERT VON SCHUMACHER:

Geopolitische Faustskizze: Bayern

Heinz Haushofer: Wir Bayern! Edwin Runge Verlag, Berlin 1935. 174 S., zahlreiche Abb. und Karten. RM. 4.50.

In der Reihe „Deutsches Volk", die von Hillen-Ziegfeld herausgegeben wird, hat Heinz

Haushofer sein Büchlein dem bayrischen Stamm gewidmet, eine Arbeit, deren Fülle und Reichtum eine Kritik in wenigen Worten nicht gestattet.

H. Haushofer ist selbst Bayer. Bayer, mit der ganzen Liebe zu seiner Heimat, mit der ganzen unproblematischen Natürlichkeit, mit der ganzen Leidenschaft zu Art und Sitte seines Stammes. Aus dieser Haltung ist dieses Büchlein entstanden, etwas, was der Leser im übrigen voraussetzen wird.

Das Buch ist aber noch weit mehr, und damit erhält es seinen Rang: es ist das Gemälde eines deutschen Stammes. Nicht ein historischer Bericht oder eine volkskundliche Untersuchung, sondern die Schilderung der Seele dieses deutschen Stammes — seines Lebensgefühls, seines Heimatempfindens, seiner Charakterzüge und seiner Aufgabenstellungen. Und das sei vorweggenommen: der Verfasser hat keinen Strich zu viel und keinen zu wenig in seine Zeichnung gefügt, sie ist ihm meisterhaft gelungen.

Bauerntum ist das Wesen des Bayern. In ihm verschmilzt alles zur Einheit eines geschlossenen Lebensbildes. Zäh und zugleich leicht beschwingt, derb und dabei kunstsinnig, konservativ und zugleich von unbändigem Freiheitsdrang erfüllt („Koaner muaß"), dickschädelig und auch elastisch mit seinem Boden bis zur wildesten Eigensinnigkeit verwachsen und daneben von weltweitem politischen Verständnis, kampffreudig aber ruheliebend, eigenbrödlerisch und Träger eines festen Gemeinschaftslebens, an altüberliefertem heidnischem Brauchtum ebenso unentwegt festhaltend wie von tiefer Religiosität erfüllt — das scheinen innere unüberbrückbare Gegensätze, Charakterzüge einer zwiespältigen Natur, die doch in ihrer Vielfalt ein seelisches Mosaik ohne störende Disharmonien oder Anfallserscheinungen bilden. Das ist das Rätsel des bayrischen Stammes und der Beharrlichkeit seines Wesens.

H. Haushofer findet alle Züge dieses Bauerntums auf und stellt ihre Bedeutung in die unmittelbare Gegenwart hinein: Das „beinah leidenschaftliche" Festhalten an jahrtausendealten Wirtschaftsformen, das Wesen der Bauernherrschaft, die Bodenständigkeit, das bäuerliche Recht des Waffentragens, die kolonisatorische Kraft dieses Bauerntums, die Glaubenstreue, das Verwachsen von Mensch und Boden, die Liebe zum Haus, die Bewahrung bäuerlichen Wesens in den Städten, der Sinn für Tracht und Brauchtum, das Festhalten an der urwüchsigen Mundart mit ihrer Ausdrucksfähigkeit, „ihrer statuarischen Festigkeit, ihrem großen dekorativen Wurf", die Musikalität und „die Fähigkeit, sich selbst zu befreien und in eine völlige Ausgelassenheit hinaufzuwerfen", „die Fähigkeit zu einer halb heiteren, halb schmerzlichen Selbstvergessenheit", die Liebe zu seinem Land und die politische Leistung.

Um die politische Leistung rankt der Verfasser einen politischen Überblick über Geschichte und Problemstellungen der bayrischen Stammespolitik, die zwar nicht in systematischer Darstellung eingefügt ist, aber dennoch einen erschöpfenden Überblick gibt. Vier Fragen sind entscheidend geworden für die Aufgaben des bayrischen Stammes: die Behauptung der Alpenstellung, Abwehr und Vormarsch im Südostraum, der kolonisatorische Vorstoß in das böhmische Becken und die Herstellung eines organischen Gefüges zwischen Reich und Stamm. Der Ausgriff nach dem Süden findet seine Formel in dem Satz: „Wer die Ostalpen besitzt, kann das deutsche Volk nicht nur bis an die schwäbisch-bayrische Hochebene zurückdrängen, sondern auch jede deutsche Donaupolitik unmöglich machen." Daraus folgert eine Zusammenschau der gesamtbayrischen Geschichte einschließlich Österreichs und der sudetendeutschen Teile und eine grundlegend neue Bewertung der Dynamik der volksdeutschen Südgrenze und ihrer Auswirkungen auf die deutsche Geschichte. Zu diesem Thema sagt der Verfasser: „Um die Alpen wirklich dauernd zu besitzen, muß man ihr Vorfeld beherrschen: das wußten die Römer; nicht umsonst sind die Tagebücher von Marc Aurel zum großen Teil in Carnuntum, nahe bei Hainburg an der Donau geschrieben. Das wußte aber auch das Reich: ebenso wenig umsonst ritten die deutschen Kaiser über den Julier und den Septimer (— geschichtsträchtige Namen! —), nicht umsonst starb Kaiser Lothar der Sachse in einem Bauernhaus in dem Dorf Breitenwang bei Reutte; nicht umsonst sicherte der alte Radetzky bei Novara und Custozza dieses südliche Vorfeld noch einmal für das Reich...! Die Donaupolitik zeigt eine einheitliche Linie von der Anlage der karolingischen Marken bis zu Max Emanuel, dem Eroberer Belgrads und den Leistungen des bayrischen Alpenkorps in den Karpaten. Am wenigsten ist der Zug über den Nordwall geglückt, der der Ablenkung durch die anderen beiden

Aufgaben und durch die Kämpfe für das Reich im Westen erlag. Und dann bleibt noch die große Geschichte des Ringens der Bayern um das Reich, in dem seit den bayrischen Edlen Karl Martels der bayrische Stamm den Sinn seiner politischen Aufgabe und die Möglichkeit deutscher Lösungen an seinen anderen Fronten gesehen hat." Und so hat Haushofer die politische Leistung mit den Worten Nadlers umschrieben, der die Bayern als das Kontingent „zwischen Abendland und Morgenland, deren unverrückbare Grenzen es mit der Schärfe des Schwertes immer wieder nachfurchte", bezeichnet.

So rundet sich auf knappen 174 Seiten sowohl eine darstellerische Leistung als auch eine inhaltliche Gedankenfülle zu dem Bild jenes deutschen Stammes, der der Träger der Erneuerung des Reiches in unseren Tagen wurde. Ein schönes Buch. Man muß dem Verfasser dafür dankbar sein.

Büchertafel

Die Besprechungen stammen von Rupert von Schumacher. Wo Arbeiten anderer Mitarbeiter eingefügt wurden, ist der Name am Schluß der Besprechung verzeichnet.

Wehrpolitik

W. Nehring: Heere von morgen. Ein Beitrag zur Frage der Heeresmotorisierung des Auslandes. **Liddell Hart:** Infanterie von morgen. **J. F. C. Fuller:** Generäle von morgen. Betrachtungen über militärisches Führertum. Alle Bde.: Vlg. Voggenreiter, Potsdam 1935. 80 S. RM. 1,80.

Wir hatten schon öfters Gelegenheit, auf die ausgezeichneten „Grauen Bändchen" des Verlages Voggenreiter hinzuweisen, die rein äußerlich den Beweis erbringen, daß auch kleine Schriften wertvolles Schrifttum bieten können.

Die vorliegenden Bändchen bieten eine Fülle wehrpolitisch interessanter Gedanken über modernes Soldatentum und neuzeitliche Wehrpolitik. Die erste Schrift erörtert in konzentriertester Form alle Fragen der Motorisierung: Organisation, Verwendungsgrundsätze, Aufbau, wirtschaftliche Mobilmachung, Treibstofffrage, Gelände und Motor, Kostenfrage, psychologische Einstellung zum Motor und Führungsfrage, Mobilisierung des nationalen Autoparks usw. Zahlreiche Beispiele dienen der Illustration der „Revolution des Motors".

Die beiden andern Bändchen entstammen der Feder der bekanntesten englischen Militärtheoretiker. „Tria juncta in uno — Pirschgänger, Sportsmann und Scharfschütze — das ist der neue Infanterist." In diesen Satz faßt Hart seine Auffassung vom neuen Infanteristen zusammen, die sich aus der neuen Kampfart: Pirschangriff, maskierter Angriff, Überfall, der Motorisierung und dem weitgehenden Auf-sich-selbst-Angewiesensein des Soldaten auf dem Schlachtfeld ergibt. Man könnte noch hinzufügen: Der moderne Soldat muß noch Techniker und Arbeiter sein.

Generalmajor Fuller verlangt von einem neuen militärischen Führertum Persönlichkeit, Willen und persönlichen Einsatz, um die im Weltkrieg zutage getretene Kluft zwischen Führerschaft und Soldaten zu beseitigen. Die Motorisierung wird ein solches Führertum ebenso brauchen wie eine Flotte ihren Admiral, der ebenfalls nicht im gesicherten Unterstand an Land bleiben kann, sondern die Schlacht persönlich anführt.

Diese drei Büchlein sollte sich heute jeder Laie zu Gemüte führen, denn sie zeigen die Linien künftiger Entwicklungen auf, die einen vollkommen neuen Stil für Wehr und Kämpfer bringen.

Gandenberger von Moisy: Luftkrieg — Zukunftskrieg. Zentralverlag G. m. b. H. Berlin 1935. 108 S., 25 Fotos, 25 Zeichnungen. RM. 1,50.

In knappen Ausführungen werden dem Laien alle technischen, wirtschaftlichen, strategischen, taktischen Probleme usw. der Luftwaffe und des Luftkrieges verständlich gemacht. Eine Übersicht über den Luftrüstungsstand der Mächte schließt die aufschlußreiche Broschüre.

Oberst P. Vauthier: Die Kriegslehre des Generals Douhet. Rowohlt Vlg., Berlin 1935. 228 S. RM. 6,50.

Eine französische Untersuchung und Kritik der Kriegslehre des Italieners Douhet, der zweifelsohne der modernste und konsequenteste Kriegslehrer ist. Douhets Lehren von der „Höchstleistung", der einheitlichen Führung und der Luftoffensive werden auf ihre Wahrscheinlichkeit geprüft, wobei der Verfasser im allgemeinen bejahend, unter Zurückweisung allzu überspitzter Theorien eingestellt ist.

Arthur R. Ehrhardt: Kleinkrieg. Geschichtliche Erfahrungen und künftige Möglichkeiten. Verlag Voggenreiter, Potsdam 1935, 112 S., RM. 1,80.

Das kleine schlichte Bändchen von Ehrhardt verdient größte Beachtung sowohl vom geopolitischen wie vom militärischen Gesichtspunkt aus. Es gibt einen Überblick über die

Banden- und Kleinkriege seit den napoleonischen Kriegen und behandelt im besonderen die spanische Erhebung, die Freikorps, die Volkserhebung in Frankreich 1870, die Komitadschis und die roten Partisanen-Truppen. Mit einem Hinweis auf die Verwertung der Kleinkriegserfahrungen in modernen Armeen kommt E. zu dem Schluß, daß der Kleinkrieg bei zukünftigen Waffengängen größere Bedeutung denn je gewinnen wird, vorausgesetzt, daß die typischen Grundsätze des Kleinkrieges, die E. aus der Erfahrung ableitet, beim praktischen Einsatz beobachtet werden.

Aus den zwingenden Schlüssen über den künftigen Einsatz von Kleinkriegsmethoden ergeben sich umfangreiche Folgerungen für die ganze Arbeit der praktischen Geopolitik; besonders die Raum- und Bevölkerungsorganisation der Grenzgebiete wird sehr stark von den Erwägungen der Kleinkriegsstrategie beeinflußt werden. Es ist zu wünschen, daß deshalb das Büchlein in weitesten Kreisen bekannt wird, damit sich die Theorie mit diesen grundlegenden Ausführungen in der notwendigen Breite und Tiefe auseinandersetzen kann.

W. Nehring: Panzer und Motor in fremden Heeren. 72 ausgew. Fotos mit Erläuterungen. Voggenreiter Vlg., Potsdam 1935, 64 S., RM. 2,—.

Eine sehr illustrative Ergänzung vieler journalistischer und fachlicher Ausführungen in Zeitungen und Zeitschriften über Mechanisierung und Motorisierung und ihren Umfang in fremden Armeen.

Walter Haas: Soldatenlexikon. Franckhsche Vlgshdlg., Stuttgart 1935, 184 S., 130 Abb., RM. 2,50.

„Ein Merkbuch für den Infanteriedienst", wie der Untertitel sagt. 325 Stichworte geben über die wichtigsten technischen, taktischen und praktischen Fragen Auskunft.

Kurt Hesse: Der kriegswirtschaftliche Gedanke. Hanseatische Verlagsanst., Hamburg 1935, 52 S., RM. 1,80.

Der Verfasser eröffnet mit diesem Heft eine Reihe von „Schriften zur kriegswirtschaftlichen Forschung und Schulung", der nach der vorliegenden Einleitungsschrift die größte Aufmerksamkeit zu schenken sein wird. H. sichtet Schrifttum und Theorie über die Kriegswirtschaft in ihren drei charakteristischen Perioden: Vorkriegs-, Kriegs- und Nachkriegszeit. und umreißt den Wandel der Auffassungen auf diesem Gebiet. In den Schlußbetrachtungen gibt er eine Übersicht über alle Gebiete der Kriegswirtschaft, deren Bedeutung und Grenzen.

Sebastiano Visconti-Prasca: Der Entscheidungskrieg. G. Stalling, Oldenburg i. O., 1935, 247 S., RM. 4,80.

Weniger selbständig und revolutionär als Douhet tritt Visconti-Prasca für die Infanterie ein, der er noch immer die Hauptrolle beläßt. Er legt Wert auf ein Führerkorps im Sinne Fullers und predigt den offensiven Entscheidungskrieg mit „absolutem Sieg", wie ihn heute so ziemlich alle Wehrtheoretiker fordern. In den Einzelheiten äußerst interessant, ist er eine Ergänzung der anderen Italiener, die mehr als alle anderen Nationen zur Entwicklung der Nachkriegslehre beigetragen haben. Auf Prasca werden wir ebenso wie auf Douhet, Guadagnini und Morretta noch ausführlicher von unserem geopolitischen Standpunkt aus zurückkommen.

Deutschland

Johannes Haller: Von den Karolingern zu den Staufern. W. de Gruyter, Berlin 1934, 141 S., 4 Karten, RM. 1,62. **Johannes Haller:** Von den Staufern zu den Habsburgern. W. de Gruyter, Berlin 1935, 117 S., 6 Karten, RM. 1,62.

Die beiden gefälligen Bändchen der Göschensammlung bringen in gedrängter Kürze alles Wissenswerte aus den beiden Perioden der deutschen Geschichte in lebendiger und zugleich sachlicher Darstellung. Sie bereichern die wertvolle Göschensammlung um zwei wesentliche Bände.

Herbert Blank: Soldaten. Preußisches Führertum von Waterloo bis Ypern. G. Stalling, Oldenburg 1935. 469 S. 3. Aufl. RM. 5,80.

Das mit Leidenschaft und heiliger Liebe zu Preußens Soldatentum geschriebene Buch von Blank — eine Geschichte und eine Sammlung von Biographien zugleich — hat seine dritte Auflage zu Recht erlebt. Wenn noch etwas bei einer Neuauflage zu ändern wäre, dann sind es manche Geschichtswertungen allgemeiner Art, die einer gesamtdeutschen Durchfeilung ermangeln.

Ekkehart Staritz: Die West-Ostbewegung in der deutschen Geschichte. F. Hirt, Breslau 1935, 288 S., 4 Kartenbeilagen, RM. 7,—.

Im Untertitel bezeichnet sich das Buch als „ein Versuch zur Geopolitik Deutschlands". Das ist wohl nicht ganz richtig: es ist eine empfehlenswerte, übrigens auch schon längst notwendig gewordene Schilderung der Nordostkolonisation im Rahmen der gesamten Ostbewegung. Zur Geopolitik gehört aber nicht nur eine Darstellung des Raumes, sondern auch die Kenntnis der Dynamik des Raumes. Und gerade da wird der Verfasser der „strategischen" Seite der Politik nicht ganz gerecht: er ringt mit dem Problem der Südfront und bleibt dabei am dynastischen Denken in der Geschichtsbetrachtung haften. Denn die Frage ist nicht mit dem Urteil „Fehler" abgetan — die Südfront ist leider meist von außen her dem Deutschtum aufgezwungen worden. Das Werk ist aber

trotzdem zu begrüßen, weil es aus der Geschichtsbetrachtung heraus den Blick für den Osten gewinnt, der dem Binnendeutschtum so lange gefehlt hat. Man würde nur wünschen, daß der Verfasser in späteren Auflagen eine Vertiefung der geopolitischen Erkenntnisse und eine stärkere Betonung der Dynamik der deutschen Raumlage vornimmt.

Aubin, Hermann, Prof. Dr., Breslau: Die deutschen Stadtrechtslandschaften des Ostens. Sonderabdruck aus der ausgezeichneten Festschrift: „Vom deutschen Osten". Max Friederichsen zum 60. Geburtstag herausgegeben von Herbert Knothe. Breslau 1934.

Die deutsche Kulturexpansion nach dem Osten Europas hat während des gesamten Mittelalters einen ihrer wesentlichsten Träger im deutschen Recht gefunden. Mit beherrschender Kenntnis charakterisiert Verfasser das bisher erschienene, leider immer noch lückenhafte Kartenmaterial, das besonders für Oberungarn noch erheblicher Ergänzung bedarf, um endlich einen, wenn auch zunächst nur oberflächlichen Überblick über die Möglichkeit der Feststellung der einzelnen Stadtrechtslandschaften zu gewähren. Bis dahin dürften alle kartographischen Feststellungen mehr oder weniger genau sein. Es ist somit auch der breiten, schraffierenden Art der karthographischen Darstellung — wie es Verf. in seinem Werk tut — der Vorzug zu geben vor der Punktmethode, die erst mit der völligen Erforschung dieses noch in den Kinderschuhen steckenden Zweiges der rechtsgeographischen Darstellung zu ihrem Recht kommen dürfte.

Mit Recht weist Verf. auf die Großräumigkeit der östlichen Stadtrechtslandschaften im Gegensatz zu den kleinräumigen Stadtrechtskreisen Altdeutschlands hin, die er zurückführt auf die Bedingungen der Naturlandschaft. Daß sich diese Großräumigkeit auch im materiellen Recht äußert, dürfte auf der Hand liegen, zumal wenn der Gedanke der Raumgebundenheit des Rechts konsequent zu Ende gedacht und das Recht als Emanation der Landschaft betrachtet wird.

Die geographische Zonengliederung Altdeutschlands findet ihre entsprechende Fortbildung in dem Ausbau der Stadtrechtskreise. Verdienstvoll ist der Hinweis auf die drei Mundartengürtel. Damit schneidet Verfasser die Frage nach dem Stammescharakter der ostdeutschen Stadtrechte an, eine Frage, die noch der wissenschaftlichen Erschließung harrt.

Berechtigt erscheint der Hinweis auf die Verbindung der Ausdehnung des deutschen Rechtes in der Mittelzone mit der geopolitischen Gegebenheit der mitteleuropäischen Lößzone, eine Tatsache, die zweifellos bei der Gründung Magdeburgs dieselbe eminente Bedeutung gehabt haben dürfte wie für diese Rechtswanderung. Interessant wäre eine stärkere Betonung und Herausarbeitung der Bedeutung des Deutschen Ordens für diese Kulturexpansion gewesen.

Eine dankbare Arbeit, wie sie dem hervorragenden Ruf des Verfassers gebührt.

Dr. Markmann.

Franz Eckhart: Die deutsche Frage und der Krimkrieg. Ost-Europa-Vlg., Königsberg i. Preuß., 1931, 224 S., RM. 9,—.

Sehr gut fundierte Darstellung eines Teilgebietes der innerdeutschen Krise vor 1866: die unterschiedliche Stellung der beiden deutschen Hauptmächte zu den orientalischen Fragen. Österreich ohne deutsche Rückendeckung schwankend auf der einen Seite, Preußen auf der anderen Seite noch nicht eingelebt in die großen südostdeutschen Aufgaben — die Bismarck erst nach 1866 erkannte —, das ist die Situation, in der sich das Gesamtdeutschtum in dieser Periode in den wichtigsten gesamtaußenpolitischen Fragen befindet und aus der der Konflikt von 1866 erwächst. Ein wertvolles Werk zur gesamtdeutschen Geschichtsschreibung.

Josef Sonntag: Begegnungen mit Bülow und anderen. Vlg. Grüne Briefe und Helingsche Vlgsanst., Berlin-Leipzig 1935, 230 S.

Ein Buch, das „den Manen eines guten Deutschen gewidmet ist". Man mag über die Ausführungen des Verfassers zu dem Problem Bülow denken wie man will — manches, was S. aus eigenen Erfahrungen über die deutsche Vorkriegspolitik aufzeichnet, ist nicht zu übergehen. Gewisse Urteile über das deutsch-österreichische Bündnis wären besser unterblieben; man kann sie aber auch als interessanten Beitrag zur Geschichte der Vorkriegszeit bewerten. Der gesamtdeutschen Geschichtsschreibung und dem Kampf gegen die Kriegsschuldlüge ist aber kein Dienst erwiesen, wenn zwischen „Bosnien" und „Entente cordiale" nicht der Blick für das Wesen der Dinge gefunden wird. Und da muß man sagen: Bismarck hatte besser die Schwierigkeiten jeder gesamtdeutschen Außenpolitik erkannt und die Tatsache, daß diese Schwierigkeiten ganz unabhängig von Dynastien und Parteien einfach in der Raumlage und in der Aufgabenstellung begründet sind, als Bülow, der nach des Verfassers Zeugnis einfach mit „Haß" seine mangelnde Erkenntnis der Dynamik des gesamtdeutschen Volksbodens zu ersetzen trachtete.

Willy Hoehm: Wir Brandenburger! E. Runge Vlg., Berlin 1935, 152 S., zahlreiche Abbildungen, RM. 3,40.

In der vom Verlag herausgebrachten Reihe „Deutsches Volk" ist nunmehr als Bd. 9 die Stammesbiographie des brandenburgischen Neustammes erschienen in der nun schon bekannten vorzüglichen Ausstattung, die die wichtigsten Fragen anschaulich macht: Rodung, Wande-

rung, Baustil, Siedlungsarten und Volkstum und Landschaft charakterisiert.

Nach der Auffassung des Verfassers sind die Brandenburger noch kein Stamm im eigentlichen Sinne, sie sind aber auch keine bloße Sammlung von Staatsbürgern, sondern sind schon durch einen besonderen Auslesetypus gekennzeichnet. Allerdings ist Brandenburg rassisch und geopolitisch Durchgangslandschaft — Mitteldeutschland dringt heute erobernd vor —, Vertreter aller möglichen Nationen Europas haben hier kolonisiert, so daß die Bildung eines scharf umrissenen Stammestums erschwert ist. Die Aufgabe Brandenburgs und seines Bauernvolks liegt im Osten. Seine eigene Geschichte und der Auftrag des Gesamtdeutschtums weisen es dorthin. Zuviel hat sich der Verfasser mit der Wendenfrage befaßt. Manchmal vermeint man eine Art Verteidigung heraushören zu müssen, die nicht ganz angebracht ist. Im gesamten ist auch dieser Band wieder zu begrüßen.

Hildegard Hoffmann: Landwirtschaft und Industrie in Württemberg, insbesondere im Industriegebiet der Schwäbischen Alb. Junker & Dünnhaupt Vlg., Berlin 1935, 170 S., 6 mehrfarbige Kartenbeilagen, RM. 9,—.

Eine vorbildliche Arbeit zu den Fragen der Raumforschung und Landesplanung. „Die glückliche Insel" steht im Mittelpunkt der Erörterungen, aber es war notwendig, doch auch die einzelnen Ursachen dieser anscheinend glücklichen Wirtschaftslage Württembergs aus den üblichen Verallgemeinerungen herauszulösen. Die Verfasserin hat zweckmäßigerweise nur die Alb als ein „konzentriertes" Württemberg untersucht und dabei gezeigt, daß die Struktur dieses Landes nicht etwa leicht zu Verallgemeinerndes darstellt, sondern in der historischen Entwicklung, in der Eigenart des Raumes (Klima, Landschaft usw.), in der Befähigung der Bevölkerung und im unternehmungslustigen Typ des württembergischen Wirtschaftlers begründet ist. Das Verhältnis Stadt—Land (viele Kleinstädte, keine Verstädterungsfolgen im Sinne der geopolitischen Auffassung der Verstädterung, vgl. Ztschr. f. Geopolitik 1933, Heft 3) geht auf die vielen örtlichen Splittergewalten früherer Perioden zurück, die jede Zentralisierung von Siedlung und Kultur und damit späterhin auch der Wirtschaft und Industrie verhinderten. In der Anlage des Volkstums liegt die Vorbedingung und der Anreiz zum Aufbau verarbeitender Industrien, die von vornherein nicht zu Ballungen zwingen usw. Ein sehr beachtliches Buch von gründlichster Fundierung und weitem Blick.

Westermanns Deutscher Reichsatlas. Hrsg. von F. C. H. Reichel. G. Westermann, Braunschweig 1935, RM. 4,80.

Ein neuartiger Atlantenversuch: Kombination eines Taschenatlas mit statistischen Angaben und Schwarz-Weißkarten über alle geographisch erfaßbaren Gegenstände, die für die breitere Öffentlichkeit von Interesse sind. Neben den üblichen Landkarten der deutschen Landschaften finden sich daher Karten des Eisenbahnnetzes, des Straßennetzes, der Rundfunksender, der Gebietsverluste von Versailles, der Rassengliederung, des Auslandsdeutschtums usw. Sehr reichhaltig sind die Stadtpläne und Karten einzelner Gebiete: Rügen, Ostseebäderküste usw. Im großen und ganzen ist der Atlas mehr für den Reisenden zugeschnitten. Um kartographisches Schulungsmaterial darzustellen, wäre es notwendig gewesen, den ersten, statistischen, Teil noch mehr in Karten aufzulösen: Karten der deutschen Großstädte, der Volksabstimmungsgebiete, der Hochschulen, der Mundarten usw. wären besser gewesen, als trockene Statistiken. Vielleicht kann bei einer Neuauflage der Atlas in dieser Richtung weiter ausgestaltet werden: das Vorrecht der Anregung kann er bereits für sich buchen.

Major Foertsch: Wehrpflichtfibel. Vlg. Offene Worte, Berlin 1935, 96 S., zahlreiche farbige Tafeln und Photos, RM. 1,—.

Dieses Heft der bekannten Fibelreihe des Verlages gibt Auskunft über alle Dinge, die den angehenden Soldaten interessieren. Nach einer geschichtlichen Einleitung und einer Erläuterung der verschiedenen Wehrsysteme sind die Gesetze und der Aufbau unserer Wehrmacht wiedergegeben und erklärt.

Anleitung zur Untersuchung Wehrpflichtiger und Freiwilliger für die Wehrmacht vom 20. März 1935. Vlg. Offene Worte, Berlin 1935, RM. 1,50.

Enthält den Gang der ärztlichen Untersuchung, die Bedingungen der Tauglichkeit, die Art des militärärztlichen Urteils usw.

Hans Weigmann: Politische Raumanordnung. Hanseatische Vlgs.-Anst., Hamburg 1935, 51 S., RM. 1,80.

Ein Querschnitt durch die verschiedenen Kapitel der Planung und Raumordnung. Bemerkenswert die Definition des Raumbegriffs. Die Kunst des Planens tritt in den Hintergrund gegenüber der Erziehung zum Planen. Beim Landesplaner scheint uns das Erfordernis einer geschichtlichen, wehrpolitischen, geographischen, staatspolitischen — also einer geopolitischen — Vorbildung vor dem der technischen und wirtschaftlichen zu rangieren. Die recht greifbaren Schäden der 50 Vorkriegsjahre in Deutschland sind wohl Warnung und Mahnung genug. Weigmann weist jedoch im allgemeinen Wege für Wissenschaft und Praxis, an denen trotz einer nationalökonomisch vorbestimmten Einseitigkeit niemand, der aus der Planungswissenschaft kommt, vorübergehen kann.

Hans F. K. Günther: Die Verstädterung. Ihre Gefahren für Volk und Staat vom Standpunkt der Lebensforschung und der Gesellschaftswissenschaft. B. G. Teubner, Leipzig 1934, 54 S., RM. 1,50.

Schonungslos deckt Günther die Schäden und Nachteile des gegenwärtigen zivilisatorischen Apparates auf. Er bleibt aber nicht am Materiellen und Äußerlichen haften, wie das so gern von Romantikern und Maschinenstürmern gepflogen wird, sondern stößt in das geistige und seelische Gebiet vor, wo die tiefsten Wurzeln der „Verstädterung" unserer Kultur zu suchen sind. Dementsprechend sind die Schlußfolgerungen des Verfassers, für die wir ein Beispiel zitieren: „Auf Freisassentum allein und auf wuchshaftes Tagewerk allein läßt sich ein Staat germanischer Prägung gründen Damit ist die Aufgabe der Entstädterung gestellt. Diese Aufgabe umfaßt aber weit mehr als die Rettung des Bauernstandes, die Ansiedlung erbtüchtiger Familien auf dem Lande, die Verlegung von Fabriken mit ihren Arbeitern in ländliche Gebiete usw.; mit dieser Aufgabe muß sich der Versuch zur Entstädterung der menschlichen Gesinnungen verbinden. Heute zersetzt städtischer Geist das ländliche Lebensgefühl im abgelegensten Dorfe. Die Autostraße bringt den ‚gut zahlenden Fremdenstrom' mit seinen fragwürdigen Gestalten und den vielen ‚Wochenende' betreibenden unverheirateten Paaren oder den kinderlosen und darum so ‚unbehindert' reisenden Eheleuten; die Presse und der Rundfunk berichten vom ‚Neuesten', das die Städte bieten, und dem allen scheinen die Bauernschaften auf die Dauer nicht gewachsen zu sein ... Die Entstädterung des Geistes wird also die erste Aufgabe sein ..." Mit solchen Ausführungen ersteht der Geopolitik in ihrem jahrzehntelangen Kampf ein Gefährte von der Seite der Rassenkunde her. Ein Buch also, für das wir Günther dankbar sind.

E. Hinrichs: Deutschland gestern und heute. Geographisch faßbare Auswirkungen nationalsozialistischer Gesetzgebung und Propaganda. Vlg. M. Diesterweg, Frankfurt a. M. 1934, 56 S., RM. 0,80.

Ein kurzer Hinweis auf verschiedene geographisch sichtbar werdende Arbeiten des Nationalsozialismus: Autobahnen, Siedlung, Landgewinnung, Bodenmelioration, Industrialisierung usw. Der Inhalt entspricht der Bestimmung: ein erdkundliches Lese- und Arbeitsheft zu sein.

C. Haensel, R. Strahl, Außenpolitisches ABC. 222 S. 8°. Stuttgart 1935. J. Engelhorns Nachf., kart. 3,50, Leinen RM. 4,80.

Während glücklichere Völker die Welt eroberten, zerrieb der deutsche Mensch in Kleinstaaterei und Glaubenskämpfen seine besten Kräfte und verlor über den endlosen Streitigkeiten seiner Fürsten den Weitblick, den Sinn für große Politik. Er wurde „Untertan" im bösesten Sinne dieses Wortes. Die Erziehung des Deutschen zu einem Staatsvolk mit Weltblick — etwa im Sinne des Engländers — muß daher vieles nachholen, was Jahrhunderte versäumten.

Bücher wie das vorliegende (ein Handwörterbuch der Außenpolitik) sind wohl geeignet, dabei zu helfen. In vielen hundert Stichworten wird das ganze Gebiet der Großen Politik beleuchtet, Begriffe wie „Europäisches Gleichgewicht", „Expansionspolitik", „Blockade" und zahllose andere klargestellt. Nachkriegspakte, Flottenabrüstung, Heeresstärken, Friedensverträge, Kolonialpolitik, Interessenzonen — alles ist zu finden. Die Darstellung ist knapp und klar und sucht auch umstrittenen Dingen mit Objektivität gerecht zu werden.

H. Müller.

Der deutsche Ostraum im Unterricht. Ein Handbuch für den Lehrer. H. Handels Vlg., Breslau 1935, 3. Aufl., RM. 2,60.

Ein Lehrbehelf, den man begrüßen muß. Zahlreiche bekannte Autoren auf dem Gebiet der Ostfragen behandeln alle reichs- und auslandsdeutschen Ostprobleme in kurzen richtunggebenden Ausführungen, die von zahlreichen, zum Teil farbigen Karten unterstützt sind. Gewinnen würde das Büchlein noch durch eine Stilvereinheitlichung der Karten (zum Nachzeichnen auf der Tafel!) und durch ein Kapitel über die kulturelle Leistung des Südostdeutschtums im Rahmen des Gesamtdeutschtums.

D. N. Popoff: Germanismus und Zivilisation. E. Runge Vlg., Berlin 1934, 150 S., RM. 1,80.

Dieses Büchlein eines bulgarischen Gelehrten über die Stellung des Deutschtums in der Welt ist eine interessante Stellungnahme aus einer jungen Balkannation zu dem Deutschtum und seiner Kulturmission. Gewiß keine fachphilosophische Erörterung — die es gar nicht sein will —, sondern ein Bekenntnis eines am deutschen Kulturgut gebildeten Geistes, der mit tiefer Kenntnis des Deutschtums und großer Liebe zum deutschen Volk die Bedeutung des Deutschtums für die Welt und für seine engere Heimat aufzeigt. Wer sich über die auf dem Balkan über uns herrschenden Anschauungen orientieren will, wird an diesem Büchlein nicht vorübergehen dürfen, wenn er auch manchmal andere Gesichtspunkte erwarten mag.

Paul Rohrbach: Weltwandern in der Weltenwende. R. Oldenbourg, München 1934, 308 S., RM. 4,80.

100 Skizzen aus 36 Reisejahren. Man geht mit dem Verfasser den Weg des Wachsens und Werdens des deutschen Volkes vom Überschwang der Aufstiegsperiode mit all ihren

Fehlurteilen und späteren Fehlschlägen bis zur geläuterten Reife des Urteils über Welterleben und Weltgeschehen. Im Vergleich der Auffassungen aus den Anfängen des Jahrhunderts und der Anschauungen von heute liegt der Reiz des Buches, das in seinen knappen Aufzeichnungen sehr viel Stoff zum Nachdenken birgt.

Wir haben's gewagt! Weg und Wollen der Führer in Deutschland und Italien. Hrsg. von R. O. Stahn und F. Bojano. Cotta, Stuttgart 1934, 315 S., 20 Tafeln, RM. 4,80.

Eine Sammlung kurzgefaßter Biographien der Führer des Nationalsozialismus und Faschismus. Lebensgeschichte, Taten und Reden sind geschickt, leicht lesbar und vor allem den Werdegang echten Führertums deutlich veranschaulichend zu einem einheitlichen Bild genialer Leistung zusammengefaßt. Der Vergleich der Entwicklung der neuen Führergeneration bei den zwei ältesten Kulturvölkern Europas zeigt die Wurzeln und Kräfte auf, aus denen mit dynamischer Wucht die Erneuerung der beiden Nationen geboren werden konnte, wie auch die Unterschiede in den Auffassungen der beiden Bewegungen, soweit sie national und kulturell bedingt sind.

In der Biographie des Führers fehlt leider der Hinweis darauf, daß seine Eltern aus dem niederösterreichischen Waldviertel — seit jeher eine der deutschbewußtesten Gegenden Österreichs — abstammen und nicht aus dem Innviertel, wo bekanntlich der Vater Hitlers als Zollbeamter tätig war. Durch den Hinweis auf die Abtretung des Innviertels nach dem Bayrischen Erbfolgekrieg an Österreich wird hinsichtlich der Abstammung der Vorfahren des Führers ein Eindruck erweckt, der dem Grenz- und Auslandsdeutschtum etwas nimmt, worauf es mit Recht stolz ist, und woran es in Zeiten der Not seine stärkste Glaubensstütze findet!

Österreich — Südostraum

Wilhelm Schwarz: Die Heilige Allianz. J. G. Cotta'sche Buchhdlg., Stuttgart 1935, 383 S., RM. 5,—.

Viele Parallelen zwischen dem Völkerbund und der Heiligen Allianz müssen ein Buch, das sich mit dem großen Weltbefriedungsversuch des 19. Jahrhunderts befaßt, als zeitgemäß erscheinen lassen. Und in der Tat, der Ähnlichkeiten sind mehr, als man annehmen möchte. Beide sind nach der allgemeinen Erschöpfung eines innereuropäischen „Kreuzzuges" von Außereuropäern geboren, beide sind nicht machtpolitischen, sondern schwärmerischen Ideen entsprungen, beide stehen ohnmächtig der sich weiterdrehenden Welt gegenüber und wenn man Griechenland und Abessinien gleichsetzt, dann sind sogar die Ursachen ihres Scheiterns in ihrer inneren Dynamik einander verwandt.

Schwarz geht den feinsten Verflechtungen, Strömungen und Widerständen innerhalb der Heiligen Allianz nach. Weitschauend umschließt er Ursachen und Schlußfolgerungen in einem Sinne, der der neuen Geschichtsauffassung entspricht oder wenigstens auf den Weg zu ihr führt.

Walther Tritsch: Metternich. Glanz und Versagen. Holle & Co. Vlg., Berlin 1934, 504 S., mehrere Abb., RM. 7,80.

Eine Biographie des Grandseigneurs. Es lag in der Absicht Tritschs, den Metternich vor 1814 als Menschen und Menschentyp in der Welt des höfischsten aller Höfe, am Wiener Kaiserhof, zu schildern. Den Spieler um des Spieles willen, den Verehrer der Schönheit um der Schönheit willen, den Politiker des aristokratischen Prinzips. In epischer Breite, in fast genießerischer, aber feinpointierter Schilderung blättert der Verfasser das Leben dieses Staatsmannes auf, schon im Äußerlichen dem Stil dieser Persönlichkeit gerecht werdend. Von den Wegen der bisherigen Biographen Metternichs weicht Tritsch bewußt weit ab. Er ist der Ansicht, daß eine Gestalt, wie dieser Gegenspieler Napoleons, von politischen Zielsetzungen aus nicht zu verstehen ist, sondern als Typ sui generis aufgefaßt und verstanden werden muß. Uns dünkt, die Anschauung des Verfassers hat manches in neues Licht gerückt und die Diskussion um die Persönlichkeit dieses deutschen Staatsmannes sehr befruchtet.

Helmut Kieslinger: Beiträge zur Wirtschafts- und Siedlungsgeographie von Nordtirol. Wagner'sche Univ.-Buchhandlg., Innsbruck 1935, 83 S., 5 Karten, RM. 3,—.

Eine Untersuchung der Siedlung und Wirtschaft Nordtirols auf Grund der vorhandenen Literatur und amtlicher und privater Quellen. Der Nachweis der Raumgebundenheit wird aus den Karten sehr gut sichtbar.

Kurt Trampler: Deutschösterreich 1918/19. Ein Kampf um Selbstbestimmung. C. Heymanns Vlg., Berlin 1935. 241 S., eine Kartenbeilage. RM. 6,—.

Von S. 46 bis S. 241 eine Urkundensammlung über alle wichtigen die österreichische Anschlußbewegung betreffenden Vorgänge von größter Vollständigkeit. Mühseligste Archivarbeit liegt in diesen 200 Seiten, die ein absolut unentbehrlicher Arbeitsbehelf sind und zugleich darüber hinaus als politisches Dokument ihre Wirkung nicht verfehlen können. Im ersten Teil hat der Verfasser eine Einleitung vorangestellt, in der er die spießbürgerliche Dumpfheit der binnendeutschen Politiker der Jahre 18/19 brandmarkt, die nicht imstande waren, der aufflammenden Sehnsucht des deutschösterreichischen

Volkes nach endgültiger Heimkehr ins Reich gerecht zu werden und ängstlich vor den rücksichtslos von den Österreichern trotz Niederbruch, Entente, Invasionen usw. erhobenen Forderungen nach dem Selbstbestimmungsrecht zurückzuckten.

Franz Winkler: Die Diktatur in Österreich. Orell Füßli, Zürich 1935, 244 S., RM. 5,60.

Der Verfasser, ehemals österr. Vizekanzler, setzt sich als hoher österreichischer Politiker und gesamtdeutsch eingestellter Mensch mit der Entwicklung Österreichs in den letzten Jahren bis zur dramatischen Steigerung der innerpolitischen Vorgänge in der jüngsten Vergangenheit auseinander. Die Wertungen des Verfassers sind nicht frei von einer gewissen parteipolitischen Gebundenheit, aber vornehm-sachlich und dabei durchaus realpolitisch. Zum größten Teil mehr geschichtliches Referat, ist das Buch doch in mancher Hinsicht Stimme in der politischen Diskussion, an der nicht vorüberzugehen ist.

Ritter Georg: Österreich, die europäische Kolonie des Vatikans. Ludendorffs Vlg., München 1935, 24 S., RM. —,25.

Die kleine Schrift befaßt sich mit der Rolle des Ultramontanismus in Österreich im Sinne der „Los-von-Rom"-Bewegung Schönerers auf Grund geschichtlichen Materials.

Statistisches Handbuch für den Bundesstaat Österreich. Hrgbn. v. Bundesamt für Statistik, Wien, 1935 (15. Jg.), 264 S., RM. 5,—.

Das Handbuch folgt der üblichen Form amtlicher statistischer Veröffentlichungen. Es fußt auf der österreichischen Volkszählung vom 22. III. 1934.

Bibliographie der Geschichte Österreich-Ungarns 1848—1914. Weltkriegsbücherei, Stuttgart 1935, 74 S.

Die Bibliographien der Weltkriegsbücherei sind durch ihre Gediegenheit und Fülle des Materials bereits zu unentbehrlichen Arbeitsbehelfen geworden. Das gilt ebenso von dem vorliegenden Band wie von seinem Vorgänger, der die Weltkriegsperiode umfaßt.

Andreas-Hofer-VDA.-Jahrbuch. Vlg. Grenze und Ausland, Pfingsten 1935.

Der VDA. hat sein diesjähriges Jahrbuch dem 125. Todestage des Tiroler Volkshelden Andreas Hofer gewidmet. Unter den zahlreichen Beiträgen aus bekannten Federn, die sich neben der Geschichte Hofers das ganze Auslandsdeutschtum zum Vorwurf gemacht haben, erwähnen wir besonders: Maßmann, „Wirtschaftskräfte im Volkstumskampf" und Zillich, „Deutsches Lied in Siebenbürgen". Maria Kahle, Henlein, Rainalter, Ullmann, Meynen, Bruno Brehm und viele andere kommen ebenfalls zu Worte. Kunstdrucktafeln verschönern das Heft.

Elemer Hantos: Die Neuordnung des Donauraumes. C. Heymanns Vlg. und Österr. Wirtschaftsvlg., Berlin-Wien 1935, 192 S., RM. 6,50.

Hantos, der bekannte Donauraum-Politiker und Verfechter eines Donau-Wirtschaftsraumes, tritt in der vorliegenden Arbeit neuerdings für eine lose Zusammenfassung der Donauländer ein, die die einzige Lösung der latenten Krise dieses Raumes sein soll. Wohl stellt Hantos die Politik vor die Wirtschaft — die Zerrissenheit scheint uns ja überhaupt nur von den politischen Dingen verursacht —, seine Untersuchung beschäftigt sich aber doch in erster Linie nur mit den wirtschaftlichen Verhältnissen. Wir sind der Ansicht, daß an wirtschaftlichen Plänen und Untersuchungen über den Donauraum schon genug geleistet wurde. Es mangelt eben immer noch an politischen Voraussetzungen für eine Einigung, die u. E. auch nicht in der italienisch-französischen Vereinbarung von 1935 liegen. Ob Hantos nicht allzusehr an das Vorbild Naumanns gemahnt?

Ernst Schwarz: Sudetendeutsche Sprachräume. Vlg. E. Reinhardt, München 1935, 323 S., 39 Abb., RM. 12,50.

Ausgehend von dem Gedanken, daß die Mundart ihrem Träger unlösbar verbunden ist, stellt Schwarz an Hand der Mundarterforschung in Verbindung mit den geschichtlichen Zeugnissen die Besiedelungsgeschichte des Sudetenraumes und des nördlichen Karpathenbogens in ein neues Licht. Mit erstaunlich reichem Material und einer bis ins kleinste gehenden Untersuchung baut der Verfasser seine Schlußfolgerungen über die Herkunft der deutschen Siedler auf. Die Erforschung des Südostdeutschtums ist mit diesem Werk um ein großes Stück vorwärtsgetrieben.

Zu erwägen wäre bloß, ob die Haftbarkeit der Mundart wirklich so groß ist, wie der Verfasser annimmt. Bei den schwäbischen Neusiedlern in Mecklenburg läßt sich z. B. feststellen, daß die junge Generation reines Platt spricht mit dem Erfolg, daß die Verständigung zwischen Eltern und Kindern schwierig wird. Bedenken muß man gegen die Kartendarstellung erheben: die mit größter Sorgfalt eingetragenen Grenzziehungen lassen sich infolge der Anwendung der einfachen Schwarzweißmethode sehr schwer so genau lokalisieren, wie es notwendig wäre.

Das Königreich Südslawien. Hrsg. von F. Thierfelder in Verbindung mit dem Südostausschuß der Deutschen Akademie. Univ.-Vlg. von R. Noske, Leipzig 1935, 262 S., zahlr. Abb., RM. 7,50.

Wir begrüßen jede Förderung der Kenntnis des Ostens im deutschen Volk. Die mit dem vorliegenden Band über Südslawien beginnende Reihe über „die Südoststaaten in Einzeldarstellungen" scheint allen Anforderungen zu ent-

sprechen, die an eine solche gründlich durchdachte und ausgestattete Einführungsliteratur zu stellen sind. Beiträge von K. Haushofer, J. März, G. Wirsing, F. W. von Oertzen, E. Heymann und anderen runden das Bild eines der interessantesten Südoststaaten nach allen Seiten ab. Man könnte sich vorstellen, daß dieses Buch als Lehrbuch für besonders in den Ostfragen sich schulende Deutsche zu verwenden wäre.

„Revue Internationale des Etudes Balkaniques." Belgrad 1935.

Von der im Märzheft der „Zeitschrift für Geopolitik" angezeigten und besprochenen Internationalen Balkanzeitschrift des Belgrader Balkaninstituts ist der zweite Band erschienen, der den Titel führt „Les Balkans, leur Passé et leur Présent". Er ist wie der erste ebenso umfangreich (an 300 Seiten) wie inhaltlich gewichtig. Der weitgespannte Bogen von Vorgeschichte, Sprachwissenschaft, Volkskunde bis zur politischen Geschichte und Wirtschaft wird von den 27 Beiträgen ausgemessen, die wieder Freunde und Kenner Südosteuropas aus allen Ländern zusammenfassen. Viele davon bedienen sich der deutschen Sprache als Mittlerin; wir dürfen nie vergessen, welche Bedeutung es für unser Wirken in andere Kulturen hinein hat, daß mancher Wissenschaftler und Politiker an deutschen Schulen studiert hat oder sich als Bürger oder Nachbar der Habsburger Monarchie mit deutschem Kulturgut früh vertraut machen konnte. Der Schatz an Ansehen, den wir besitzen, muß sorgfältig gepflegt werden, denn Generationswechsel und politische Freundschaften haben vielfach andere Sprachen und ihre Kulturgüter in eine Vordergrundstellung gebracht, die uns jetzt besonders zum Einsatz aller Leistung veranlassen muß, damit wir uns nicht überholen lassen. Von deutschen und deutsch geschriebenen Beiträgen nennen wir (fast jeder Aufsatz würde eine eigene Würdigung rechtfertigen): Joseph Strzygowski, Balkankunst; Kretschmer, Sprachliche Vorgeschichte des Balkans; Nilsson (Lund), Altgriechische Religion; Patsch, Die römische Grenzwehr der Balkanhalbinsel an der Donau; Dölger (München), Die mittelalterliche Kultur auf dem Balkan; Corović, Die Entstehung der unabhängigen Balkanstaaten; Schneeweiß, Allgemeines über das Folklore auf dem Balkan; Eqrem Çabei (Tirana), Sitten und Gebräuche der Albaner; Ulmanski (Agram), Die Landwirtschaft am Balkan. Die Raumwissenschaft ist durch den einleitenden Aufsatz des Unterzeichneten „Der Balkan und seine Meere" vertreten. März.

Gesemann, Gerhard: Der Montenegrinische Mensch. (In: „Bericht über die Studienjahre 1931/32 und 1932/33 der Deutschen Universität in Prag".)

Gesemann, Gerhard: Helden, Hirten und Hajduken. Montenegrinische Volksgeschichten. Verlag Albert Langen-Georg Müller, München. Band II der „Bücherei Südosteuropa, Völker und Länder in Dichtung und Darstellung, herausgegeben in Verbindung mit dem Südostausschuß der Deutschen Akademie."

Der Prager Professor kann heute als unser bester Kenner südslawischen Volkstums gelten. Diese beiden Bändchen, von denen das zweite 63 Kurzgeschichten mit einer Erläuterung, das erste eine streng wissenschaftliche Untersuchung vom Standpunkt der Soziologen und Volkskundler aus enthält, in die ebenfalls viele Kurzgeschichten als Muster eingeflochten sind, sind auch deshalb bemerkenswert, weil aus ihnen erkennbar wird, wie sehr die Landesnatur Montenegros, die kleine Einheiten schafft, erhaltend gewirkt hat, so daß bis in unsere eigene Zeit hinein das Kanton- und Stammeswesen die Grundnote abgab. Volkwerdung, Sippenwesen, Erhaltung des eigenen Blutes, heroische Haltung, die auch den Durchschnitt verpflichtet, den Guten aber zur steten Bewährung im Wettkampf zwingt, Züchtung der männlichen Eigenschaften, sind so klar herausgeschält, daß Europa, das so gern lächelnd vom „Land der Hammeldiebe" sprach, daran lernen könnte, was Volk und Volksgemeinschaft, Rassenstolz und männliche Haltung heißt. Dann würde auch besser verstanden werden, warum das heutige Deutschland im Großen zu den ewigen Gesetzen gefunden hat, die dort unten im Südosten ein kleines Volk in Jahrhunderten erprobt hat. März.

Rudolf Schricker: Volk in Ketten. Das Erbe von Trianon. Batschari-Vlg., Berlin 1935, 97 S., zahlreiche Abb., RM. 2,20.

Eine von Photos, Karten, Diagrammen und Faksimiles wirksam unterstützte scharfe Auseinandersetzung mit dem Vertrag von Trianon und den Folgen, die er dem ungarischen Volke brachte. Besondere Aufmerksamkeit wird den ehemals ungarischen Teilen der Tschechoslowakei gewidmet. Den deutschen Leser wird besonders die Beachtung interessieren, die man in Ungarn dem tschechisch-sowjetistischen Bündnis zuwendet.

Handbuch für Donaureisen. Jubiläumsausgabe 1835—1935. Herausgegeben von der Pressestelle der Ersten Donau-Dampfschifffahrtsgesellschaft, Wien 1935.

Mit 288 Seiten, einem großen Bildteil, zahlreichen Textillustrationen und Karten präsentiert sich dieses „Handbuch" nicht nur als Reiseführer, sondern auch als wissenschaftlicher Führer in den Donauraum. Erste wissenschaftliche Kräfte haben Beiträge über alle Stoffkreise geliefert. Natur, Geistesleben, Staatsleben kommen zu Wort und sind in der Darstellung geschickt zwischen die Angaben für Reise und Wanderung eingestreut. Ein gefälliges Buch.

Amerika[1])

6. **Colin Ross:** Mit Kind und Kegel in die Arktis. 218 S., 1 K., 50 Abb. Brockhaus, Leipzig 1934. Geh. RM. 3,65, Ln. RM. 4,60.

Zu den vielen Reisebüchern des bekanntesten und besten deutschen Reiseschriftstellers ein neues mit Berichten aus dem letzten, ihm unbekannten „Erdteil". Auf den Spuren seiner Vorfahren wandelnd, hat die Familie Roß wiederum viele kleine und große Abenteuer erlebt, die genau so lebendig erzählt werden wie in den früheren Schilderungen. Immer wirft R. mitten in der Reiseschilderung einen Seitenblick oder Ausblick auf Kultur, Wirtschaft und Zukunft seiner Reiseländer, immer beweist er eine schnelle und kluge Beobachtungsgabe für alle Dinge der Umwelt, ob sie nun ethnologischer Art sind oder die Frage des zukünftigen Luftverkehrs über den Pol betreffen.

7. **Armin O. Huber:** Bei roten und weißen Abenteurern in Kanada. 179 S., 8 Abb., 1 K. Strecker & Schröder, Stuttgart 1932. Kt. RM. 3,60, Ln. RM. 4,80.

H. hat so ziemlich alles erlebt, was ein wildwest-sehnsüchtiger Junge in Westkanada erleben zu können glaubt, und hat es auch durchaus jungenhaft geschildert. Weder eine Reiseschilderung, noch eine spannende Wildwesterzählung, sondern der schüchterne Versuch, beiden gerecht zu werden. Wir ziehen die Werke A. E. Johanns entschieden vor.

8. **Oscar Schmieder:** Länderkunde Mittelamerikas. 182 S., 39 K., 24 Abb. Deuticke, Leipzig und Wien 1934.

Man möchte sagen, zur Zeit regnet es Länderkunden, aber sehr gute. Sch. geht sehr schnell nach dem alten Schema vor, um dann den Hauptteil der Arbeit den Einzellandschaften zu widmen, wobei er mit den Antillen anfängt und dann erst auf Zentralamerika zu sprechen kommt. Mit Recht gehört Mexiko zu diesem Bunde und nicht zu dem nordamerikanischen. Jede Einzellandschaft wird nach äußeren Bild, ausführlich ethnologisch nach der Indianerkultur und nach der Kolonialentwicklung untersucht. Auch hier, wie in dem Afrikaband von Klute, steht die Anthropogeographie im Vordergrund. Das Literaturverzeichnis ist eine einzigartige, erschöpfende Sammlung. 18 Bände der auf 31 berechneten „Enzyklopädie der Erdkunde" sind nunmehr erschienen.

9. **Bruno Garsch:** Der Einfluß der Jesuitenmissionen auf den Wandel der Naturlandschaft zur Kulturlandschaft im Stromgebiet des Paraguay-Parana während des 17. und 18. Jahrhunderts. 150 S., 6 K. Franke, Breslau 1934.

Hinter dem ungewöhnlich langen Titel verbirgt sich eine ausgezeichnete Monographie zur Landeskunde Paraguays mit gut belegten Schilderungen der Entwicklung zu diesem merkwürdigen Jesuitenstaatsgebilde. Die Begriffe der Urlandschaft und Kulturlandschaft sind klar auseinandergehalten und aufeinander abgestimmt.

10. **Theodor Koch-Grünberg:** Am Roroima. 159 S., 1 K., 24 Abb. Brockhaus, Leipzig 1934. Ln. RM. 2,50.

Dem Völkerkundeforscher K.-G. wurde mit diesem Bande, der aus seinen Tagebüchern zusammengestellt ist, ein würdiges Denkmal gesetzt. Selten hat ein Forscher Mensch und Landschaft so verstanden wie dieser „Südamerikaner". Ein feines, von stillem Humor durchzogenes Buch.

[1]) Schluß der Büchertafel Hans Hummel aus Heft 10.

Die beiden beiliegenden Werbeblätter: „Vom Erleben zum Verstehen der Völker" (R. Oldenbourg Verlag, München) und „Veröffentlichungen des Statistischen Reichsamtes" (Verlag für Sozialpolitische Wirtschaft und Statistik, Berlin) machen unsere Leser mit einigen sehr bemerkenswerten Büchern bekannt.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68 D.-A. III. Vj. 3800

F. W. BORGMAN:

Die Dynamik des Nordostraums

Nicht ohne tieferen, zwingenden Grund greifen wir im Eingange unserer Darstellung zurück in die Geschichte: sie zeigt uns, welche Kräfte am Werke sind, und läßt uns daher nicht nur die Vorgänge der Gegenwart verstehen und richtig werten, sondern befähigt uns darüber hinaus, den kommenden Ereignissen innerlich nicht unvorbereitet gegenüberzustehen.

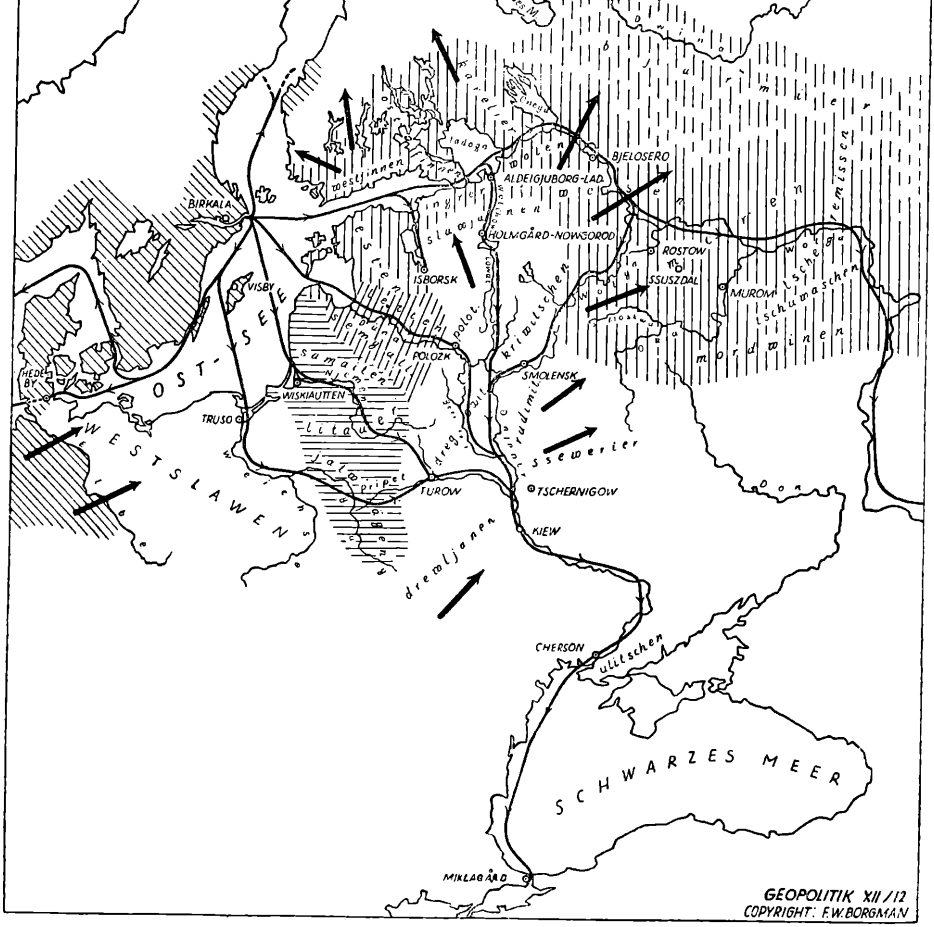
Es ist ein eigenartiger Zufall, daß gerade das älteste vorhandene geschichtliche Material den besten Schlüssel für die Probleme unserer Tage liefert. Sehen wir uns die älteste dynamische Lagekarte, die für die Mitte des 9. Jahrhunderts an:

Zu einem Zeitpunkte, wo die Elbe noch die Grenze zwischen den Südgermanen und Westslawen bildet und die ostwärts gerichtete raumoffensive Bewegung der ersteren noch nicht in Gang gekommen ist, befindet sich die Masse der ostslawischen Stämme im völkischen Vormarsch aus dem Stromgebiet des Dnjepr heraus nord- und nordostwärts. Genau quer zu dieser Bewegungsrichtung, mit den offensiven Spitzen bereits in Süd- und Südostfinnland, mit dem Gros in der Höhe der oberen Wolga und Oka, schieben sich in langsamerem Tempo die finnischen oder, wie wir sie von jetzt ab nach ihrer letzten sicher nachweisbaren Heimat nennen werden, uralischen Stämme. Wie ein Keil trifft das Slawentum die Uralier in der Flanke. Unaufhaltsam dringt der slawische Bauer in das Rodungsgebiet der uralischen Wesen, Mordwinen, Muromer, Tscheremissen ein. Die seßhafteren uralischen Stämme werden von den Slawen aufgesogen: es entsteht der neue Stamm der Großrussen, der bald in unwiderstehlichem völkischem Vormarsch die weniger bodenfesten Stämme der Uralier wie eine riesige Bugwelle spaltend vor sich hertreibt. Erst am Weißen Meer kommt sie zum Stehen: das uralische Volkstum ist in zwei Teile zersprengt. Die damals mit dem Namen Bjarmier undeutlich umrissenen Stämme der Syrjänen, Wogulen, Wotjaken, Ostjaken werden ostwärts in die Einödwälder und Tundren zwischen Eismeer und Ural hin abgedrängt und verlieren damit das Höchste, was einem Volke zuteil werden kann: die Möglichkeit kulturellen und staatlichen Aufstiegs. Ein besserer Stern steht über den nach Nordwesten verschlagenen Stämmen der Lappen, Karelier, Esten, Liven, Woten, vor allem aber über den Finnen. Greifen wir aber den Ereignissen nicht vor.

*

Diese oben geschilderten Vorgänge auf dem Volksboden des Nordostraums werden netzartig überschnitten von dem Phänomen, in dem sich die nordgermanische Mentalität ein riesiges, meteorenhaftes Denkmal errichtet hat: die Warägerzüge.

Birkala am Mälarsee in der Nähe des späteren Stockholm ist der Punkt, in dem brennspiegelartig die tatenfrohe germanisch-normannische Volkskraft verdichtet und von wo sie nach allen Seiten ausstrahlt: beutefrohe Drachenflotten segeln und



Germanische Stämme
Litauische
Lettische
Uralisch-finnische Stämme
Warägerlinien
Orte mit normannischen Kolonien
Vorstoßrichtungen

Die geodynamische Lage im Nordostraum um 850 n. Chr.

rudern über Ost- und Nordsee. Dringen ein in die Themse, den Rhein, die Seine. Die Hauptfahrtrichtung aber ist südostwärts in das baltisch-russische Fluß- und Seensystem: Weichsel—Bug, Njemen, Düna, Newa, Ladoga—Wolchow—Lowat, Swir—Onega—Wolga. Hinauf zu den flachen, schmalen Wasserscheiden des Dnjeprflußsystems und dann dasselbe abwärts zur leuchtenden Metropolis der damaligen Welt: Miklagård-Byzanz.

Dicht unterhalb der Wasserscheiden, über die die Boote mühsam auf Rundhölzern oder über den Schnee gezogen werden müssen, erwächst am Ausfluß des Wolchow aus dem Ilmensee ein mächtiger Stapel- und Umschlagsplatz. „Neue Stadt-Now-

gorod" heißen ihn die Slawen, „Inselhof-Holmgård" die Normannen. Uralisches, slawisches und germanisches Volkstum treffen hier aufeinander. Die Normannen als die aktivsten reißen die Führung an sich über die uralischen Wesen und Tschuden, die slawischen Slawjanen und Kriwitschen. Es entsteht der merkwürdige Staat, den eine romantisierende Auffassung der Geschichte mit dem Namen des Normannen Rurik (Hrörekr) verknüpft, und die sich sogar so weit versteigt, daß sie den Namen Russen von ihm ableitet, während dieser doch gar nichts weiter ist als die finnische Benennung für die vom Mälar hergekommenen Normannen (Ruotsen), die sich bis heute in der finnischen Bezeichnung Ruotsalaiset für die Schweden erhalten hat.

Wie so oft in der Geschichte germanischer Reiche war der germanische Volksbestandteil zwar der führende, verkümmerte aber, weil ihm die Verwurzelung im Volksboden fehlte, die auf die Dauer allein den Nachwuchs gewährleisten kann. Dreihundert Jahre später ist das normannische Ruotsenreich in sich dynastisch befehdende Teilfürstentümer zerfallen, die ihre letzte staatliche Kraft in gegenseitiger Bekämpfung vertun.

Bei dieser ersten nordöstlichen Staatenbildung treten bereits deutlich die Merkmale in Erscheinung, die in der nordöstlichen Geodynamik von größter Bedeutung und bis in unsere Tage wirksam geblieben sind:

die staatenbildende Schwäche der Slawen,
die besondere Befähigung der Germanen für Staatenbildung und -führung,
die Unbeständigkeit dieser von oben geführten germanischen Reiche infolge mangelnder oder ungenügender rassischer Durchdringung des Volksbodens bis zu seinen Wurzeln.

Wir werden immer wieder auf sie stoßen und tun daher gut, sie besonders im Auge zu halten. Einstweilen wenden wir uns dem Kernstück des nordöstlichen Raums, Finnland, zu.

Die ursprüngliche Besiedelung Finnlands ist noch ungeklärt. An Theorien freilich mangelt es nicht. Sie sind jedoch zu widersprechend und nicht selten „ad hoc" aufgestellt, und selbst bei den zahlreichen archäologischen Funden läßt sich lediglich eine einzige vage Grenze ziehen: östlicher—westlicher Einfluß. Allein die germanische Besiedlung der österbottnischen Küste und der Alandsinseln kann als einigermaßen verbürgt gelten.

Leidlichere Klarheit herrscht über das Eindringen der finnischen Stämme, sowohl dem Orte als der Zeit nach. Hier läßt sich deutlich eine westliche, über den Finnischen Meerbusen aus dem heutigen Estland gekommene Kolonne (Westfinnen) und ein östlicher Weg über die Landbrücken zwischen dem Ostende des Finnischen Meerbusens und Ladoga bzw. Onega feststellen. (Ostfinnen und Karelier.)

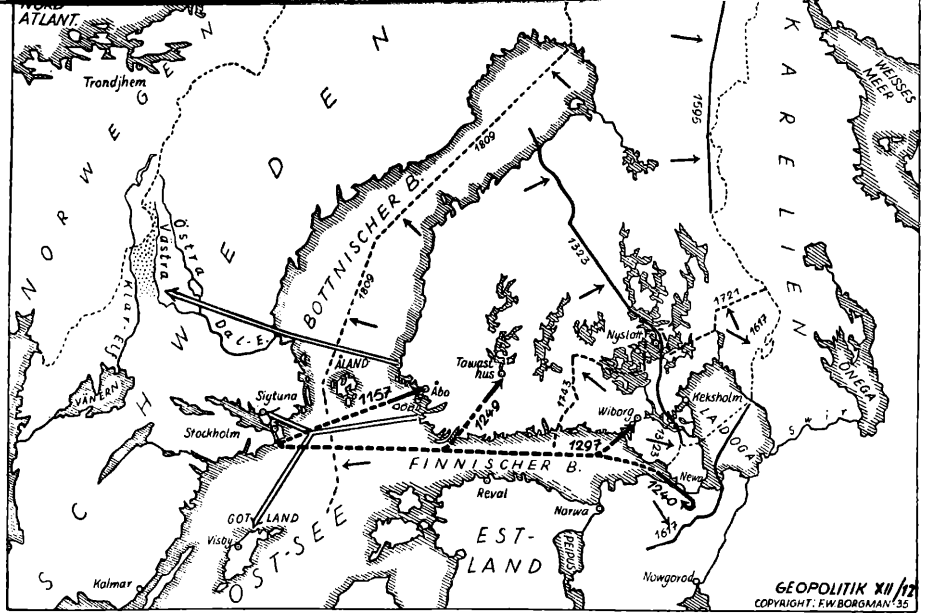
Zeitlich ist der Großteil dieser Bewegung in die Jahre 4—800 n. Chr. zu legen. Um das Jahr 1000 ist die West- und Nordgrenze des südfinnischen Raumes erreicht. Die sich nordwärts fortsetzende Ausdehnung erhält von jetzt ab ein langsames Tempo,

das durch natürlichen Zuwachs und koloniale Erschließung der wasserdurchzogenen Waldwildnis bestimmt wird. Vor sich her treibt sie in ständiger Verdrängung die nicht bodenfeste, daher widerstandsunfähige Vortruppwelle der Lappen. Auch die westliche See bildet kein Hindernis, löst im Gegenteil in den westfinnischen Sippen dieselben Kräfte aus, die in den Warägern in umgekehrter Richtung wirksam waren. Rassisch ein wertvoller, unwiderleglicher Beweis, daß die ursprünglich meerfremden Jäger- und Bauernstämme die an der Westküste angetroffene germanische Bevölkerung assimilierten und somit jenen Bluteinschlag erhielten, der sie überhaupt erst zur Aufnahme der Kriegs- und Beutezüge über See befähigte.

Die westfinnische Aktivität ist keine geringe. Gotland und Mittelschweden sind die Ziele. Ihre große Stärke wird daraus ersichtlich, daß sie sich bis zu kolonialer Festsetzung verdichtet, von der sich in Wermland am Klarelf eine rassische Insel bis auf den heutigen Tag erhalten hat. Angesichts der bisher gezeigten Aktivität überrascht die geringe Abwehrkraft der in ihrem eigenen Lande angegriffenen Birkarlier. Die Erklärung gibt die sich um die gleiche Zeit vollziehende, die völkische Mentalität in passiver Richtung beeinflussende Einführung des Christentums, zu der sich offenbar eine natürliche Ermüdung infolge allzu starker voraufgegangener Aktivität gesellt. Lange hält diese lähmungsartige Krise nicht an. Wie im übrigen westlichen Europa findet sich die christliche Idee mit der ursprünglichen tatenfrohen völkischen Mentalität auf einer gemeinschaftlichen Linie: den Kreuzzügen. Um die Mitte des 12. Jahrhunderts stößt nordgermanische Aktivität zum zweiten Male in den Nordostraum vor.

In drei großen, über anderthalb Jahrhunderte verteilten Offensiven rollt die Stoßkraft ab. 1157, 1249, 1297 sind die Jahreszahlen — die ersten der finnischen Geschichte überhaupt —, Erik der Heilige, Birger Jarl und Torkel Knutson die Führernamen. Åbo, Tawastehus, Wiborg die festen Schloß- und später Städtegründungen, die nach außen die Festsetzung in Finnland bekunden. Weiteres Vordringen bis in den Raum südlich des Finnischen Meerbusens und Ladogas stoppte das auf seinem völkischen Vormarsch ebenfalls bis in die Ladogalinie vorgedrungene Slawentum: an der Ischora, einem Nebenflüßchen der Newa, schlug 1240 der Großfürst des nunmehr völlig russifizierten Nowgorods, Alexander Newski, die Schweden empfindlich auf die Finger.

Dieser zweite nordgermanische Vorstoß ist von größerer Beständigkeit als die kolonisatorisch schwache Staatengründung am Wolchow und resultiert nicht nur in der Einbeziehung ganz Finnlands für ungefähr ein halbes Jahrtausend (bis 1809) in den schwedischen Staat, sondern vor allem in der Eingliederung des finnischen Volkes in die nordische Kulturgemeinschaft. Die einsetzende kulturelle und koloniale Durchdringung Finnlands geht nicht nur mit großer Schnelligkeit, sondern auch größter innerer Anziehungskraft vor sich. Sonst wäre die Erscheinung unerklärlich, daß das eben erst dem Germanentum politisch unterworfene finnische Volkstum



Hauptrichtungen finnischer Vorstöße

1157 Die schwedischen Vorstöße der Kreuzzugsperiode

1809 Grenzziehung nach Abschluß eines östlichen Vorstoßes

1323 Grenzziehung nach Abschluß eines nordischen Vorstoßes

(Ziffern bezeichnen die Jahreszahlen, Pfeile die Bewegungsrichtung)

Heutige Grenzen

Die geopolitische Dynamik im Nordostraum von 1000 bis 1920

nicht wie in Nowgorod die Bindung mit dem fast gleichzeitig als Angreifer auftretenden slawischen Volkstum, sondern mit den Germanen gegen die Slawen eingeht. Hiermit hat sich für immer die Stellung Finnlands entschieden: seine Ostgrenze ist mit der der abendländischen Kultur nordischer Prägung identisch.

Der Verlauf des einsetzenden völkischen Assimilationsprozesses bietet das Bild, das allüberall dort angetroffen werden kann, wo ein noch auf naturnaher, ursprünglicherer Stufe stehendes Volk mit einem kulturell weiter fortgeschrittenen in staatlicher Gemeinschaft lebt. Zum Heile des Landes artet die in der Natur der Dinge liegende vormundartige Hegemonie der Schweden nicht in ein anderwärts zu beobachtendes isoliertes Oberklassensystem aus (baltische Provinzen) noch zeigt es den Charakter tyrannischer Bedrückung. Dem wirkten entgegen die Existenz einer gleichrassigen bodenfesten Bauernbevölkerung, die ihr ursprüngliches Siedlungsgebiet an der österbottnischen Küste erweiterte und sich ein neues an der Südküste Finnlands schuf (Nyland-Neuland), sowie die Rechts- und Staatsauffassung der Nordgermanen, deren für die damalige Zeit ganz unerhörte Bauernfreiheit auch den finnischen Bewohnern des Landes zugute kam. Überhaupt weicht der ursprüngliche Kolonialcharakter des neueroberten Landes überraschend schnell dem einer ebenbürtigen Provinz. Beschleunigt wird dieser Vorgang durch die Seßhaftwerdung der anfänglich aus Schweden einwandernden Militärs, Beamten, Priester usw., aus denen

sich ein bodenständiger Adel entwickelt, der bald seinen Nachwuchs aus dem Lande erhält, seine Interessen mit dem desselben identifiziert und nötigenfalls sogar gegenüber dem Mutterlande vertritt.

Mit beginnender Angleichung des kulturellen Niveaus erweitert sich die Bodengemeinschaft zu einer Blutsgemeinschaft der beiden Bevölkerungselemente des Landes, die die rassischen Grenzen zu überschneiden beginnt und damit den Übergang von der staatlichen Gemeinschaft zur völkischen vorbereitet.

Diese innere Festigung ist auch dringend von nöten. Während dreier Jahrhunderte hat die germanische Expansionskraft die Grenzen ostwärts wandern lassen. Unter Gustav Adolf überschreiten sie sogar die Newa südwärts: ein geschlossener Ring schwedischer Besitzungen umgibt die Küsten der nordöstlichen Ostsee. Zu dieser äußeren staatlichen Ausdehnung aber steht die innere Volkskraft in keinem Verhältnis: sie langte durch stärkste Anspannung zur Eroberung aus. Zum Halten aber ist sie nicht befähigt. Zwangsläufig setzt die rückwärtige Bewegung ein.

*

Überwiegt bei den Nordgermanen, wie wir soeben zum zweiten Male gesehen, der staatsbildnerische Antrieb die inneren völkischen Kräfte, so standen sie beim slawischen Russen im umgekehrten Verhältnis. Bis zum Ausbruch des Nordischen Krieges, bis 1700 also, ist Rußland trotz riesiger menschlicher Kraftreserven nicht über den Rahmen eines zwar weiträumigen, aber in geopolitischer Bedeutung nicht mehr als eines Binnenstaates hinweggekommen, der, von der einzigen damals bedeutenden Küste im Nordostraum, der baltischen, ausgeschlossen, nur an den Gestaden des nebligen Weißen Meeres einen problematischen Zutritt zum Meere besaß.

Bei einem solchen Hintergrund wirkt die in Peter dem Großen verkörperte Aktivität wie ein Meteor in fremder Himmelszone, und die durch ihn eingeleitete aktive zielstrebige Zusammenfassung der staatlichen Kräfte ist denn auch für seine Moskowiter so wesensfremd, daß sie an seiner Legitimität zu zweifeln beginnen und bis zu seinem Lebensende und darüber hinaus die Legenden über seine „deutsche" Herkunft nicht enden.

Der Griff, mit dem der große Zar an sein Werk herangeht, ist rücksichtslos-großartig. Er verlegt sofort den Schwerpunkt seiner Macht in die Peripherie wie auf die Spitze einer wurfbereiten Lanze. Die Gründung von Petersburg war und wird immer für Finnland verhängnisvoll sein, denn um dieses empfindliche Zentrum zu schützen, ist die Anlage eines raumbreiten Glacis unerläßliche Bedingung. Im Verlauf dieser dynamischen Notwendigkeit wandert denn auch seit Peter die finnische Grenze wieder westwärts.

Doch nur die politische. Nicht die kulturelle. Hier besteht die Verschmelzung germanischen und uralischen Volkstums ihre erste entscheidende Belastungsprobe. Die Überlegenheit des kulturellen und zivilisatorischen Niveaus macht die Finnländer nicht nur immun gegen russische völkische Beeinflussung, sondern resultiert

beim Ausscheiden aus der schwedischen Staatsgemeinschaft 1809 in einem realen Gewinn höchster politischer Bedeutung: aus Finnland wird kein russisches Gouvernement, sondern ein dem Russischen Reiche angegliedertes selbständiges Land, dem nur nach außen hin die Merkmale völliger Souveränität noch fehlen, die dann ein Jahrhundert später, 1917, beim Zerfall des russischen Staates ihm zufallen.

Diese nicht eigenen materiellen Machtmitteln, sondern seiner kulturellen Reife, in der Hauptsache aber dem launischen Zufalle des sich außerhalb der Staatsgrenzen vollziehenden großen Mächtespiels zu verdankende Selbständigkeit hat der finnischen politischen Mentalität von heute einen besonderen, gefährlichen Stempel aufgedrückt: Überschätzung des realpolitischen Wertes kulturpolitischer Belange und unrichtige Einstellung zur Außenwelt. Man übersieht gemeiniglich völlig, daß die dem Lande zuteil gewordene ungewöhnliche Gunst nur einer äußerst seltenen, einmaligen politischen Kombination zu verdanken ist, nicht aber als zwangsläufige Folge der geodynamischen Lage angesehen werden darf. Die in früheren Jahrhunderten nicht ganz unberechtigte Auffassung: in einem vor großen politischen Stürmen geschützten Winkel des Welttheaters zu sitzen, hat einer radikalen Umkehrung der alten idyllischen Verhältnisse Platz gemacht. Der finnische Raum hat heute eine dynamische Bedeutung allerersten Ranges. Sehen wir uns einmal näher die Kraftfaktoren an, die ihm diese Bedeutung verleihen.

*

Hierbei müssen wir, um nicht später zu verhängnisvollen Fehlschlüssen zu kommen, uns in dynamischer Beziehung über das gegenseitige Verhältnis jenes Phänomens, das wir Bolschewismus nennen, und der Probleme rein nationalrussischen Ursprungs klar werden.

Die augenblickliche Identität bolschewistischer Interessen und der von ihm wiederaufgenommenen alten russischen imperialistischen Pläne beruht nicht etwa, wie es bei der Französischen Revolution der Fall war, auf einer Steigerung der leitenden nationalen Idee, hier des alten Hegemonietraumes über Europa, in ein übernationales Weltformat. Rußland ist nicht das Mutterland des bolschewistischen weltrevolutionären Gedankens, als dessen Träger die Juden nunmehr einwandfrei erkannt sind, sondern Gastland in demselben unfreiwilligen Sinne, wie sich der Körper eines höherentwickelten Organismus zu den eingedrungenen, auf seine Kosten lebenden Parasiten verhält.

Nachdem die erste erträumte Vorstellung von dem Verlauf der Weltrevolution in einem Zuge nicht in Erfüllung gegangen war, sahen sich die Träger des Bolschewismus auf das Ausgangsland Rußland beschränkt. Wollte man nicht von seinem Vorsatze abstehen — und man denkt keineswegs daran —, so war ein Taktikwechsel unvermeidlich: an Stelle des überraschenden Überfalls mußte ein mehr planmäßiges stellungskriegsartiges Vorarbeiten treten. Es wurde daher notwendig, die einzige geographische Position, die man bisher fest in die Hand bekommen hatte, Rußland, in

diesem Sinne offensiv auszubauen. Hier haben wir die einfache Erklärung der ideell so paradoxen Tatsache von der Vereinigung übernational-antiimperialistischer Tendenzen mit national-imperialistischen im heutigen Bolschewismus. Hier begreifen wir, weswegen der Bolschewismus mit einer so äußersten Intensität die alten russischen imperialistischen Angelegenheiten betreibt. Welcher Art aber sind diese?

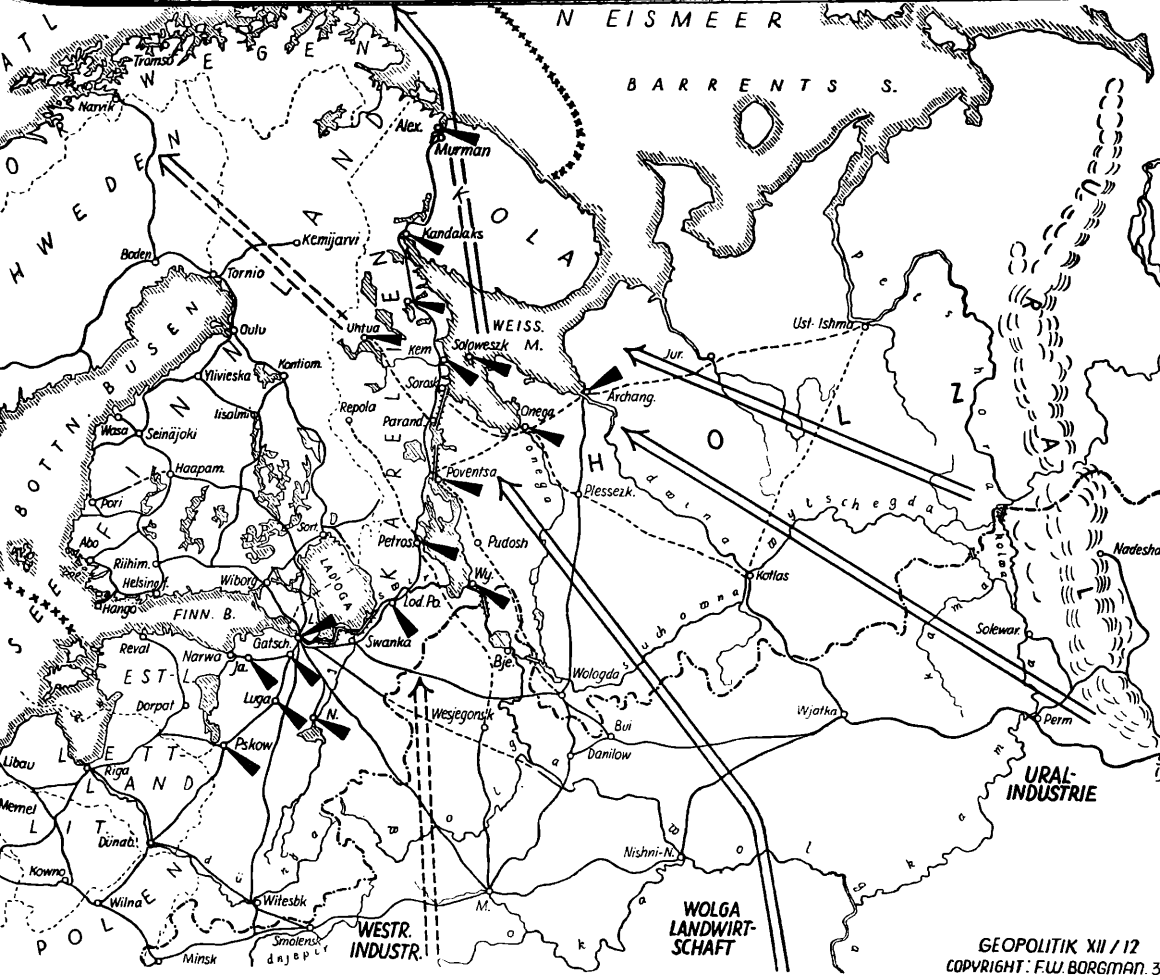
*

Trotz seines riesenhaften, über zwei Kontinente sich erstreckenden geschlossenen Landbesitzes hat bisher der russische Koloß noch in keiner Epoche der Geschichte auf den höchsten staatlichen Rang Anspruch machen können. Was ihn am Aufstieg von der größten Kontinentalmacht zur Weltmacht hinderte, war der fehlende freie Zutritt zum Weltmeere, dessen völlige oder teilweise Beherrschung erst diesen höchsten Grad verleiht. Obwohl in Nord und Ost auf der ganzen vieltausendkilometerlangen Strecke Salzwasser die russische Küste bespült, schränkt das Klima den verwendbaren Teil auf wenige hundert Kilometer ein: nur im äußersten Nordwesten gestattet eisfreie Küsten die Anlage von Häfen. Von der Ostsee und vom Schwarzen Meer aus ist die freie See erst durch die Korridore von Binnenmeeren zu erreichen, von deren zahlreichen Anliegerstaaten infolge der geographischen Verhältnisse selbst Mächte dritten oder vierten Ranges, wie Dänemark und Griechenland, die Durchfahrt sperren können.

Vor dem einzigen auch nicht das ganze Jahr über eisfreien Weltmeerhafen im Osten, Wladiwostok, liegt der japanische Inselhalbmond gelagert, nicht nur im geographischen, sondern vor allem im politischen Sinne. Schon bedroht seine neueste politische Aktion, Mandschukuo, den einzigen Zugang Rußlands zu dieser Küste, die Sibirische Bahn, unmittelbar in der Flanke. Auch wer aus einem nicht motivierbaren rosenroten Optimismus den deutlich herannahenden Fall dieser wichtigsten russischen fernöstlichen Position bestreitet, kommt nicht an der undiskutierbaren Tatsache vorbei, daß Wladiwostok infolge seiner zu entfernten Lage niemals der Weltmeerhafen werden kann, in dem der russische Machttraum gipfelt.

Bleibt also nur die murmanische Küste übrig. Kahl, unwirtlich, an der nördlichsten Peripherie des Reiches, schon in der polaren Zone gelegen. Aber eisfrei. Und trotz allem doch noch am nächsten jenen Gebieten, in denen in jeder Beziehung das dynamische Schwergewicht des Reiches liegt.

Nur wer mit dem Werden von Ideen völlig unvertraut ist, stellt sich ihr Zustandekommen als einen unkomplizierten, von vornherein in seinen Umrissen festliegenden Plan dar, denen dann der Urheber bewußt folgt. Ihm sind das triebhafte Tasten, die Einwirkung gegenwärtiger und noch mehr vergangener Kräfte, ihm ist vor allem die Rolle jenes Faktors unklar, den man je nach persönlicher Artung entweder planlosen Zufall oder planmäßigen Ablauf der Vorsehung oder in Überbrückung beider Extreme schöpferischen Zufall nennen kann. Wie dem auch sei: hier heißt die vorliegende Idee die Schaffung des russischen Weltmeerzutritts an der Murmanküste,



Die heutige geodynamische Lage

und die Rolle des vornehmsten Ideenträgers fällt im gegenwärtigen Augenblick keinem geringeren zu als ... Jagoda, dem Chef der bolschewistischen Tscheka.

Wie dieser auf den Gedanken gekommen ist, der zunächst aus ganz anderen, destruktiven Motiven entstandenen Massendeportation von Menschen in diese nordwestlichen, subpolaren Gegenden plötzlich den großen konstruktiven Sinn der russischen Weltmachtsdynamik unterzuschieben, ob ihm selbst die beim Fehlen positiver, aufbauender Arbeit sich unvermeidlich einstellende innere Leere unerträglich wurde oder ob auch er triebhaft-unbewußt-zwangsläufig in die von der natürlichen Geo-

dynamik vorgezeichneten Bahnen hineingeriet, wir werden es nie erfahren und halten uns daher kurz an die Tatsachen.

Es ist reinste nationalrussische Tradition, die hier unter dem Sowjetstern wiederaufgenommen wird, und sie fußt letzten Endes in derselben eigenartigen Stromgebietsdynamik, die einst das Phänomen der Warägerzüge und ihres Reichs möglich machte.

Tausend Jahre lang fast ist diese dynamische Grundlage des Nordostraums in Vergessenheit geraten. Es sind freilich Kanäle entstanden, die die große kontinentale Wasserscheide überschnitten, aber sie sind über eine provinziale Bedeutung nicht hinausgekommen [1]). Erst heute wieder, auch jetzt wieder unter der Führung fremdrassiger Elemente, ist die Energie der slawischen Millionen in die Richtung geworfen, die ihr die Geodynamik der von ihnen bewohnten Räume vorzeichnet. Wie weit sich der hier zum Vorschein kommende natürlich-triebhafte Drang zu verstandesklarer Erkenntnis verdichtet hat und wie weit die Pläne schon ausgereift sind, darüber kann aus leicht begreiflichen Gründen hier keine Antwort gegeben werden. Aber schon zeichnen sich baugerüstartig so bestimmte Konturen ab, daß die Hauptrichtungslinien der sich auswirkenden Dynamik klar erkennbar sind.

Drei Gebiete sind es vor allem, die ihren Abfluß zum Weltmeere suchen: die subarktische Holzzone zwischen Finnland und dem Ural, die Bergwerksindustrie des Urals selbst und das Weizengebiet der Wolga. Ob auch das westrussische Industriegebiet des Dnjepr angeschlossen werden wird, diese Frage wollen wir einstweilen offenlassen. Alle münden sie ein in den breiten Korridor, der von Ostkarelien und Kola gebildet wird.

Der Ausbau dieses Korridors ist auf breitester Grundlage im Gang. Auf die Murmanbahn zu, an deren Verstärkung und verbesserter Linienführung unablässig gearbeitet wird, strebt ein ganzes Netz geplanter Anschlußbahnen und macht sie von einer isolierten Verbindungsbahn zur großen Eisenbahnbasis eines unermeßlichen Hinterlandes. Die Strecke Ust — Ishma — Juromsk — Archangelsk — Onega — Sorosk schließt ihr das subarktische Holzgebiet, die Bahn Kotlas—Plessezk—Onega die Uralindustrie und -bergwerke an. Über Wologda—Pudosh—Poventsa wird einst der Wolgaweizen rollen, und der westrussischen Industrie im Dnjeperstromgebiet eröffnet die von Moskau ausgehende Linie über Wesjegonsk nach Petrosawodsk den direkten Zugang zum Weltmeere.

---

1) Marienkanal zwischen Ostsee und Wolgastromgebiet (Finn. Busen—Ladoga—Swir—Onegasee—Wytegra—Marienkanal—Kowsha—Bjelojesee—Scheksna—Wolga). Herzog-von-Württemberg-Kanal zwischen Weißem Meer und Wolgastromgebiet (Onegafluß mit südlichen Fortsetzungen bis zum Kubinasee, von dort Kanal zur Scheksna. Durch den Kubinaseeabfluß Suchowna zur Dwina steht damit auch das Dwinasystem in Verbindung mit der Wolga). Die beiden uralischen Kanäle zwischen Wolgasystem und dem Barentseeküstenstromgebiet, Katarina- und Wolvenizakanal (Wolga—Kama—Kolwa—Wolwenizakanal—Wolweniza—Petschora und Wolga—Kama—Südliche Keltma—Katerinakanal—Nördliche Keltma—Wytschegda—Dwina).

Der Schwerpunkt aber liegt auf den Wasserwegen. Hier bildet der soeben fertiggewordene Stalinkanal zwischen Poventsa am Nordufer des Onega und Sorosk am Strande des Weißen Meeres das mächtige Gegenstück der Murmanbahn. Seine erst mit kopfschüttelnder Skepsis aufgenommenen großen Dimensionen (Tiefgang 8 m, Schleusenkammerbreite 15 m, -länge 115 m) scheinen sich zu bestätigen und erheben ihn weit über die ursprüngliche Annahme einer regionalen Verbindung, insbesondere Leningrads mit einem eisfreien Hafen, zu einer kontinentalen Wasserstraße ersten Ranges. Nicht in der Richtung auf Leningrad zu (Swir—Ladoga—Newa) ist ihre bedeutendste Zufuhrsader zu suchen, wenngleich auch hier ebenfalls in Wiederaufnahme alter Warägerspuren über Nowgorod—Smolensk (Wolchow—Ilmensee—Lowat—Düna—Dnjeper) der Wasserweganschluß des Dnjepergebietes möglich ist, sondern die Strecke Wytschega—Marienkanal—Kowsha—Bjeloserosee—Scheksna—Wolga ist ihre eigentliche Fortsetzung. Ihr Ausbau ist bereits zwischen dem Onegasee und dem von Bjelosero in Angriff genommen, wo das alte Wasserstraßenprofil erweitert und vertieft und die vorhandenen 50 Schleusen auf 19 großen Formats vermindert werden sollen.

Wann die letzte Phase, der Ausbau der Wasserlinien Württemberg-Kanal—Suchowna—Wytschegda—Katarinenkanal—Kama und Petschora—Wolwenizakanal—Kolwa—Kama in Angriff genommen werden sollen, darüber liegen noch keine Nachrichten vor. Durch ihre Vollendung werden nicht nur die Flußsysteme der Dwina und Petschora, somit das ganze nordöstliche russische Tiefland an den karelisch-murmanischen Korridor angeschlossen, sondern, nachdem auch die geplante großdimensionale Kanalverbindung Wolgaknie—Donknie bei Sarepta hergestellt ist, das ganze europäische Rußland zu einer wasserverkehrstechnischen Einheit gemacht, die ungezählte transkontinentale Kombinationen ermöglicht und deren geodynamische Bedeutung unabsehbar ist.

Ihr wichtigstes Glied ist der Korridor nach Murmansk. Soll derselbe den ihm bis vor kurzem noch anhaftenden gefährlich-empfindlichen Fadencharakter aller langschmalen Verbindungen verlieren, ist eine dynamische Verstärkung notwendig. Hier ist man auch mit aller Energie und Weitsicht am Werke. Angesichts der günstigen isolierten Lage — in der allein gefährdeten Westflanke bildet die langgestreckte wegarme Wald-, Sumpf- und Ödlandszone beiderseits der finnisch-russischen Grenze im Verein mit den subarktischen klimatischen Verhältnissen eine natürliche Schutzmauer — sind für die militärische Sicherung nur geringe Kräfte benötigt. Neben infanteristischen Grenzwachformationen mit stark polizeilichem Charakter (Tscheka) ruht sie in erster Linie auf den Luftstreitkräften. Nicht weniger als 13 Flugstützpunkte sichern vorpostenartig zwischen Leningrad und der Murmanküste den Weltmeerzugang und bilden gleichzeitig ein ganz vorzügliches Verbindungssystem, von der auch Verwaltung und Staatswirtschaft den größten Nutzen haben.

Von weit wesentlicherer Bedeutung im dynamischen Sinne als die militärische

Sicherung ist die bevölkerungspolitische. Wie bekannt versuchten in den Jahren 1918—1921 die Karelier aus dem russischen Staatsverbande herauszubrechen und sich mit dem finnischen zu vereinigen. Der Versuch scheiterte zwar, aber das in diese Richtung zielende Streben ist mit unverminderter Stärke in den beteiligten karelischen und finnischen Kreisen lebendig geblieben[1]).

Diese Gefahr ein für allemal zu beseitigen, griffen die Russen zu einem Radikalmittel. Während die uralisch-karelische Bevölkerung bewußt durch Evakuierung der Grenzgegenden und Deportation nach anderen Gegenden des Reiches (Sibirien) dezimiert wird, findet eine zwangsweise Einwanderung slawischer Volkselemente (hauptsächlich Ukrainer) in dem Maße statt, daß das rassische Verhältnis zugunsten der Slawen und zuungunsten der uralischen Karelier von einer etwa 40%igen Minorität in eine heute schon, wo der Prozeß noch im vollen Gange ist, etwa dreifache Majorität sich gewandelt hat, in der die im Lande verbliebenen uralischen Elemente auf die Dauer durch Assimilation rassisch ertrinken werden.

Da Karelien nominell eine autonome Republik (im Rahmen der Sowjetunion) ist und der Friedensvertrag von Dorpat 1920 zwischen Finnland und Rußland ausdrückliche Garantien der völkischen Integrität der uralischen Karelier enthält, protestierte im Frühjahr dieses Jahres die finnische Regierung gegen die vertragswidrige Evakuierungspolitik, erhielt aber aus Moskau die die Machtverhältnisse deutlich widerspiegelnde Antwort: daß es sich um innerrussische Vorgänge handele.

Auch aus den Verwaltungsbehörden der karelischen Räterepublik werden die vertragsgarantierten uralischen Repräsentanten nunmehr planmäßig entfernt, wobei die Verdächtigung „national-bürgerlicher" Ideologie die äußere Motivierung abgibt.

Die Auflösung der nationalen Truppe, der „Roten Karelischen Jägerbrigade", bestehend aus zwei Infanterieregimentern (Petrosawodsk und Olonetz) und einer Batterie sowie Spezialformationen, ist nur noch eine Zeitfrage, obwohl diese Truppen zu den besten roten gehören.

Ziffernmäßig ist mit 300000 die Zahl der zwangsweise Eingewanderten (Strafgefangenen und -versetzten) eher zu niedrig als zu hoch angegeben. Da der karelisch-murmanische Korridor ein riesiges Rohstoffrevier ist (Holz und Minerale), das einer Millionenbevölkerung Existenzmöglichkeiten bieten kann, ist die Fortdauer der einstweilen unfreiwilligen Besiedelung auch dann als gesichert anzusehen, wenn das Zwangssystem wegfällt. Damit ist dynamisch alles gewonnen: statt eines durch unwirtliche, unbesiedelte Zone führenden dünnen Verbindungsstranges, der leicht unterbrochen werden kann, gewährleistet ein breiter bevölkerter Korridor mit sich

1) In Finnland besteht die „Akateeminen Karjala-Seura" (Akademische Karelische Gesellschaft), ein Zusammenschluß der von einem leidenschaftlichen Nationalgefühl getragenen Studentenschaft und der aus ihr hervorgegangenen Kreise, die der Träger einer intensiven Propaganda sind. Das von ihr herausgegebene Buch „East Carelia" enthält ungeachtet seines propagandistischen Charakters wertvolles Informationsmaterial über Karelien, insbesondere vorzügliche Karten.

immer mehr entwickelndem Verkehrsnetz den unbehinderten, nicht so leicht abzuschneidenden Zugang zum Meere.

Wie aber, wenn dieser Korridor nicht ausreicht oder wenn er nur das vorläufige Zugeständnis an die augenblickliche machtpolitische Lage und das wirkliche Ziel identisch mit dem höchsten Wunschtraum nationalrussischer Expansion ist: die nordnorwegische Küste, vor allem Narvik? Viele Anzeichen in dieser Richtung liegen vor, und wir tun gut, sie nicht zu ignorieren.

Wer garantiert, daß die auf die finnische Grenze zu geplanten Bahnbauten Parandowa—Uhtua und vor allem Petrosawodsk—Repola lediglich wirtschaftlichen oder militärisch nur defensiven Zwecken dienen? Sie liegen nur zu genau in der auf Narvik zielenden dynamischen Hauptrichtung, und der Anschluß an das ostfinnische Eisenbahnnetz bedeutet eisenbahntechnisch den Sprung bis zur schwedisch-norwegischen Grenze, da die finnische Bahn die gleiche Spurweite hat wie die russische.

Das gleiche gilt von den Flugstützpunkten. Es ist schwerlich anzunehmen, daß sie nur defensiven Zwecken dienen sollen. Die in den Wintern 1933/34—1934/35 in Nordfinnland, Nordschweden und Nordnorwegen entwickelte „mystische" Fliegeraktivität, die man von den betroffenen Staaten entweder nicht hat aufklären können oder wollen, ist symptomatisch für das Interesse, das man russischerseits für jene Gegenden hegt und verrät darüber hinaus, daß man keineswegs den augenblicklichen karelisch-murmanischen Korridor als definitive Lösung des Weltmeerzutritts anzusehen gewillt ist.

Wir haben noch deutlichere, bestimmtere Vorzeichen: die Propaganda der Komintern. Wir haben oben die scheinbar so paradoxe Interessengemeinschaft zwischen den nationalrussisch-imperialistischen und international-bolschewistischen Gedankengängen festgestellt. Daher überrascht uns der Einsatz der bolschewistischen Propaganda gerade in der Richtung nicht, in der auch die Ziele der nationalrussischen Machtidee liegen.

Dem Kommunismus hat sich in den materiell rückständigen subpolaren Gegenden mit seiner ideell wenig widerstandsfähigen dünnen Bevölkerung immer ein leicht zu bearbeitendes Arbeitsfeld geboten. In Nordfinnland haben sich seit der mißlungenen roten Revolte von Rovaniemi 1921 die Verhältnisse stark befestigt. Völlig ist aber auch hier die rote Propaganda nicht erloschen, und in Nordschweden und Nordnorwegen arbeitet sie mit höchster Tourenzahl. Nicht umsonst hat die Weltrevolution hier ihre allerersten Kräfte eingesetzt. Von Rußland aus dirigiert kein Geringerer als der von Ungarn her berüchtigte Bela Khun die rote Minierarbeit, während von Norwegen her Leo David Bronstein-Trotzki selbst am Werke ist. Wer noch die Naivität aufbringt, an die Zufälligkeit seiner Anwesenheit dort zu glauben (man muß zugeben, die Ausstoßung aus dem Sowjetparadies und der weite, jeden Verdacht töten sollende Umweg über die Türkei-Frankreich waren gut inszeniert) und die Verfeindung mit den augenblicklichen roten Machthabern für echt zu hal-

ten, der lese Trotzkis zynische Einleitungsworte zu seinen bisherigen Memoiren und halte sich den Fall Kutiewpoff als nur einen der vielen vors Gedächtnis, daß die Tscheka auch im Auslande den „liquidieren" kann, den sie liquidieren will.

Neben diesen großen indirekten Indizien haben wir in bezug auf die russischen Absichten gerade in unseren Tagen ein so unzweideutiges, klar-naives Zeichen, daß man geradezu herausplatzen möchte: zum diesjährigen Kominternkongreß, der Hauptversammlung der Weltrevolution, ist von Narvik ein besonderer Delegierter eingeladen worden. Deutlicher konnte man wirklich sich nicht verraten!

Welche Auswirkungen die hier am Werke gezeigten Kräfte haben, nicht nur in bezug auf die zunächst betroffenen Nachbarländer Finnland-Schweden-Norwegen, sondern darüber hinaus vor allem England, und weiterhin, welche entscheidende, vorkämpferartige Rolle Finnland in diesem großen Machtspiel zufällt und ob und in welchem Umfange Finnland diese seine Aufgabe im positiven Sinne zu lösen imstande und gewillt ist, das soll in einer besonderen Arbeit zur Darstellung kommen.

•

PAUL GRASSMANN:

Professor Karl Haushofer in Skandinavien

Der Name Rudolf Kjellén ist in seiner schwedischen Heimat zwar nicht vergessen, hat aber — was eigentlich kaum überraschen kann — bei weitem nicht den Klang wie in Deutschland. Seit langen Jahren dürfte er in der Presse und Öffentlichkeit Schwedens nicht so oft genannt worden sein, wie jetzt während der Vorträge von Professor Karl Haushofer.

Sicher ist jedenfalls, daß ein geopolitischer Vortrag in Schweden seit Rudolf Kjelléns Tagen niemals eine so große Zuhörerschaft gesammelt, wie es am 4. November der Fall war, als der Präsident der Deutschen Akademie auf Einladung der Schwedisch-Deutschen Vereinigung zu Stockholm über „Die Geopolitik der Ostsee" sprach. Der Vortrag bekam dadurch besondere Bedeutung, daß der schwedische Außenminister erschienen war — zum erstenmal, seitdem die Vereinigung besteht. Außer dem Leiter der Außenpolitik einer sozialdemokratischen Regierung hatten sich der schwedische Generalstabschef, der Generalinspektor der Infanterie, der holländische, schweizerische und türkische Gesandte, sowie an der Spitze der Stockholmer deutschen Kolonie der deutsche Gesandte Prinz Victor zu Wied nebst einer festlich gekleideten Zuhörerschaft eingefunden.

Die Veranstaltung stand im Zeichen des Gedenkens an den Heldentod von Gustaf Adolf. General de Champs, der Präsident der Vereinigung, erinnerte in seiner Begrüßungsansprache an die Großmachtstellung, die Schweden unter König Gustaf

Adolf besaß — zu einer Zeit, als die Ostsee ein schwedisches Meer war. Infolge der inneren Zersplitterung ging die Machtstellung Schwedens verloren; General de Champs ermahnte seine schwedischen Zuhörer — offensichtlich im Hinblick auf den Völkerbund —, nur auf die eigene Kraft zu vertrauen und nicht auf fremde Locktöne.

In seinem Festvortrag brachte General Haushofer folgende Gedankengänge vor:

Es scheint eine Vermessenheit, im Vaterlande eines Rudolf Kjellén, des Begründers der Förderung der geopolitischen Erziehung überhaupt, über eine Geopolitik der Ostseefrage zu sprechen. Die einzige Rechtfertigung dafür, die es geben mag, ist vielleicht, daß ich Sie hier in diesem Kreis mit der Darlegung zu fesseln vermag, wie man weit drunten im deutschen Süden die große dauernde Grundlage der Ostseefrage sieht und wie man versucht, sich zurechtzulegen, was man hier in Schweden notwendig entweder aus Rauminstinkt oder aus bewährter Beobachtung ja doch viel besser kennen müßte.

Aber Ihr großer Landsmann, den wir in Deutschland so verehren, daß sein Bildnis heute noch auf der 25. Auflage seiner ins Deutsche übersetzten „Großmächte" prangt, hat bei seinen Studien über das schwedische Reich davon gesprochen, daß es sich in seiner heutigen Gestalt zwischen zwei großartigen, aber gestrandeten Ideen abgesetzt habe. Die eine dieser Ideen ist eine geopolitische: der Gedanke der Ostseeumrandung durch ein einheitliches Reich — ähnlich, wie etwa das japanische die Japansee umrandet hat. Die andere Idee sei eine ethnopolitische gewesen, die Idee des Skandinavismus, des Zusammenfassens der ganzen nordischen Rasse unter einer Krone oder einer Einheit von drei Kronen. Nachdenkliche Hörer könnten fragen, ob nicht in diesen Zeiten der äthiopischen und mandschurischen Frage eine dritte gestrandete Idee riesengroß vor einem dunklen Sehkreis auf bewegtem Meere erscheine, die Idee eines wirksamen Schutzes kleinerer Völker durch den Völkerbund vor den großen und allzu großen Mächten.

Eine solche Betrachtungsweise scheint uns zusammenzuhängen mit einem Erwachen des Gefahrenbewußtseins bei vielen kleinen Gefährten des Völkerbundes. Bei manchen von ihnen ist das britisch-deutsche Flottenabkommen in dem Verhältnis von 100 : 35 — zweifellos ein Stillhalteversuch — als ein beruhigendes Symtom aufgefaßt worden. Man sah mit Trauer, daß es trotz vielem Gerede keine Abrüstung gegeben hatte. Man glaubte in der Steigerung der Ohnmacht des Völkerbundes im Chaco-Krieg, in den mandschurischen Wirren, in Äthiopien eine unheilverkündende Steigerung zu erkennen. Man suchte wohl, die Weltkugel im Globus drehend, irgendwo einen Gegenspieler zu dem eigenen großen Binnenmeer, das, an so viele Buchten grenzend, zwischen Deutschland und Schweden hin und her flutet, und fand ihn vielleicht allein weit drüben am anderen Ende Eurasiens in der Japansee; denn dort gibt es ein Binnenmeer, das die Leistung einer Weltmacht und ihre Wehrkraft ungeheuer steigerte und ihre Sicherheit erhöhte, statt sie zu gefährden. Man fand wohl eine seltsame Zukunftsverbindung darin, daß dieselbe unruhige und bewegliche Macht, ehedem des Zarentums, heute der Sowjetbünde, durch die Ostsee an den Atlantik, durch die Japansee an den Pazifik herauszustoßen versuchte; denn es gibt ja allerlei geopolitische Anhaltspunkte und Erfahrungen rings auf dem Rücken der Erde. Ich brauche Sie nur daran zu erinnern, daß eine solche Frage wie die der Alandsinseln viele Jahre hindurch alle politischen Geister des Britenreichs, Kanadas und der Vereinigten Staaten häufig in Atem hielt. Es war die Frage, die ich Ihnen dann im Kartenbild zeige, wie der unvergleichliche Flottensammelpunkt der Juan da Fuca-Straße mit seiner Gefährdung britischer und amerikanischer Küstenverteidigung in Victoria und Tacoma befriedigend gelöst werden sollte. Eine einzige Prüfung solcher geopolitischer Wahlverwandtschaften zeigt uns, wie wertvoll vergleichende geopolitische Betrachtung rings um die Erde ist, wie sie verteilt werden kann durch die Erinnerung an ihre Bewährung inmitten geschichtlicher Bewegung und wie beides zusammen zur geopolitischen Prognose, zur Schicksalskündung ausgewertet werden kann. Gerade die Welle der geopolitischen Selbstbesinnung, die nach unserer Meinung den europäischen Norden augenblicklich durchzieht, läßt uns eine Zustandsbetrachtung an Hand von Karten nützlich erscheinen.

In diesen Karten, die ja jedermann zu Hause nachprüfen kann, die also nicht der Gefahr der Voreingenommenheit unterliegen wie manche anderen Beweisketten geschichtlicher und politischer Wissenschaft, überzeugen wir uns zuerst von den geographischen Tatsachen des Ostseeraums. Fassen wir sie in einer Kartenreihe zusammen, so kommt uns riesengroß die Erkenntnis, daß eine wirklich abwehrbereite Ostsee durch keinen ozeanischen oder kontinentalen Druck von außen her aufzusprengen wäre. Vergegenwärtigen wir uns die geschichtlichen Tatsachen, so kommen wir aber zu der schmerzlichen Erkenntnis, daß bisher alle Einzelanläufe zu einer politischen Einheitsgestaltung des Ostseeraums vergeblich gewesen sind. Das erkennen Sie in vorgeführten Bildkarten an dänischen, an schwedischen, deutschen, russischen Anläufen und erst recht an außenbürtigen Versuchen, die von England, von den Niederlanden, von Frankreich an der Ostsee ausgegangen sind. Denn manche von Ihnen erinnern sich nicht, daß Frankreich einmal mit einem Département an der Elbmündung bis an die Ostsee herübergegriffen hat.

Überschauen wir die 21 Kartenbilder, an denen Sie jede Fläche, jeden Strich nachzuprüfen vermögen, so entsteigt ihnen eine einzige Folgerung: die Notwendigkeit des Zusammenschlusses, der gegenseitigen Versicherung in irgendeiner Form. Aber der Raumwille zur Selbstbehauptung im Eigenen scheint uns im Süden der Ostsee eine Voraussetzung dafür. An zweiter Stelle erst kommt die Notwendigkeit einer Pfortenwehr, die uns Deutschen ja nur für einen selbstgegrabenen Kanal zufällt. Unendlich viel größer scheint uns die Verantwortung der Wächter an den verbindenden Meeresstraßen, am Sund, an den durchstoßbaren Landräumen, die für die Scharen und Massen westasiatischer Herkunft offenliegen. Prüfen wir die Möglichkeit eines Wächterdienstes, so fällt uns die starke Außenbelastung fast aller anderen Ostseeanlieger, außer Schweden, auf. Finnland und die kleinen baltischen Küstenstaaten tragen für Europa die Riesenverantwortung eines Ostschutzgürtels. Norwegen hat nicht nur Außenstreitigkeiten mit seinem dänischen Nachbarn und den Sowjetbünden — man denke nur an die Svalbard-, Spitzbergen- und Grönlandfrage —, sondern es hat auch die undankbare Aufgabe, eine über die ganze Welt verbreitete Trampschiffahrt gegen die zunehmende Neigung zur Sperrung aller Küstengewässer zu schützen. So erscheint uns in Deutschland, die wir glauben, die West-, Nord- und Ostumrahmung des Ostseeraumes frei von Vorbelastung betrachten zu können, Ihr Land hier, das große Schweden mit seinen 450 000 qkm, der vom geopolitischen Schicksal bestimmte Ostseeschlüsselbewahrer.

Rein aus dieser Auffassung entstammt unser begreiflicher Wunsch, durch ein Zusammenwirken der Land-, See- und Luftstreitkräfte diesen Schlüsselbewahrer möglichst stark zu wissen; denn schließlich ist jedes Flugabwehrgeschütz, das Sie auf Ihrer Seite des Sundes, das Sie in Gotland aufstellen, ein Schutz auch für Wasserstraßen, deren Freiheit auch wir als eine notwendige Voraussetzung unserer Unabhängigkeit im Lebensraum der Erde betrachten. Jeder geistige Aufschwung, den Sie wehrgeopolitisch Ihren Führern zu Land und zur See geben, jeder Meinungsaustausch scheint uns ein Glück, ein Vorteil auch für uns. Glauben wir doch sogar, die Alandsinselfrage, die wir vorhin mit einer großen und wichtigen pazifischen Grenzfrage vergleichen konnten, vielleicht freier von seelischer Belastung sehen zu können als Sie selbst: rein als das ungemein wichtige wehrgeopolitische Problem, das diese Verbindung zwischen Finnland und Ihnen vor den Toren Ihrer schönen Hauptstadt für Ihr Land bedeutet.

Wo immer also Sie wehrgeopolitische Fragen von Bedeutung für Ihr eigenes Land auftauchen sehen, da erkennen Sie zugleich aus tiefsten und letzten wehrgeopolitischen Notwendigkeiten heraus, daß Ihnen von Deutschland her keine Gefahr droht. Es begrüßt aus eigenen Lebensnotwendigkeiten heraus jeden Schritt Schwedens, das ja in seiner eigenen Geschichte schon einmal eine so mächtige Rolle gespielt hat, zum Selbstschutz, wie eigentlich Schweden die Erneuerung des deutschen Selbstschutzes als eine Versicherung des wichtigsten seiner eigenen Lebensräume betrachten müßte. Denn wir wollen nicht vergessen, daß der deutsche Lehrer Ihres großen Landsmanns Rudolf Kjellén, daß Friedrich Ratzel in einer Art Schicksalskündung, der sich auch die Großvölker der Erde nicht entziehen können, jenes berühmte Gesetz von der Richtung der Weltpolitik im Geiste der wachsenden Räume aufgestellt hat. Wenn Europa mit all seiner Bodenverteilung nicht schließlich wieder den sich bildenden Riesenräumen er-

liegen soll, dann muß es lernen, seinen eigenen Schicksalsraum einheitlich zu erkennen, zu bewahren und als Einheit zu verteidigen.

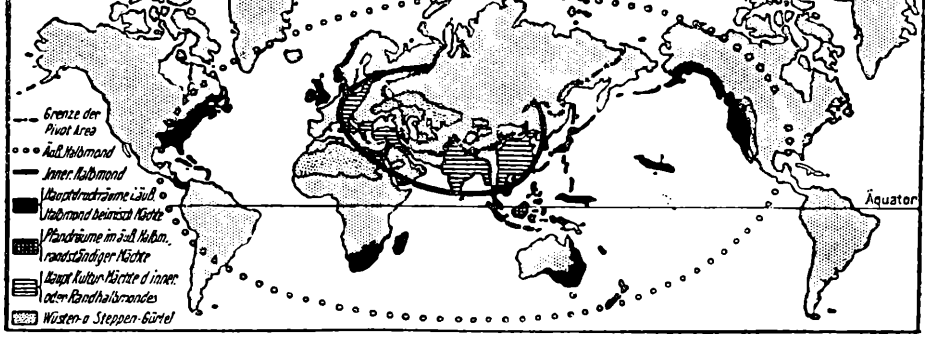
Daß der Ostseeraum eine solche Einheit ist, daß die Machtzersplitterung diese Wirkung aufhebt und daß ein ehrliches Zusammenstehen mit der ursprünglichen Kinderstube unserer nordischen Rasse ein mächtiger Schutz wäre gegen das Sichverlieren Europas in kleineuropäische Gedanken — das wollte Ihnen diese Betrachtung zu beweisen versuchen.

Die instruktiven Kartenbilder illustrierten die in meisterlich klarer, überzeugend ehrlicher Form vorgebrachten Ausführungen, die reichsten Beifall ernteten. Der bekannte schwedische Schriftsteller Dr. Rütger Essén brachte diesen Dank zum Ausdruck; auch der schwedische Reichstagsabgeordnete Patrik Ossbahr schloß seine „Deutschlandchronik" mit einem herzlichen Dank an den deutschen Gast.

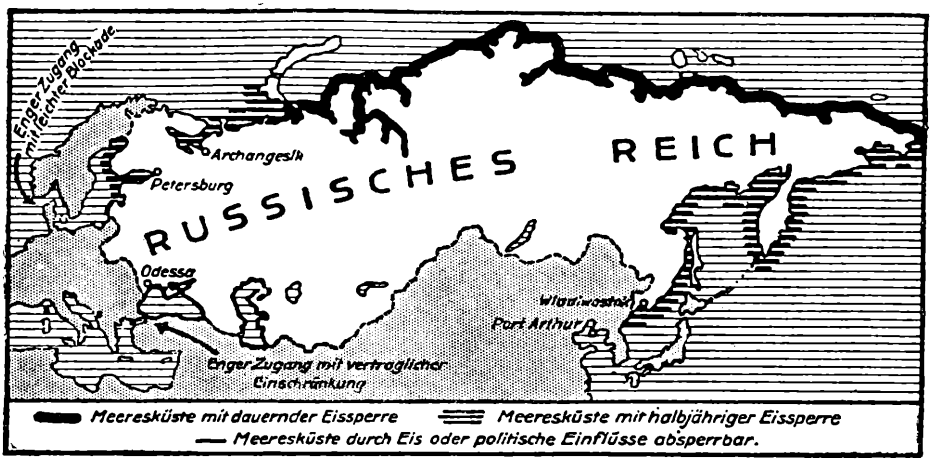
Die nachhaltige Wirkung des Vortrags kommt im besonderen in den zahlreichen Pressestimmen zum Ausdruck. Nachdem die großen Stockholmer Blätter bereits vorher umfangreiche und sympathisch gehaltene Artikel und Interviews gebracht hatten, hat jetzt auch ein großer Teil der Provinzzeitungen über den Vortrag berichtet und besonders zu seinen wehrpolitischen Ausführungen über das Ostseeproblem Stellung genommen. Wie nicht anders zu erwarten, haben die marxistischen Organe die sachlichen, mit zwingender geopolitischer Beweisführung begründeten Ausführungen über die Bedrohung der Ostseeländer durch Sowjetrußland in schärfster Form angegriffen. Demgegenüber haben sich die liberalen Zeitungen in durchaus objektiver Form mit dem Vortrag beschäftigt. Dies muß besonders hervorgehoben werden, da die liberale Presse Schwedens naturgemäß allem, was aus dem Dritten Reich kommt, ablehnend und oft gehässig gegenübersteht.

Den stimmungsvollen Abschluß der Schwedenfahrt von Professor Haushofer, der vorher schon in Malmö über den Fernen Osten gesprochen hatte, erbrachte ein Vortrag in Linköping, wo das Offizierskorps der Gardegrenadiere eingeladen hatte. Vor der Offiziersmesse des beinahe vier Jahrhunderte alten, ruhmreichen Regiments lodern zu Ehren des deutschen Gastes Pechfackeln. An der langen Tafel in dem mit den Gemälden der Regimentschefs geschmückten Saal hieß Oberst Alström, der Kommandeur des Livgrenadjärregements, General Haushofer herzlich willkommen. An das Hoch, das er auf das wiedererstandene Deutschland ausbrachte, schloß sich das in einem Nebenraum von der Regimentskapelle gespielte Deutschland- und Horst Wessel-Lied. Mit bewegten Worten dankte General Haushofer den schwedischen Kameraden. Nach dem Vortrag, der im Rahmen des Offizierskorps stattfand, blieben Gastgeber und Gäste noch lange in echt kameradschaftlicher Feststimmung beisammen — ein Abend, den auch der junge deutsche Pressevertreter, der dabei sein durfte, nie vergessen wird.

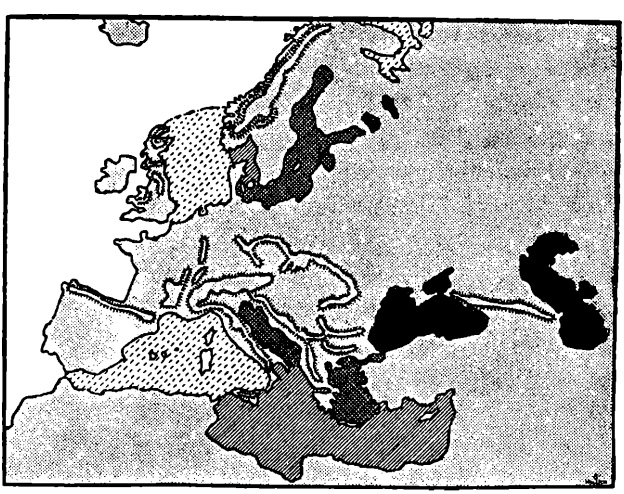
Professor Haushofer schloß seine skandinavische Vortragsreihe in Oslo ab, wo er auf Einladung der Norwegisch-Deutschen Gesellschaft in der Aula der Universität über „Nationalsozialismus in Deutschland und seine weltpolitische Bedeutung" sprach und auch hier bei Zuhörern und Presse großen Beifall erntete.



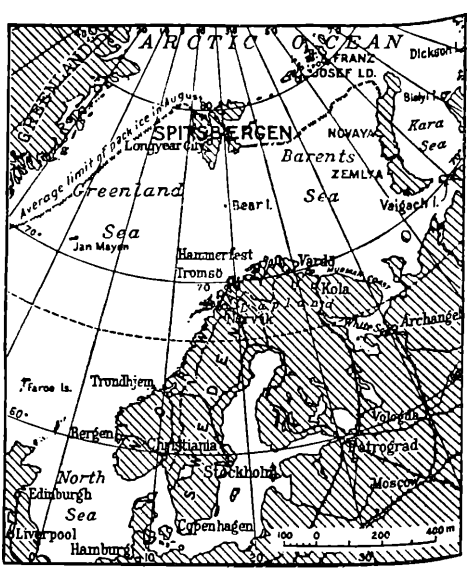
1. Ost-See und Japan-See im Zerrungsraum zwischen Festland-Macht und Meer-Macht



2. Rußland und seine Meer-Ausgänge



4. Abstufung der Meere Europas als Kraftfelder



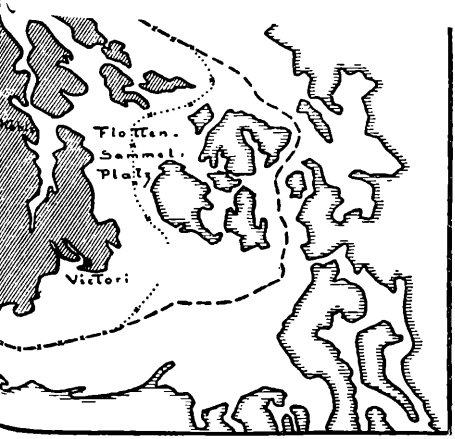
3. Ostsee-Raum und Schutzanlehnung an die Nordische Anökumene

Karten zu Haushofer: Geopolitik der Ostsee

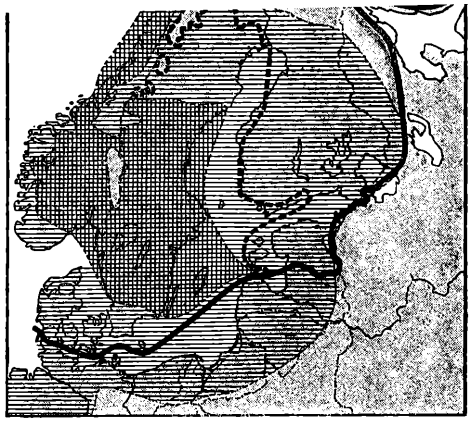
1. Die Karten 4, 7, 8, 10, 11, 14, 18, 19, 20 sind entnommen dem Werk: „Jenseits der Großmächte", herausgegeben von Karl Haushofer (Kjellen-Haushofer, Macht und Erde, Band II), Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin
2. Die Karten 1, 2, 5, 6, 21 sind entnommen dem Werk: „Weltpolitik von heute", Verlag Zeitgeschichte, Berlin
3. Die Karten 12, 13, 16, 17 sind entnommen dem Werk: F. Ratzel, „Politische Geographie", Verlag R. Oldenbourg, München.
4. Die Karten 3, 9, 15 sind entnommen dem Werk: J. Bowman, „The new World", New York.

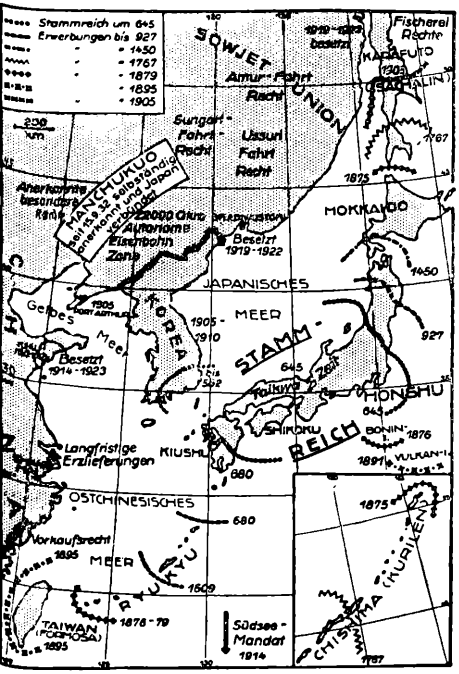
Als Lichtbildreihe sind die Karten erschienen bei Th. Benzinger, Stuttgart.

Für die Überlassung der Abdrucksrechte dankt die Schriftleitung allen Beteiligten.

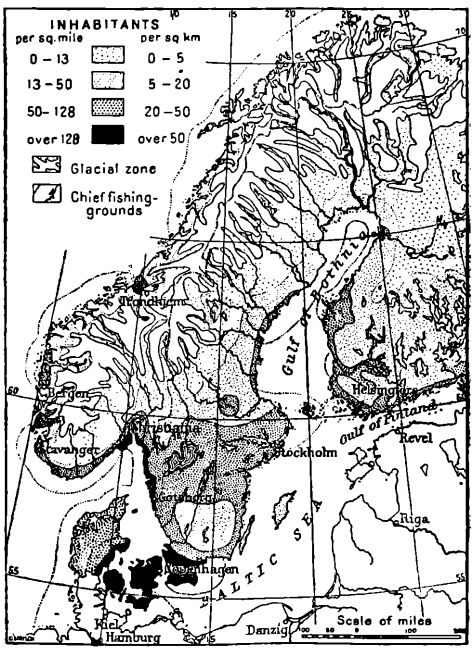


8. Ostsee-Raum als Rassen-Kinderstube

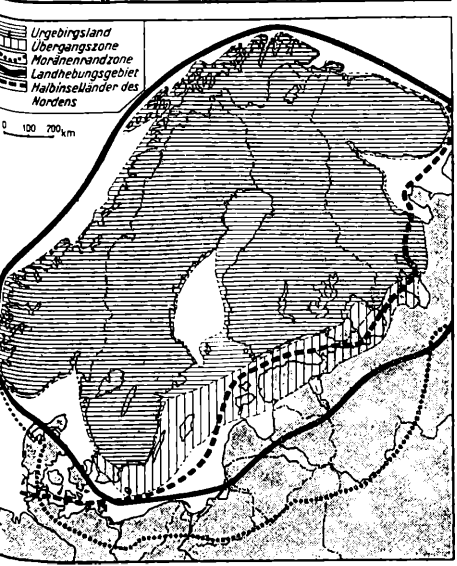




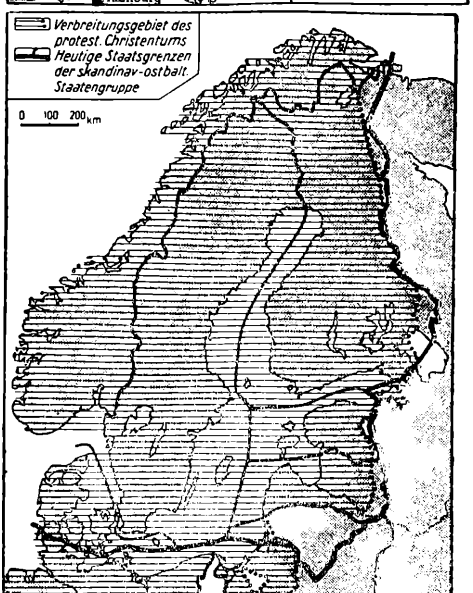
6. Wie man ein Randmeer umrandet! (Japan)



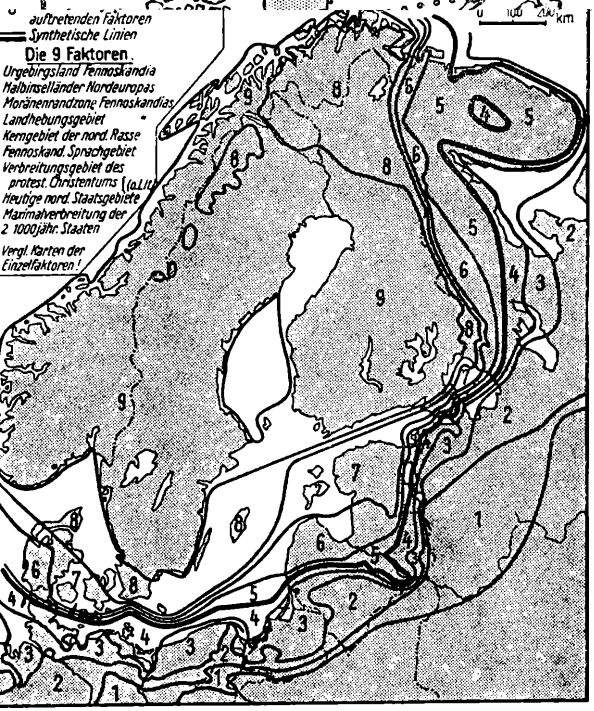
9. Volksdruck im Ostsee-Raum (n. Bowman)



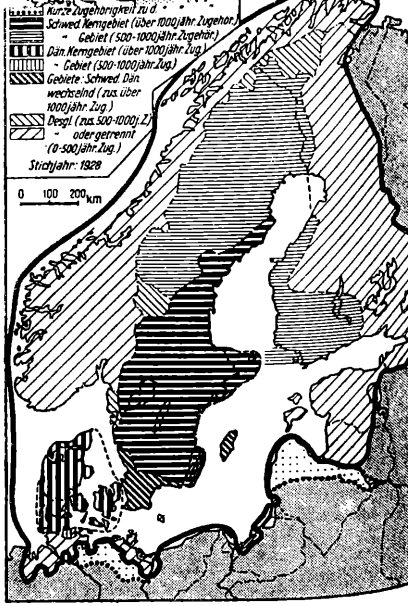
7. Einheits-Unterlage des Ostsee-Raums n. Sten de Geer



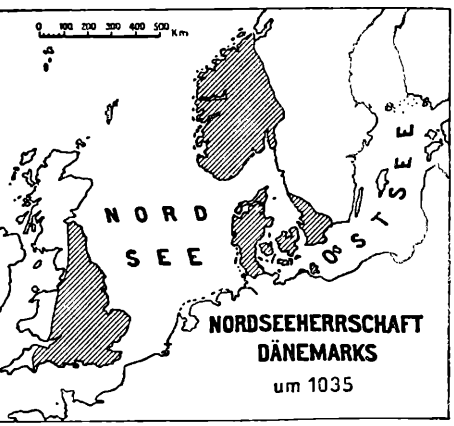
10. Protestant. Religions-Geographie im Ostsee-Raum



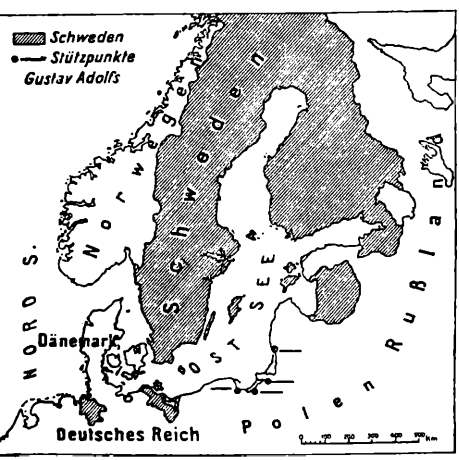
11. Zusammenbauende Kräfte im Ostsee-Raum



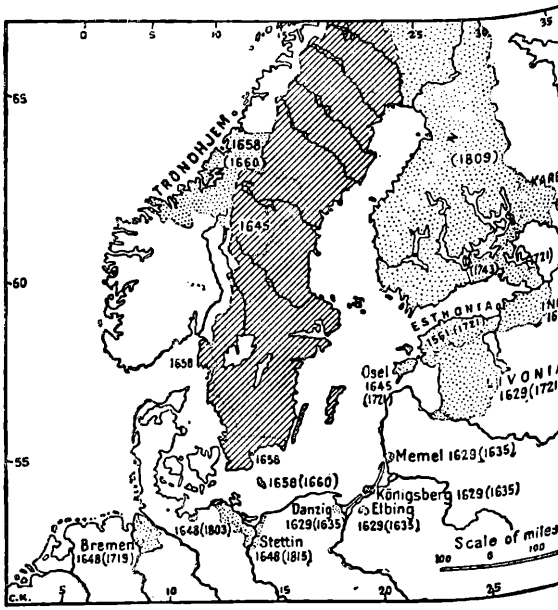
14. Reichsdauer um die Ostsee



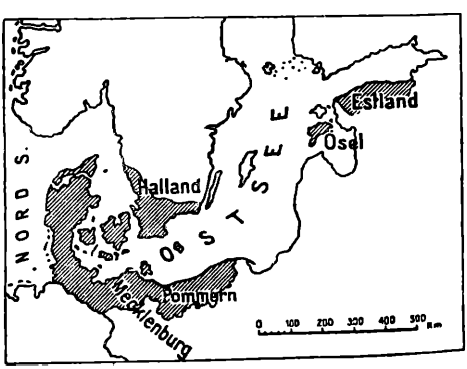
2. Nach Ratzel



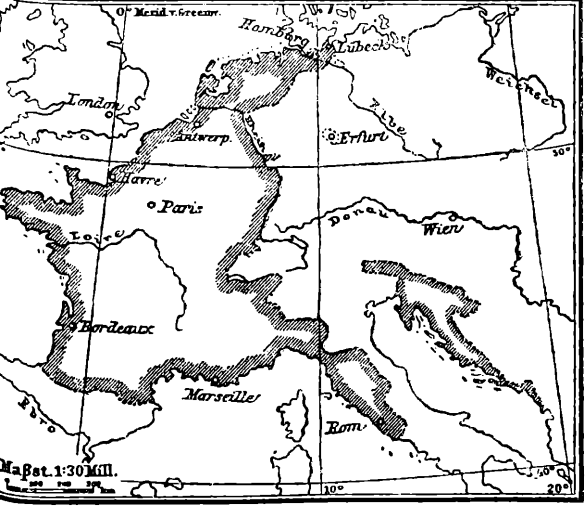
3. Gustav Adolf als Ostsee-Geopolitiker (nach Ratzel)



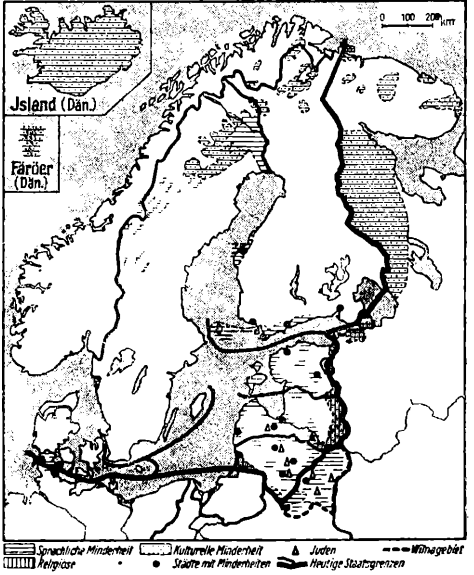
15. Ostsee-Umrandung Schwedens (nach Ratzel u. Bowman)



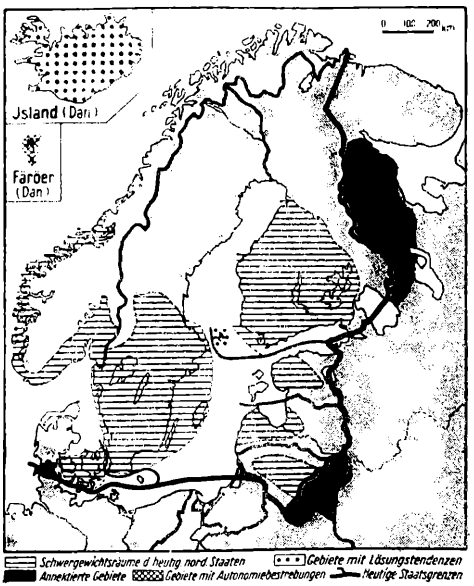
16. Ostsee-Herrschaft Dänemarks (nach Ratzel)



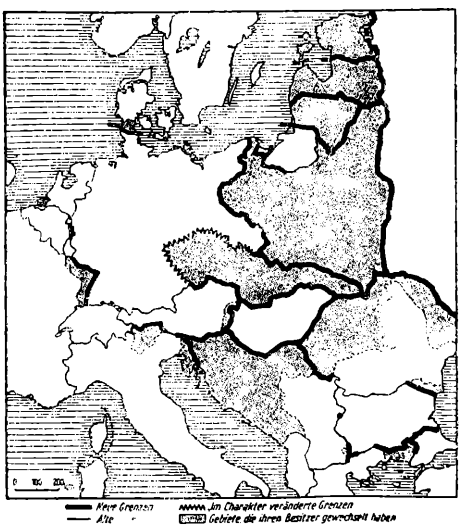
. Frankreichs Griff nach Ostsee und Adria (nach Ratzel)



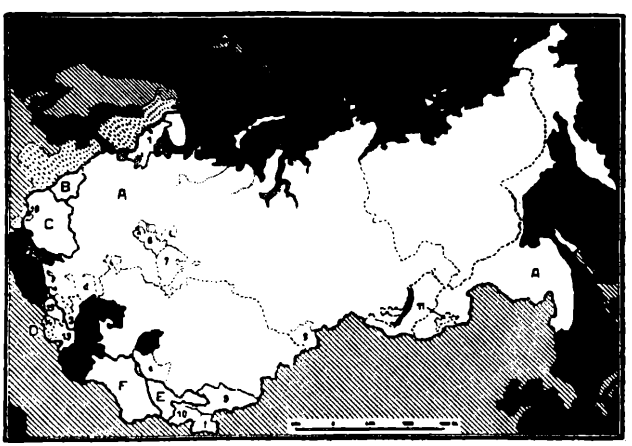
19. Zergrenzung der Ostsee



Ostsee und
erheitsfrage



20. Kleinräumige Zergrenzung
Zwischen-Europas südlich der Ost-See



21. Groß-Raumdruck und Umwerbung der Sowjetbünde zwischen Ost-See und Japan-See

Wulf Siewert:

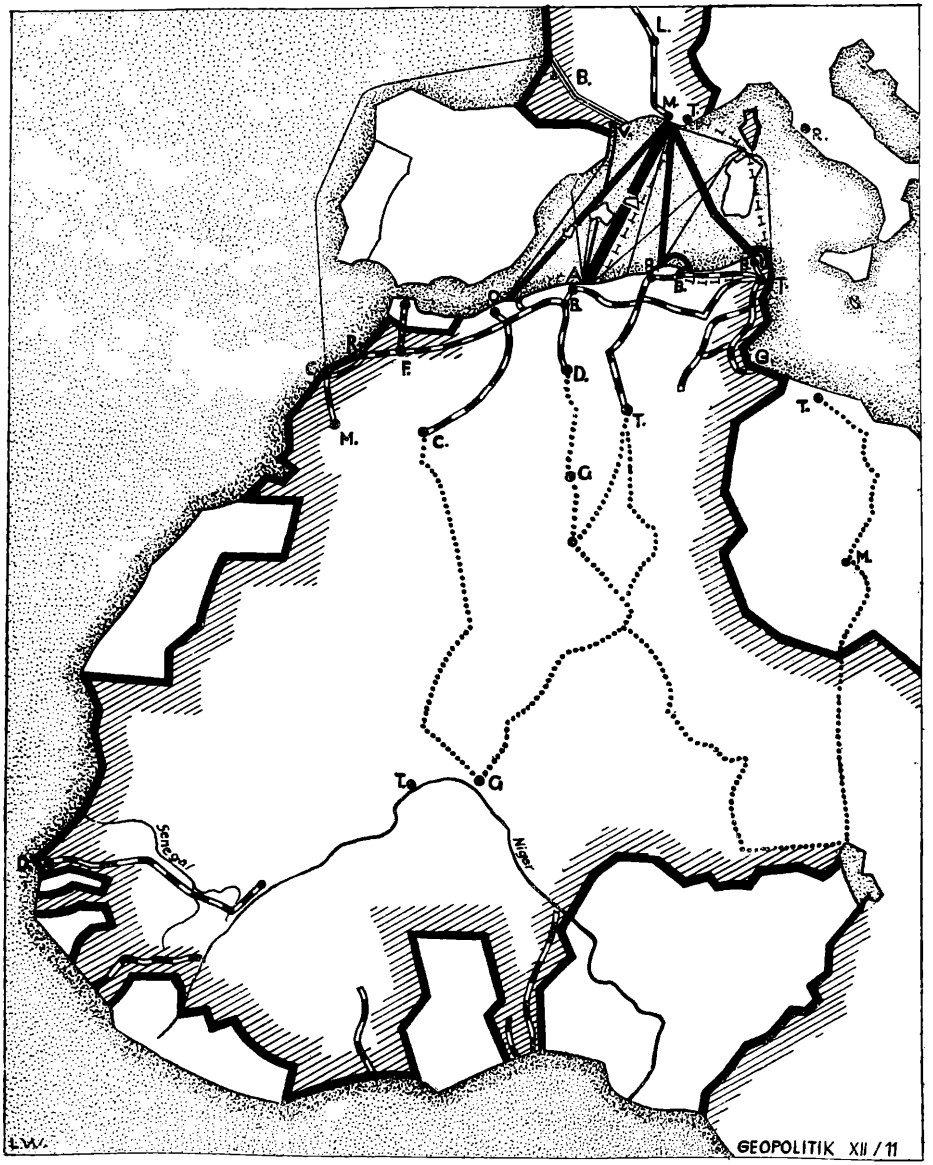
Frankreichs Stellung im Mittelmeer II

Die Atlasländer als französische Machtbasis

Die Atlasländer bilden an der nordafrikanischen Küste eine geographische Besonderheit, die völlig von der sonstigen Gestaltung Afrikas abweicht. Nach ihrer gesamten geologischen und physischen Beschaffenheit gehören die Atlasländer zum Bereich des Mittelmeeres. Sie bilden gewissermaßen eine der Halbinseln des Mittelmeeres und ähneln in ihrem Aufbau weit eher spanischen oder kleinasiatischen Gebirgen als der übrigen afrikanischen Landschaft. Klimatisch ordnen sich die Atlasländer im besonderen völlig dem Mittelmeerbecken ein, da sie gegen das Wüstenklima der Sahara durch die Ketten des Sahara- und Hohen-Atlas abgesperrt werden. Auch in bezug auf Vegetation gehören die Atlasländer dem mittelmeerischen Charakter an. Nur die Südabhänge des Atlas gehen schon in Steppe und Wüste über.

Die inselartige Lage der Atlasländer zwischen dem Meer einerseits und der Wüste andererseits, die durch ihre Verkehrsfeindlichkeit einen ausgezeichneten wehrtechnischen Schutz bot, veranlaßte in der Geschichte oftmals die Herausbildung von Staatswesen. Hier saßen Phönizier, Karthager, Römer, Vandalen, Araber und Türken. Die „arabische Insel" bot vorzüglichen Schutz und gleichzeitig eine gute Ausgangsstellung für Handelszwecke sowohl über See als auch in die Wüste hinein. Im allgemeinen erlebte dieser Erdteil allerdings seine politische Gestaltung mehr von Erobervölkern als durch eigene Initiative. Eins ist besonders bemerkenswert: die Eroberer früherer Zeiten nahmen die Tatsache der Trennung der afrikanischen Mittelmeerküste vom Sudan durch die Sahara als gegeben hin. Die Franzosen sind die ersten Eroberer gewesen, die nicht lediglich an der Mittelmeerküste haftenblieben, sondern die in das Innere vorstießen, darüber hinaus die Wüste durchquerten, um den Sudan an die Nordgebiete und an das Mittelmeer anzuschließen. Damit entstand ein ungeheurer kontinentaler französischer Block in Nordafrika von ca. 10 Millionen Quadratkilometer Ausdehnung mit 34,7 Millionen Einwohnern, dessen Basis ohne Zweifel an der algerischen Küste liegt. Nach französischer Auffassung endet deshalb auch der französische Machtbereich im Süden nicht an den Pyrenäen, sondern am Kongo (Klotz 1916).

Als die Franzosen 1830 Algerien betraten, fanden sie ganz ähnliche klimatische und geographische Bedingungen vor wie im Süden Frankreichs. Es ist daher kein Zufall, daß sie gerade hier (im Gegensatz zu ihren übrigen Kolonien) nicht nur als Eroberer auftraten, sondern auch als Siedler und Kolonisatoren. Dabei beschränkt sich diese Besiedlung nicht etwa nur auf die Städte, die hier einen starken europäischen Einschlag erhalten haben (Algier 68% Europäer, Oran sogar 79%), sondern es wurden auch Landarbeiter und Kolonisten angesetzt. Wenn man auch nicht



●●●●●●●●● Mit Kraftwagen erkundete Wege durch die Sahara ═══ Schiffahrtslinien

⊢⊢⊢⊢ Fluglinien ═══ Der projektierte Garonnekanal

Das französische Kolonialreich in Nordafrika. Der Anschluß der französischen Verkehrslinien im westlichen Mittelmeer an das bestehende und geplante Verkehrsnetz Nordafrikas

von einer reinen Siedlungskolonie sprechen kann, wie es etwa Kanada im ersten Kolonialreich war, so muß man doch beachten, daß Algerien und Tunesien als einzige der heutigen französischen Kolonialgebiete mit französischen Siedlern durchsetzt sind. Einer Eingeborenenbevölkerung von insgesamt 14 Millionen Köpfen stehen etwa 1,25 Millionen Europäer gegenüber, in der Hauptsache Franzosen, Italiener, Spanier und Malteser. Während im Westen Algeriens auch Spanier leben, bilden in Tunesien ganz besonders die Italiener eine starke Kolonie. 1926 standen in Tunesien den 71 000 Franzosen ungefähr 89 000 Italiener und 8000 Malteser sowie 4600 andere Europäer gegenüber. In Wirklichkeit ist die Zahl der Franzosen aber noch geringer, da durch großzügige Naturalisation in den vergangenen Jahren mehrere Tausend Italiener und Malteser offiziell zu Franzosen gemacht wurden, obgleich sie dadurch ihr Volkstum niemals verlieren können. Auch durch die raffinierteste statistische Arithmetik läßt sich die Tatsache, daß die Italiener in Tunesien zahlenmäßig stärker sind als die Franzosen, nicht wegleugnen. Im Gegenteil nimmt die Zahl der Italiener jährlich zu. Da eine Entnationalisierung der Italiener heute weniger denn je in Frage kommt, weil der Faschismus das Auslandsitalienertum besonders eifersüchtig überwacht, wird die Tunisfrage weiterhin ein schwerer Gegensatz zwischen Italien und Frankreich bleiben. Hier zeigt es sich, daß die mangelnde Bevölkerungsdynamik Frankreichs gefährdete Randgebiete gegen einen starken Gegner nicht halten kann. Der Franzose zeigt sich als Kolonist aus psychologischen und biologischen Gründen überall dem ständig vordringenden Italiener unterlegen. Italien wird die Überlegenheit der italienischen Kolonisten immer als Rechtfertigung für seine Ansprüche auf Tunesien benutzen. Die geopolitische Lage ist zu zwingend, als daß Italien jemals auf Tunesien verzichten wird. Die Konzession, die Mussolini gegenüber Laval im Januar 1935 in den römischen Besprechungen in bezug auf das Statut der Italiener in Tunesien gemacht hat, kann lediglich als eine taktische Maßnahme von vorübergehendem Charakter angesehen werden.

Reine Siedlungskolonien können schon deshalb in den Atlasländern nicht entstehen, weil der meiste Boden sich in der Hand der Eingeborenen befindet, die sich aus Berbern, Arabern und Juden zusammensetzen. Die lange arabische Herrschaft, die den Islam hierherbrachte, hat eine starke Arabisierung der verschiedenen Rassen zur Folge gehabt, die wenigstens die schärfsten Gegensätze ausglich. In der Gebirgsfestung des Hochatlas, der einem Angreifer die denkbar schwersten wehrgeographischen Hindernisse entgegenstellt, hat sich Rasse und Volkstum der Eingeborenen noch am reinsten erhalten. Erst nach mehreren blutigen Feldzügen konnte der Franzose hier Fuß fassen. Heute ist das ganze Gebiet unter französischer Herrschaft. Aber es ist typisch, daß selbst der Pariser Zentralismus gewisse verwaltungstechnische Unterschiede macht, die deutlich eine Abstufung im Wert der Atlasländer erkennen läßt. Algerien wird direkt vom französischen Innenministerium verwaltet, Marokko

und Tunesien unterstehen als „Protektorate" dem Außenministerium (ebenso das Mandat Syrien). Algerien wird somit als ein integrierender Bestandteil des Mutterlandes betrachtet und verwaltet. Es ist die eigentliche französische Machtgrundlage und Ausgangsstellung in Nordafrika, von der aus sich die stete Verbreiterung der französischen Herrschaft in den Atlasländern vollzog.

Nach dem Kriege machte sich in Frankreich ein lebhafter Optimismus in bezug auf die Kolonien geltend. Es entstanden unzählige Programme zur wirtschaftlichen Auswertung der Kolonien, was der Franzose mit „la mise en valeur" bezeichnet. Dementsprechend wuchs auch das Interesse an Nordafrika. Das Kolonialprogramm von Sarraut hat noch heute seine Geltung.

Die Atlasländer, die zur römischen Zeit eine Kornkammer waren, in der türkischen Epoche verfielen, sind heute wieder in schneller Entwicklung begriffen. Dank einer für afrikanische Verhältnisse dichten Bevölkerung und der intensiven französischen Arbeit sind Algerien und Tunesien heute die wirtschaftlich bei weitem wertvollsten Besitzungen Frankreichs. Die Verkehrs- und Handelsbeziehungen zwischen dem Mutterland und ihnen erreichen daher auch eine bemerkenswerte Dichte. Während der Handelsaustausch für Frankreich allerdings nur 5% seines Gesamtaußenhandels darstellt, beträgt er für Algerien und Tunesien ungefähr 75%. Algerien, dessen Außenhandel 1929 bereits 10 Milliarden Francs erreichte, steht in der französischen Handelsbilanz als Warenabnehmer dicht hinter Deutschland und noch vor USA.! Ein Zeichen für die wirtschaftliche und kulturelle Entwicklung dieses Landes. Algerien und Tunesien liefern insbesondere Wein, Getreide, Olivenöl, lebendes Vieh, Phosphate, Eisen, Zink und Blei. Kohlenlager sind zwar nicht vorhanden, dafür liegt hier aber das zweitgrößte Phosphatlager der Welt, das einen unschätzbaren Wert darstellt. Wenn auch die Atlasländer entsprechend ihrer Eigenschaft als Rohstofferzeuger notwendigerweise einseitig entwickelt sind, so werden sie doch eine wachsende Bedeutung für die französische Wirtschaft, die sich mehr und mehr dem Protektionismus nähert, erlangen.

Die wirtschaftliche Bedeutung Algeriens-Tunesiens tritt allerdings deutlich zurück hinter dem militärpolitischen Wert. Das französische Kolonialreich hat länger als andere den Charakter als Erobererreich beibehalten, denn es verdankt seine Entstehung nicht einem Bevölkerungsdruck, sondern mehr einer Prestigepolitik und dem Gedanken, durch farbige Hilfe die versiegenden Kräfte der Heimat zu beleben und zu ersetzen. Die eigenartige französische Einstellung zu den Rassefragen läßt keinen Unterschied zwischen Europäern und Farbigen zu. Das „größere Frankreich" umschließt mit derselben Liebe seine knapp 40 Millionen weißen und seine mehr als 60 Millionen farbigen Untertanen. Alle, Araber, Neger, Indochinesen, sind Mitglieder der großen französischen Familie und dienen als Bürger der gleichen Fahne (Sarraut 1931). Der Hauptzweck der französischen Kolonien besteht heute darin, möglichst viele Soldaten zu liefern, um die beginnenden Lücken in der

weißen Heimatarmee zu füllen. Schon im Kriege 1870/71 kämpften algerische Hilfstruppen an der Seite Frankreichs. Im Weltkrieg steigerte sich die Zahl außerordentlich. Insgesamt lieferten die französischen Kolonien über 700 000 farbige Soldaten und ca. 240 000 farbige Arbeiter. Von dieser Zahl stellten die Atlasländer allein 262 700 Soldaten und 129 300 Arbeiter, die auch ihrer Qualität nach die andern Kolonialtruppen übertrafen. Die nordafrikanischen Regimenter zählen nach französischem Urteil zu den Elitetruppen, und die Berber nennen sich selbst stolz die Kerntruppen Frankreichs. Durch die Einführung der dreijährigen Wehrpflicht für die Farbigen (in Algerien zwei Jahre) werden sich diese Zahlen in Zukunft noch erheblich steigern. Nach Angaben des Obersten Fabry kann in einem zukünftigen Krieg mit 1½ Millionen farbiger Soldaten gerechnet werden, davon allein 600 000 bis 700 000 Mann aus Nordafrika und den Senegalgebieten.

Von der aktiven französischen Armee von 593 000 Mann entfallen nach dem offiziellen Völkerbundsbericht auf die farbigen Truppen ungefähr 270 000 Mann. In Tunesien, Algerien und Marokko stehen ständig etwa 140 000 Mann, das sind 8 Infanteriedivisionen und 4 Kavalleriebrigaden nebst 4 afrikanischen Luftgruppen, die nicht nur diese Gebiete beherrschen sollen, sondern auf Abruf bereitstehen, um nach Frankreich transportiert zu werden. Überdies liegen im Mutterland selbst 6 mobile Kolonialdivisionen, davon 2 nordafrikanische, mit über 70 000 Mann in Garnison, die zur Heimatarmee zählen. Die farbigen Truppen stellen also heute ein wesentliches Element der französischen Wehrmacht dar, das um so größeren Nutzen bringen wird, je schneller und sicherer sich der Transport vollzieht. Der Transportfrage gilt daher die Hauptsorge des französischen Generalstabes.

Vorbedingung für einen schnellen Transport ist ein gutes Bahnnetz. Die Atlasländer besitzen ein Bahnnetz von einer ähnlichen Dichte wie etwa Südafrika oder Britisch-Indien. Der Bahnbau erfolgte in der Zeit der militärischen Okkupation vornehmlich nach strategischen Gesichtspunkten. Das nordafrikanische Bahnnetz wird von den Franzosen selbst als unvollkommen und ungenügend bezeichnet. Das schwierige bergige Gelände, die organisatorische Zersplitterung und die verschiedene Spurweite standen einem schnellen Ausbau entgegen. Erst mit dem Gesetz von 1922 wurde eine einheitliche Planung erlaubt. Die wichtigste Bahn ist die Linie, die von Casablanca über Fes durch Algerien nach Gabes in Tunesien führt. Sie verbindet die atlantischen mit den Mittelmeerhäfen und erlaubt somit der französischen Heeresleitung, ihre afrikanischen Truppen beliebig zu verschieben und entweder in atlantischen oder Mittelmeerhäfen zu verladen, was von größter Wichtigkeit sein kann. Von dieser Küstenlängsbahn gehen Stichbahnen in das Innere, die einerseits die politische Durchdringung der Sahara, andererseits den Transport der Massengüter des Innern (Erze, Phosphate) zu den Mittelmeerhäfen gewährleisten.

Die drei in die Sahara vorstoßenden Stichbahnen mit den Endpunkten Colomb Bechar, Djelfa, Tuggurt bilden die beste Möglichkeit zur Verwirklichung

eines Projektes, das von den Franzosen seit langem verfolgt wird, die Transsaharabahn! Schon 1845 tauchte der Gedanke auf, Westafrika mit Algerien zu verbinden. Seitdem ist der Gedanke nie zur Ruhe gekommen. Technische Schwierigkeiten würde der Bau heute nicht mehr bereiten, denn die Sahara besteht keineswegs nur aus Sanddünen, vielmehr wechseln Steppe und Wüste mit Kiesboden ab. In der Mitte erhebt sich das gewaltige Hoggarmassiv. Vielfach ist der Boden der Wüste so hart, daß man Schwellen fast unmittelbar verlegen könnte [Welsch (10)]. Viel schwerer dürfte die militärische Sicherung der Bahn sowie die finanzielle Fundierung durchzuführen sein. Die Bahn wird sich kaum rentabel gestalten. Ihre Hauptbedeutung ist ja auch militärpolitisch. Durch sie würde der Senegal und der Sudan an Algerien und an die Mittelmeerhäfen angeschlossen werden, so daß der weite Seeweg erspart würde. Die strategische Bedeutung der Transsaharabahn wird ohne weiteres klar, wenn man bedenkt, daß die Negertruppen aus dem Sudan durch die Sahara bis auf fünf Tagereisen an Algier und sechs an Marseille herangerückt werden. Frankreich würde damit Westafrika noch dichter an das Mittelmeer und an sich selbst heranziehen. Die wahrscheinliche Streckenführung der Bahn wurde durch die Reise, die 1929 der damalige Kolonialminister Maginot unternahm, vorgezeichnet. Er benutzte den Weg von Gao am Nigerknie nach Colomb Bechar. Als Ausgangspunkt am Mittelmeer scheint Oran oder der im Ausbau befindliche algerische Hafen Nemours in Aussicht genommen zu sein [Piquet (11)]. Obwohl noch Anfang 1935 die Kolonialwirtschaftskonferenz in Paris sich für den Bau der Transsaharabahn einsetzte, deren Kosten auf 3,8 Milliarden Francs geschätzt wurden, ist aus finanziellen Gründen mit der Durchführung noch nicht begonnen worden. So hilft man sich einstweilen mit Flugverkehr und Raupenautos.

Die algerische Küste besitzt keine guten Naturhäfen, sie bietet nur kleineren Fahrzeugen in ihren Felsenbuchten Schutz, was die Seeräuberei seit jeher begünstigte. Die Franzosen haben unter großen Kosten erst Kunsthäfen anlegen müssen. Da 95% des Handels über diese Seehäfen geht, müssen sie besonders sorgfältig ausgebaut werden. Sie erfordern umfangreiche Molenbauten, die sich weit in das Meer hinaus erstrecken. Das Laden und Löschen der Schiffe vollzieht sich ziemlich ungeschützt, was in bezug auf Truppenverladungen und ihre Bedrohung von See und aus der Luft sehr interessant ist. Die technische Ausrüstung der Häfen mit Kohlen- und Erzförderanlagen ist ausgezeichnet, Algier besitzt sogar zwei Docks. Der tunesische Kriegshafen Biserta, der, im Gegensatz zu den algerischen Häfen, eine geräumige Innenbucht zur Verfügung hat, besitzt ausgedehnte Dockanlagen und Reparaturwerkstätten für die Kriegsmarine. Die bedeutendsten Häfen sind Algier, Oran und Tunis, die gute Schiffsverbindungen haben. Oran hat in den letzten Jahren mit einer Tonnage von 3 235 000 Tonnen Algier mit 1 513 000 Tonnen überholt. Beide Häfen bilden heute auch Kohlenhäfen für die internationale Schiffahrt an Stelle von Gibraltar und Malta.

Die französische Handelsflotte ist in ihrer Entwicklung ungenügend. Oftmals mußte der Staat eingreifen, um die staatsnotwendige Tonnage zu erhalten. Während des Krieges machte sich ein gefährlicher Mangel an Schiffsraum bemerkbar. Die Seetransportfrage zwischen dem Mutterland und Nordafrika ist aber nach französischem Urteil eine Lebensfrage. Um so erstaunlicher ist es, daß trotz vielfacher Klagen noch kein grundlegender Wandel eingetreten ist. Auf der Route zwischen Frankreich und Algerien herrscht Flaggenmonopol. Der Passagier- und Postverkehr ist drei französischen Gesellschaften (mit zusammen 27 Schiffen) vorbehalten, die bestimmte Verpflichtungen übernehmen müssen. Der Staat baute nach dem Kriege, um den Schiffspark zu verbessern, acht neue Schnelldampfer, die er den betreffenden Gesellschaften verpachtete. Die schnellen Salondampfer sind für den Kriegsfall als Truppentransporter ausersehen. Die schnellste Verbindung besteht zwischen Port Vendres—Algier in 21 bis 22 Stunden. Ob diese Fahrzeiten im Ernstfall noch unterboten werden können, ist nicht bekannt, aber naheliegend.

Im übrigen besteht seit 1929 auch eine mit Wasserflugzeugen betriebene tägliche Luftverbindung nach den Atlasländern. Die Strecke Marseille—Algier wird in 5 Stunden, Marseille—Tunis in ungefähr 8 Stunden durchflogen.

Die strategische Aufgabe

Gemäß der in der Einleitung schon besprochenen kontinentalen Einstellung bevorzugt der Franzose merkbar die Armee vor der Marine, die festländischen Wehrmittel vor den maritimen. Diese Gesamtauffassung bleibt nicht ohne Einfluß auf das Verhältnis zum Mittelmeer. Für die Franzosen bildet das Mutterland und Nordafrika einen kontinentalen Block, der durch einen breiten Graben getrennt ist, und der auf dem kürzesten Wege überquert werden muß. Das französische Interesse konzentriert sich somit vorwiegend auf das westliche Mittelmeer. Hier beansprucht Frankreich die Überlegenheit zur See und den restlosen Schutz seiner wichtigen Seeverbindungen. In der Tat hat Frankreich auf allen Flottenkonferenzen für seine Marine nur die Überlegenheit über Italien und Deutschland verlangt, es hat nie mit den großen Seemächten rivalisiert (außer in U-Booten). Hier zeigt sich seine Bereitschaft zur Unterordnung unter die führende Seemacht. In diesem Sinne ist Frankreich keine echte Seemacht, denn eine solche verlangt immer die totale Beherrschung eines Meeres. Dieser Totalitätsanspruch liegt im Wesen der Seemacht begründet. Es ist daher unwahrscheinlich, daß die französische Auffassung auf die Dauer der viel weiteren italienischen Auffassung vom Mittelmeer gewachsen sein wird.

Erst im Weltkrieg erkannte Frankreich die ganze Bedeutung seiner Seeverbindungen nach Nordafrika. Nach den Angaben des französischen Admirals Castex (12) betrug die Zahl der allein für Frankreich von 1914—1918 zur See transportierten Mannschaften (einschließlich Expeditionen, Urlauber usw.) 2 365 000

Mann! Wenn man bedenkt, daß diese Zahlen in Zukunft noch steigen werden, dann wird man verstehen, daß die Hauptaufgabe der französischen Marine in der unbedingten Sicherung dieser Truppentransporte beruht. Der Ausbau der Häfen und Bahnen dient diesem Zweck ebenso wie der Neuaufbau der französischen Marine in den letzten Jahren. Die französische Flotte zählt heute zwar nicht zu den größten der Welt, sie ist aber immer noch zahlenmäßig stärker als die italienische. Als Kriegshäfen stehen ihr im Mittelmeer Toulon und Biserta sowie zahlreiche Stützpunkte zur Verfügung. Das französische Stützpunktsystem im westlichen Mittelmeer macht aber trotzdem kein „französisches Meer" aus diesem Seegebiet, denn es wird einerseits im Süden von der großen britischen Seestraße Gibraltar—Suez durchschnitten, im Westen durch das italienische Sardinien flankiert. Fast genau in der Mitte der Seeverbindungen Marseille—Algier liegen die spanischen Balearen, die damit eine außergewöhnliche strategische Bedeutung erlangen. Hier haben sich in der Seekriegsgeschichte zahlreiche Kämpfe abgespielt, und auch heute beweisen die Engländer ihr Interesse dadurch, daß sie fast jährlich die Übungen ihrer Mittelmeerflotte dort stattfinden lassen. Von den Balearen aus können die französischen Seetransporte jederzeit unterbrochen werden. Die Haltung Spaniens wird dadurch in jedem Mittelmeerkonflikt von ausschlaggebender Wichtigkeit. Die vor einigen Jahren durchgeführte Befestigung der Balearen mit englischen Geschützen und die Verstärkung der Garnison ist ein Beweis dafür, daß man in Spanien entschlossen ist, die Freiheit des Handelns unter allen Umständen zu wahren.

Eine besonders günstige geographische Lage besitzt der tunesische Kriegshafen Biserta. Von ihm aus kann man sowohl den Seeverkehr im westlichen Mittelmeer decken als auch gleichzeitig zur Offensive gegen einen östlichen Gegner vorgehen. An dieser Stelle kommen sich Afrika und Sizilien sehr nahe und bilden eine Seestraße, die relativ leicht zu schließen ist. Wer Tunis besitzt, beherrscht auch zum großen Teil den Durchgangsverkehr zwischen dem östlichen und westlichen Mittelmeer. Aus diesen Gründen entstanden hier Karthagos erbitterte Kämpfe mit Rom. Die geopolitische Lage von Tunis bot jedem Besitzer eine beherrschende Stellung im Mittelmeer und eine hervorragende Ausfallstellung in die Sahara. Das in der Nähe des alten Karthago liegende Tunis bedeutet mit Biserta deshalb für Frankreich einen sehr wertvollen Besitz, für Italien aber ein stets lockendes Ziel! Es fragt sich allerdings, ob nicht durch die Entwicklung des Flugzeugs Biserta einen Teil seiner früheren Bedeutung eingebüßt hat, da es heute im Flugbereich der von Sizilien aus operierenden italienischen Luftstreitkräfte liegt.

Der Schock, den das Bombardement algerischer Häfen durch „Goeben" und „Breslau" am 4. August 1914 verursachte, wirkt heute in Frankreich noch nach. Damals wurde die gesamte französische Flotte zur Begleitung der Mittelmeertransporte aufgeteilt, was das Entkommen der deutschen Kriegsschiffe wesentlich erleichterte. Nur auf Gerüchte vom Auftauchen eines deutschen Kreuzers im Atlantik

hin wurden kurz danach die marokkanischen Transporte angehalten und dann über Gibraltar nach Marseille dirigiert. Erst nach Eintreffen eines britischen Kreuzergeschwaders wagte man, den Atlantikverkehr wieder aufzunehmen (13). Die Nachwirkung jener Ereignisse zeigt die französische Sorge vor einer Wiederholung. Im Weltkrieg schützte indirekt die englische Seeherrschaft die französischen Seetransporte. Sämtliche französischen Regierungen bemühen sich seit 15 Jahren, von London Zusatzgarantien in Europa zu erlangen, die sich dann automatisch auf das Mittelmeer erstrecken würden. Man weiß in Paris sehr gut, daß die französische Stellung im Mittelmeer sehr stark ist, solange man mit England befreundet ist. Jedoch allein auf sich gestellt, sieht Frankreichs Lage anders aus. Man rechnet anscheinend in Paris mit der Möglichkeit, in einem Mittelmeerkonflikt das westliche Mittelmeer räumen zu müssen und die Truppentransporte über die marokkanische Atlantikküste gehen zu lassen. Die doppelte Seefront Frankreichs würde das ohne weiteres erlauben, nur fragt es sich, ob bei Verlust der Seeherrschaft im Mittelmeer Tunesien und Algerien auf die Dauer zu halten sind.

Die Schwierigkeit, die atlantische und die Mittelmeerflotte schnell zu vereinigen, haben in Frankreich den Gedanken eines Garonne-Kanals von Bordeaux nach Narbonne entstehen lassen, der die Biskaya mit dem Mittelmeer verbinden und erlauben würde, die französische Flotte auf der inneren Linie unter Umgehung Gibraltars zu verschieben.

Da Frankreich sich auf dem Meer anscheinend nicht ganz sicher fühlt, bemüht es sich, den Seeweg möglichst abzukürzen. Spanien bildet im Westen eine Landbrücke nach Afrika. Wenn es gelänge, die afrikanischen Transporte auf dem Landweg über Spanien zu leiten, dann hätte man sie erfolgreich etwaigen Angriffen zur See entzogen. Tatsächlich haben mehrmals Versuche stattgefunden, Spanien zu veranlassen, die Bahnstrecke Irun—Madrid—Algeciras zweigleisig auf französische Spurweite auszubauen und für französische Truppentransporte freizugeben. Bis heute sind diese Versuche allerdings ergebnislos geblieben. Man darf aber erwarten, daß sie wieder aufleben, wenn die Projekte des „Gibraltartunnels" und der Transsaharabahn durchgeführt würden. Die Verbindung dieser Bauten miteinander würde, ein spanisches Durchmarschrecht vorausgesetzt, eine ungeheure französische Kontinentallinie vom Rhein bis zum Kongo ergeben, die an keiner Stelle seestrategisch angreifbar wäre. Aber noch sind das Zukunftspläne.

Gegenüber der politischen Bedeutung des westlichen Mittelmeeres tritt das östliche Mittelmeer für die französische Politik entschieden zurück. Abgesehen davon, daß die Seeverbindungen zu den osteuropäischen Bundesgenossen Frankreichs (Rußland!) dort hindurchführen, besitzt Frankreich noch das Mandat über Syrien, das dadurch eine Rolle spielt, daß es in dem Hafen Tripolis den französischen Endpunkt der Ölrohrlinie aus dem Irak bewacht. Syrien liegt aber zu exponiert und

zu eingeengt zwischen der Türkei und englischen Gebieten, als daß es als etwaiger Ausgangspunkt einer neuen französischen Orientpolitik in Frage käme. Von einigen Franzosen wird es sogar nur als Kompensationsobjekt betrachtet. Im übrigen liegt die französische Arbeit in diesem Erdteil mehr auf wirtschaftlichem und kulturellem Gebiet. Aber in den letzten Jahren machten sich von der Türkei und der nationalistischen Bewegung im Vorderen Orient Gegenkräfte bemerkbar, die auch auf die Atlasländer wirkten. Die französische Bildung der jungen Araber ergab keineswegs immer ein Frankreich günstiges Resultat. Die Berührung mit Europa im Weltkrieg und die Propagierung des Selbstbestimmungsrechts der Völker hinterließen dort ebenfalls ihre Spuren. Die Jung-Algerier und Jung-Tunesier stellten nach dem Krieg politische Forderungen, die Destour-Partei forderte sogar das Statut Syriens oder Ägyptens für Tunesien. Diese Erscheinungen muß man im größeren Rahmen des erwachenden Nationalgefühls der gesamten farbigen Welt werten. Es wäre aber verfrüht, aus jenen Vorfällen etwa Schlüsse über die Stellung der Franzosen in den Atlasländern zu ziehen. Im allgemeinen ist die Herrschaft der Franzosen dort sicher, solange sie sich auf den unbedingten Herrschaftswillen der Heimat stützen kann. Und daß dieser Wille vorhanden ist, zeigt der auch in Frankreich einsetzende Erneuerungsdrang der jungen Generation. Frankreich wird seine Stellung im Mittelmeer ebenso zäh verteidigen wie jene in Mitteleuropa, solange es so denkt wie Charles de Gaulle:

„Das Schwert ist die Achse der Welt, und Größe verträgt keine Teilung!"

(10) O. Welsch, Die französische Transsaharabahn, Zeitschrift für Geopolitik, Heft 5. 1931. — (11) Piquet, L'Algérie Française. Colin, Paris 1930. Seite 347. — (12) Admiral Castex, Théories Stratégiques, Paris 1930. Bd. 1, Seite 72. — (13) Castex, Seite 240.

Weitere Literatur:

E. Scheu, Frankreich, Ferdinand Hirth, Breslau 1923. — E. von Hippel, Der französische Staat der Gegenwart, Hirth, Breslau 1928. — K. Schwendemann, Frankreich, Weltpolitische Bücherei, Band 27—28, 1932. — A. Zimmermann, Die Kolonialpolitik Frankreichs, Mittler & Sohn, Berlin 1901. — Les Guides Bleus, Algérie-Tunisie, Hachette, Paris 1927. — S. Gsell, Marçais, Yver, Histoire D'Algérie, Paris 1927. — M. E. F. Gautier, L'Evolution de L'Algérie de 1830 à 1930. — J. Célérier, Le Maroc, Colin, Paris 1931. — H. Rohde, Italien und Frankreich in ihren politischen, militärischen und wirtschaftlichen Gegensätzen, Mittler & Sohn, Berlin 1931. — H. Münnich, Der Verkehr Algeriens-Tunesiens mit Frankreich, Dissertation, Leipzig 1933. — Wittschell, Die tunesische Frage, Zeitschrift für Geopolitik, Heft 12, 1927. — Dr. Greiser, Das französische Kolonialreich in Afrika, Marine-Rundschau 1929. — Annuaire Militaire, Völkerbund Genf 1933. — C. A. Faber, Kurze Zusammenstellung über die französische Armee, Berlin 1934. — K. L. von Oertzen, Rüstung und Abrüstung, Mittler & Sohn, Berlin 1934. — Col. Ch. de Gaulle, Frankreichs Stoßarmee, Voggenreiter Verlag, Potsdam 1935.

HANS HUMMEL:

Das Mittelmeer in der englischen Politik

Als 1598 die Tudorkönigin Elisabeth den hansischen Stahlhof in London zur Auflösung zwang, zog sie dadurch bewußt den Schlußstrich unter eine einhundertjährige Entwicklung, die das britannische Inselreich aus der agrarischen Isolierung herausführte, die kontinentale Abschnürung Englands durchschlug und das englische Volk am Wachstum der Weltgeschichte und des Welthandels Anteil nehmen ließ. Aufkeimende Unternehmungslust englischer Kaufleute, der Merchant Adventurers, die den Handelsweg der Hanse umkehrten, und die Niederlassungen an der nordamerikanischen Küste, für die die Mayflower einen Stamm begeisterter Kolonisatoren herüberbrachte, ließen mit Hilfe der gelehrten Thesen des Hugo Grotius von der Freiheit der Meere das englische Volk den Kampf um den Reichtum der Erde aufnehmen. Der Untergang der Armada hatte den einen Gegner jedes neu hinzukommenden Teilhabers am Weltreichtum bereits geschwächt. Der unaufhaltsame Niedergang der spanischen Seemacht ließ in England und Holland den Wunsch entstehen, dieses Erbe anzutreten. Der gefährlichste Gegner, Frankreich, schien in europäischen Konflikten so weit gebunden zu sein, daß er auf das Wachsen neuer Kolonialmächte wenig achtgab. Und doch liegt der Aufstieg Englands zur Weltmacht in seinem Kampfe mit Frankreich begründet. An diesem Kampf haben sich die Holländer jeweils dann beteiligt, wenn es ihnen für Sicherheit und Aufstieg des eigenen Bereiches notwendig erschien.

Nachdem der Handel der italienischen Städte durch die Entdeckungen zugrunde gerichtet worden war, hatten wohl Spanien und Portugal den ozeanischen Handel übernommen, aber bald rückte das Schwergewicht weiter nach Norden; denn Iberien hatte nur die Erfahrungen eines seefahrttreibenden Mittelmeerlandes ausgenützt, jedoch fehlte ihm mangels eines aufnahmefähigen Hinterlandes die politische und wirtschaftliche Berechtigung dazu. Als ausreichende Erfahrungen Frankreich, England und Holland zur Fahrt auf dem offenen Meer befähigten, glitt das Schwergewicht des Welthandels nach dem Nordwesten Europas, dessen schon seit dem frühen Mittelalter gut eingespielte Verbindungen nach dem kontinental-europäischen Hinterland die Einfuhr auch wirklich gewinnbringend verteilen konnten.

Das Mittelmeer in der europäischen Politik Englands

Die beherrschende Handelsmacht der italienischen Häfen war also schon zu Zeiten Elisabeths so weit in den Hintergrund gerückt, daß England mit eigenen Schiffen und eigenen Agenturen seinen notwendigen Handel mit dem Orient auf eigene Rechnung bestellen konnte. Seit dem Beginn des 17. Jahrhunderts befahren englische Handelsschiffe einiger von der Regierung autorisierter Levante-Kompanien im Schutze englischer Convoy-Fregatten das Mittelmeer; die Seeräuberküsten Algiers

und Tripolitaniens werden schon vom ersten Stuart (1623), dann von Cromwell (1655) und Karl II. (1675) in ihrem Treiben gedämpft, und der Handel wird bald schon gegen den holländischen Gegner geschützt. Schon 1652 kämpfen holländische gegen englische Schiffe vor Elba und Livorno, ein staunenswerter Anblick für Spanien, Frankreich und die italienischen Städte. Drakes Kampf gegen spanische Bevormundung und Blakes kraftvolle Seeführung im ersten holländischen Krieg legen den Grundstein zum Ansehen Englands im Mittelmeer.

Jedoch — abgesehen von den kleinen kriegerischen Handelsstützungen der englischen Levantelinien — die wirkliche und bewußte Einflußnahme Englands auf die Geschicke des Mittelmeeres mußte erst dann beginnen, als der Endkampf gegen Frankreich einsetzte. Zwar hatte schon Cromwell in kluger Voraussicht eine Niederlassung an der Straße von Gibraltar geplant, aber die Tatsache, daß 1683 „aus Sparsamkeitsgründen" der englische Besitz Tangers und eines kleinen Hinterlandstreifens aus der braganzischen Erbschaft wenig klug aufgegeben wurde, läßt die Mittelmeerbestrebungen Blakes wieder ins Nichts versinken. Erst die Zufälligkeit, daß die französische Süd- und die spanische Ostküste zu Widerstandszentren und Gefahrenherden im spanischen Erbfolgekrieg wurden, veranlaßte erneut den englischen Vorstoß ins Mittelmeer, der nunmehr aus grundsätzlichen, immer aber noch koalitionspolitischen Erwägungen als endgültig empfunden wurde. Die Festsetzung auf Gibraltar und den Balearen[1]) bedeutet nichts als die endgültige Einsicht, daß ein Gegengewicht und eine Kontrollorganisation gegen die französischen Mittelmeerflotten aufgebaut werden müsse, und zwar an Ort und Stelle. Schon war man sich völlig im klaren, daß der Besitz Gibraltars in Verbindung mit einer schlagkräftigen Flotte die Vereinigung der französischen Atlantik- und Mittelmeerflotten verhindern konnte. Wie sehr man schon im 18. Jahrhundert erkannt hatte, daß die Flottenstützpunkte und die Flotten wechselseitig voneinander abhängig waren, geht aus vielen Kriegsgerichtsurteilen hervor, die jeweils bei gefährlichen Situationen in den mittelmeerischen Stützpunkten mit äußerster Härte gefällt werden mußten. So verlor der jüngere Byng wegen feigen Verhaltens bei einem französischen Angriff auf Menorca den Kopf, und ebenso wurden einige englische Flottenführer wegen Saumseligkeiten beim Entsatz Gibraltars hart bestraft.

Weder die Eroberung Maltas und das Protektorat über die Ionischen Inseln, noch die Seeschlachten von Aboukir und Trafalgar gegen napoleonische Flotten veränderten das Gesicht der englischen Mittelmeerpolitik, deren Interessen einzig und allein auf die Erhaltung des europäischen Gleichgewichtes gerichtet waren. Der englische Handel im Mittelmeer benötigte ohnehin nach der Vernichtung der französischen Flotten keinen besonderen Schutz. Zwar hatte man die napoleonischen Versuche, auf dem Landweg nach Indien zu kommen, ebenso beunruhigt vermerkt wie die neuer-

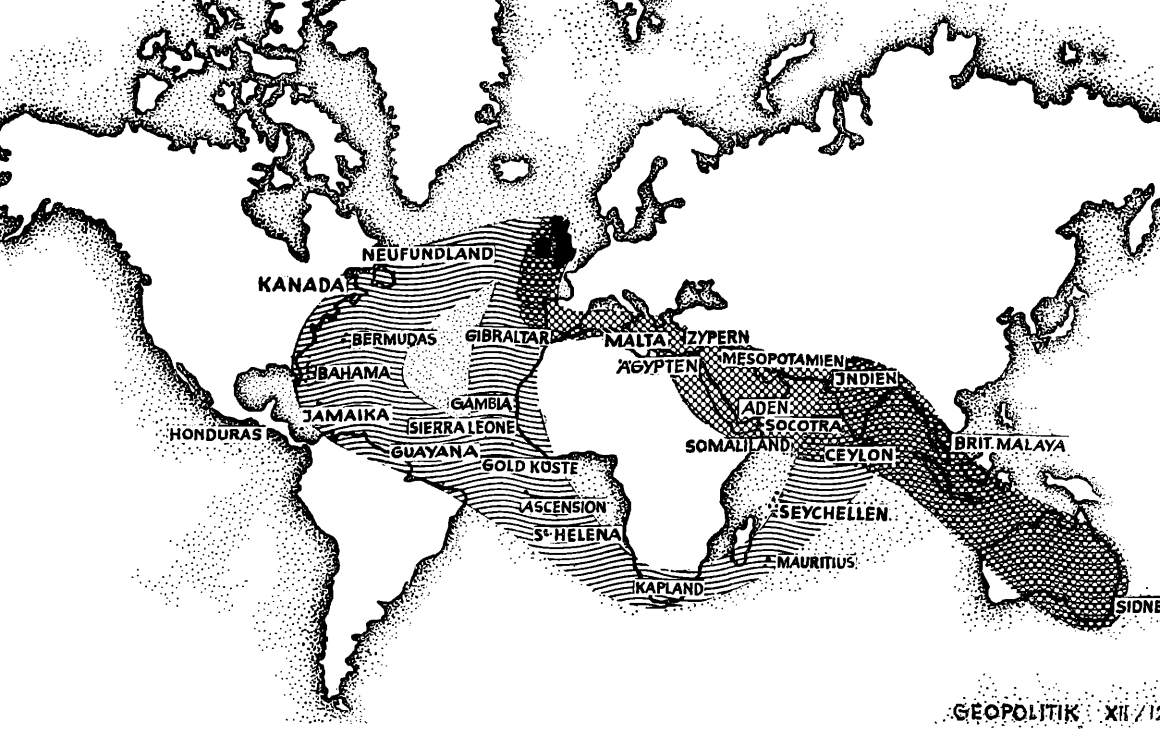
1) Über die Machtpolitik Englands an den mittelmeerischen Sperrstellungen wird in späteren Aufsätzen berichtet.

lichen Versuche der Durchstechung der Landenge von Suez, die man durch den Erwerb Adens 1839 zu kompensieren hoffte, im wesentlichen aber überließ man sich der monopolistischen Sicherheit der Straße um das Kap nach Indien und benutzte die Stellung Gibraltars als Flankenschutz auf den atlantischen Wegen, ohne seiner mittelmeerischen Bedeutung großes Gewicht beizulegen.

Die Eingliederung des Mittelmeeres in die britische Reichspolitik

Zwei Ereignisse jedoch führten eine völlige Änderung englischer Mittelmeerpolitik herbei. Das erste, kleinere — oder zumindest zunächst kleinere — war der Aufstieg einiger südeuropäischer Staaten zur Selbstbestimmung, war die Eroberung Algiers durch die Franzosen, die griechische Befreiung und das italienische Risorgimento. Nicht mehr blieb das Mittelmeer eine Domäne der wenigen seefahrenden Völker, sondern eifersüchtig begannen die neu erstandenen, autochthonen Staaten der Mittelmeerwelt über ihren Rechten zu wachen. Die Stärke der Ansprüche dieser Mittelmeerstaaten lag darin begründet, daß ihre Staatskerne eben direkt im Mittelmeerraum lagen. Erstmalig wurde jetzt die englische Flotte als lästig im Mittelmeer, als Fremdkörper, empfunden. Die zweite, wichtigere Verschiebung trat jedoch erst durch die grandiose Revolution der Weltschiffahrt, durch den Bau des Suezkanals ein. War bisher die englische Mittelmeerpolitik gewissermaßen an die Europaabteilung des Foreign Office gebunden und hatte außenpolitische Interessen, so gewann sie jetzt unmittelbarstes Reichsinteresse.

Als Saumarez, ein Unterführer Nelsons, mit einer kleinen Flotte und zwei Infanterieregimentern den von napoleonischen Truppen besetzten Hafen La Valetta belagerte und schließlich 1800 die Übergabe erzwang, war man sich in London noch keineswegs über die Nützlichkeit einer Dauerbesetzung Maltas im klaren. Denn weder war der Levantehandel Englands im Aufblühen noch bestanden bei den Verhandlungen zum Frieden in Amiens 1802 Befürchtungen über einen neuen Krieg im Mittelmeer, der einzig die Festsetzung auf Malta berechtigt hätte. Also wollte sich England nicht unnötig belasten und ließ Malta in Amiens dem Orden. Als aber ein neuer Napoleon-Krieg drohte und auch ausbrach, als dazu die Malteser Bevölkerung in einer Revolte feststellte, daß die Regierung Englands erwünschter sei als die des Ordens, setzte sich England endgültig fest und behauptete diese Eroberung im Wiener Frieden 1815. Man vernachlässigte aber den Ausbau Maltas ebenso wie die Benutzung des Protektorates über die Ionischen Inseln, eine Schlüsselstellung zur Adria, deren politischer Wert in der Abriegelung des napoleonischen Gouvernements Illyrien gelegen hatte, in der Friedenszeit nach 1815 aber außerordentlich gering war. Einen gewissen Vergleich über die Wertsteigerung Maltas läßt die Summe der Lohnzahlungen an die Malteser Marinearbeiter zu: 1804 £ 95, 1854 £ 260, 1918 £ 20000 wöchentlich!



Bereich englischer Seewege mit Flankierung kolonialer Positionen von 1600 bis zur Eröffnung des Suezkanals

Die britische Reichsstraße nach Asien und Australien über das Mittelmeer

Die Veränderung der britischen Reichswege durch die Eröffnung des Suezkanals

Die beinahe widerwillig aufgenommene Besitzergreifung Maltas erwies sich bereits um 1850 als überraschend richtig, als der Weizenhandel mit dem Schwarzen Meer zunahm, als nach 1835 britische Dampfer über Malta hinaus mit Genehmigung der Pforte Levantehäfen anliefen, um einen gemischten Land-See-Transport nach Indien durchzuführen, und als ausschlaggebend Malta sich glänzend als Hilfs- und Lebensmittelbasis im Krimkrieg bewährte. Dadurch war die Politik um Malta und die anderen englischen Stützpunkte schon zu stark vorbereitet, als daß die Durchstechung des Isthmus von Suez noch eine völlige Umstellung bedeutet hätte. Schon bei den ersten Eroberungszügen Karls X. in Algier 1825 wurde man sich der Störung des britischen Westostweges bewußt und erhob Einspruch, der von Polignac mit der billigen Antwort, es handele sich nur um eine Demütigung der Seeräuber, abgewiesen wurde.

Langsam dämmerte in England das Bewußtsein herauf, daß mit der schnellen Vergrößerung des Welthandels und mit den Fortschritten der Schiffstechnik zum zeitsparenden Dampfschiff ungeheure Umwälzungen des gesamten Weltwirtschaftssystems und somit vor allem der britischen Handels- und Meerespolitik verbunden sein mußten, die das britische Reichssystem zur Einstellung auf neuartige Verhältnisse zwangen. Das erste Wetterzeichen einer neuen Zeit war der Vorstoß Napoleons in die bisher den Briten als bedeutungslos erscheinenden orientalischen Ge-

biete gewesen, der den Orient in den Traum einer pax gallica des Mittelmeeres einfügen sollte. England hatte diesen Versuchen, das britische Ozeanmonopol anzugreifen, entschlossenen Widerstand entgegengesetzt, den es nun, als der Suezkanalgedanke Napoleons von idealistischen, gänzlich unpolitischen Franzosen wieder aufgenommen wurde, mit verschärften diplomatischen Mitteln fortführte. Der Einbezug der Mittelmeerpolitik in die direkte Reichspolitik vollzog sich reibungslos und ohne Aufsehen. England hatte als erstes Land die Folgen eines Suezkanals für die Weltpolitik erkannt.

Die französische Gruppe der Suez-Studiengesellschaft, die unter Einwirkung des für den österreichischen Handelsverkehr hoffenden Metternich von einigen Saint-Simonisten in Frankreich ins Leben gerufen war, brachte 1847 das entscheidende Ergebnis nach Hause, daß ein schleusenloser Kanal möglich sei. Zwar unterstützte der ägyptische Vizekönig Mehemet Ali die Kanalbauer, aber aus Furcht vor dem sehr offiziellen Eingreifen Englands nahm er den englischen Gegenvorschlag eines Eisenbahnbaus Alexandrien—Kairo—Suez an, der das ganze Kanalproblem wunschgemäß bagatellisiert hätte. Erst mit dem Regierungsantritt Said Paschas gewannen die Kanalpläne in Ägypten an Boden. Lesseps, zunächst im Auftrag der Studiengesellschaft, holte 1854 die Genehmigung Saids ein, stieß aber auf den automatisch einsetzenden Widerstand der englischen Geschäftsträger in Kairo und Konstantinopel. Der Sultan entschied sich für England, da hinter den Franzosen bisher noch nicht die heimatliche Regierung stand. Auf eine sehr deutliche Beschwerde Englands in Paris fuhr Lesseps nach London — ohne Erfolg. Lord Clarendon sprach von einem „suicidal act", wenn England zustimmen würde, und Palmerston nannte das Unternehmen vor dem Parlament 1857 eines der vielen „bubble schemes". Vorsichtshalber besetzte England die Insel Perim in der Bab-el-Mandeb 1856. Immerhin — der Führer der wesentlich wirtschaftlich denkenden Opposition in London, Gladstone, erklärte, daß England immer der wirtschaftliche und strategische Nutznießer eines Suezkanals sein würde, „regardless of the ownership of the waterway". Nach einer neuen Konzession durch Said hatte Lesseps 1859 einfach mit dem Bau begonnen. Zweimal erreichte England noch eine Unterbrechung des Baus. Als aber auf einen Schiedsspruch Napoleons und eine neuerliche Quertreiberei der Sultan endgültig einen Genehmigungsferman ausstellte und ihn mit gewissen Bedingungen für die Suezkanalgesellschaft verband, waren alle englischen Einwände entkräftet. Nachdem am 17. Nov. 1869 der Suezkanal eröffnet worden war, zahlte die ersten Durchfahrtsgebühren ein Schiff, das die englische Flagge trug!

Obgleich es sich bis zum letzten gewehrt hatte, war nun die englische Mittelmeerpolitik mit dem Problem der Orientpolitik belastet. Die englische Politik mußte sich, wie so oft, schließlich den Erfordernissen der britischen Wirtschaft fügen. Schon 1870 schrieben die „Times", die vorher führend in der Gegenkampagne gewesen waren: „This country will furnish the dividends that the shareholders will receive. May they be the compensation of our error!" Die Übernahme des Suez-

aktienpaketes des verschuldeten Ismail durch die englische Regierung mit einem Verhandlungszeitraum von genau zehn Tagen gehört zu den Kabinettstückchen britischer Reichspolitik.

Unterdessen waren alle englischen Reedereien auf die Suezroute übergegangen, wenn auch noch bis 1888 die britische Regierungspost in Alexandrien gelandet, auf dem Landweg nach Suez gebracht und dort in denselben Dampfer wieder eingeladen wurde. Die Wirtschaft stellte also die Regierung vor die Aufgabe, den neuen Weg nach Indien mit aller Macht zu sichern.

Die Position Gibraltars als Flankenbasis zum Weg über den Atlantik und als Sperrstellung gegen das Mittelmeer hatte ihren Sinn verloren, Gibraltar wurde Kontrollposten eines Reichsweges, so wie es Kapstadt vorher gewesen war. Die strategische Bedeutung Maltas hatte sich von Grund auf gewandelt. Nicht mehr die Kriegsflagge, sondern die englische Handelsflagge wehte auf dem Mittelmeer.

Daß England, nunmehr vor die Tatsache gestellt, das Ruder herumwarf, geht aus der sehr deutlichen Drohung Derbys an den russischen Botschafter Schouwaloff anläßlich des russisch-türkischen Krieges 1877 hervor, daß nämlich England jeden Versuch der Blockierung des Suezkanals als eine Bedrohung Indiens betrachten würde. Als die 1879 einsetzenden Aufstände Arabi Paschas gegen den Khediven fortdauerten und nicht unterdrückt werden konnten, benutzte England kurzerhand die Gelegenheit, sich über das Nichteinmischungsversprechen der Mächte hinwegzusetzen und nach einem Bombardement Alexandriens „zum Schutz der Europäer und des Khediven" 1882 im Suezkanal Truppen zu landen und gegen Ägypten vorzustoßen. Zwar sicherte England zu, daß die Besetzung Ägyptens von kurzer Dauer sein würde, aber der Mahdi-Aufstand im Sudan „zwang zu längerem Aufenthalt" und zur Besetzung des gesamten Nillandes. Damit hatte England jene Schlüsselstellung am Ostausgang des Mittelmeeres errungen, die es nicht wieder herzugeben gewillt war. Ägypten wurde zum Kernpunkt der englischen Orientpolitik und so zum wichtigsten Eckpfeiler im Sicherheitssystem des größten britischen Reichsweges überhaupt [1]).

Die Vorkriegslösung der britischen Mittelmeerpolitik

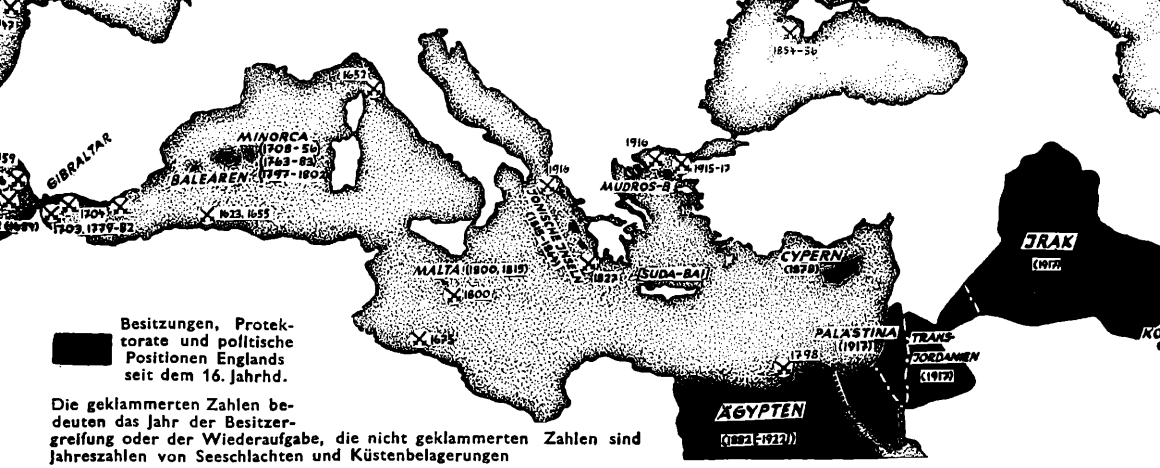
Nachdem die beiden Ausgänge des Mittelmeeres strategisch gesichert waren, mußte es zum Hauptziel der britischen Mittelmeerpolitik werden, das Gleichgewicht der politischen Kräfte am Mittelmeer so zu erhalten, daß die englische Flotte den Ausschlag gab. Die britische Politik war sich dabei über zwei Punkte völlig klar: 1. Die britische Reichsverbindung schnitt störend die natürlichen Bestrebungen der autochthonen Mittelmeervölker, an den afrikanischen, politisch schwachen Gegenküsten Fuß zu fassen und so unter Einbezug eines Meeresbeckens ein „Größeres Frankreich", ein „Größeres Italien" entstehen zu lassen. Diese Schnittpunkte waren in keinem Falle zu vermeiden, wenn man nicht die Existenz des Reichsweges selbst

1) Über die weitere britische Orientpolitik siehe einen späteren Aufsatz über die Ostpforte.

aufgeben wollte. 2. aber verhalf auch nicht eine Vielzahl von Stützpunkten und Flottenstationen zu einer befriedigenden Sicherheit im Mittelmeer selbst. Es ist eine falsche Vorstellung der Militärschriftsteller kontinentaler Völker, daß die Flottenstationen allein die Seemacht erhalten und sichern. Für die Sicherung der Seemacht ist auch nicht nur die Tonnagezahl der Kriegsflotte ausreichend, sondern vor allem der ererbte Geist und die Geschicklichkeit der Marine vom Admiral bis zum Matrosen. Die Anlage von weiteren Flottenstationen im Mittelmeer, die zweifellos für England im Mittelmeer noch bis zur Wende des 19. Jahrhunderts möglich gewesen wäre, hätte nicht nur die ansässigen Mittelmeervölker weiterhin unnötig erregt, sondern hätte vor allem sehr viel Geld gekostet, das man mit größerem Nutzwert in die Flotte selbst stecken konnte. Immerhin vervollständigte man das mittelmeerische Sperrsystem durch die Besetzung Cyperns 1878, die zum Schutze der Türkei vor russischen Angriffen dienen sollte. Nach der Niederlage der russischen Flotte im russisch-japanischen Krieg hatte aber Cypern bereits seine Bedeutung für die Sperrung der Dardanellen eingebüßt und wurde jetzt in das Sperrsystem der Ostpforte eingegliedert. Die britische Admiralität trug jeder Veränderung der maritimen Lage kaltblütig und ohne Rücksicht auf heimatliche Gefühlsregungen Rechnung, verlegte den Standort der einzelnen Flottenteile oder unterließ den Ausbau als nicht geeignet erscheinender Stützpunkte, so z. B. den Ausbau Cyperns, dessen Häfen für Schlachtschiffe nicht erreichbar sind. Wie überall im Britischen Reich setzte sich auch bei der Mittelmeerflotte der Gesichtspunkt der Wendigkeit durch, der Begriff der „temporary bases", der im Gegensatz zu der ängstlichen „Politik der Landnähe" der kontinentalen Völker alle begabten Seevölker beherrscht hat. Andererseits hat ein so meergewohntes Volk, wie es die Briten geworden waren, in der Sicherheitspolitik seiner Reichsstraßen nach Möglichkeit die Landnähe und den Einbau zu großer Landkomplexe als Bindeglieder zwischen dem Reichskern und den lebenswichtigen Kolonien vermieden und hat sich grundsätzlich auf Inseln, Halbinseln oder landabgeschlossenen Küsten festgesetzt. Und auch diese Kettenreihe zeigt einen wohlabgewogenen Abstand der einzelnen Glieder, der mit der durch die Technik wachsenden Aktionsfähigkeit der Flotte wuchs. Stützpunkte sind für das Britische Reich nur notwendige Ausrüstungsstellen für die Flotte, sie dienen nicht der Verteidigung des Seeweges, den einzig und allein die Flotte übernimmt.

Darin unterschied sich die englische Mittelmeerpolitik von der Seemachtspolitik der mächtiger werdenden Mittelmeerstaaten grundlegend. Frankreich und Italien richteten eine Reihe von Stützpunkten ein, die teils den Weg ihres eigenen Handels quer über das Mittelmeer schützen, teils die Kraft der als Störung empfundenen englischen Linie ausgleichen sollten. So blieb die englische Mittelmeerflotte weiterhin der ausschlaggebende Machtfaktor im Mittelmeer, denn ohne schlagkräftige Flotten waren die Stützpunkte Frankreichs und Italiens ohne Wert.

Daß die englische Mittelmeerpolitik den Begriff der „temporary bases" gewisser-



Die politischen und strategischen Ereignisse der englischen Mittelmeerpolitik seit dem 16. Jahrh.

maßen in ihre Bündnispolitik übernahm, entsprang der engen Verbindung, die in den Mittelmeerfragen Politik und Strategie wie nirgends woanders im Britischen Weltreich haben. So wie Malta das westliche Becken vom Ostbecken trennte, berücksichtigte die Politik auch die verschiedenen Verhältnisse im Westen und Osten. Es war selbstverständlich, daß eine Verbindung der Mittelmeerpolitik Italiens und Frankreichs mit allen Mitteln verhindert werden mußte. So wurde im westlichen Becken Italien und Spanien gegen Frankreich ausgespielt, indem England die Offenhaltung der nordafrikanischen Kolonialauseinandersetzung zum Dauerzustand erhob. Solange die Tunisfrage zwischen Italien und Frankreich noch nicht geklärt war, konnte man mit einem Gegensatz zwischen den beiden gefährlichsten Mittelmeermächten rechnen. Diese Politik begann mit der stillschweigenden Unterstützung der Triplealliianz Österreich-Italien-Spanien von 1887 und fand ihr Ende mit dem spanisch-italienischen Geheimvertrag von 1926, der den Italienern Besetzungsrechte auf den Balearen einräumte, die ohnehin mit englishen Geschützen ausgerüstet waren.

Im östlichen Becken waren die Dinge verwickelter, dafür aber um so weniger gefahrdrohend. Rußland hatte seinen Seemachtsehrgeiz nach Tsushima verloren, die starke Stellung der Pforte war durch den Verlust der nordafrikanischen Kolonien, durch den italienischen Krieg und durch die Reibereien im arabischen Reichsteil verschwunden und alle anderen Anrainer im Ostbecken waren machtlos. So genügte es, daß sich die englische Politik der griechischen Freundschaft versicherte. Man dämpfte die italienischen Ambitionen auf ionischen und ägäischen Inselbesitz, indem Korfu dem italienischen Zugriff wieder entzogen wurde. Denn nicht darum hatte England die Ionischen Inseln 1864 an Griechenland zurückgegeben, damit sich Italien dort einrichtete. Gleichzeitig sicherte sich England für seine Flotte die ungehinderte Zufahrt zur Ägäis und zu den Dardanellen durch die Genehmigung, griechische Häfen und im besonderen die Suda-Bai auf Kreta unbeschränkt zu benutzen.

So blieb als sichtbarer strategischer Mittelpunkt Malta, die Insel zwischen West- und Ostbecken. Gleich weit von Gibraltar wie von Port Said entfernt, in seiner Lage

dadurch begünstigt, daß die beiden Küsten der sizilischen Straße in verschiedenen Händen sind, wurde es zur Basis der Mediterranean Fleet mit erheblichen Mitteln ausgebaut. Die Insel wurde das wesentlichste Hilfsmittel für die Erhaltung der Sicherheit des britischen Reichsweges in strategischer Hinsicht, denn es bot der Flotte die kürzesten Wege zu den entferntesten Stellen des Mittelmeergebiets. Zu Recht konnte für die Zeit um 1900 festgestellt werden: „Malta is the most powerful maritime fortress in the world, stronger than Gibraltar or Hongkong in having no land frontier to protect, and capable for this reason of greater powers of self-defence than any other of our Imperial strongholds" (Murray). Seither jedoch haben Politik und Technik den klugen Aufbau der englischen Mittelmeerpolitik erneut von Grund auf verändert.

Der Krieg im Mittelmeer und seine Folgen für die britische Politik

Das Gesamtsystem der englischen Bündnis- und Flottenpolitik im Mittelmeer erwies sich bei der zunehmenden Spannung und beim Ausbruch des Weltkrieges als durchaus richtig vorbereitet. Rechtzeitig hatte man Italien aus dem Dreibund gelöst. Die Erkenntnis, daß die Schwäche der Türkei zu Komplikationen auch in der Mittelmeerfrage führen müßte, veranlaßte Salisbury bereits 1895 zu einem Teilungsvorschlag. Als Deutschland aus dem türkischen Bahnbauunternehmen der Deutschen Bank zu einer Stützungspolitik der Türkei überging, war England zunächst im Interesse der Fernhaltung Rußlands aus dem Mittelmeer einverstanden. Als jedoch eine Einigung zwischen Rußland und England erzielt war, betrachtete man den deutschen Vorstoß der Bagdadbahn als reichsgefährlich und kompensierte ihn durch politische Vorstöße in Persien und offizielle Teilnahme am Bahnprojekt. Die strategischen Stellungen Englands im Mittelmeer zusammen mit der Stützung der italienischen Ansprüche auf Albanien und Dalmatien erwiesen sich im Weltkrieg als ausreichend, denn weder gelang den Mittelmächten der Einbruch ins Mittelmeer auf dem Seeweg, noch konnte man den Sieg über die alliierten Truppen und Flotten an den Dardanellen zu einer Ausbreitung kriegerischer Aktionen auf das Mittelmeer verwerten. Der mit geringem Nachdruck durchgeführte Versuch, durch eine Eroberung des Suezkanals den lebenswichtigsten Weg Englands zu sperren, scheiterte am Widerstand der englischen Truppen. Der einzige Gefahrenpunkt des Mittelmeerkrieges, die griechische Neutralität, wurde durch Blockade, Ultimaten und Besetzung einzelner Inseln und Salonikis gebrochen. So wurden nur die Sperrstellen des Mittelmeeres von den Ereignissen des Krieges berührt.

Der blinde Eifer Englands, die Mittelmächte um jeden Preis zu vernichten, ließ nach dem Weltkrieg im Mittelmeer eine Situation für die britische Politik entstehen, die sich vor allem durch zwei Tatsachen von der Vorkriegszeit unterschied: zum einen war mit der Zerschlagung der Türkei zwar durch Palästina, Arabien und den Irak die Ostpfortenposition Englands wesentlich gestärkt, aber zugleich hatte

man den türkischen Schutz an den Dardanellen gegen Rußland zugrunde gerichtet. Allerdings war der russische Koloß in kontinentale Wirren zurückgekehrt, aber auf die Dauer würde sich Rußland nicht vom warmen Meer fernhalten lassen. Zum anderen hatte die englische Politik selbst jenen Gegner im Mittelmeer auf den Plan gerufen, der seither die Führung der Mittelmeervölker übernahm, das gesamte Mittelmeergebiet politisch als mare clausum erklärte und heute stärker als je die Eigenständigkeit mittelmeerischen Lebensgefühls repräsentiert: Italien.

England schränkte zwar die in London 1915 gegebenen Versprechungen wieder ein, zumal sich die anatolischen Ansprüche Italiens aus diesem Vertrag ohnehin nicht durchführen ließen, aber andererseits stand man der italienischen Expansion im Interesse der Gleichgewichtspolitik im Mittelmeer zunächst wohlwollend gegenüber. Italien jedoch fühlte sich betrogen und begann seinerseits mit einer zähen Flotten- und Bündnispolitik, die zu sehr positiven Ergebnissen auf dem Balkan und auch im Orient führte. Nebenher setzten direkte Angriffe gegen die britische Regierung auf Malta ein, indem man die Inseln wegen der italienischen Mehrheit ihrer Bewohner als italienische Irredenta erklärte.

England nahm diese Angriffe auf Malta ruhig hin, denn im neuen, durch den Weltkrieg hervorgerufenen Zeitalter des Luftkrieges war der Wert Maltas als Flottenbasis sowieso zweifelhaft. Die britische Regierung überschätzte nicht die Gefahr des Luftkrieges für Malta, mußte aber einsehen, daß die Marinearsenale sowohl dem italienischen als auch dem französischen Luftüberfall offenstanden und stark gefährdet waren. England bedachte die Gegenwirkung und richtete nach langem Zögern Malta auch als Flugbasis her, denn der Aktionsradius einer Bomberflotte von Malta bezieht Neapel, Bizerta und Sardinien ohne Schwierigkeit ein. Indem man aber Malta dem Luftkrieg überließ, gab man es als Flottenbasis auf. Die Vorbereitungen dafür waren längst getroffen und erwiesen sich bei der Mittelmeerspannung des Jahres 1935 als klug gewählt. Während man schon früher Gibraltar erneut verstärkt und dem Tätigkeitsfeld der Atlantic Fleet angefügt hatte, begann die englische Admiralität nunmehr, für die Mediterranean Fleet eine sichere Basis im Ostbecken zu schaffen, die durch die Sperrlinie Cypern-Haifa-Alexandrien garantiert wird.

Die neue britische Mittelmeerpolitik eine Rückkehr zur Ausgangsstellung

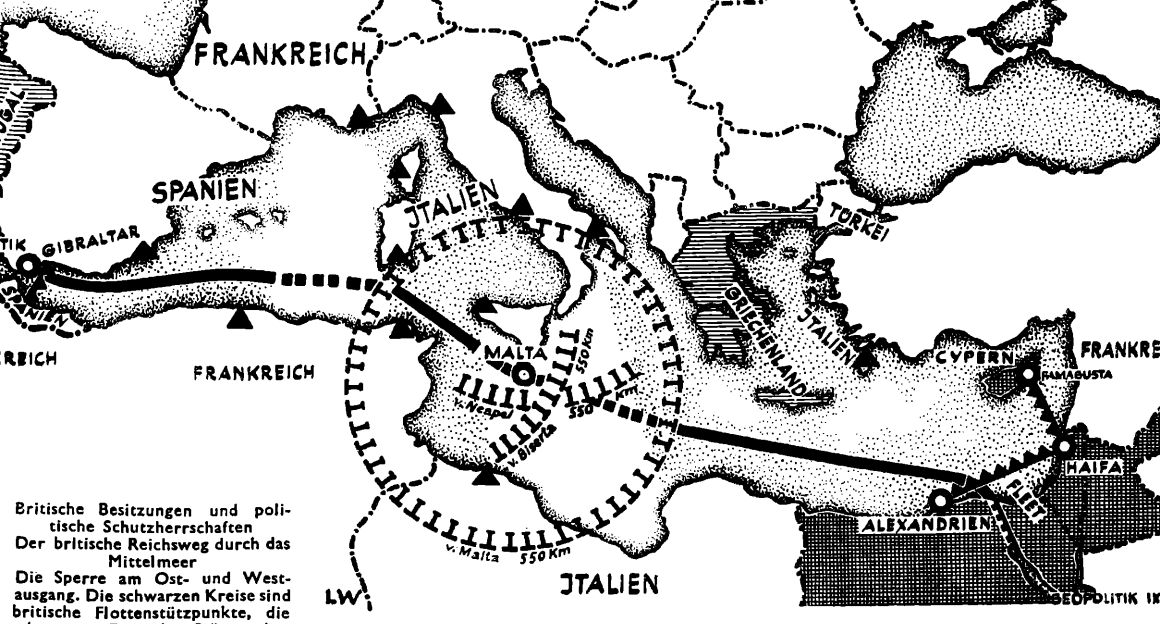
Mit dieser Bevorzugung der Sperrlinien im Osten und Westen im Gegensatz zur früheren Machtkonzentration in Malta bekannte sich die britische Admiralität eindeutig zu der Feststellung, daß im Falle eines Mittelmeerkrieges, gleich mit wem, die Sicherheit des britischen Reichsweges durch das Mittelmeer nicht mehr aufrechterhalten werden kann. Der Rückzug der Mediterranean Fleet 1935 nach Ägypten und Palästina ist ein augenfälliger Beweis dafür, daß für England nunmehr die Position der politischen Eigenkräfte des Mittelmeeres zu starkem Widerstand ge-

wachsen ist. Damit ist nur gesagt, daß im Falle eines Krieges mit Italien oder mit Frankreich der Weg der britischen Handelsschiffe gestört ist. Die Rücknahme der britischen Streitkräfte an die Meeresausgänge beweist im übrigen nichts für einen Verlust der britischen Seestellung im Mittelmeer. Denn die Frage nach dem Sieger bei einer mittelmeerischen Auseinandersetzung ist dadurch keineswegs zugunsten der Mittelmeervölker geklärt. Mit einem entscheidenden Sieg der britischen Flotte über die Flotten der Mittelmeerstaaten würde auch der Handelsweg wieder offen sein. England hat nur in Berücksichtigung der durch die Luftwaffe veränderten Verhältnisse den Abstand der Fronten vergrößert, um bei dieser Gelegenheit die Ausgänge des Mittelmeeres endgültig zu Gefängnistoren zu machen. Allerdings — abgesehen von der tatsächlichen Stärke der britischen Seestellung — hat England die Tendenz seiner Seemachtspolitik grundlegend verändern müssen. Nachdem England Malta als nicht mehr sicher betrachtet, Convoyzüge durch das Mittelmeer im Hinblick auf die große Zahl leichter Streitkräfte der Mittelmeermächte undurchführbar sind, also der Reichsweg im Kriegsfall aufgegeben wird, kehrt England in seine Ausgangsstellung vor der Eröffnung des Suezkanals zurück, das heißt, die britische Mittelmeerpolitik ist nicht mehr direkte Reichspolitik und Sicherheitspolitik, sondern reine Außenpolitik auf europäischer Koalitionsgrundlage. Die Seemachtspolitik des Mittelmeeres erhält durch den schnellen Aufstieg der autochthonen Macht Italiens wieder den Charakter des napoleonischen Mittelmeerkrieges — wenn auch unter anderen technischen Bedingungen.

Mit dieser Einsicht der britischen Flottenführung gewinnt der Weg um das Kap erneute Bedeutung. Die beiderseitige Sperrung des Mittelmeeres durch England gewährt dem englischen Handelsweg um das Kap gefahrenlose Sicherheit vom Kap Finisterre bis Indien. Die verfeinerte Technik der Turbinen- und ölfeuernden Schiffe kommt hier den Notwendigkeiten britischer Politik entgegen. Schon heute benützen Handelsschiffe mit Massengütern gern den längeren Weg ums Kap zur Einsparung der Suezkanalgebühren. Die Bunkerstationen rund um Afrika sind voll ausgerüstet und werden notfalls durch die Kreuzerflotte geschützt.

Mit der Besinnung der Mittelmeervölker auf ihren maritimen Raum, mit ihrem Aufstieg zu nationaler Unabhängigkeit ist die britische Episode im inneren Mittelmeer beendet, die zeitweise den gesamten Mittelmeerraum in das Sicherheitssystem der Reichsstraßen einbezogen hatte.

Als neueste gute Einführung in die englische Geschichte in deutscher Sprache ist zu nennen: G. M. Trevelyan, Geschichte Englands, 2 Bde., München 1935. Ein gutes neues Handbuch über die britischen Reichsprobleme ist J. Stoye, Das britische Weltreich, München 1935. — Beim Nachlesen über das britische Weltreich sollten J. R. Seeley, Die Ausbreitung Englands, Stuttgart 1928, und die Werke von Ch. W. Dilke, Greater Britain, und Problems of Greater Britain, London 1885 und 1890, nie übergangen werden. — Von den militärgeographischen Standardwerken sind die bedeutendsten: Cornish, A geography of Imperial defence, London 1922; D. H. Cole, Imperial military geography, London 1928, und E. W. Salt, Military geography of the British Commonwealth, Aldershot 1925. — Über britische Seemachtspolitik



Britische Besitzungen und politische Schutzherrschaften
Der britische Reichsweg durch das Mittelmeer
Die Sperre am Ost- und Westausgang. Die schwarzen Kreise sind britische Flottenstützpunkte, die schwarzen Dreiecke Stützpunkte Frankreichs und Italiens. Die Bezeichnung Fleet an der Ostsperre kennzeichnet den Standort der englischen Mittelmeerflotte
Staaten mit politischer Bindung an England

Die Situation der britischen Mittelmeerpolitik nach dem Kriege. — Die Vervollkommnung der Luftwaffe bringt für Malta eine gänzlich veränderte Lage. Die Verbindung Frankreichs und Italiens mit ihren nordafrikanischen Besitzungen (weiß gelassen) unterbricht den britischen Reichsweg

seien hervorgehoben: P. A. B. Silburn, Colonial and Imperial defence, London 1909 (veraltet, aber gut!); G. Fiennes, The Ocean Empire: its dangers and defence, London 1914; G. Callender, The naval side of British history, London 1924; F. Hervey, Geschichte der Schiffahrt und Seemacht Großbritanniens bis 1799, Leipzig 1779—1781 (sehr interessante Schilderung des Aufblühens der englischen Seemacht); W. James, The naval history of Great Britain, 6 dicke Bände (rein militärisch). — Über die englische Stützpunktpolitik unterrichten: J. März, Die Stützpunktpolitik der großen Mächte, Berlin-Grunewald 1923; A. M. Murray, Imperial outposts, London 1907; C. H. Crofts, Naval Bases and Coaling Stations, London 1902; H. T. Dorling, Sea-power and outposts of the Empire, In British Empire Survey, Bd. I, London 1924; O. Lenz, Die englischen Militärstationen auf dem Seewege nach Indien, Prag 1903; W. Paschen, Schutz der überseeischen Verbindungen des britischen Reiches, In Marine-Rundschau, Bd. 32, Berlin 1927. — Über Luftpolitik: Sir F. H. Sykes, Imperial defence and the air, In Empire Review, Bd. 37, London 1923; A. E. W. Salt, Imperial air routes, London 1930; Sir S. J. G. Hoare, India by air, London 1927.

Die besten Werke über Machtfragen des Mittelmeerraumes sind: G. de Luigi, Il Mediterraneo nella politica europea, Neapel 1926; R. Pinon, L'Empire de la Méditerranée, Paris 1904; Y. Mantegazza, Il Mediterraneo e il suo equilibrio, Mailand 1914; H. Lautensach, Die Mittelmeere als geopolitische Kraftfelder, In Bausteine zur Geopolitik, Berlin-Grunewald 1928; O. Wachs, Schlaglichter auf das Mittelmeer, Berlin 1898; H. Overbeck, Politisch-geographische Probleme des Mittelmeergebietes, In Geogr. Anzeiger, Bd. 31, Gotha 1930; R. Gay de Montella, Diez años de politica internacional en el Mediterraneo 1904—1914, Barcelona 1916; F. Albi, La politica del Mediterraneo en la postguerra, Valencia 1932. — Im besonderen über die britische Mittelmeerpolitik: E. W. P. Newman, The Mediterranean and its problems, London 1927; J. S. Corbett, England in the Mediterranean, London 1904 (nur bis 1713!); P. Silva, La politica inglese nel Mediterraneo durante i due ultimi secoli, In Scientia, Bd. 34, Bologna 1923; Boy-Ed, England und die Seeherrschaft im Mittelmeer, Marine-Rundschau, Bd. 15, Berlin 1904; Sir F. Maurice, British policy in the Mediterranean, In Foreign Aff., Bd. 5, New York 1926; L. Hennebicq, La route des Indes et l'impérialism anglais, In Rev. écon. intern., Bd. 9, Brüssel 1912; O. Maull, Die politischen Probleme des östlichen Mittelmeeres,

In Geogr. Zeitschr., Bd. 23, Leipzig 1917; E. Pröbster, Die orientalische Frage und das Gleichgewicht im Mittelmeer, In Zwischen Kaukasus und Sinai, Bd. 5, Berlin 1925. — Das bedeutendste und beste historische Werk ist H. L. Hoskins, British routes to India, London 1928.

Über Malta: Allgemein: Sir Th. Zamnit, Malta, La Valetta 1926; G. Peto, Malta and Cyprus, London 1928; C. Lyon, The Maltese islands, In The British Empire Series, Bd. 5, London 1902. — Maltesische Geschichte: W. Hardman, A history of Malta 1798—1815, London 1909; R. Richardson, Malta, Notes on a recent visit, In Scott. Geogr. Magaz., Bd. 22, Edinburgh 1906. — Stützpunkt Malta: Ballard, The development of Malta as a first-class naval base, In Journ. of the R. Un. Serv. Inst., Bd. 65, London 1920 (ausgezeichnet); O. Wachs, Malta, In Marine-Rundschau, Bd. 12, Berlin 1901; E. Fallot, Malte et Bizerte, In Quest. dipl. et colon., Bd. 14, Paris 1902; Vay de Vaya, Malta, In Hist.-pol. Blätter, Bd. 148, 1911; Sir A. J. Cobham, Report on Malta in relation to future air routes, Malta Government Gazette Suppl., La Valetta 1928. — Von den vielen Veröffentlichungen über die Irredentafrage in Malta: E. Dandria, The Malta crisis, La Valetta 1930; Malta, In Nation und Staat, Bd. 3, Wien 1929.

Über Cypern ist wenig Gutes erschienen: W. H. Flinn, Cyprus, Nicosia 1924; G. Chacalli, Cyprus under British rule, Nicosia 1902; B. Lanitis, Cyprus and England, In New World, London 1920; Cyprus and Rhodes, In Near East and India, Bd. 18, London 1920; als Kuriosum: R. H. Lang, Cyprus, is it worth keeping?, In Macmillan, Bd. 40, London 1879.

Eine zusammenfassende Arbeit über den Kapweg gibt es noch nicht. Als klassisch gilt: O. Wachs, Die Etappenstraße nach Indien um das Kap der Guten Hoffnung, In Marine-Rundschau, Berlin 1899.

Die Literatur über die Politik Englands im Orient ist einem späteren Aufsatz über die Ostpforte, über Gibraltar einem Aufsatz über die Westpforte angefügt.

Wulf Siewert:

Italiens Kampf um die Mittelmeerherrschaft

Lage und Entwicklung

Anders als Frankreich und Spanien, die nur eine Seite dem Mittelmeer zuwenden und die auch über eine atlantische Küste verfügen, ist Italien eindeutig auf das Mittelmeer angewiesen. Achtzig Prozent der italienischen Grenzen sind Küsten. Diese allseitige Meeresumschlossenheit gibt der Halbinsel eine geographische Individualität, wie sie stärker nur noch reinen Inselstaaten eigen ist. Der charakteristische italienische Stiefel schiebt sich wie eine Landbrücke weit nach Süden in das Mittelmeer vor und bildet damit die gegebene Ausfallstellung zu einer Politik des Mittelmeeres. Italien scheidet zusammen mit Sizilien das Mittelmeer in zwei Becken, die durch zwei schmale, leicht zu schließende Seestraßen in Verbindung stehen. Andererseits leitet die Adria wie ein Kanal den Seeverkehr weit nach Norden hinauf, wo Venedig einen idealen Umschlagplatz und Verkehrsknotenpunkt bildet. Diese günstige Situation ließ in Italien den natürlichen Gedanken entstehen, die vom Schicksal anscheinend zugewiesene Aufgabe der Durchdringung des Mittelmeerraumes durchzuführen. Ein geeintes starkes Italien wird eine solche Rolle sofort aufgreifen, ebenso wie ein schwaches und zerrissenes Italien zum Spielball der stärkeren Nachbarn herabsinkt. Das alte Rom beherrschte den gesamten Mittelmeerraum nebst seinen

Randgebieten unter einer einheitlichen kulturellen und politischen Idee. Umgekehrt zerfiel das Mittelmeer nach dem Zusammenbruch Roms in geographische Einzelteile. Das kontinentale Norditalien wurde mit der Politik Nordeuropas verknüpft, während Süditalien einem eigenen wechselvollen Schicksal entgegenging.

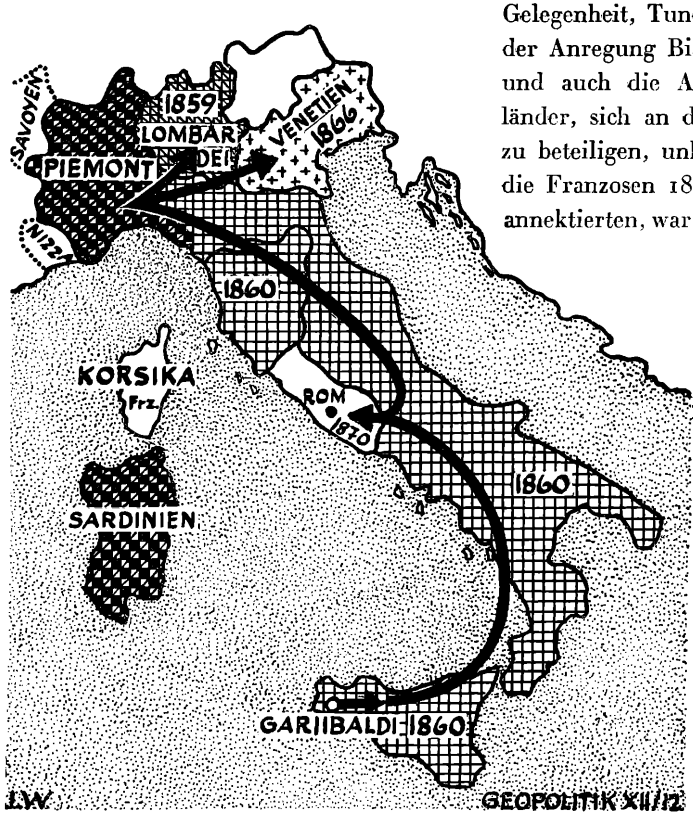
Die Einordnung Oberitaliens in die europäische Kontinentalpolitik bedeutete selbstverständlich die völlige Preisgabe der Mittelmeerpolitik. Etwa 500 Jahre lang war Oberitalien in den Machtkampf zwischen Bourbon und Habsburg verwickelt und diente als Folge dieser Verflechtung zum Schlachtfeld der beiden Mächte. Es gibt kaum einen Ort in der Lombardei, dessen Name nicht an eine Schlacht erinnerte. Abgesehen von der maritimen Sonderstellung Genuas und Venedigs hat die oberitalienische Tiefebene also lange Zeit eine kontinentale Rolle gespielt und das Schicksal Italiens an Europa gefesselt zu einer Zeit, in der der Begriff des Mittelmeerraumes vergessen war. Dadurch, daß Österreich-Ungarn große Teile italienischen Volksbodens besaß, richtete sich der ganze Haß des erwachenden italienischen Volkes im 19. Jahrhundert gegen die Doppelmonarchie. Der Befreiungs- und Einigungskampf war ein vorwiegend kontinentaler, der sich ausschließlich gegen Österreich wandte. Mit französischer Waffenhilfe gelang dem kleinen Piemont unter der geschickten Führung von Cavour die Einigung Italiens 1860—1861. Als Gegenleistung mußten freilich Nizza und Savoyen, das Stammland des Herrscherhauses, an Frankreich abgetreten werden. Das straff organisierte militärische Piemont, das „Preußen Italiens", hatte damit die äußere Einheit hergestellt, allerdings noch nicht die innere. Die süditalienische Frage ist erst in unsern Tagen von dem Faschismus überwunden worden.

Die Jahre der Fremdherrschaft hatten einen starken Nationalismus entstehen lassen. Die politische Literatur konzentrierte sich auf das Nationalitätenprinzip, auf die Befreiung vom fremden Joch und die eigene Staatwerdung. Da die Fremdherrschaft besonders in Norditalien fühlbar war, so nahm dieses dementsprechend den größten Anteil an dieser Frage. Bezeichnend aber für die rein ideelle und, man könnte sagen, autarke Auffassung des Nationalitätenprinzips der damaligen Epoche ist der Umstand, daß die gesamte italienische Literatur von 1815—1860 sich nicht genugtun kann, den friedlichen Charakter des italienischen Volkes zu betonen und Eroberungsabsichten abzulehnen. Im Jahre 1857 sagte Gazzoletti: „Angriffs- und Eroberungskrieg seien Begriffe, die die Italiener längstens vergessen hätten; die modernen Italiener besäßen nur eine Aspiration, hätten nur eine einzige Eroberung zu machen: die der eigenen Unabhängigkeit und Nationalität!" (Michels, 1.)

Der Krieg von 1866 brachte Italien, zwar nicht aus eigener Kraft, sondern indirekt durch den Sieg der preußischen Waffen, endlich Venezien. Damit war ein großer Teil des Programms erreicht. Aber die Alpengrenze und einige italienischsprechende Bevölkerungsteile waren noch in österreichischer Hand. Die Einsicht,

daß hier in absehbarer Zeit keine Änderung eintreten würde, brachte Italien nach langer Zeit den Gedanken einer Überseepolitik nahe, und das neue Italien wuchs jetzt allmählich aus der kontinentalen Verflechtung und Einstellung auf das Mittelmeer hinaus.

Aber diese Wendung vollzog sich unter vielen Hemmungen. Die diplomatische und finanzielle Schwäche der italienischen Regierung war so groß, daß sie sich die Gelegenheit, Tunesien zu besetzen, trotz der Anregung Bismarcks, entgehen ließ, und auch die Aufforderung der Engländer, sich an der Besetzung Ägyptens zu beteiligen, unbeachtet ließ. Als dann die Franzosen 1881 tatsächlich Tunesien annektierten, war die Entrüstung darüber in Italien allgemein. Tunesien, das so dicht vor Sizilien liegt, daß es gewissermaßen dessen Verlängerung bildet, wurde von den Italienern stets als eigene Interessenzone betrachtet, wie sich schon aus ihrer starken Auswanderung dorthin ergab. Um so größer war die Enttäuschung über diesen Verlust. Grollend zog sich Italien zurück und schloß sich im Dreibundvertrag Deutschland und Österreich-Ungarn an. Mit dieser Rückendeckung begann der Süditaliener Crispi seine energische Kolonialpolitik, die zum erstenmal mit der Politik des Nationalitätenprinzips brach und bewußt imperialistisch war. Darum ist Crispi auch einer der wenigen Staatsmänner dieser Periode, die der Faschismus anerkennt.



Die nationale Einigung Italiens 1860 durch Piemont-Sardinien. Savoyen und Nizza werden an Frankreich abgetreten.
Die Zahlen geben das Anschlußjahr der Länder an

Ähnlich wie Deutschland gehört Italien zu den zu spät gekommenen Völkern. Ihre erst spät und unter schweren Kämpfen vollzogene staatliche Einigung lenkte ihren Blick nach innen und fesselte ihre Bewegungsfreiheit nach außen. Daher

kamen beide Völker bei der kolonialen Aufteilung der Welt zu spät. Als Italien unter Crispi endlich den Weg in die Kolonialpolitik fand, mußte es sich mit Eritrea und Somaliland begnügen (1884—1885), die in keiner Weise den Erwartungen entsprachen. Dazu kam, daß der Versuch, Abessinien ein italienisches Protektorat aufzuzwingen, an der schweren Niederlage bei Adua 1896 scheiterte. Mit dem Sturz Crispis endete diese Epoche italienischer Kolonialgeschichte vor allem an der inneren Unzulänglichkeit der damaligen italienischen Parteien.

Noch einmal griff Italien vor dem Weltkrieg aktiv in die Mittelmeerpolitik ein. Gedrängt von der jungen nationalistischen Partei, die sich 1910 um Corradini, Coppola, Davanzati, Federzoni und andere gebildet hatte, und getragen von einer ungeheuren Begeisterung der Öffentlichkeit eroberte Italien 1911—1912 das damals türkische Tripolis. Dieser Schritt hatte eine entscheidende Bedeutung. Nicht nur, daß er die eigentliche Geburtsstunde des jungen italienischen Nationalismus bildete, sondern er sicherte auch Italien in letzter Stunde einen Anteil der gegenüberliegenden afrikanischen Mittelmeerküste, die in Gefahr war, ganz in englisch-französische Hände zu geraten. Im Frieden von Ouchy erhielt Italien 1912 Libyen (Tripolis) zugesprochen, während die Besetzung des Dodekanes, der vor Kleinasien liegenden zwölf Inseln, noch nicht anerkannt wurde. Die Folgen des Krieges um Tripolis äußerten sich in einem nie dagewesenen nationalen Selbstgefühl und einer weiteren Vertiefung des kolonialen Gedankens. Obwohl Libyen nur einen ganz geringen wirtschaftlichen Wert besitzt, bietet es doch durch seine Lage nach drei Seiten Entwicklungsmöglichkeiten. Italien hatte wieder seinen Fuß auf afrikanischen Boden im Mittelmeerbereich gesetzt und damit eine alte römische Tradition aufgenommen. Das war das Entscheidende an dieser Eroberung.

Der Weltkrieg stellte die Beziehungen Italiens zu seinen Verbündeten auf eine schwere Belastungsprobe. Von Anfang an stand bei dem italienischen Nationalismus der Entschluß fest, an dem großen Völkerringen teilzunehmen, um Italiens politische Ansprüche durchzusetzen. Die Frage lautete nur, auf welcher Seite? Zwei Parteien standen sich zehn Monate in einem erbitterten Ringen gegenüber; der maritime Imperialismus, der an der Seite des Dreibundes die Kolonialpolitik verfolgen wollte, und der kontinentale Irredentismus, der gegen Österreich die Brennergrenze erreichen wollte. Den letzten Ausschlag in diesem Meinungskampf gab eine strategische Überlegung. Italien mit seinen langen ungeschützten Küsten und Häfen und seiner außerordentlichen Abhängigkeit von Rohstoffzufuhr ist von der stärksten Seemacht des Mittelmeeres abhängig, solange es selbst zur See schwach ist. Bei einer Konstellation, die die beiden größten Flotten des Mittelmeeres, die englische und die französische, als Gegner gegen die italienische stellte, mußte Italien auch bei bester Unterstützung durch die schwache österreichische Marine einer tödlichen Blockade entgegensehen. So faßte Italien unter dem britischen Druck den Entschluß, auf der Seite der Westmächte gegen Österreich zu Felde zu ziehen, nachdem man

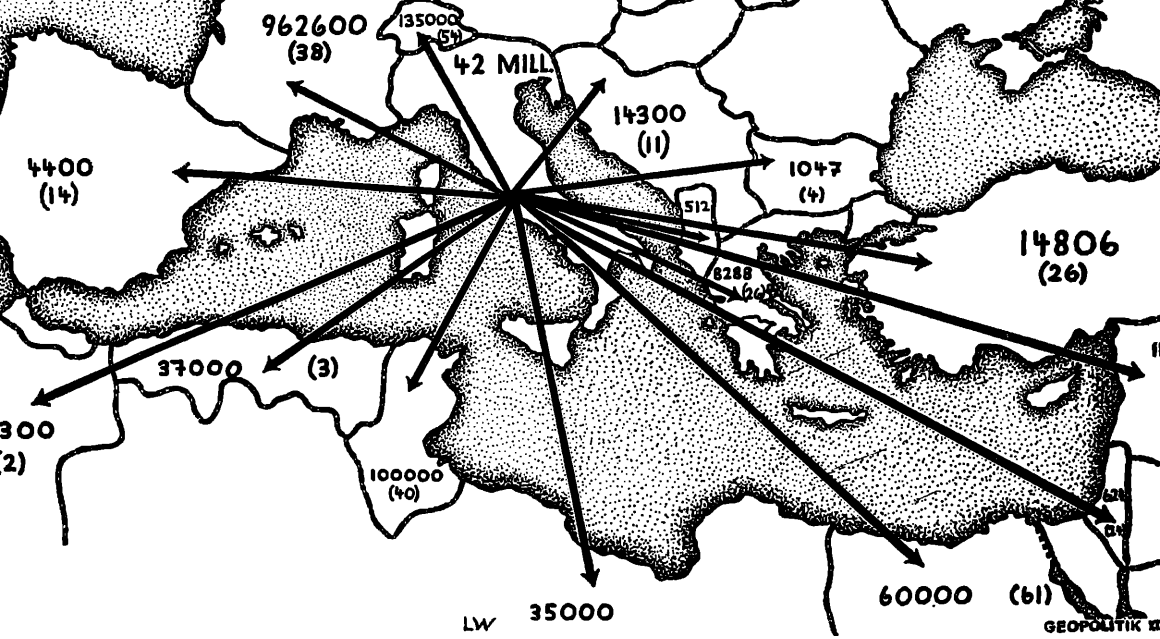
vorher im Geheimvertrag von London 1915 die erhoffte Beute verteilt hatte. Danach sollte Italien, abgesehen von der Brennergrenze und dem Hauptteil Dalmatiens, vor allem koloniale Gebiete erhalten, sofern Deutschlands Kolonien aufgeteilt würden. Im Vertrag von St. Jean de Maurienne 1917 wurde die völlige Aufteilung der Türkei unter die Entente festgelegt, wobei Italien eine große Zone am Ägäischen Meer und der kleinasiatischen Südküste erhalten sollte. Als aber am Schluß des Krieges Italien innerlich eher wie ein Besiegter denn ein Sieger aussah, konnte es seine Vertragsrechte nicht durchsetzen und ging daher bei der Verteilung der maritimen und kolonialen Beute bis auf ganz geringfügige Grenzberichtigungen in seinen Kolonien leer aus!

Aber aus dieser Verbitterung und Niederlage wurde die faschistische Bewegung geboren, die es sich zur Aufgabe machte, Italien zu reorganisieren und einer neuen großen Zukunft entgegenzuführen.

Expansion oder Explosion

Italien ist wohl der rohstoffärmste Staat Europas. Ihm fehlen Kohlen, Erze, Öl, Holz und selbst gewisse Nahrungsmittel. Der Boden ist in seinem landwirtschaftlichen Wert sehr ungleich. Während die oberitalienische Ebene und Teile von Sizilien außergewöhnlich fruchtbar sind und hohe Ernten erlauben, werfen viele andere Gebiete nur den kärgsten Anteil ab. Die kahlen Gebirge nehmen einen beträchtlichen Raum ein, so daß für die agrarisch nutzbare Fläche nur ein verhältnismäßig beschränktes Gebiet bleibt. Dabei muß aber eine rasch anwachsende Bevölkerung ernährt werden. Im Jahre 1871 zählte Italien nur 25 Millionen Einwohner, heute schon über 42 Millionen, womit es die lateinische Schwester Frankreich überholt hat. Der hohe Geburtenüberschuß von 5—600 000 jährlich in der Vorkriegszeit verminderte sich zwar in den letzten Jahren, bleibt aber doch bei ungefähr 350 000 konstant und wird sicher bei Überwindung der Wirtschaftskrise wieder ansteigen.

Vor dem Krieg war Italien das klassische Land der Auswanderer. Ungeheure Ströme von Auswanderern, meist armer Schichten, ergossen sich über Europa und Amerika, da die arme Heimat die überschüssigen Kinder nicht ernähren konnte. In den Jahren 1900—1912 wanderten im Durchschnitt 650 000 Italiener jährlich aus. 1913 wurde ein Maximum von 870 000 erreicht, das allerdings während des Krieges schnell absank, um nach dem Kriege wieder eine Höchstziffer von 410 000 im Jahre 1920 zu erreichen. Man rechnet, daß ungefähr 10 Millionen Italiener im Ausland leben, davon allein in Amerika etwa 8 Millionen. In Nord- und Südamerika bildeten die Auswanderer teilweise bedeutende und geschlossene Kolonien. Aber mit der neuen Einwanderungspolitik in USA. 1927 änderte sich die Lage entscheidend. Die italienische Quote wurde auf ein Minimum herabgesetzt, das heißt praktisch die Einwanderung verhindert. Auch andere Staaten machten wegen eigener Arbeitslosigkeit der Einwanderung Schwierigkeiten, so daß sich der Strom der italienischen Aus-



Die Verbreitung der Italiener im Mittelmeerraum
Die eingeklammerten Zahlen geben die Anzahl der Schulen der Auslandsitaliener an

wanderer umlenkte bzw. staute. Besonders wurde Frankreich, das am wenigsten von der Krise betroffen war, bevorzugt, so daß es etwa 8—900 000 Italiener beherbergt. Aber auch Mittelmeerländer, wie die französischen Protektorate, Ägypten und die Türkei, nahmen italienische Einwanderer auf. Die Tatsache, daß die faschistische Regierung sich in besonderem Maße der Erhaltung der Nationalität des Auslanditalienertums widmet, gibt dem Problem ein außenpolitisches Gewicht. Die faschistische Auslandsorganisation versorgt die Italiener im Ausland mit Schulen, Krankenhäusern und Zeitungen. Der italienische Einfluß ist daher in Tunesien, Ägypten und anderen Mittelmeerländern in den letzten Jahren ständig gewachsen.

Aber die Auswanderung hat noch eine wirtschaftliche Seite. Die im Ausland arbeitenden Italiener schickten von jeher ihre Verdienste in die Heimat zur Erhaltung ihrer Familien. Jene Summen, die vor dem Kriege auf jährlich 4—500 Millionen geschätzt wurden, waren zusammen mit der Fremdenindustrie ein wesentlicher Faktor zum Ausgleich der Zahlungsbilanz gegenüber dem Ausland. Nur so konnte Italien seine hohen Einfuhren an Rohstoffen und Nahrungsmitteln bezahlen. Daraus ergab sich eine gewisse wirtschaftspolitische Rechtfertigung der starken Auswanderung. Heute liegen die Dinge aber völlig anders. Die wirtschaftliche Depression hat alle Länder ergriffen und zu einer Umorientierung ihrer Wirtschaft und zur Aufrichtung von Einwanderungsschranken veranlaßt. Die Auswanderung wird damit unmöglich gemacht. Italien steht also vor einer Lebensfrage von schicksalhafter Bedeutung.

Es stehen vier verschiedene Wege zur Verfügung, um die Übervölkerung eines Landes auszugleichen: 1. Auswanderung, 2. Industrialisierung und Intensivierung,

3. Kolonialexpansion, 4. Einschränkung der Volksvermehrung (englische These). Der erste Weg ist aus obengenannten Gründen für Italien verschlossen. Die drei ersten Wege sind von dem Verhalten der Umwelt abhängig. Die Industrialisierung trifft insofern auf äußere Schwierigkeiten, als sie bei der Rohstoffarmut Italiens hohe Einfuhren erfordert, die nur mit gleichhohem Warenexport bezahlt werden können. In einer Zeit aber, in der die Weltwirtschaft zerfällt und alle Staaten sich gegen fremde Waren abschließen, muß der Export für Italien immer schwerer werden. Die Goldreserven werden langsam bei dauernden Exportverlusten aufgezehrt. Der frühere Finanzminister de Stefani gibt an, daß die italienische Goldreserve, die noch 1928 nicht weniger als $14^1/_2$ Milliarden betrug, sich jedes Jahr um eine Milliarde bis auf $4^1/_2$ vermindert habe. Diese Entwicklung, deren Ende nicht abzusehen ist, treibt Italien mit Gewalt auf den dritten Weg: Die koloniale Expansion, um sich Siedlungsraum und die nötigen Rohstoffe unter eigener Flagge und vor allem unter eigener Währung zu sichern. Die demographische Dynamik zwingt Italien zum Handeln, um sich rechtzeitig den Lebensraum zu gewinnen, den es für seine überschüssige Bevölkerung braucht. Es ist die Situation, die Mussolini mit dem Schlagwort „Expansion oder Explosion" bildhaft ausdrückte.

Italien ist durch seine Forderungen, die sich juristisch auf die Verträge von London 1915 und St. Jean de Maurienne 1917 stützen, zum bestimmenden Faktor der Mittelmeerpolitik geworden. Die Politik im Mittelmeer ist nicht mehr denkbar ohne Italien, das heute wieder zum „Zentralpivot" des Mittelmeerraumes geworden ist. Als ständig Fordernder wirkt Italien natürlich störend auf das Gleichgewicht im Mittelmeerraum und beunruhigend auf die besitzenden Mächte. Oft hat Mussolini eine friedliche Revision der Verträge und der Kolonialverteilung gefordert, um einen Konflikt zu vermeiden, andererseits aber auch die Verantwortung abgelehnt für die Folgen, die ein Nichtgewähren von Kompensationen an Italien haben würden. Er kann sich dabei selbst auf englische Stimmen berufen. Es mutet heute merkwürdig an, daß der englische Politiker Polson Newman 1927 schrieb, „daß die alliierten Mächte unter einem moralischen Zwang ständen, Italien für die Nichteinlösung der Versprechungen Ersatz zu verschaffen und daß England in dieser Frage eine große Verantwortung trüge"! (2)

Italiens Schicksal ist es, daß es auf der Suche nach Lebensraum überall auf stärkere Rivalen oder Besitzer trifft. Die Abhängigkeit von Rohstoffen, die strategische Unterlegenheit gegenüber der Macht, die die Ausgänge des Mittelmeeres besitzt, sowie die unzureichende industrielle Basis verbieten Italien die gewaltsame Durchsetzung seiner Ziele gegen die Großmächte. Italien muß die Ansprüche einer Großmacht stellen ohne die machtpolitischen Grundlagen einer solchen zu besitzen, das verleiht seiner Außenpolitik etwas Schwankendes und Unsicheres.

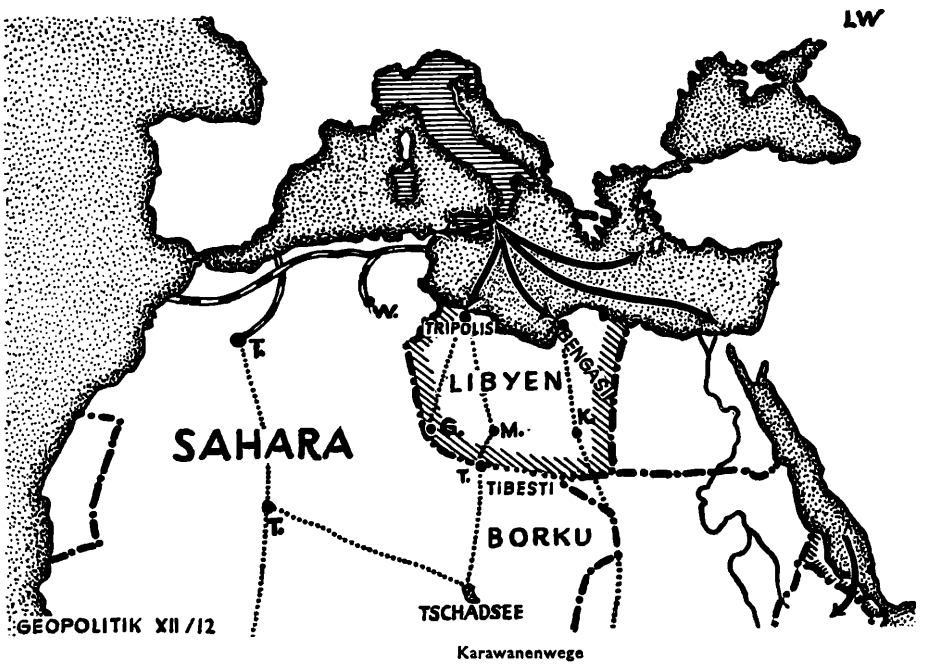
Das Kolonialproblem

Die wechselnden Erfolge und Rückschläge der italienischen Kolonialpolitik in der früheren Zeit erklären sich nicht nur durch den Widerstand der Großmächte, sondern auch durch die schwache Haltung der italienischen Regierungen. Auf diesem Gebiet will der Faschismus ganz besonders zielbewußt eingreifen. Die Entwicklung und Erweiterung der Kolonien ist eine Aufgabe, die mit größter Leidenschaft und Energie von dem neuen Italien betrieben wird. Abgesehen von Eritrea und Somaliland mit dem alten Ziel Abessinien besitzt Italien im Mittelmeer selbst Libyen und den Dodekanes. Die nach dem Krieg einsetzenden italienischen Forderungen auf Erweiterung Libyens wurden nur ganz unvollkommen mit geringfügigen Grenzregulierungen beantwortet. Dadurch, daß Libyen ein hohes Gebirge fehlt, das den Einfluß des Wüstenklimas wie in den Atlasländern mildert, verfügt es nur über einen schmalen Küstensaum, der mittelmeerisches Klima aufweist. Das Innere Libyens besteht zum großen Teil aus Trockensteppe und Wüste und hat daher nur eine geringe Bevölkerung. Etwa 530 000 Eingeborenen, Berbern und Arabern, stehen heute schätzungsweise 35 000 Italiener gegenüber. Trotz der Hoffnung der Italiener, Libyen weiter entwickeln zu können, besteht der eigentliche Wert dieses Kolonialgebietes nicht im Wirtschaftlichen, sondern in seiner Erweiterungsfähigkeit nach mehreren Seiten. Die großen Karawanenwege, die von Tripolis aus einerseits über Ghadames und Ghat durch die Sahara nach Timbuktu, andererseits nach Süden über Tibesti und Borku zum Tschadsee und südöstlich in den anglo-ägyptischen Sudan nach Wadai und Darfur führen, bezeichnen gleichzeitig mögliche Expansionsrichtungen. Gerade der Tschadsee war ein altes Ziel der italienischen Kolonialpolitik, und eine Zeitlang war der „Marsch zum Tschadsee" geradezu ein Schlagwort geworden. Man sprach von einem Bahnbau zum Tschadsee als Gegenstück zur französischen Transsaharabahn, um den Sudanhandel auf Tripolis zu lenken. Auch wäre eine italienische Bahnstrecke Tschadsee—Tripolis mehr als 500 km kürzer als die französische Strecke.

Auch nach Osten gegen das angrenzende Ägypten kann Libyen einen Druck ausüben. Wie empfindlich England hier ist, zeigen die militärischen Vorsichtsmaßregeln, die es ergriff, als die Italiener mehrere Divisionen in Libyen konzentrierten. Italienische Zeitungen spielten sogar mit dem Gedanken, von Libyen aus Ägypten zu erobern, um den Suezkanal zu besetzen. Wobei sie allerdings außer acht ließen, daß ohne gleichzeitige Seeherrschaft im Mittelmeer ein derartiges Unternehmen genau so zusammenbrechen muß, wie Napoleons Expedition.

Gegen Westen grenzt Libyen an Tunesien, das alte Ziel der Italiener. Schon rein geographisch wäre Tunesien die günstigste Ergänzung Italiens, da es dicht unter den Küsten Siziliens liegt. Es war ein schwerer Fehler Italiens, mit der Besetzung Tunesiens so lange zu zögern, bis Frankreich ihm 1881 zuvorkam. So bildet nun seit Jahrzehnten die „Tunisfrage" einen latenten Streitpunkt zwischen Italien und

Frankreich, der sich vor allem um die Nationalität der dort ansässigen Italiener dreht, die bei weitem die Franzosen an Zahl übertreffen. Neuerdings hat die Tunisfrage eine überraschende Wendung genommen. In den römischen Protokollen vom 7. Januar 1935 verzichtete Mussolini nach einem Zeitraum von 50 Jahren auf das Statut der Italiener in Tunesien und erhielt dafür an der libyschen Südgrenze ein



Italiens Kolonialexpansion im Mittelmeer. Libyens Ausdehnungsmöglichkeit zum Tschadsee und Sudan

Gebiet von 43 000 Quadratmeilen sowie freie Hand in Abessinien. Auf französischer Seite hoffte man, damit Italien von Tunis abzulenken, auf italienischer Seite setzte man seine Hoffnungen auf den Feldzug gegen Abessinien. Es ist schwer denkbar, daß die Tunisfrage damit erledigt ist.

Da die italienischen Kolonien in keiner Weise in der Lage sind, den Bevölkerungsüberschuß des Mutterlandes aufzunehmen oder den Rohstoffbedarf zu decken, gingen die Forderungen nach Erweiterung der Kolonialgebiete weiter. Obwohl viel über diese Frage geschrieben wurde, war dennoch schwer festzustellen, welches die Ziele der offiziellen Kolonialpolitik waren. Zeitweise wurde die Übernahme der Mandate Syrien und Palästina durch Italien diskutiert. Italien wäre sicherlich zu einer Übernahme der Mandate, trotz der damit verbundenen Verantwortung bereit gewesen (Ambrosini, 3). Nach der historischen Aussöhnung des italienischen Staates mit dem Vatikan 1929 betrachtet sich Italien an Stelle Frankreichs als Beschützer der

Christen im Orient und nutzt diese Mission auch politisch aus. Inzwischen sind aber die beiden Mandate durch die Ölrohrlinie aus dem Irak derartig im Wert gestiegen, daß ein Mandatswechsel weniger denn je in Frage kommen dürfte, ohne daß allerdings jene Ansprüche als Fernziele der italienischen Politik aufgegeben werden.

Nachdem die Hoffnungen auf gewisse Gebiete Kleinasiens an der Wiedergeburt der totgeglaubten Türkei zuschanden wurden, mußten die asiatischen Pläne überhaupt zurückgestellt werden. So ist auch die Äußerung des ehemaligen Außenministers Grandi 1932 in seiner Senatsrede zu verstehen: „Das heutige Ziel der italienischen Kolonial- und Mandatspolitik ist ausschließlich Afrika!" So wählte Italien als Kolonialziel das außerhalb des Mittelmeeres liegende Abessinien, weil es dort den geringsten Widerstand der Großmächte vermutete. Die Enttäuschung, die Italien mit der Haltung Englands und des Völkerbundes erfuhr, erschütterte nicht nur die politische Lage im Mittelmeer, sondern in ganz Europa.

Um die Herrschaft im Mittelmeer

Italien ist die einzige Großmacht, die ausschließlich auf das Mittelmeer angewiesen ist und keinen Anteil an den freien Ozeanen hat. Deshalb ist das Mittelmeer für Italien das Hauptwirkungsfeld seiner Politik. Solange die Ausgänge des Mittelmeeres in der Hand einer fremden Macht sind und solange Italien Zufuhren über den Ozean braucht, solange wird es der Gefangene des Mittelmeeres sein und als Großmacht unter dieser Situation leiden. Es gibt verschiedene Auffassungen von der Rolle des Mittelmeeres. Für England ist es ein strategischer Raum, gleichermaßen von Interesse für die Sicherheit des Reiches wie für die britische Europapolitik. Für Frankreich ist es nur der trennende Graben zwischen Mutterland und Nordafrika, aber für Italien ist das Mittelmeer der Lebensraum schlechthin. „Das Mittelmeer stellt für uns ein Lebenselement für unsere Existenz dar. Um im eigenen Haus sicher leben zu können, braucht Italien unbedingt die Freiheit des Mittelmeeres." (Ambrosini, 4.)

Daher kommt es, daß nur Italien eine Gesamtkonzeption des Mittelmeerraumes als politische Einheit besitzt. Je mehr die innere Dynamik Italien auf den Weg der Expansion und Großmachtpolitik treibt, desto mehr muß ihm seine Abhängigkeit von der stärksten Seemacht, die außerdem noch eine außermittelmeerische Macht ist, zum Bewußtsein kommen. Dabei ist der Gedanke der Mittelmeerherrschaft gegen England erst jungen Datums. Noch 1860 deckte England Garibaldis Zug der Tausend zur See und ermöglichte so die Eroberung Unteritaliens. England wurde der traditionelle Alliierte Italiens, nur daß die Freundschaft eine sehr ungleiche war. Die Hegemonie Großbritanniens war noch eine allgemein anerkannte Tatsache. Der italienische Ausdehnungsdrang richtete sich vornehmlich gegen Frankreich, mit dem in vielen Fragen trotz der betonten gemeinsamen Latinität und Katholizität schwere Differenzen bestanden. Bezeichnend dafür ist die Flut von Büchern und

Broschüren, die sich mit jenem Gegensatz befassen. Auf der Flottenkonferenz zu London 1930 forderte Italien vergebens die Parität mit Frankreich. Obwohl England damals vermittelte, konnte eine Lösung der Frage nicht gefunden werden.

Vor dem Kriege galt die Forderung nach dem „mare nostro" noch ausschließlich der Adria und war nur gegen Österreich gerichtet. 1913 sagte der damalige italienische Außenminister San Giuliano: „Niemand hat heute, noch jemals in Zukunft das Recht, das Mittelmeer ein ‚mare nostrum' zu nennen. Es muß die freie Bahn der Nationen bleiben!" Aber bereits 10 Jahre später erklang aus Italien der Ruf nach dem „mare nostro". 1923 gab Mussolini in einer Rede die Losung: „Das Mittelmeer den Mittelmeervölkern", wobei er selbstverständlich vor allem das italienische Volk als Führerin der lateinischen Nationen meinte. Heute erstreckt sich ganz allgemein der Begriff des „mare nostro" auf das gesamte Mittelmeer und wird zum Zentralprogrammpunkt der faschistischen Außenpolitik. Römische Blätter fordern die Entfernung des „nordischen Eindringlings" aus dem „lateinischen Meer", das ein italienisches Binnenmeer sei!

Gleichzeitig damit mußte sich das Verhalten Englands gegenüber Italien ändern. Der Sättigungspunkt der italienischen Erstarkung war erreicht, die Sicherheit des britischen Seeweges bedroht. Der Abessinienkonflikt deckte plötzlich und für die Welt überraschend, die immer noch mit der traditionellen britisch-italienischen Freundschaft rechnete, die tiefe Kluft auf, die nun zwischen beiden Mächten bestand. Es geht nicht mehr allein um Abessinien, es geht um die Herrschaft im Mittelmeer. Wie wenig vorbereitet Italien war, mag man daran sehen, daß von den 4 italienischen Schlachtschiffen 2 außer Dienst und 2 in vollem Umbau begriffen waren, als die Krise ausbrach. Mussolini weiß genau, daß er heute der englischen Seemacht in keiner Weise gewachsen ist. Darum geht sein Bestreben dahin, die Marine und Luftwaffe schnell zu entwickeln. Aber eine Marine, die früher jahrzehntelang vernachlässigt wurde, läßt sich nicht in wenigen Jahren aus dem Boden stampfen. Auch die beste Luftwaffe und die U-Bootwaffe, auf die man in Italien besonderes Vertrauen setzt, können eine Schlachtflotte nicht voll ersetzen. Die Voraussetzung zu einer wirklichen Beherrschung des Mittelmeeres ist aber die uneingeschränkte Seemachtstellung, und gerade hier liegen die größten Schwierigkeiten.

Die Italiener haben mit der Aufnahme der Tradition des Imperium Romanum eine sehr schwere Aufgabe übernommen. Der Begriff Rom ist universal. Rom ist eine geistige Macht, die weit über die Grenzen des heutigen Italien hinausgeht. Der Anspruch, eine Weltmission zu erfüllen, erfordert größere Machtmittel, als das heutige Italien besitzt. Denn die politische Macht der außermittelmeerischen Welt hat sich im Unterschied zu der Zeit der Antike vervielfacht. So ist die Universalidee und die Pax Romana einstweilen nur ein Traum, und „der Universalismus bleibt im Imperialismus stecken" (Benckiser, 5). Die imperialistische Politik wie-

derum stößt sich überall an den übrigen in Europa entstandenen Nationalstaaten und führt zur Isolierung Italiens.

So befindet sich das faschistische Italien als einziger Träger der Idee einer größeren politischen Einheit des Mittelmeerraumes in schärfstem Gegensatz zur bestehenden Ordnung. Ob es trotz der derzeitigen ungünstigen Machtgrundlagen und Konstellation seine Absichten endgültig durchsetzen kann, wird nicht nur von der Stärke des italienischen Volkes, sondern auch von den Ereignissen der übrigen Welt abhängen.

(1) Robert Michels, Italien von heute, Zürich und Leipzig 1930, S. 7. — (2) Polson Newman, The Mediterranean and its problems, London 1927, S. 309. — (3) Gaspare Ambrosini, L'Italia nel Mediterraneo, Foligno 1927, S. 177. — (4) Ambrosini, S. 5. — (5) Benckiser, Italien als Nation, Frankfurt a. M. 1934, S. 48.

Weitere Literatur:

O. Maull, Länderkunde von Südeuropa, Leipzig und Wien 1929. — E. W. Eschmann, Der faschistische Staat in Italien, Breslau 1933. — M. Claar, Italien, Berlin 1932. — R. Pfalz, Das Auslanditalienertum, Münster i. W. 1933. — E. Lémonon, La Politique Coloniale de L'Italie, Paris 1919. — H. Rhode, Italien und Frankreich, Berlin 1931. — A. Cicchitti, Le Comunicazioni Marittime tra L'Italia e la Libia, L'Universo, Florenz, April 1921. — O. Welsch, Frankreich und Italien in Nordafrika, Marine-Rundschau 1931. — A. Dreßler, Italien und die Herrschaft im Mittelmeer, Zeitschrift für Geopolitik 1925. — Gothein, Die wirtschaftliche Versorgung Italiens im Kriegsfall, Zeitschrift für Geopolitik 1926. — Witschell, Die tunesische Frage, Zeitschrift für Geopolitik 1927. — Castellani-Overhof, Italien in Afrika, Zeitschrift für Geopolitik 1927. — Dreßler, Italienische Auswanderung, Zeitschrift für Geopolitik 1925.

ALBRECHT HAUSHOFER:

Berichterstattung aus der atlantischen Welt

Fragen der inneren Struktur und Fragen der äußeren Machtentfaltung sind im Spiel der großen Mächte weniger denn je voneinander zu trennen. Deshalb müssen wir bei der Betrachtung des großen Konflikts um die Pforten des Mittelmeeres und des Indischen Ozeans auch der inneren Struktur der beteiligten Großmächte denken. Eine solche Betrachtung fällt naturgemäß leichter, wenn die inneren Vorgänge sich offen und sichtbar abspielen wie in Frankreich und England, als wenn sie verdeckt werden unter einer zugleich harten, glänzenden und starren Außenfront wie in Italien. Daß Italien inmitten einer schweren Probe nicht nur seiner äußeren Machtstellung, sondern auch seiner inneren Strukturfestigkeit steht, ist inzwischen auch denen sichtbar geworden, die noch vor wenigen Monaten in Italien nicht daran glauben wollten. Das britische Mutterland hat im Laufe der letzten Monate zu einer einheitlichen außenpolitischen Haltung gefunden, die wiederum nur den überraschen konnte, der ähnliche Vorgänge früherer Zeiten vergessen hat. An der politischen Willenskraft des Gegners wird heute weder in Rom noch in London gezweifelt.

Wie aber steht es mit der Zielsicherheit und der Standfestigkeit der französischen Außenpolitik?

Die innere Lage Frankreichs hat sich in ihren Grundzügen nicht verändert, seitdem Poincarés nationale Union mit der Erinnerung an die Stabilisierung des Franken und mit dem Ausscheiden ihres Schöpfers aus der Politik in den Hintergrund trat. Französische Regierungen sind kurzlebig. Die Kammer von 1932 hat keine feste, zum Regieren fähige und willige Mehrheit. Aber bis zum Frühjahr dieses Jahres bestand eine in ihren letzten Zielen zwar unfruchtbare, weil im wesentlichen negative, aber doch eine einigermaßen klare und von der Mehrheit des französischen Volkes getragene Außenpolitik. Diese Außenpolitik wurde am unerbittlichsten und härtesten von Barthou verkörpert: ihr Inhalt war die Einkreisung Deutschlands, bewirkt durch von Frankreich geförderten Ausgleich zwischen allen anderen Mächten Europas. Diese Außenpolitik war groß-französisch und klein-europäisch zugleich. Ihr diente das französisch-russische Bündnis ebenso wie der Kolonialausgleich mit Italien. Zu ihr gehörte die Weigerung, mit Deutschland auf dem Fuße der Gleichberechtigung überhaupt zu verhandeln.

Das Ergebnis dieser Außenpolitik ist negativ. Das Deutsche Reich hat seine Stellung als Großmacht ohne Verhandlungen wiedergewonnen. England hat sich veranlaßt gesehen, durch den Flottenvertrag vom Sommer dieses Jahres den Teil V des Versailler Vertrages stillschweigend zu beseitigen. Aus dem Versuch einer Einigung mit Italien, einer Ablenkung Italiens von der Adria, entstieg der abessinische Krieg und mit ihm die Rückkehr Englands in die Rolle des bewaffneten Schiedsrichters, zum mindesten im Bereich Europas, Afrikas und des vorderen Asien. So steht die französische Außenpolitik heute vor der Notwendigkeit, entweder neue Wege zu beschreiten oder auf alten Wegen weiterzugehen, deren zielklarer Richtung man in großen Teilen des französischen Volkes nicht mehr vertraut. Von Poincaré über Briand, Paul-Boncour und Barthou zu Laval — das waren, 15 Jahre hindurch, Variationen des gleichen Themas, mögen nun Posaunen und Trompeten, wie unter Poincaré und Barthou, oder Flöten und Schalmeien, wie unter Briand, die Stimmführung gehabt haben. Die französische Außenpolitik von heute sucht nach einem neuen Thema; und in solchem Zustand können Personenfragen von großer Bedeutung werden. Hier aber setzt die Unsicherheit der französischen Innenpolitik, die Verquickung weltanschaulicher Sympathien mit der Außenpolitik ein. Darum versteht man, daß die Frage nach dem Schicksal des Kabinetts Laval in Rom und in London mit Interesse gestellt wird. Ein Ersatz Lavals durch Herriot würde die Ausrichtung der französischen Politik auf London und auf Moskau beschleunigen, die Stellung Italiens weiter schwächen. Vielleicht fällt es dem deutschen Leser schwer, sich eine harmonische Ausrichtung irgendwelcher Außenpolitik zugleich auf London und auf Moskau vorzustellen. Hierzu muß gesagt werden, daß ein Blick auf das japanische Vorgehen im nördlichen China Downing Street und

Kreml zu einer ziemlich verwandten Betrachtung eines recht wesentlichen Teiles der Weltbühne veranlassen muß. Man darf gerade jetzt die Rückwirkungen von Ostasien nach Europa nicht übersehen. Die innere Handlungsfreiheit sowohl der russischen wie der englischen Regierung ist groß genug, um Interessengemeinschaften wirksam werden zu lassen, die keinerlei Basis in Struktur und Weltanschauung haben, von denen aber beide Teile sich Nutzen versprechen. Das britische Weltreich ist im Augenblick der Meinung, daß die russische Gefahr für seinen Zusammenhalt nicht die dringlichste ist. Daß eine kommunistische Gefahr in England selbst nicht vorhanden ist, haben die Wahlen gezeigt. In den Kolonien, vor allem in Indien, glaubt man zu wissen, wie man ihr begegnet.

Die englischen Wahlen haben die erwartete Bestätigung der Regierung Baldwin gebracht. Die Konservativen und ihre Verbündeten haben von dem übermäßigen Gewinn des Jahres 1931 etwa 50 Sitze mehr behaupten können, als ihren eigenen günstigsten Erwartungen entsprach. Damit steht England vor einem weiteren Jahrfünft eines zugleich aufgeschlossenen und konservativen Regiments. Aber die Einzelergebnisse der Wahlen lohnen doch eine genauere Betrachtung. Fünf Gebiete sind es, regional scharf abgegrenzt, in denen die Arbeiterpartei stark ist: die notleidenden Kohlenbezirke von Süd-Wales, Durham und Mittel-Schottland, ein Teil des mittelenglischen Industriegebietes um die Penninen und schließlich der Osten von London. In diesen Gebieten ist die soziale Not stärker als die nationale Tradition. Hier hat der wirtschaftliche Aufschwung, der im übrigen durch ganz England gegangen ist, versagt; hier liegen große Störungen der wirtschaftlichen und sozialen Struktur, und zwar Dauerstörungen, vor. Es wird eine der wichtigsten Aufgaben der erneuerten Regierung Baldwin sein, den „Depressed Areas" zu helfen und dort, wo nicht mehr geholfen werden kann, wie in bestimmten Bezirken der Kohlenwirtschaft, in großem Stil umzusiedeln. — Neben diesen Tatsachen von allgemeiner Bedeutung drängen sich ein paar Sonderbeobachtungen auf: so der geographische Rückzug des englischen Liberalismus in die westlichen Bergländer mit dem stärksten keltischen Bevölkerungsanteil: das schottische Hochland, Wales und Cornwall. Und schließlich sei das Wahlergebnis der nordirischen Grafschaften Tyrone und Fermanagh festgehalten, in denen zwei Ulster-Konservative mit knappen Ergebnissen gegen Vertreter des irischen Nationalismus De Valerascher Prägung unterlegen sind. Hier meldet sich wiederum eine keineswegs beruhigte Grenze!

Auf Irland (und auf andere Dominien, in deren Behandlung psychologische Fehler begangen worden sind) deutet auch der erste wichtige Personalwechsel, den Baldwin in seinem Kabinett vorgenommen hat, das Ausscheiden von Lord Londonderry zugunsten von Lord Halifax, und der Austausch von Thomas gegen den jüngeren Macdonald. Londonderry gehörte nie zu den Stärken des Kabinetts; seine starre nordirische Vergangenheit hätte gestört, wenn der Ausgleich mit Irland neu versucht werden soll. Thomas hat in der Behandlung der Dominien keine glück-

liche Hand gehabt; Macdonald der Sohn war in Ottawa ein höchst erfolgreicher Vertreter seines Landes und wird bald Gelegenheit haben, in Verhandlungen mit dem neuen Ministerpräsidenten von Kanada zu zeigen, daß auch England seine Zölle lockern kann, wenn Kanada mit dem guten Beispiel vorangeht. Der Handelsvertrag zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten, der verhältnismäßig schnell zwischen Roosevelt und Mackenzie King abgeschlossen werden konnte, ist ein gutes Vorzeichen.

Das Kräftespiel zwischen England, seinen pazifischen Dominien und den Vereinigten Staaten tritt immer dann in den Vordergrund, wenn große Auseinandersetzungen im Stillen Ozean bevorstehen. Es ist vielleicht Zeit, daran zu erinnern, daß hinter dem Abessinienkonflikt mit seinen Sanktionen im Bewußtsein der englischen Staatsmänner Ostasien steht; daß Mittelmeerfrage (auch in ihrer zugespitzten Form der Petroleumsanktionen), China und Flottenkonferenz nicht voneinander zu lösen sind. Die Regierung der Vereinigten Staaten scheint im Notfall bereit zu sein, sich an den Petroleumsanktionen gegen Italien zwar nicht de jure, aber de facto zu beteiligen. Bei den Anfang Dezember in London stattfindenden Flottenbesprechungen wird sich zeigen, wie weit die britische Politik dafür zu zahlen bereit ist. Einen positiven Ausgang im Sinn der Begrenzung oder gar der Abrüstung im Bereich der Kriegsflotten erwartet von den Londoner Verhandlungen keiner der Beteiligten. Die Vereinigten Staaten scheinen entschlossen zu sein, eine tatsächliche Parität der Japaner nicht anzuerkennen; damit dürfte ein Wettrüsten zur See für die nächsten Jahre gesichert sein, von dem sich keine der großen Mächte wird ausschließen können. Dieses Wettrüsten aber wird eine scharfe Probe auf die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit vor allem Japans und Italiens werden.

Es ist nicht ganz leicht, die Lage Italiens im ersten Sanktionsmonat zu schildern. Weder die Sanktionsmächte noch Italien können sich heute schon ein Bild davon machen, welche tatsächliche Wirkung von den Sanktionen ausgeht. Eines ist sicher: Sogar dann, wenn es innerhalb der nächsten Wochen durch Ausfallen Frankreichs oder durch starkes Zurückschrauben der italienischen Ansprüche zu einem notdürftigen Ausgleich über Abessinien käme (eine Möglichkeit, die man im Auge behalten muß, selbst wenn man sie für äußerst unwahrscheinlich hält), ergeben sich aus dem einen Monat der Sanktionen wirtschaftspolitische Folgen, die noch gar nicht abzusehen sind.

In Abessinien selbst ist mittlerweile schon mehr als ein Drittel der Zeit abgelaufen, die aus klimatischen Gründen für militärische Operationen in Frage kommt. Als Ergebnis des bisherigen Feldzuges läßt sich feststellen, daß die Italiener den größten Teil der Provinzen Tigre und Ogaden besetzt haben; daß ein Vorstoß darüber hinaus noch nicht unternommen wurde und wohl nicht unternommen werden konnte, weil sich zeigt, daß eine viel flächenhaftere Besetzung notwendig ist, um die Linien des Nachschubs zu sichern. Die Abessinier haben sich den modernen

Kampfmethoden erstaunlich gut angepaßt und nutzen den Vorteil, den Klima und Gelände ihnen bieten, zu einer ständigen Beunruhigung des feindlichen Nachschubs aus. So wird man dem inzwischen abberufenen Marschall de Bono wohl das Zeugnis ausstellen müssen, daß er mit seiner methodischen Kriegführung auf dem richtigen Wege war, dem einzigen, der auf lange Sicht zum Erfolg führen könnte. Seine Abberufung zeigt, daß man in Rom nicht glaubt, sich auf so lange Fristen einrichten zu können. So ist für die nächsten Monate mit einem verschärften Tempo zu rechnen, mit einem Versuch, auch um einen sehr hohen Preis die Störung der Djibutibahn und die Verbindung der beiden Fronten zu erzwingen. Die Erfahrungen des bisherigen Feldzuges sprechen nicht dafür, daß der Versuch gelingt. Dann wird man sich allerdings fragen müssen, welches Maß von Verhandlungsbereitschaft Italien aufbringen wird, wenn die Regenzeit gegen Ende des Winters wieder einsetzt.

Rund um das Mittelmeer lassen sich eine Reihe von Vorgängen ordnen, die nicht unmittelbar mit dem Abessinienkonflikt zusammenhängen, aber doch nur im Rahmen der großen Politik richtig gedeutet werden können. Dahin gehören die Versuche, den spanischen Einfluß in Tanger auszudehnen; die Suche nach einer neuen französischen Flottenbasis im westlichen Mittelmeer, die man nun in unmittelbarer Nähe von Oran gefunden zu haben glaubt; endlich die Rückkehr des vor zwölf Jahren vertriebenen Griechenkönigs nach Athen und die Unruhen in Ägypten, deren unmittelbare Bedeutung in der Tagespresse weit überwertet wurde, die aber als Stimmungsanzeiger wenigstens für einen Teil der arabischen Welt auf lange Sicht eine gewisse Bedeutung haben. Der ganze Nahe Osten ist ja bei der gegenwärtigen Konfliktlage vor die Frage gestellt, vor welcher der streitenden Großmächte er sich auf die Dauer am meisten fürchten soll. Die Wahl ist nicht leicht zu treffen. Die Formen englischer Herrschaft kennt man. Sie gegen italienische auszutauschen, hat man wenig Neigung. Daß aber der gegenwärtige Konflikt so verlaufen werde, daß man die eine Herrschaft abschütteln könne, ohne die andere dafür einzutauschen, das glauben selbst unter den Studenten von Kairo wohl nur die jüngsten Semester.

In den Bereich des Schwarzen Meeres und der mit schärfstem Interesse beobachtenden Sowjetmacht führen innere Vorgänge in den östlichen Balkanstaaten. Die regelmäßig wiederkehrenden Krisenmeldungen aus Bulgarien zeigen an, daß dieses von Balkan- und Weltkrieg so schwer getroffene Bauernland noch immer keine Gleichgewichtslage gefunden hat. In Rumänien spielt ein heftiger innerer Kampf zwischen dem König und Teilen der Armee auf der einen, dem Außenminister Titulescu auf der anderen Seite, dessen Inhalt das Maß der möglichen oder unmöglichen Bindung an die Sowjetunion ist. Die tote Grenze am Dnjestr ist feierlich wieder geöffnet worden, ein zunächst sehr kümmerlicher Bahnverkehr beginnt. Soll dieser Verkehr der Anfang zu „normalen Beziehungen" sein? Soll er den Weg andeuten, auf dem einmal russischen Truppen der Weg nach Innereuropa geöffnet wird? Solange sich Polen jedem russischen Ansinnen versagt, gibt es neben dem,

was über Kowno vorbereitet wird, nur diesen Weg, für den die blinde Koalitionswilligkeit von Benesch in der Tschechoslowakei den vorgelagerten Stützpunkt geschaffen hat. Es fragt sich nur, ob die Außenpolitik Beneschs auf die Dauer für den tschechoslowakischen Vielvölkerstaat verbindlich bleibt. Der neue Ministerpräsident ist Slowake, freilich in jener milden Form, in der etwa Herr van Cauvelaert sich zu den Flamen rechnet. Immerhin fragt sich, ob dem jetzigen tschechischen Außenminister der Weg zur Nachfolge Masaryks so selbstverständlich und leicht werden wird, wie er ihn sich gedacht haben mag. Auch im Inneren des tschechischen Staates verlangen wichtige Fragen nach einer baldigen Antwort. Den Tschechen ist heute die Möglichkeit gegeben, zu einer loyalen Zusammenarbeit mit dem Sudetendeutschtum zu gelangen, das in sich geeinigt ist. Solche Sternstunden in den Beziehungen der Völker sollten nicht versäumt werden. Man weiß nicht, ob und wann sie noch einmal wiederkehren. Der Weg zu einer Einigung zwischen Tschechen und Deutschen aber führt über Konrad Henlein, nicht an ihm vorbei.

Vor einer ähnlichen Frage wie die Tschechen stehen die Litauer. Wird die Regierung in Kowno verstehen, daß die Wahl in Memel etwas Endgültiges aussagt? Darüber hinaus: daß dieses Ergebnis nicht nur in Deutschland, sondern auch in England, und sogar in Frankreich und Italien verstanden worden ist?

Vergleichen wir den Überblick über die Weltlage zu Ende des Jahres 1935 mit der zu Ende des Jahres 1934, so zeigt sich eine Veränderung der Gewichte und eine Verlagerung der Fronten, die im einzelnen nicht vorhergesehen werden konnte. Die großen Ziele der wichtigsten Mächte aber sind im Laufe dieses Jahres mit einer Deutlichkeit herausgestellt worden, die dem Betrachter nichts zu wünschen übrig läßt. Höchste Gefahr unberechenbarer Explosion liegt an vielen Stellen. Aber das gilt von jedem der letzten Jahre. Gerade jetzt vollenden sich die Prozesse, in denen das Bild des Königsmordes in Marseille und des Mordes an dem polnischen Innenminister Pieracki noch einmal beleuchtet werden ...

In solchen Zeiten ist Poker ein gefährliches Spiel — auch unter Großmächten.

KARL HAUSHOFER:

Bericht aus dem Indo-pazifischen Bereich

Es gibt Stellen auf Erden, wo die Heuchelei eines Wortgepränges, das scheinbar auf Volksherrschaft, Willensfreiheit des einzelnen und übervölkisches Zusammenwirken gerichtet ist, vom harten gegenseitigen Stoßen der Tatsachen im Raum so zwingend bloßgestellt wird, daß einfache Namensnennung von Ort und Raum sie schon entlarvt.

Dazu gehört im Indopazifischen Bereich jeder Versuch, das Ringen um Fernhalten Italiens von den geopolitischen Schlagadern Kap—Kairo und Suez—Aden

des Britenreiches als eine gemeinsame Angelegenheit des Völkerbundes hinzustellen, die dem Schutz des im Grunde als selbstbestimmende Einheit längst preisgegebenen Äthiopien dienen solle, oder das gänzliche Verlassensein Chinas durch den Völkerbund zu verschleiern.

Im Zusammenhang damit zeigten Fanale über Ägypten die Gefahrzustände am Nil, wie Neutralisierungsversuche für Palästina im Hl. Land. Gegenüber der vielen unerwünschten Beteiligung dieses Landes an Sanktionen gegen Italien wurde klar, daß auch die Versprechungen gegenüber diesem Gebiet als Heimstätte für Juden, als Lockvogel für Araber und als Hüter der Ölleitung [Pipeline] für das Britenreich in ihrer widerspruchsvollen Gesamtheit schwer einzuhalten waren. Hier klafft ein Dreispalt, obwohl „die Regierung Sr. Majestät sich bewußt ist, daß Palästina Zentrum einer Menge von religiösen Interessen ist, von denen jede, gesondert betrachtet, weltenweit ist". (Deklaration von 1922 — nun als Hebel zur Neutralisierung „des einzigen heiligen Landes der westlichen Welt" gegenüber einem neuen Weltkrieg benützt!)

Leider nur gehört diese Art von heiligem Kassenschrank, zugleich Weltreligions- und Pipelineschützer, auch dem Nahen Osten und seinen geopolitischen Zerrungen an!

Eine weitere solche Stelle ist im Mittleren Osten der Pufferraum zwischen Indien und den Sowjetbünden, die neuerdings durch die praktische Einverleibung von Chinesisch Turkestan und ein Wehrbündnis mit Rest-China der Indischen Welt erheblich nähergerückt sind, obwohl noch vor kurzem die „Times of India" geschrieben hatte: „Es mag wohl die Frage aufgeworfen werden, ob mit einer verfestigten (settled) Grenze, einem verfestigten Afghanistan und einem beseitigten russischen Schreckgespenst im Vorkriegsstil Indiens Wehrausgaben zu Land nicht kürzbar sind."

Kürzen kann man sie allerdings — ob aber so schnell die Wehr steigern, wenn man sie jählings brauchen sollte?

Sollte die „Times of India" etwa damit die Anglo-Sowjet-Mitteilung vom 31. 3. 1935 im Auge gehabt haben: Die Vertreter beider Regierungen waren glücklich, als Ergebnis eines vollen und freimütigen Meinungsaustausches feststellen zu können, daß zur Zeit kein Gegensatz zwischen den Zielen beider Regierungen über irgendeinen weltpolitischen Hauptzweck besteht, und daß diese Tatsache einen festen Grund für die Entwicklung fruchtbarer Zusammenarbeit zwischen ihnen für die Sache des Friedens bildet. Sie vertrauen, daß beide Länder — in der Erkenntnis, daß Unberührtheit und Wohlfahrt beider beiden zum Vorteil gereichen — ihre gegenseitigen Beziehungen in diesem Geiste der Zusammenarbeit und Vertragstreue (loyalty to obligations assumed by them) lenken werden, die ihrer gemeinsamen Mitgliedschaft beim Völkerbunde innewohnt."

Stimmt das wirklich — auch für Turkestan, Tibet, ein kommunistisch angehauch-

tes China — oder hat — trotz Lord Morley — London und Simla doch eine verschiedene Außenpolitik? Man möchte es annehmen, wenn „Simla seit dem zweiten Afghanenkrieg das Russenvordringen als Hauptfaktor für die indische Außen- und Wehrpolitik betrachtete, die Simon-Kommission 1927 sich auf den gleichen Standpunkt stellte und wie jene „den politischen Zielen Rußlands in Asien mißtraut". Haben sie ihm doch seit 1911 etwa 3,5 Mill. qkm eingetragen und Peschawar und Rawalpindi in Bomberflugbereich vom Oxus hergerückt!

Gewiß ist es peinlich, wenn Indien etwa 80% unterernährter Bevölkerung umfaßt (Lord Linlithgows Kommission) und mit 33,7% Wehrausgaben (gegen 23,6% Großbritanniens selbst) den Wehrlastweltpreis vor allen Dominien gewönne! Aber wer traut den Sowjetbünden so weit, um daraus Entlastungsfolgerungen für Indien zu ziehen? Und selbst wenn man sie ziehen könnte, wäre es noch möglich angesichts des Aufwerfens der Chinesischen Frage im vollen Umfang durch Chinas Splitterung in Mandschurei, Nordlandschaft, Wilden Westen, unmittelbaren Nankingbereich und Kwangprovinzen? So geht der von Rom aus entfesselte weltpolitische Eisgang durch die ganze Wiege der Völker. Wie lange wird sich das eben flottgewordene Staatsschifflein der Philippinen vor ihm halten können?

Vergleicht man die Sang- und Klanglosigkeit, mit der das immerhin bedeutende Ereignis der Philippinen-Freigabeproklamation durch den obersten Vertreter der USA. Roosevelt gegenüber der als pazifischer Druckmesser wichtigen Inselgruppe nach ihrer Präsidentenwahl Don Manuel Quezons von der übrigen Welt, ja von den USA. selbst aufgenommen wurde, mit dem Aufsehen, das seinerzeit die Besitznahme und das lange Zeit wichtige Einzelschwankungen in der Behandlung der Philippinen begleitete; dann erst erkennt man, wie sehr das ostafrikanische und ostasiatische Festlandsturmfeld die ozeanischen Vorgänge überschatten, freilich auch, wie sehr beide aufeinander rückwirken.

Chinesisch-sowjetrussische Wehrabkommen in ihrer Auswirkung übertreffen an Tragweite alles, was sich an Farben- und Rassengegensätzen allenfalls aus der äthiopisch-italienischen Spannung hätte entwickeln können, wenn sie vereinzelt geblieben wäre. Gewiß kann Japan durch die nordchinesische Folgewirkung seines mandschurischen und innermongolischen Vorgehens in einer untrennbaren Dynamik vor schwerste Belastungsproben gestellt werden. Aber sie springen gerade so selbsttätig auf das Britenreich über, wie der italienische Eisgang gegenüber dem Status quo sich zuerst auf die beiden hervorragendsten Vertreter des alterrafften Raumbesitzes, die ursprünglichen Westmächte, auswirken mußte, namentlich durch den Doppeldruck auf die festländische Kap—Kairo-Linie und die ozeanische Schlagader, das „Genick" zwischen Ostmittelmeer, Suez, Aden und Indien des Britenreiches.

Minderwertigkeitsgefühle, die in vielen französischen Kreisen auf der ersten durch den vernarbten Knoten von Faschoda, auf der zweiten durch die Narbe von

Cheik Said erweckt werden, erleichtern die Lage nicht, zumal das erithräische Abenteuer in Italien erst durch den Britendruck volkstümlich geworden und auf Biegen oder Brechen gestellt worden ist. Wer immer sich jetzt biegt, wird einen schweren „Prestige"-Verlust zu verbuchen haben.

Gegenseitige Angst vor Prestigeverlust — eine geopolitisch schwer zu rechtfertigende Eigenschaft — verschärft auch die Lage im zunehmend entgliederten China. Innerhalb der Nankingregierung wollen sich Generalissimus und Kuomintang-Räte, innerhalb des Südens Nankingregierung und Kwangländer (Kwangsi und Kwangtung — beide intern gut regiert) nicht an Heldengeist und Vaterlandsliebe übertreffen lassen. Weniger entwickelt ist die Opferbereitschaft. Im chinesischen Norden bäumt sich der alte Stammländerstolz gegen Yangtseländer, kolonialen Süden und Wilden Westen auf; innerhalb der japanischen Bewegungen überschärft man sich gegenseitig.

Angst vor Prestigeverlust und Furcht vor unklar vorgestellten Übeln verhindern die Abschreibung von unhaltbaren Außenständen, vor allem das Eingeständnis ungeheurer Raumverluste an Japaner, Sowjets und Tibet, die im Grunde mit der Unfähigkeit des demokratischen und internationalistischen jungchinesischen Herrschaftssystems zum Festhalten des Erbes der Tatsingdynastie und zur Raumbewältigung zusammenhängen, mit nichts anderem — was nur von Japanern und Russen im größten Stil ausgenützt wurde: bisher in viel größerem Maßstab ungestraft, als der, in dem Italien sein Kolonialglück versuchte.

Schon der Umfang der von den Sowjets nördlich des Amur, von den Italienern in Äthiopien bisher geleisteten Eisenbahn-, Straßen- und Wegebaues (2800 gegen 840 km!) gibt Anhaltspunkte über die relative Großräumigkeit der beiderseitigen Vorbereitungen und berechtigten Anlaß zur italienischen Frage: Weshalb denn der Völkerbund so ganz teilnahmslos der raumpolitischen Plünderung seines Mitgliedes China durch sein Mitglied Rußland in der Mongolei, in Tannutuwa und in Turkestan zugesehen habe? Über die Formen der von Äthiopien erhofften Enteignung oder Willensbeschränkung haben sich ja die Führer der italienischen Politik noch gar nicht ausgelassen — nur „Corriere de la sera" und „Manch. Guardian" u. a. 25. 10. 35. Sie könnten ja in Einsetzung von italienischen Beratern und Verwaltern auf allen wichtigen Lebensgebieten und höflicher Belagerung des Landesoberhauptes in seinem Palaste bestehen, ganz wie in Turkestan oder Urga; auch die Mandschurei bietet manches Beispiel.

Japanische und Sowjeteinflüsse in den nordchinesischen Außenländern tragen übrigens einen stark verstädterten Leitzug („Urbanismus"). So hat sich in den mandschurischen Städten der Japanereinschlag von verschwindenden Zahlen vor dem mandschurischen Vorgehen wesentlich vermehrt: in Harbin auf 14 773, Kirin auf 5579, Tsitsikar auf 2971; im gleichen Stil sind Vermehrungen in den Stützpunkten Tjumen, Peiantschin, Mutankiang, Hailar, Tunghwa, Tschitschau eingetreten.

Von den Städten aus aber wird man ein so typisches Agrarland zwar gewiß geraume Zeit beherrschen, bewirtschaften, aber niemals bevölkerungspolitisch durchdringen und erobern können.

So wogte auch die Verstädterungswelle der Chinesen in der äußeren Mongolei zurück, wo die Chinesen in Urga (Ulan Bator) vor der Verrussung 30800 Köpfe stark gewesen waren, von denen etwa 4000 im Elend zurückgeblieben sein mögen; sie wurden durch etwa 100000 Russen ersetzt, die von dort aus Unruhe genug stiften können, jedenfalls schon Unheil genug über die allerdings an Ungemach gewöhnte, spärliche Bevölkerung gebracht haben.

Eine nicht unbedenkliche Verstädterungszahl ist die neueste Einwohnerzahl für Groß-Tokyo mit 5848000 (1. 10. 1935) gegen 905000 weniger vor fünf Jahren. Das volkspolitische Vordringen an sich in der Mandschurei kennzeichnen rund 318000 Japaner, rund 778000 Koreaner im Juli 1935 gegen 195000 und 672000 von 1933, während das Eindringen im eigentlichen China viel langsamer erfolgt. (72494: 12. 1933; 76511: 7. 1935.)

Wenn man noch im Sommer in Ostasien schreiben konnte: „Europa scheine durch das britisch-deutsche Flottenabkommen aus seinem Gleichgewicht geraten zu sein" („Transpacific", Nr. 26/35), so ist gewiß die jetzige Gleichgewichtsstörung im Fernen Osten ungleich „angreifischer". Nur tröstet uns die freundliche Zustimmung auf der Rückseite (4), daß „die Tagungen und Aussprachen in Europa deshalb vergeblich gewesen seien, weil ihr Ziel die Erhaltung des Status quo und nicht die Beseitigung der wirklichen Ursachen des Mißvergnügens und der Unruhe gewesen sei".

Zur Beseitigung des Status quo haben inzwischen Italien, Japan und Sowjets ausgiebig beigetragen; auch soweit die „Ursachen des Mißvergnügens und der Unruhe" in Übervölkerung und Volksgedränge lagen; dafür sind andere Ursachen neu geschaffen worden, an denen sich Deutschland gewiß nicht beteiligt hat. Das Hineingezogenwerden freilich hat sich sein Führer verbeten. Dabei bleibt es wohl vorerst, auch wenn Eleutherios Venizelos — einer der größten Unruhestifter Europas — für 1937 einen Krieg prophezeiht, auf den Deutschland zutrifte.

Vielleicht aber kehrt der große Kreter zunächst vor der eigenen Tür und vor denen der Westmächte die dort offenbar viel größere Kriegsgefahr hinweg! Gelingt ihm das, wird ihm vor der deutschen leichte Arbeit bleiben.

Wohltätig in einer Zeit, in der in Afrika und Asien der Farben- und Rassengegensatz auf die Spitze getrieben wird, berührt, was wir jüngst durch eine ausgezeichnete kleine Schrift aus Neuseeland erfahren. (J. L. G. Sutherland: The Maori Situation. Wellington. [Neuseeland.] Harry H. Tombs. $2^1/_2$ Sh.) Auf nur 123 Seiten ist hier die ganze Krise und Erneuerung einer hochbegabten Rasse zwischen dem allerdings nur unvollkommen gehaltenen Ausgleichsvertrag von Waitanga und den Landentwicklungsplänen von 1929 Sir Apirana Ngatas umrissen und so

gezeigt, was in der Südsee immerhin möglich gewesen wäre und von den Japanern jetzt angestrebt wird.

In britischen Schrifttumskreisen gilt wohl William Pember Reeves „Aotearoa" und neuerdings Alan Mulgans „A Pilgrims Way in New Zealand" als beste Landschaftsschilderung der Doppelinseln; für uns in Deutschland bleibt bisher der geniale österreichische Biologe Reischeck („Sterbende Welt" usw.) unübertroffen, vor allem wegen seiner Einfühlungsfähigkeit in die Maori als Leitbeispiel für Lösungsmöglichkeiten des Farbenproblems, des Zusammenlebens verschiedener Rassen in einem ursprünglich der farbigen kongenialeren, allerdings weit untervölkerten, raumweiten Paradies.

Low in the Evening Standard] [London

Barbarism *Civilisation*

Alles eher, als ein Paradies, aber mit einzelnen paradiesischen Stellen (Tianschan) ist der jüngst aus einem älteren Besitz- und Machtkreis, dem chinesischen, in einen anderen, den der Sowjets, herübergerissene Raum Chinesisch Turkestan. Sein Landschaftstyp ist durch Sven Hedin weltbekannt geworden und neuerdings durch die dorthin gerichtete Hochzeitsreise von Owen und Eleanor H. Lattimore fesselnd geschildert. („Turkistan Reunion", London, Hurst & Blakett, 16 Sh.) Alle Achtung vor der weißen Frau, die diese Brautfahrt wagte. Die Grundlagen zu Lattimores Mongolenbuch sind nachweislich redlich an Ort und Stelle erworben und teuer bezahlt. Wer weiß, wie lange Männer von seiner und Sven Hedins Art dort noch reisen dürfen?

Die Welt wird sich auf einige Jahre Karenz in Zentralasien einrichten müssen, und dann wird uns ganz Turkestan auf Russisch kommen. Russischer Cant aber ist nicht ethischer, als britischer oder romanischer, soviel tatsächlich die russische Asienkunde leistet. Ihre Grundlage aber ist Macht; und der Macht dient auch ihr letztes Ziel. Zur beigefügten Lowzeichnung könnten jederzeit britische und russische Seitenstücke gezeigt werden.

Ein höherer Grad weltpolitischen Narrentums wird durch Versuche, wie den des chinesischen Radikalen oder Kominternsendlings Sun-Ming-shun bezeichnet, geopolitische Unvermeidlichkeiten durch Revolverschüsse auf einen Ministerpräsidenten von der Art Wang-Ching-Weis in Nanking zu wenden, der seinen schwierigen Dienst am chinesischen Volke gewiß nicht als Sinekure auffaßte, aber die unvermeidliche Wahl zwischen japanischer Kooperation oder bolschewistisch-kommunistischer Gefahr erkannte. Gewiß versprach eine Regierung der andern, sie werde von Unterwühlung absehen. Aber wie oft hat die eine Hand in Moskau das schon versprochen und die andere nicht gehalten? Ist Sun-Yat-Sens Leidensweg vergessen? Wenn China ruiniert wird, so wird es durch die Chinesen selbst von innen her auf lange Frist entgliedert und entmachtet. Stände es zusammen, würde es — auf großmachtweiten Räumen unangreifbar — keine Macht der Welt zu fürchten haben.

Einiger als der Ferne ist in der Vorsicht der Nahe und Mittlere Osten — zwischen Istanbul und Kabul, wie O(tto) M(ossdorf) witzig schreibt. Er verzeichnet die Herrscher und Flugstaffelbesuche zwischen Iran und Ankara, Smyrna-Ismir, zwischen Irak und Ankara, Irak und Teheran, die sich schließlich doch zu dreiseitigen Nichtangriffspakten verdichteten. Bis jetzt nur „amitié" — ganz gewiß! Aber Not lehrt beten! Dicht vor dieser Tür steht Afghanistan, etwas weiter von ihr Ibn Saûd, dessen hochgespannte großarabische Ziele die Nachbarn noch fürchten. Aber wenn diese Kraft sich palästinawärts oder syrienwärts entlüde, würden sie weniger dagegen haben. „Befreite Völker pflegen nicht dankbar, sondern anspruchsvoll zu sein" — und die Araber haben nachgerade gemerkt, was es mit ihrer Befreiung auf sich hatte.

Zu wenig beachtet wurde — wie der „W. v. D."-Ref. der „Frkf. Ztg." (1. 11. 35) mit Recht beklagte — über dem britischen Wahlspektakel die Tagung des „National Peace Council" vom 29. 10. 35 in London. Dort sprachen sich nacheinander Sir Arthur Salter, Lord Lothian und Prof. Norman Bentwich über das Problem der „Besitzenden und Nichtbesitzenden" gegenüber dem Kolonialgefüge der Welt aus. Man anerkannte die Explosionsgefahr der kolonialarmen Großvölker mit starker Bevölkerungszunahme: Japan, Deutschland, Italien — vor allem gegenüber den Rohstoffmonopolbestrebungen (Zinn, Kautschuk!) — und suchte Abhilfen durch Erweiterung des Mandatsystems unter Zuteilung gleicher Rechte an alle Nationen in allen Mandatgebieten, durch Herstellung „freieren Handels" (Lord Lothian).

Gewiß ist hier die Empfindung einer übergroßen Druckbelastung und beständigen Kriegsgefahr aus dieser Spannung heraus die Ursache von Abhilfebestrebungen. Aber es wäre falsch, sie nicht zu sehen. Auch das Herausschmieden Indiens aus einer Mosaikplatte zu einer Nation durch britische Erziehung mit seinem Unabhängigkeitsstreben als Enderfolg hat die weitsichtigsten unter den Großraumbesitzern hellhörig und zugänglich gemacht. Einzelne Schwalben machen keinen Sommer: aber sicher ist, daß wenigstens die gefährlichste Hütungsformel „des Status quo der Übergriffe", die russische Annäherung an London nicht gelungen ist, was Radek in der „Iswestija" mit sarkastischen Bemerkungen über die französischen Kompromißvorschläge im englisch-italienischen Gegensatz und Erfolg oder Mißerfolg der Sanktionen quittiert. Man kann nicht den Status quo in Asien umwerfen und in Europa durch Ost-, Donau- und Hilfspakte zwischen Paris, Prag und Moskau zur Einkreisung und Isolierung Deutschlands verankern wollen, ohne daß der Gegensatz weltüber ruchbar wird. Dazu sind mindestens Männer, wie Sir Arthur Salter, Lord Lothian und Norman Bentwich zu ehrlich und zu weltkundig. Sie wünschen eben nach den Erfahrungen mit der japanischen und italienischen Kesselexplosion die einer deutschen vorbeugend zu vermeiden.

SPÄNE

der Arbeitsgemeinschaft für Geopolitik, Gruppe Heidelberg

Volk und Staat als Organismus

Als Hans Schemm jenem Unglücksfall zum Opfer fiel, starb ein Nationalsozialist, der wie wenige die volle Anschauung der Welt in einem geschlossenen Bild besaß und aus dieser Geschlossenheit des Weltbildes kämpfte. Er hat selbst noch die schriftliche Niederlegung dieser Lebensanschauung angeregt und überwacht, die jetzt unter dem Titel: HANS SCHEMM SPRICHT. Seine Reden und sein Werk — als ein überraschend geschlossenes Buch herausgekommen ist (Gauverlag Bayerische Ostmark, RM. 4.85). Wir bringen einige kurze Auszüge:

Neben der Familie ist die nächstgewollte Ganzheit das Volk. Heute — und das ist die Größe der Zeit — ist das deutsche Volk ein geschlossen handelndes Lebewesen; als solches steht es da. In dieser Tatsache liegt die fürchterliche Aussichtslosigkeit aller Bemühungen, die es wagen, gegen diesen Staat anzukämpfen oder die schaffende Kraft des Volkes zu verkleinern.

Volk ist nicht eine Summation von Menschen, sondern ein lebendiges Prinzip aus Fleisch und Blut, ein einmaliges, in sich geschlossenes, organisches Lebewesen wie die Familie.

Alles, was an und durch Lebewesen in Erscheinung tritt, liegt in den Möglichkeiten und Fähigkeiten, in den Leistungsveranlagungen, die in den Lebewesen vorhanden sind. Je höher die Organisation eines Lebewesens ist, desto größer ist seine Leistungsfähigkeit. Gehen wir von den einzelligen zu den zwei- oder mehrzelligen Wesen, zum Wasser-, zum Landtier und steigen wir auf den Entwicklungsstufen immer weiter, so finden wir, je mehr Zellen zusammengeschlossen sind, je höher organisiert die Lebewesen sind, desto aufbauender ist ihre Art.

Dieselben Gesetze gelten für den Menschen und für Menschengruppen. Blicken wir in die Geschichte zurück, so sehen wir Familienleben, Zünfte, Berufe, Stände, Länder, Dynastien, die verschiedensten Gefüge, Gebilde und Organisationen mit sich steigernder Leistungsfähigkeit. Das Volk aber ist das höchstorganisierte Lebewesen dieses Erdballs.

Wir haben nicht einen Staat im rein formalen, statischen, sondern im organischen Sinn als eine ständig wachsende, unaufhörlich den Lebensnotwendigkeiten unseres Volkes sich anpassende Organisation der Volkskraft. Wir gründen nicht den Staat als eine Maschine, sondern wir pflanzen einen Baum. Dieser wächst aus dem Innern heraus, treibt immer

neue Äste, neue Zweige, er bringt immer wieder Blüten hervor und in den Blüten steckt immer wieder der Same und in dem Samen die Zukunft. Jedes Jahr wird ein neuer Jahresring angesetzt und jedes Jahr weitet sich die Rinde und gestaltet sich so, daß das Leben im Innern des Baumes seinen Fortgang nehmen kann. Aber kein Ast wird sich in der oberirdisch sichtbaren Welt gestalten können, wenn nicht in der unsichtbaren Welt, in den Wurzeln, die Voraussetzungen dafür geschaffen sind. Der Staat wird immer nur so hoch werden und organisiert sein, wie Wissenschaft, Kultur, völkische Ideen und die Dinge beschaffen sind, in denen die Menschen dieses Staates geistig und weltanschaulich zutiefst wurzeln.

So ist unser Staat kein für die Ewigkeit fertiges Gebilde, sondern etwas, das immer wieder neu gestaltet wird. Er ist ein Staat in steter Umgestaltung und muß sich aus sich selbst mit immer neuen Lebenskräften versehen, um sein zu können. Für ihn gibt es nur ein großes Ziel: Es müssen die Garantien für die Lebensgrundlagen unseres Volkes geschaffen werden. Er ist nicht Maschine, sondern Organismus. V.

Kanalprojekte in Süddeutschland

Der Neckarkanal ist nunmehr von Mannheim bis Heilbronn für 1200-Tonnen-Schiffe fahrbar geworden. Die Neckarkanalisierung ist aber noch nicht beendet, wenn auch im Augenblick die Gelder für den Weiterbau noch nicht vorhanden sind. Nahziel des Neckarkanals ist die Erschließung des Württembergischen Industriegebiets durch einen leistungsfähigen Wasserverkehrsweg. Diesem Ziel hat sich der Kanal in seinem jetzigen Stadium nur erst genähert; denn Heilbronn ist nur der nördlichste Ausläufer dieses bis zum Schwäbischen Jura reichenden Wirtschaftsbezirks. So ist zwar durch Stauwehre und Stauseen, die sich in wenigen Kilometer Abständen folgen, eine der schönsten Landschaften Deutschlands, — der Odenwalddurchbruch des Neckars — im Unwägbaren zerstört; das eigentliche Nahziel ist aber erst erreicht, wenn bis Plochingen die Kanalisierung durchgeführt ist. Fernziel und wohl auch sehr fernes Ziel bleibt die Verbindung Rhein—Neckar—Donau und Donau—Bodensee. Vorbedingung dieser Projekte ist aber die Kanalisierung der oberen Donau von Regensburg bis Ulm. So ist es nicht erstaunlich, wenn gleichzeitig zwei Schriften herausgekommen sind, die uns über diese Kanalprojekte unterrichten: **NECKARKANAL 1935**, herausgegeben vom Südwestdeutschen Kanalverein für Rhein, Donau und Neckar, e. V., Stuttgart, Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart, und **GROSSSCHIFFAHRTSSTRASSE OBERE DONAU ULM-REGENSBURG**, herausgegeben vom Verband Obere Donau, Verlag Julius Hoffmann, Stuttgart.

So sehr die Geopolitik von jeher Verständnis für die Bedeutung der Wasserverkehrsstraßen hatte, so erscheint uns doch mancher der in den beiden Schriften niedergelegten Pläne stark rosig gefärbt. Wir sind zwar durchaus der Ansicht, daß große Kanalprojekte nicht allein nach den Grundsätzen der Rentabilität geplant werden sollen, möchten aber doch darauf hinweisen, daß in den nächsten Jahrzehnten mit einer stärkeren Automobilisierung sowohl des Personen- wie des Wertgüterverkehrs die Eisenbahnen gezwungen werden, sich in verstärktem Maße dem Transport von Massengütern zuzuwenden. Dies wird nicht ohne Rückwirkung auf den Verkehr auf den Wasserstraßen sein. Dann sei nicht vergessen, daß die Donau von Regensburg bis Wien im allgemeinen nur von 650-Tonnen-Schiffen befahren wird. Ein Ausbau der Oberen Donau für 1200-Tonnen-Schiffe wäre nur dann sinnvoll, wenn sie im Rahmen eines Ausbaus der gesamten Donau erfolgte. Auch scheint die allzu starke Betonung der Donau—Bodensee—Oberrhein—Aare—Rhone-Verbindung noch Zukunftsmusik zu sein. Ein für Württemberg so bedeutendes und in näherer Zukunft realisierbares Projekt erscheint in den Plänen der beiden Schriften überhaupt nicht: Der Rhein—Pfalz—Saar—Kanal, der die Saarkohle dem schwäbischen Industriegebiet auf dem Wasserweg bequem zugänglich machen könnte. F.

SCHLUMMERNDE WEHRKRÄFTE

So heißt ein Buch, das der als Wehrpolitiker durch eine Anzahl von Werken weithin bekannt gewordene Generalleutnant a. D. Horst v. Metzsch erscheinen läßt (Gerhard Stalling, Verlagsbuchhandlung, Oldenburg/Berlin). Es ist nicht unsere Aufgabe, all den zum Teil neuen und wertvollen Gedankengängen nachzugehen, in denen Metzsch die noch nicht genügend ausgenützten Wehrkräfte des deutschen Volkes aufzeigt. Er geht durch alle Gebiete des Lebens und sucht Möglichkeiten zur Weckung des Wehrgeistes zu entdecken. Hierbei gerät er — und das interessiert uns besonders — auch auf die Geopolitik. Wir hätten nun geglaubt, daß Metzsch der Geopolitik als Weckerin des Wehrwillens einen besonders bevorzugten Platz anweisen würde. Wir dachten daran, wie eindringlich gerade die Geopolitik (etwa in Haushofer: Grenzen; Trampler: Der deutsche Volksboden, und in vielen anderen Werken) die Bedrohtheit des deutschen Raums geschildert hat, wie sehr etwa das Aufzeigen der Lageungunst Deutschlands und ihre Überwindung

durch den Willen zum starken Staat auch seine Rückwirkungen auf den Wehrwillen haben könnte. Leider aber enttäuscht uns Metzsch. Er schreibt nämlich (S. 138) folgendes:
„Immerhin sei neben der Geschichte als einem der für die nationalpolitische Willensbildung wichtigsten Fächer noch die Erdkunde genannt, weil auch sie wehrpolitische Erziehungsmöglichkeiten bietet, denen sich der Pädagoge vor dem Weltkriege oft verschloß. Nach 1918 hat sich dann die Geopolitik als eine in bedingtem Sinne neue Wissenschaft zur Geltung zu bringen bemüht und besonders durch Professor Haushofer manches wehrerzieherisch wertvolle Gedankengut vermittelt. Allein, das starke Geltungsbedürfnis der jungen Strömung hat leider manche überstürzte oder überspitzte Folgerung gezeigt und dadurch dem ruhigen Reifen geopolitischer Einsicht gelegentlich Abbruch getan. Überdies muß gesagt werden, daß Männer wie Ratzel und Moltke dem deutschen Raum- und Grenzgefühl bereits Auffassungen geboten haben, die nur der Auswertung bedürfen, um starken geopolitischen Bedürfnissen Genüge zu tun. Sie haben beide das Kartenbild klassisch vertieft und belebt, während der nichtausgeglichene Geopolitiker zuweilen so fest am Geographisch-Stofflichen klebt, daß sich seine Geschichtsauffassung nicht mehr viel von jeder andern materialistischen unterscheidet. Diese aber lehnt der denkende Soldat schroff ab, gleichviel auf welchem Gebiet sich die Lamprechtjünger breitmachen. Und zwar deshalb, weil nach gesunder soldatischer Überzeugung Stoff nie mehr bedeutet, denn soviel als der kämpferische Mensch aus ihm macht. Das gilt vom dürftigen märkischen Sand wie von der fruchtbaren Fülle des rheinischen Tals. Das trifft für den Blutstoff aus Niederungen wie aus bergischem Land zu. Das scheidet das Wikingerboot von der Dschunke. Das zeigt uns die ungenützte galizische Schwarzerde im Gegensatz zum kultivierten Netzebruch. Das lehrt die französische Ausbeutung und der deutsche Ausbau überseeischer Kolonien. Überall bestimmt die Art des Blutes die Bearbeitung des Bodens, nicht umgekehrt, weil der ihm entwachsene kämpferische, also soldatische Mensch nicht Pflanze bleibt, sondern irgendwie zum Pflanzer wird. Der unkämpferische Mensch freilich bleibt Stoff vom Stoffe."
Metzsch verkennt hier, daß zunächst „Stoff" da sein muß, aus dem der kämpferische Mensch etwas machen kann. Daß es nicht gleichgültig sein kann, in welchem Raume der Mensch, und sei es auch der kämpferischste, lebt, beweist wohl das Schicksal der Germanen im Mittelmeerraum zur Zeit der Völkerwanderung und das Los der Normannen auf Sizilien. Wie sehr aber gerade wir, und wir als erste, ein materialistisches Geschichtsbild ablehnen, haben die „Späne" der letzten Monate gezeigt, die sich in betonter Schärfe gegen die Richtung wandten, die einige Geopolitiker in der Überbewertung des Raumes eingeschlagen haben. Wir werden diese Auseinandersetzung in Kürze weiterführen. Sie wird Metzsch zeigen, wie sehr sein Urteil über Geopolitik vom Anschein der Oberfläche bestimmt wurde. F.

Sondagsnisse-Strix] [Stockholm

„Bewaffneter Friede"

Die Bevölkerungsstruktur von Hawaii

In unseren Köpfen spukt noch immer etwas von jenem Südseezauber, dem Adalbert von Chamisso auf seiner Weltreise zu erliegen drohte, etwas von den Abenteuerromanen unserer Jugend. Die Wirklichkeit sieht anders aus. Das japanische Mandatsgebiet der deutschen Südseeinseln wird immer mehr japanisiert, schon 26 000 Japaner siedeln auf diesen Inseln. Auf den Fidischinseln leben mehr als 70 000 Inder und im fernen Tahiti haben sich schon 4000 Chinesen heimisch gemacht. Diese starken Veränderungen in der Bevölkerungsstruktur sind erst in den letzten Jahrzehnten erfolgt; es ist daher klar, daß die Beobachtung dieser Veränderungen geopolitisch von außerordentlichem Reiz ist. Hier finden wir eine aufschlußreiche Notiz über die Bevölkerung von Hawaii in der Ostasiatischen Rundschau (Nummer 19/35). Es heißt da:
„In der Bevölkerung der Inseln (Hawaii) haben

die Japaner jetzt ganz deutlich das Übergewicht. Nach der letzten Volkszählung vom 30. Juni 1934 entfielen auf sie 39,0% der Gesamtbevölkerung gegenüber 13,7% in 1890. Stark rückgängig war der Anteil der Chinesen: 7,1 gegen 17,0%. Relativ und absolut hat die Zahl der Eingeborenen in diesem Zeitraum abgenommen; der Anteil an der Gesamtbevölkerung ging von 38,2% in 1890 auf 5,7% in 1934 zurück, die Kopfzahl sank um 36,7%. Die 1920 durch Kongreßbeschluß geschaffene „Hawaiian Homes Commission" hat sich zwar bemüht, die eingeborene Rasse durch Wiederseßhaftmachung auf dem Lande, durch finanzielle Unterstützung und landwirtschaftliche Unterrichtung zu stärken, jedoch fehlt es bisher an merkbaren Erfolgen. In den von der Commission geschaffenen Siedlungen, die allerdings nur 3217 Personen umfassen, wurde 1934 eine Zunahme der Kopfzahl um 141 Personen registriert.

	Die Bevölkerung 1890	1934
Gesamtbevölkerung	89990	378948
Eingeborene	34436	21796
Japaner .	12360	148024
Chinesen	15031	26989
Filipinos	—	56700
Mischlinge .	6186	18169
Weiße .	21119	76491

Für das soziale Eingliederungsvermögen der Auslandsjapaner spricht die Tatsache, daß im Berichtsjahr nur 10,7% aller Gefängnisinsassen Japaner waren, also beträchtlich weniger als ihrem Anteil an der Gesamtbevölkerung entspricht; dagegen stellen die Filippinos 29,7% der Sträflinge." F.

Rupert von Schumacher und Hans Hummel:

Zum Volkstumskampf

K. Trampler: Um Volksboden und Grenze. Kurt Vowinckel Verlag. Heidelberg 1935. 12 Karten und 11 zweifarbige geopol. Reliefkarten, 64 S., RM. 2.40.

Der Verlag hat es mit dieser Schrift übernommen, ein Sonderheft der Zeitschrift für Geopolitik in einen größeren Rahmen zu stellen; denn Darstellung und Stoff verdienen, weitesten Kreisen im deutschen Volk bekannt zu werden. Zu diesem Zweck werden vor allem die Kartenbeigaben um eine Reihe neuartiger Reliefkarten verstärkt. Ausgehend von der deutschen Landnahme und Kolonisation, ihrer Sonderart in den einzelnen Abschnitten und ihren Erfolgen untersucht der Verfasser nach geopolitischen Gesichtspunkten den konzentrischen Angriff mit „friedlichen Mitteln" auf die deutschen Grenzen und das deutsche Volkstum. Der Druck der Mittellage, die Geopolitik der feindlichen Kriegsziele, die Zerstörung der Wehrgrenzen, die inneren Sprengungsversuche und der Kampf gegen das Deutschtum vor den Grenzen: Massenaustreibung, Politische Entrechtung, Wirtschaftliche Vernichtung, Kampf gegen Schule und Bildung, kulturelle Bastardisierung und biologische Rückbildung usw. werden scharf beleuchtet. Die Abwehrmittel und die Schilderung des Abwehrkampfes schließen das Buch, das in seiner gedrängten Fülle tragischsten Materials ein Aufruf ist zu höchster Kraftanstrengung gegen alle Gefahren, die heute konzentrisch an das Deutschtum herangetragen werden. „Die Vorgänge an der Volksgrenze zeigen uns mit erschreckender Deutlichkeit, daß man auch ein großes Volk langsam ermorden kann. Langsam, Schritt für Schritt, wird ein Deutscher nach dem andern, ein Bauernhof, eine Arbeiterstelle nach der andern aus der großen Einheit von Volk und Boden herausgebrochen und fremdem Raum und Volkstum eingeschmolzen. Für das Volk bleibt es praktisch gleich, ob diese Deutschen erschlagen oder entnationalisiert werden. Für das Volk sind sie verloren, gleichviel, ob sie aus dem Leben oder aus der Gemeinschaft des Volkes gegangen sind. Eine unermeßliche Grabstätte deutschen Lebens legt die Politik der Entnationalisierung um die deutschen Grenzen — verlustreich wie der Ring deutscher Soldatengräber um die Marken der Heimat..."

Emil Meynen: Deutschland und Deutsches Reich. F. A. Brockhaus. Leipzig 1935. 255 S., 40 Abb., 10 Karten, RM. 12.—.

Es ist ein altes und wie man wohl sagen darf, leidiges Thema, das der Verfasser in einer bisher vielleicht gemiedenen, vielleicht auch uninteressanten Ausführlichkeit anschneidet. Ziel und Aufgabe des Buches ist: „Sprachgebrauch und Begriffswesenheit des Wortes Deutschland"

zu klären. Es ist demgemäß ein Werk, das aus aus dem volksdeutschen Gedanken heraus um das gesamtdeutsche Bewußtsein, sowohl im Binnen- als auch im Auslanddeutschtum, ringt und sich gegen geistig-nationale Binnengrenzen innerhalb des politischen Lebens der Nation wendet. Meynen weist ausführlich an Hand geschichtlicher Quellen nach, wie vor dem Einbruch etatistischen Denkens im deutschen Volk der Begriff Deutschland als Bezeichnung für die gesamte Wohnfläche des deutschen Volkes, für den gesamten deutschen Siedelboden, das ganze deutsche Sprachgebiet und darüber hinaus für den ganzen deutschen Kulturboden (der über die Sprachgrenze weit hinausreicht) im Gebrauch war und wie allmählich seit der Reichsgründung Bismarcks allmählich das Grenz- und Auslanddeutschtum aus diesem Begriff ausgeschlossen wurde und „Deutsches Reich" und „Deutschland" identische Bezeichnungen wurden.

Nichtsdestoweniger läßt sich die alte Anschauung vom Wesen, Begriff und Umfang Deutschland nicht ohne weiteres in die Praxis umsetzen. Gegen die Gleichsetzung des Begriffes „Reich" mit dem heutigen Gebiet werden öfters vom Reichsgedanken her Bedenken laut, die nicht zu übergehen sind. Weiter ist vom auslanddeutschen Standpunkt zu sagen, daß die „Sehnsucht zu Deutschland" eine Verwirrung und Abschwächung erfahren würde, wenn „Deutschland" schon erreicht wäre. Von manchen außenpolitischen Einwänden gegen den Gebrauch eines eindeutigen und für die anderen Nationen schwer unterscheidbaren und übersetzbaren territorialen Begriffs wollen wir hier absehen, weil das Werk als solches akademischen Charakter trägt. Wäre es aus geopolitischem Geist geschrieben oder auch nur unter voller Beachtung der geopolitischen Vorarbeit, würde es nicht in diesem Maß den Stempel außenpolitischer Unzeitgemäßheit tragen.

Wilhelm Pinder: Die Kunst der deutschen Kaiserzeit. Seemann. Leipzig 1935. 409 S., 184 Abb. Geh. RM. 20.—, Leinen 24.—.

P. hat sich einer Arbeit unterzogen, die erstmalig und in unserer Zeit der Besinnung auf uns selbst notwendig ist. Er hat den spezifisch „deutschen" Gehalt der Kunst des frühen und mittleren Mittelalters auf deutschem Volksboden aufgespürt und zusammengetragen und hat damit aus der Zersplitterung des deutschen Kunstschaffens der Kaiserzeit jene Einheit herausgesammelt und herausbewiesen, die uns bisher gefehlt hat. Darum ist dieses Werk von zwingender Notwendigkeit für die Besinnung auf unsere ureigene, vom Fremden gereinigte Kultur.

Soweit also aus der Erfahrung langer Jahre das wirkliche Bild deutscher Kunst vor unseren Augen lebhaft ersteht, ist dieses Werk von unschätzbarer Bedeutung. Und sei also hier vermerkt, obgleich es etwas aus dem Rahmen unseres eigentlichen Beobachtungsgebietes fällt. Was jedoch uns unmittelbar mit angeht, ist der Versuch einer polemischen Einleitung zu diesem kunstgeschichtlichen Werk, die — wenn auch in vielen Punkten richtig, ausgleichend und Gegensätze auf das Maß des Notwendigen beschränkend — im übrigen aber Behauptungen enthält, deren Beweis nicht lückenlos durchgeführt werden kann. Hierher gehört in erster Linie die Bestimmung des Begriffes „deutsch", der endgültig und ausschließlich aus dem Bestehen des christlichen, christianisierenden Ostfrankenreich geboren sei. Wenn das Reich Karls nicht die Sachsen christianisiert hätte, würde Deutschland nicht entstanden sein und es gäbe keine Deutschen. Das scheint eine unbewiesene, dazu noch müßige Behauptung: den P. will sich — nach seinen eigenen Worten — darauf beschränken, von der Kunst des Volkes zu sprechen, das „die Deutschen waren und sind, nicht was sie hätten werden können und sollen"!! Diesen Vorsatz hält er also selbst nicht ein, wenn er unnötig Partei ergreift. Denn wiederum sagt sagt er selbst, daß nicht nur die Rheinachse die Lebensachse Deutschlands sei, sondern ebenso jene, die west-östlich in zwei Strängen in den osteuropäischen Raum vorstößt. Und wer ist es denn gewesen, der mit der Erschließung und Eindeutschung dieses Raumes erst den Grundstock zu einem wahrhaft Deutschen Reich gelegt hat? Doch — und er widerspricht sich hier wieder, indem er es selbst sagt — viel weniger die Rheinfranken als vielmehr wesentlich gerade die Sachsen und jene mittel- und süddeutschen Stämme, deren Leben nicht unbedingt an den Rhein gebunden war. Und dieser reichsbildende Vormarsch nach Osten wäre — und das behaupten wir — auch erfolgt, wenn Sachsen und Mitteldeutschland ohne die rheinische Entwicklung hätten erstehen müssen: denn der Raum lag lockend frei vor ihnen. Und nicht, weil die Ottonen, die Sachsen aus widukindischem Blute, nach Aachen gingen und nach Italien, dem Italien der Lombarden, nicht mehr der Langobarden, wurden sie die ersten großen Schöpfer

deutscher Kunst — sondern, obgleich sie nach Aachen gingen. Es ist auch schade, daß P. den Begriff des Kulturbodens, uns geläufig, nicht von vornherein voraussetzt, er hätte langatmige und teilweise unzutreffende Erklärungen vermeiden können.

Ferner: wohl unsere Zukunft ruht auf unserer Herkunft, aber doch nicht direkt — das hieße die Anerkennung einer neuen materialistischen Idee in der Geschichtsphilosophie. Sondern vielmehr indirekt, denn zunächst ruht unsere Zukunft auf uns selber, nur daß in uns bleibend und unlöslich Geschichte, d. h. Raum und Erbe, ihren erfahrungsvermittelnden Niederschlag gefunden haben. H.

RUPERT VON SCHUMACHER:

Geopolitische Atlanten

Karl Springenschmid: Deutschland und seine Nachbarn. Mit einem Vorwort von Prof. Dr. K. Haushofer, Präs. der Deutschen Akademie. Verl. E. Wunderlich. Leipzig 1935. RM, 2.80.

Karl Springenschmid: Der Donauraum. Österreich im Kraftfeld der Großmächte. Verlag E. Wunderlich. Leipzig 1935. RM. 2.80.

J. G. Boeck: Schulungstafeln für politische Erdkunde. Verl. L. Voggenreiter. Potsdam 1935. RM. 0.10 je Tafel.

Es ist ein ebenso erfreuliches wie seltenes Ereignis, wenn der Rezensent von wahrhaft geopolitischen Leistungen berichten darf — von Arbeiten, die so recht von tiefem Verständnis für das politische Geschehen und von weiter Schau wie auch von fachlichem Können und vor allem von jenem Wissen um die Architektonik der Landschaft und die Kräfte des Raumes, das so selten ist, zeugen. Als Geopolitik wandert ja so manches durch das Land, was an falsch verstandenen Machiavellismus oder an die Mechanik der materialistischen Geschichtsauffassung erinnert, meist ohne daß es den Verfassern selbst zu Bewußtsein kommt.

Wenden wir uns zuerst den neuen Arbeiten von Springenschmid zu. Der Verfasser, der bereits durch sein geopolitisches Skizzenbuch bekannt ist, hat als technische und geopolititische Weiterbildung zwei „geopolitische Bildreihen" herausgebracht, in denen er den Gedanken der geopolitischen Skizze wohl bis zur höchsten Vollendung treibt, wie er auch vorbildliche Beispiele für die geopolitische Durcharbeitung eines einzelnen Gebietes liefert. Springenschmid knüpft unmittelbar an die graphischen und kartographischen Anforderungen an, die der Schöpfer der deutschen Geopolitik, Prof. Haushofer, an die geopolitische Suggestivkarte stellt. Springenschmid kommt den Haushoferschen Vorstellungen von der geopolitischen Karte damit wohl am nächsten. Er vereinfacht im Kartenbild ein politisches Thema bis zu den äußersten Möglichkeiten der Darstellung und gibt auf diese Weise nicht ein starres, sondern ein axiomares Bild, das infolgedessen in jeder politischen Betrachtung als Baustein und Grundlage verwendet werden kann. Hinzu kommt, daß die technische Ausgestaltung der Springenschmidschen Karten derart ist, daß sie bei Verhandlung und Vortrag in politischer Praxis und in der Schule ohne sonderliche Hilfsmittel eine ähnliche Verwendung und Bestimmung finden können, wie die Skizzen eines Patrouillenführers beim Kommando. Springenschmid schafft mit seinen Skizzen ein Hilfsmittel der politischen Strategie, er verwirklicht aber auch den Gedanken der politischen Strategie an sich durch eine Auffassung von der Veranschaulichung räumlicher Vorgänge und Bedingtheiten in der Politik. Der Verfasser ist aber nicht nur durch die Verwirklichung eines geopolitischen Skizzentyps und durch seine strategische Auffassung von der Politik ein echter Geopolitiker, der mit dem Aufsuchen von Kausalitätsverhältnissen sehr sparsam ist und sie nur dort gelten läßt, wo sie auch im geistig-ideellen Leben verankert sind, sondern auch durch die Stoffbehandlung als solche: er zeichnet nicht bloß Schwarzweiß-Skizzen zu an sich festliegenden und nicht mehr umdeutbaren historischen Gegebenheiten, sondern er sucht die gegenwärtigen Lebensäußerungen, die unmittelbare Dynamik einer Gesamtheit — eines Staates, eines Raumes, eines Volkskörpers — auf und sucht sie auf der Landkarte graphisch beschreibend und erklärend festzuhalten, zu veranschaulichen und zur Debatte zu stellen. Seine Arbeiten unterscheiden sich also von vielen anderen geopolitischen Arbeiten dadurch, daß sie

nicht historizistisch sind, d. h. nicht sich in Form einer Geschichtsbetrachtung an den zeitlichen Ablauf der Dinge klammern und daß sie auch nicht von den reinen geographischen Gegebenheiten her schematisch zeitlose und abstrakte Gegebenheiten zu konstruieren suchen, sondern daß sie ganz unmaterialistisch und ohne Prokrustesbett einer aprioristischen Konstruktion das Tatsächliche, den raumstrategischen Ideen, also gewissermaßen die psychologischen Verflechtungen mit dem Raum festhalten.

Dieser in dreifachem Sinn geopolitischen Auffassung entspricht es, daß sich Springenschmid als organisch einheitliches Thema zuerst „Deutschland und seine Nachbarn" und dann den „Donauraum, Österreich im Kraftfeld der Großmächte" zum Vorwurf genommen hat. In beiden Heften zeichnet er nicht allgemein gültige raumpolitische Tatsachen auf, sondern die spezifischen Eigentümlichkeiten der beiden Räume: empirische Arbeiten eines Beobachters, nicht konstruktive eines Dialektikers.

Mängel sind selbstverständlich festzustellen, aber sie sind hier im wahrsten Sinne des Wortes Anreiz zum Weiterarbeiten und daher weder Hemmung für den Verfasser noch für die Kritik. Thematisch wären im „Donauraum" noch zum Beispiel interessante Untersuchungen über die deutsche Alpenfront als solche und ein etwas stärkeres Eingehen auf das Widerspiel Donau—Sudeten-Raum möglich gewesen. Manches über die Lombardei und Triest, über die Vorfeldpolitik auf dem Balkan (orientalische Fragen) müßten in einer Neuauflage unbedingt noch zur Sprache kommen. Graphisch ist zu bemängeln, daß der Strich nicht immer klar ist und besonders bei den Trennungslinien, z. B. S. 44 (Rumpfungarn) hinsichtlich der Breite und Parallelität gesündigt wurde. Eine etwas straffere Fassung der geopolitischen Zeichen ist ebenfalls noch zu erwägen.

Nach all dem, was uns Springenschmid vorgelegt hat, erwarten wir von ihm noch viele mit der feinen Hand des Politikers und Künstlers geschaffene Hilfsmaterialien.

Eine andere Form für geopolitisches Hilfsmaterial hat der Verlag Voggenreiter gefunden, der mit seiner „Grauen Bücherei" im deutschen Schrifttum sich einen Platz an erster Stelle errungen hat. Von den wehrpolitischen Arbeiten des Verlages zu geopolitischen Veröffentlichungen ist nur ein kurzer und folgerichtiger Schritt, den der Verlag mit überraschendem Erfolg gemacht hat. Ausgehend von dem Grundgedanken, daß wissenschaftlich-politisches Denken der breitesten Öffentlichkeit anerzogen werden soll, haben sich zwei Gesichtspunkte ergeben: 1. Die geopolitischen Kernprobleme in konzentriertester und dabei fachlich absolut einwandfreier Weise so darzustellen, daß sie jedermann verständlich sind und daß zugleich ein vollständiger Überblick gewissermaßen über das Skelett des politischen Charakters eines Raumes gegeben wird. 2. Die Veröffentlichungen in jene äußere Form zu bringen, die das Schulungsmaterial für jeden erschwinglich und für praktische Zwecke denkbar handlich machen. Solchen Überlegungen entspricht am besten die gewählte Form von Schulungstafeln (Karton, Taschenformat, Umfang nur bis 7 Seiten), die in Art von Lexikonartikeln und im Rahmen eines inhaltlich gleichen Aufbaues die wesentlich raumpolitischen Momente zusammenstellen. Grundsätzlich ist die Stoffauswahl derart getroffen, daß jede Tafel möglichst einen Staat behandelt. Dementsprechend sind erschienen: Großbritannien, Frankreich, Italien, die Sowjetunion, Japan, die Niederlande, Griechenland, China, Jugoslawien, Abessinien. In richtiger geopolitischer Grundauffassung kommen aber auch einzelne kleinere Räume und Großräume, die politische Einheiten darstellen, zur Sprache. Als Teilräume scheinen bis jetzt auf: das Saargebiet, das Memelgebiet. — An Größenräumen sind behandelt: das englische Weltreich, der Ferne Osten, das europäische Mittelmeergebiet. Inhaltlich ist der Aufbau immer ungefähr in folgendem Rahmen gehalten: 1. der Raum; 2. das Klima; 3. der Boden; 4. das Volk; 5. Grundrichtungen der französischen Politik; 6. das größere Frankreich; 7. Frankreich und Deutschland (Beispiel Frankreich); oder 1. der Raum; 2. das Klima; 3. die Vegetationszonen; 4. die natürliche Ausstattung des Bodens; 5. die Bevölkerung der SU.; 6. geschichtliche Grundlagen; 7. die Ideologie; 8. der Staatsaufbau; 9. die Wirtschaft der US.; 10. Nationalitätenpolitik; 11. Außenpolitik; 12. Wehrgeographie (Beispiel Sowjetunion).

Wie man aus dieser inhaltlichen Anordnung ersieht, sind alle heute von der Wissenschaft geforderten Gesichtspunkte berücksichtigt: Raum, Volkstum und Idee und die ideologischen

Grundlagen der Außenpolitik. Durch diese Art der Darstellung sind die Schulungstafeln ausgesprochene Nachschlagsbehelfe, die jenen Anforderungen entsprechen, die die Praxis heute an Lexika zu stellen hat, denen aber die Lexika im allgemeinen wegen der größeren Schwerfälligkeit der Herstellung noch nicht voll entsprechen können. Jede Schulungstafel wird im übrigen noch durch eine ausgezeichnete geopolitische Karte ergänzt, die sowohl inhaltlich als graphisch restlos allen Anforderungen geopolitischer Kartenkunst entspricht: Einfachheit, Klarheit und somit leichte Lesbarkeit und Anschaulichkeit. Zu der Themenwahl der Karten muß man wirklich sagen, daß meisterhaft das Kernproblem jedes Landes und Raumes aufgefunden und dargestellt wurde. So ist z. B. auf der Tafel der Sowjetunion die Karte der russischen Bodenschätze und Industriezonen gewählt worden, für die Tafel das englische Weltreich die Darstellung des Indiameer-Reichs, für China eine Karte, die die Bevölkerungsdichte, Bodenschätze und fremde Machteinflüsse zeigt, aufgenommen worden usw. Schließlich darf nicht unerwähnt bleiben, daß die einzelnen Tafeln selbstverständlich von ersten Fachkräften verfaßt wurden.

Die Kritik möchte aber nicht verfehlen, zum Schluß noch einen Wunsch zu äußern. Neben der Behandlung der einzelnen Staaten sollte möglichst noch das Augenmerk auf die Darstellung von Klein-, Kleinst- und Gesamträumen gewendet werden. Das heißt, der raumpolitische Gesichtsgrund soll in den Vordergrund treten. So stellen wir uns z. B. vor: Tafeln über Mitteleuropa, Ostseeraum, Randstaaten, Südostraum, Donauraum, Vorderer Orient, Südamerika, Monsunasien usw., Wiener Becken, Rheinraum, Ostelbischer Raum, Harzraum, Alpenraum, Bodenseeraum usw. Weiter wäre der in der Tafel Reichsautobahnen verwirklichte Gedanke der Behandlung einzelner geopolitisch bedeutsamer Arbeiten weiter zu verfolgen: Luftverkehrsnetz, Kanalbauten, Landgewinnung usw. Auch die Darstellung von Ideologien, Ideenkreisen, bündnispolitischen Formen u. a. m. wäre interessant: Panslawismus, Kleine Entente, Italienisches Bündnissystem usw. Wir könnten uns vorstellen, daß auf diese Weise sich auf den Schulungstafeln eine Handbücherei entwickelt, die sehr schnell an allen wissenschaftlich und praktisch arbeitenden Stellen unentbehrlich werden dürfte.

RUPERT VON SCHUMACHER: Büchertafel

Sowjetrußland — Nordostraum

Friedrich Steinmann und **Elias Hurwicz:** Pobjedonoszew, der Staatsmann der Reaktion unter Alexander III. Osteuropa-Vlg., Königsberg/Pr. 1933, 292 S., 1 Abb., RM. 6,80.

Einer der bedeutendsten „hintergründigen" Staatsmänner Rußlands wird hier in einem biographischen Abriß und in einer Auswahl seiner Briefe geschildert. Obwohl der heutigen Generation in Deutschland kaum dem Namen nach bekannt, war dieser Zeitgenosse Bismarcks doch von solcher Bedeutung für die gesamteuropäische Politik, daß das Studium seines Lebens nicht nur Fachgelehrte angeht.

Der Schreckenstag von Katharinenfeld. Schicksale deutscher Siedler in Transkaukasien. Vlg. Grenze und Ausland. Berlin 1934, 36 S., RM. —,30.

Schilderung des Tataren- und Kurdenüberfalls vom 26. Aug. 1826 auf das deutsche Kolonistendorf Katharinenfeld im Kaukasus und der nachfolgenden Schicksale der gefangenen und als Sklaven verkauften Deutschen, soweit sie bekannt wurden.

Friedrich Keiter: Rußlanddeutsche Bauern und ihre Stammesgenossen in Deutschland. Vlg. G. Fischer, Jena 1934, 88 S., 10 Tafeln, RM. 10,50.

Es ist schade, daß uns hier der Raum mangelt, dieses Buch so eingehend zu würdigen, wie es notwendig wäre. Man kann nicht umhin, in dieser Arbeit eine umwälzende Methode für rassenkundliche Untersuchungen und Erkenntnisse zu erblicken, eine Methode, die allerdings einmalig bedingt ist durch die merkwürdigen Verhältnisse am Forschungsgegenstand — den deutschen Mennoniten. Der Vergleich zwischen den deutschen Mennoniten und ihren Auswandererkolonien in Rußland ergab, daß rassisch-biologische Veränderungen im andersgearteten Raum nicht auftreten, daß aber der Gesamteindruck der biologischen Erscheinung ein anderer wird, wobei die geänderte Ernährungsweise, andere Arbeitsformen usw. beitragen. Daher das Auftreten asiatisch aussehender Typen bei den Rußlandmennoniten, obwohl keine Vermischung vorliegt: eine vorübergehende Erscheinung von subjektivem Charakter.

Frey Rydeberg, C. Kempff, G. Gärdin: Rußlands Rüstung. L. Voggenreiter Vlg., Potsdam 1935, 80 S., 9 Photos, Tab., RM. 1,80.

Ein kurzer Überblick über die sowjetrussischen Wehrfragen: Gliederung, Aufbau, Leitgedanken der Roten Armee, der freiwilligen Verbände und die Rolle der Komintern als Hilfsorganisation für die Armee werden von drei schwedischen Verfassern erläutert.

Die rote Wirtschaft. Probleme und Tatsachen. Ein Sammelwerk, hsgg. von Gerhard Dobbert. Osteuropa Vlg., Königsberg-Pr. 1932, 296 S., RM. 6,40.

Fachleute und Berichterstatter haben in diesem Band Stellung genommen und eine erstaunliche Fülle von Material zusammengetragen. Wenn auch heute schon manches überholt ist, verdient das Werk doch Beachtung.

H. R. Knickerbocker: Rote Wirtschaft und weißer Wohlstand. E. Rowohlt, Berlin 1935, 123 S., RM. 2,80.

Der neueste Knickerbocker bestätigt, was für Europa schon lange Gewißheit ist: die ungeheure Verelendung der russischen Massen um eines weltfremden Idols willen. 5000000 Bauern beispielsweise zwecks Durchführung des Industrieaufbauplanes verhungern zu lassen, ist eine Maßnahme, die Dschingis Khan als grausam empfinden müßte. Die sorgfältigen Berechnungen K.s über den Lebensstandard in der Sowjetunion und als Vergleich in den Randstaaten sind wertvolles Tatsachenmaterial, aber wichtiger noch als das Buch an sich scheint uns die Tatsache, das es ausgerechnet in der Tschecho-Slowakei verboten wurde . . .

Paul Berkenkopf: Sibirien. F. Enke, Stuttgart 1935, 107 S., 4 Karten, RM. 4,20.

Ein Querschnitt durch die industriellen Möglichkeiten, Arbeiten und Pläne Sibiriens. Die Probleme des Verkehrs, der Arbeiterfrage und des Absatzes werden neben den einzelnen Wirtschaftszweigen besonders gewürdigt. Im ganzen betrachtet der Verfasser die Entwicklung objektiv und ziemlich optimistisch, — im Gegensatz zu andern Veröffentlichungen über dieselbe Frage.

Karl Stählin: Russisch-Turkestan gestern und heute. Osteuropa Vlg., Königsberg-Pr. 1935, 84 S., 32 Abb., 1 Karte, RM. 4,50.

In eine Reiseschilderung flicht der bekannte Rußlandforscher einen Abriß der Geschichte, Wirtschaft, Kultur und der Gegenwartsfragen eines der interessantesten politischen Räume der Erde. Ein sehr ausführliches Schrifttumsverzeichnis schließt die anregende Arbeit.

Artur W. Just: Militärmacht Sowjetunion. G. Korn Vlg. Breslau 1935, 103 S., RM. 2,70.

Der bekannte deutsche Auslandsberichterstatter und Kenner Rußlands hat hier einige seiner ausgezeichneten Aufsätze zusammengefaßt als Buch herausgebracht. Sehr gut hebt Just die inneren Gegensätzlichkeiten im Bolschewismus hervor: Kollektivisierung — Heldenideal, Technisierung — untechnisches Menschentum usw., um mit den außenpolitischen Verflechtungen zu schließen. Aus unmittelbarer Anschauung gewonnene Eindrücke vermitteln ein besseres Bild von der unendlich fremden Welt dieses Ostreiches als mancher dicke Band.

Johannes Ahlers: Polen. Volk, Staat, Kultur, Politik und Wirtschaft. Zentralverlag G. m. b. H., Berlin 1935, 207 S., 30 Karten, 26 Photos, RM. 4,20.

Ein Rundgang durch Polens Vergangenheit, Gegenwart, Zukunft. In leicht faßlicher Form werden ohne Tendenz alle notwendigen Problemkreise berührt und aufschlußreich behandelt. Die Bebilderung unterstützt den Text in ausgezeichneter Weise. Das Buch scheint uns eine vorbildliche Arbeit zur Unterrichtung der breiteren Öffentlichkeit über Leben und Treiben in außerdeutschen Räumen.

Josef Pilsudski: Gesetz und Ehre. E. Diederichs, Jena 1935, 223 S., mehrere Photos und Karten, RM. 5,80.

Eine dankbare Aufgabe, der sich der Verlag mit der Herausgabe der wichtigsten Schriften des polnischen Staatsgründers unterzogen hat. Die Auswahl ist so getroffen, daß der Werdegang Pilsudskis vom revolutionären Sozialisten zum Feldherrn und Staatsmann gut herausgearbeitet ist. Die „Gedanken und Erinnerungen" eines der größten Politiker Osteuropas sollten im deutschen Volk Interesse finden.

A. Loeßner: Josef Pilsudski. S. Hirzel, Leipzig 1935, 202 S., 2 Bildtafeln, RM. 6,50.

L. bemüht sich, die Persönlichkeit des Marschalls, seine Leistung und seinen Werdegang an Hand der Schriften Pilsudskis dem deutschen Leser näherzubringen. Die schwierige Aufgabe ist vollkommen geglückt. Loeßners Werk ist unter die besten biographischen Arbeiten der letzten Zeit einzureihen.

Gerhard Hayn: Das Holzproblem im deutsch-polnischen Zollkriege. Osteuropa-Vlg., Königsberg i. Pr. 1931, 80 S., RM. 3,50.

Heute mehr von geschichtlichem Wert für die Erforschung der deutsch-polnischen Beziehungen als unmittelbar aktuell. Seither hat sich viel verändert: aber gerade dadurch ist die Untersuchung aufschlußreich über das von der nationalsozialistischen Regierung Geleistete auf einem schwierigen außenpolitischen Gelände.

Ostraum-Berichte. Hsg. v. Osteuropa-Institut, Breslau, Vlg. Priebatsch's Buchhdlg., Breslau, Heft 1 u. 2, 1935, RM. 4,50.

Prof. Uebersberger, der Leiter des Breslauer Osteuropa-Instituts, hat mit der Schaffung dieser Berichte einem langgehegten Bedürfnis der deutschen politischen Öffentlichkeit entsprochen. Die Berichte sollen nicht nur Ruß-

and und Polen behandeln, sondern den gesamten Ostraum, und es wäre sehr zu wünschen, daß das ganze unter dem Begriff „Naher Osten" zusammengefaßte Gebiet wie auch das Baltikum (Ostseeraum) voll einbezogen würden.

Das erste Heft befaßt sich in erster Linie mit Polen und Rußland, das zweite, das bereits zu einem beachtlichen Bande angewachsen ist, auch mit dem Donauraum. Die wirtschaftlichen Themen überwiegen einstweilen, was hoffentlich in den späteren Folgen sich ändern wird.

Süd- und Westeuropa

Johannes Reinwald: Italien. Kurt Wolff Vlg., Berlin 1935, 160 Textseiten, 128 S. Abb., RM. 4,80.

Dieser Italienband unterscheidet sich von manchem anderen durch die Hervorhebung des Wesentlichen aus der italienischen Welt: neben einer kurzen Einleitung über die Geschichte werden hauptsächlich Kunst, Musik, Literatur gewürdigt, die italienische Wirtschaft kommt ebenfalls zu Wort und sogar die italienische Küche ist nicht vergessen. Ein brauchbarer und leicht in die Materie einführender Kulturquerschnitt.

Charles Seignobos: Geschichte der französischen Nation. R. Oldenbourg, München 1935, 360 S., 6 Karten, RM. 9,50.

Ein Versuch, dem deutschen Publikum ausländische Geschichtsschreibung nahezubringen. S. schreibt weniger politische Geschichte als Schilderungen kultureller, sozialer, religiöser und wirtschaftlicher Zustände. Stil: Feuilleton. Ein Textbeispiel: „Die Lappen zum Waschen von Gesicht und Händen wiesen bis zum Ende des 18. Jahrhunderts einen bedenklich geringen Umfang auf. In den Städten geschah nichts für die Wegschaffung des Unrats. Ausdrücke, wie ‚commodités' und ‚lieux d'aisance' (Ort der Bequemlichkeit) für den Abort zeigen, daß diese Einrichtung als Luxus galt." In diesen freundlichen und leicht lesbaren Rahmen sind ohne Problematik die Politika eingestreut, gewiß eine psychologisch feine und auf leichte Einprägsamkeit berechnete Form.

Choteau-De Traz: Französisches Soldatentum. G. Korn Vlg., Breslau 1935, 120 S., RM. 2,20.

Ein Vortrag und ein Essay von zwei französischen Verfassern, die den französischen Soldaten zeichnen und eine Einleitung zweier Deutscher, die Verschiedenheit der Wesenszüge zwischen deutschem und französischem Soldatentum und die psychologischen und ideellen Grundlagen des französischen dartun. In feinen Strichen ein Charakterbild zweier Nationen! Ein wertvolles Büchlein.

Karl Römermann: Die industrielle Kriegswirtschaft Englands 1914—1918. Hanseatische Verlagsanst., Hamburg 1935, 84 S., RM. 1,80.

Das nüchtern überlegende und rechnende Britentum hat schon während des Weltkrieges die ungeheuer wichtige Rolle der Wirtschaft im modernen, technisierten Kriege erkannt: „Produktion ist in diesem Krieg alles. Er wird nicht hauptsächlich auf den Schlachtfeldern Belgiens und Polens ausgetragen. Er wird in den Fabriken Frankreichs und Englands ausgefochten." Dieses von Lloyd George 1915 niedergeschriebene Wort kennzeichnet eine Haltung, der die Totalität des nationalen Einsatzes im Krieg Selbstverständlichkeit sein mußte. Dieser Einstellung entsprach es, daß die Engländer ein Problem der Kriegswirtschaft nach dem anderen zielbewußt lösten. Die Sicherung des Arbeitsfriedens, die Regelung der Preise und Gewinne und die Organisierung der Rohstoffwirtschaft konzentrierten die wirtschaftlichen Machtmittel in der Hand der Regierung, erhöhten ihre Schlagkraft und gaben dem an der Front kämpfenden Soldaten den materiellen Rückhalt.

Aus einer umfangreichen und in Deutschland zum Teil wenig bekannten Literatur hat der Verfasser wertvolles Material über Methoden und Etappen dieser britischen Maßnahmen während des Weltkrieges zusammengetragen und damit zu einer der heikelsten und dringlichsten Frage der modernen Wehrpolitik einen Beitrag geliefert, der stärkste Beachtung finden wird.

Neben den Anzeigen werben eine Reihe von Beilagen in diesem Heft um Ihre Aufmerksamkeit: Atlantis-Verlag, Berlin; Hanseatische Verlagsanstalt, Hamburg; Otto Lautenbach, Berlin; Karl Siegismund Verlag, Berlin; B. G. Teubner, Leipzig - Berlin. Wir bitten um Beachtung.

Verantwortlich ist: Professor Dr. K. Haushofer, München O 27, Kolberger Str. 18 / Verlag: Kurt Vowinckel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36 / Druck: Spamer A.-G. in Leipzig
Papier von E. A. Geese, Berlin SW 68 D.-A. III. Vj. 3800

REGISTER

ZUM XII. JAHRGANG 1935 DER ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

BEARBEITET VON HANS HUMMEL.

Stichworte, die man unter C nicht findet, suche man unter K oder Z und umgekehrt; desgleichen Stichworte, die man unter Y nicht findet, unter J. B: Berichterstattung.

Müller, K. 500: auf S. 500 beginnt ein von K. Müller verfaßter Beitrag.
Müller, K. 500*: auf S. 500 wird K. Müller im Text zitiert.
Müller, K. 500**: auf S. 500 wird ein von K. Müller verfaßtes Buch im Literaturbericht angezeigt.

Abbas Hilmi 503*.
Abend, H. 365*.
Abessinien: B 44–45, 107, 112–113, 183, 242, 308, 371, 379, 430–431, 438, 555 bis 556, 564–565, 638, 640, 644–645, 702, 785, 787, 791 — Der Streit um Abessinien 106–170 — Der Ausgang des Roten Meeres 474–475, 477–479 — Erfahrungen Lord Napiers im abessinischen Feldzug 591–597 — Die Eisenbahnen in warmen Ländern 604, 606 — Italiens Kampf um die Mittelmeerherrschaft 773, 778, 780.
Abrüstung, Flottenabkommen: B 46 bis 47, 49, 113–114, 186, 314, 431 bis 432, 784 — Zur weltpolitischen Lage im Pazifik 334–336, 339–341.
Aden: B 437, 564, 634 — Der Ausgang des Roten Meeres 476, 478 — Das Mittelmeer in der englischen Politik 760, 762.
Afghanistan: B 787, 792.
Afrika: B 43–45, 106–108, 182–183, 184, 185, 307–308, 371, 375–376, 430 bis 431, 636–638, 702, 785, 787 — Die Eisenbahnen in warmen Ländern 598–600, 603 bis 608 — Büchertafel 653–654** (s. a. Mittelmeer, Vorderer Orient, einzelne afrikanische Staaten).
Ägäis (s. Mittelmeer).
Ägypten: B 635, 785 — Die Reichsbildungen des Mittelmeerraumes 668–669 — Frankreichs Stellung im Mittelmeer 683, 689–690 — Das Mittelmeer in der englischen Politik 762–763 — Italiens Kampf um die Mittelmeerherrschaft 772, 777.
Ahlers, J. 801**.
Ahmed, R. 118–119*.
Aichel, O. 460**.
Alaska: B 434, 437–438 — Idee und Zukunftsgestaltung der Vereinigten Staaten von Amerika 75 — Der große Nordmeerweg um Sibirien 90 — Grundlagen und Entwicklung des Vormachtkampfes in Ostasien 104.
Albanien: Das Öl in Gesetz und Staat 575.
Algier: B 185, 785 — Frankreichs Stellung im Mittelmeer 684–685, 687–689, 748 bis 757 — Das Mittelmeer in der englischen Politik 759, 761.
Amann, G. 643*.
Ambrosini, G. 779*.
Amerika: B 45–47, 108–109, 116, 183 bis 184, 310–311, 374, 433–434, 437 bis 438, 496–497, 558, 637–638, 704–705 — Idee und Zukunftsgestaltung der Vereinigten Staaten von Amerika 3–5, 9 — Ibero-Amerika und der Pazifik 12–19 — Das Chaco-Problem IV 302–306 — Beobachtungsleistungen der Geopolitik 454–455** — Neue Staatsvölker im Werden 533 bis 545 — Büchertafel 654**, 726** — Neue Wege der USA.-Kulturpropaganda in Ibero-Amerika 714** (s. a. Süd-, Mittelamerika, einzelne amerikanische Staaten).
Andorra: Andorra und sein Staatsrecht 422 bis 429.
Arabien (Saudien): B 185, 375, 382 bis 383, 636, 792 — Der Ausgang des Roten Meeres 476 — Was wird Ibn Saud mit seinen Ölquellen tun? 713–714**.

Archimbaud 225*.
Argentinien: B 496 — Neue Staatsvölker im Werden 535–536, 629–631 — Das Öl in Gesetz und Staat 572, 577.
Arktis: Die Verkehrserschließung der russischen Arktis 83–88 — Der große Nordmeerweg um Sibirien 89–97 — Flugzeug und Erdraum 511.
Aserbaydschan (s. Rußland).
Asien: B über panasiatische Bewegung 186 bis 188, 559, 562 — Grundlagen und Entwicklung des Vormachtkampfes in Ostasien 19–20, 103–105, 152–158 — Büchertafel 653** (s. a. Indopazifischer Raum, Vorderer Orient, einzelne asiatische Staaten).
Atlantische Welt: B 42–47, 106–110, 182–186, 231–235, 306–311, 370–376, 430–434, 493–497, 555–558, 634–638, 702, 705, 781–786 (weiter s. Europa, Afrika, Amerika und einzelne Staaten).
Attlee, C. R. 118*.
Aubin, H. 268**, 720**.
Australischer Staatenbund: B 116, 238 bis 239, 377, 433, 501–502, 710–711 — Grundlagen und Entwicklung des Vormachtkampfes in Ostasien 105 — Flugzeug und Erdraum 510.
Autarkie (s. Wirtschaft).

Baksi, J. 559–560*.
Balearen (s. Spanien).
Baltzer 598*.
Bannerjee, A. C. 379*.
Bannerjee, D. N. 200–201**.
Bannerjee, W. C. 118*.
Banse, E. 400**.
Barga (s. Mongolei, Innere).
Barnby, Lord 312*.
Basch, E. 654**.
Basu, S. 504*.
Bauer, P. 590**.
Baumann, M. 366.
Becker, H. 59**.
Beheim-Schwarzbach, H. M. 60**.
Belgien: B 235 — Der lotharingische Raum 208–209, 210–216, 221.
Bense, M. 60**.
Bentwich, N. 3*.
Berger, A. 201**.
Bergsträsser, A. 690*.
Berkenkopf, P. 801**.
Bermuda: Der karibische Raum in der Weltpolitik 548, 553.
Bernatzik, H. A. 442**.
Bernegg, A., Sprecher v. 457**.
Bevölkerungspolitik, -wissenschaft: Idee und Zukunftsgestaltung der Vereinigten Staaten von Amerika 135–136 — Zur Rückwanderung der ausländischen Arbeiter aus Nordfrankreich 171–176 — Sprachinselforschung und Volkskunde 320–325 — Ahasver wandert! 506** — Neue Staatsvölker im Werden 538–540 — Kleinräume als Lebenskammern 568–569** — Zur Frage der Unterwanderung in Frankreich 569–570** — Frankreichs Stellung im Mittelmeer 686–687, 748–750 — Italiens Kampf um die Mittelmeerherrschaft 774–776 — Die Bevölkerungsstruktur von Hawaii 795–796** (s. a. Geopolitik).
Beyer, H. 440**.
Bickel, O. 204**.
Biehl, M. 628*.
Birma: B 240–241.
Bismarck, Fürst O. v. 474*.
Blank, H. 719**.
Boeck, J. G. 798–799**.
Bohle, E. W. 369*.
Bojano, F. 723**.
Bokalders, J. 460**.
Bolivien: B 45–46, 108–109, 183, 496 bis 497 — Ibero-Amerika und der Pazifik 15 — Das Chaco-Problem IV 302–306 — Neue Staatsvölker im Werden 538 — Die neue Grenze zwischen Bolivien und Paraguay 608–613.
Bolschewismus (s. Rußland).
Bon, T. S. B. H. 201**, 589–590**.
Bonne, G. 331**.
Bono, de 168*, 169*.
Borgman, F. W. 727.
Borries, K. 398*.
Bose, S. C. 197**.
Brasilien: B 496–497 — Ibero-Amerika und der Pazifik 18 — Neue Staatsvölker im Werden 535–536, 625–628.
Braun, F. 248*.
Brelvi, S. A. 118*.
Britisch-Indien: B 53, 111, 115–119, 188, 190–191, 239–240, 316–317, 379 bis 382, 437, 439, 503–504, 559–560, 561 bis 562, 563–564, 639–640, 709, 787 bis 788, 793 — Das Weißbuch über Indien 120–125.
Britisch-Kolumbien (s. Kanada).

Britisch-Malaya: Grundlagen und Entwicklung des Vormachtkampfes in Ostasien 105.
Britisches Reich (Gesamtfragen s. Großbritannien).
Britisch-Somaliland: B 44–45, 430, 564 bis 565 — Der Streit um Abessinien 163 — Der Ausgang des Roten Meeres 474–478.
Britischer Sudan: B 564–565, 644.
Brockhaus, Der Große 56–57**, 202 bis 203**, 583**.
Bruns, V. 267**.
Bulgarien: B 110, 185, 785 — Die makedonische Frage 177, 179–182 — Das Öl in Gesetz und Staat 581.
Burma (s. Birma).
Bustamente, C. M. 698*.
Bywater, H. C. 113–114*.
Byzanz, Oströmisches Reich: Die Reichsbildungen des Mittelmeerraumes 676–678.

Calvez, A. 506**.
Canighen, C. 498*.
Castex 754*.
Catiforis, S. J. 458**.
Caucig, F. v. 401.
Chaco-Konflikt: B 45–46, 108–109, 183, 311, 496–497 — Das Chaco-Problem IV 302–306 — Pflicht und Anspruch der Geopolitik 447 — Die neue Grenze zwischen Bolivien und Paraguay 608–613.
Chatterjee, B. B. 380*, 564*.
Chen Tien-fang 641–642*.
Chiang Kai-schek 50–51*, 500*, 706 bis 707*.
Chile: B 497 — Ibero-Amerika und der Pazifik 13, 14–16 — Das Chaco-Problem IV 305 — Neue Staatsvölker im Werden 536.
China: B 49–52, 111–112, 115, 187, 236 bis 237, 315, 378–379, 434–435, 438, 497 bis 500, 559, 561, 564, 641–643, 706 bis 708, 711, 788–790, 792 — Grundlagen und Entwicklung des Vormachtkampfes in Ostasien 20–23 — Was will Rußland im Völkerbund? 146, 154, 156, 157–158, 229 — Zur weltpolitischen Lage im Pazifik 339 — Mandschukuo im Umbau 349–350 — Die Mongolei und ihre gegenwärtige Neugestaltung 351–359, 361–366 — Die japanische Wehrmacht 488–491 — Aufbau in Kiangsi 507** (s. a. Tibet, Sinkiang, Mongolei, Mandschukuo).
Choteau 802**.
Chowdury, B. S. 504*.
Chu Chia-hua 376*.
Clarendon, Lord 762*.
Claus, M. 266**.
Close, O. 435*.
Cloß, H. 322*.
Conze, W. 330**.
Costa Rica: Neue Staatsvölker im Werden 536, 538, 540.
Crämer, U. 205, 267**.
Cypern: B 555, 557 — Das Mittelmeer in der englischen Politik 764.

Dai Enki 49*.
Daitz, W. 332**, 456**.
Danielcik, H. P. 456**.
Das, T. 120, 192*, 333.
Decken, H. v. d. 331**.
Decker, W. 266**.
Deutsches Reich, Deutschland: B 106, 231–233, 370, 431–432, 494, 704, 782 — Die Autarkiebestrebungen in der internationalen Treibstoffwirtschaft 41–42 — Zur Wirtschaftsgeographie des deutschen Ostens 55–56** — Büchertafel 61 bis 63**, 265–268**, 329–332**, 719–723** — Grundlagen und Entwicklung des Vormachtkampfes in Ostasien 156–158 — Der lotharingische Raum 205–222 — Was will Rußland im Völkerbund? 223–226 — Die siebenbürgische Bastei 279–284 — Geopolitik von der Heimat aus 290 — Köln: Geopolitik einer Stadt 291–296 — Zur juristischen Geopolitik Europas 298–301 — Sprachinselforschung und Volkskunde 320–325 — Die deutsche Aufgabe der Seeschiffahrt 366–369 — Zur Geopolitik des Magdeburger Rechts 384–393 — Aussprache über Geopolitik 393–399 — Planungsarbeit beim Reichsneubau 440** — Volk im Osten 441** — Das Warthegebiet als geographisch-politischer Raum 461 bis 474 — Die japanische Wehrmacht 489 — Berlin in der Volkslandschaft 505** — Flugzeug und Erdraum 514–515 — Der Verkehrsflug in der Reichs- und Landesplanung 516–522 — Das Öl in Gesetz und Staat 582 — Der Führer über den geschichtlichen Werdegang unseres Volkes 646 — Zur Nachfolge Möller v. d. Brucks 646–647** — Grenz- und auslanddeutsche Stimmen 648** — Deutsche Wirtschaft, geopolitisch gesehen 716** — Geopolitische

Faustskizze: Bayern 716–718** — Professor Karl Haushofer in Skandinavien 740–747 — Das Mittelmeer in der englischen Politik 766 — Kanalprojekte in Süddeutschland 794** — Zum Volkskampf 796–798** (s. a. Memelgebiet, Österreich, Saargebiet).
Deutsch-Ostafrika: Die Eisenbahnen in warmen Ländern 598 (s. a. Tanganyika).
Deutsch-Südwestafrika: Die Eisenbahnen in warmen Ländern 598 (s. a. Südafrikanische Union).
Deutschtum im Ausland (s. Deutsches Reich).
Dewall, W. v. 792*.
Dharamvirs, M. R. 504*.
Diesel, E. 60**.
Dietzel, K. H. 197–198**.
Dix, A. 60**.
Dobbert, G. 460**, 800**.
Dodekanes: Italiens Kampf um die Mittelmeerherrschaft 773, 777.
Dömming, H. W. v. 51*.
Donner, F. H. 562–563*.
Döring, F. 330**.
Drygalski, E. v.: Dem Siebziger Erich von Drygalski 126–127 — 127–132**.
Dschu, G.-T. 199–200**.
Dubosq, A. 563*.
Dullien, H. 460**.
Dutt, Sh. Ch. 200–201**.

Earhart, A. 119–120*.
Eck, H. 83.
Eckert, M. 399**.
Eckhart, F. 720**.
Edel, F. 330**.
Ehrhardt, A. R. 718–719**.
Elze, W. 61**.
Emery, B. 437–438*.
Endriß, G. 329**.
England (s. Großbritannien).
Erythräa: B 44–45, 638, 644 — Der Streit um Abessinien 163–165, 168–170 — Der Ausgang des Roten Meeres 474–475, 477 bis 478 — Erfahrungen Lord Napiers im abessinischen Feldzug 591–597.
Eschmann, W. 64**.
Estland: Die Dynamik des Nordostraums 728, 738.
Europa: B 42–44, 47, 106, 109–110, 182, 184–185, 231–235, 306–307, 309–310, 370–375, 431–433, 493–496, 555–558, 634–635, 703–704, 781–784, 785–786 — Büchertafel 63–64**, 204**, 457–459**, 723–725** — Die makedonische Frage 176–182 — Der lotharingische Raum 205 bis 222 — Polens Vorstoß nach Donaueuropa 269–275 — Die siebenbürgische Bastei 276–277 — Zur juristischen Geopolitik Europas 296–301 — Kommen Ost und West zueinander? 441** — Der Mittelmeerraum 656 — Die Reichsbildungen des Mittelmeerraumes 676–681 — Die Dynamik des Nordostraumes 727–740 — Professor Karl Haushofer in Skandinavien 740–747 (s. a. Mittelmeer, Ostsee, einzelne europäische Staaten).
Ewers, O. 56**.
Exner, F. 269.

Fabry 752*.
Farolan, M. 589**.
Faschismus (s. Italien).
Fawcett, C. W. 58–59**.
Fels, E. 195–196**.
Fentner van Vlissingen 504**.
Ferry, J. 690*.
Fester, G. 302.
Finnland: Die Dynamik des Nordostraums 727–740.
Fischer, R. 330**.
Fischer, Th. 655*, 660*, 667*.
Fischer v. d. Eger, A. 399**.
Fittbogen, G. 320, 324*, 329**.
Flemmig, W. 35.
Flottenabkommen (s. Abrüstung).
Fochler-Hauke, G. 19, 102, 152.
Foertsch 721**.
Folkers, J. U. 398*.
Formosa, Pescadores: B 438, 439 — Die japanische Wehrmacht 490, 492.
Fox, R. 507**.
Franke, A. 591*.
Frankreich: B 42–44, 231–232, 374, 432, 494, 781–782 — Die Autarkiebestrebungen in der internationalen Treibstoffwirtschaft 39–40 — Grundlagen und Entwicklung des Vormachtkampfes in Ostasien 104 — Was will Rußland im Völkerbund? 149–150, 223–226, 229 — Zur Rückwanderung der ausländischen Arbeiter aus Nordfrankreich 171–176 — Der lotharingische Raum 205 bis 222 — Zur juristischen Geopolitik Europas 299 — Zur weltpolitischen Lage am Pazifik 333, 336–338 — Andorra und

sein Staatsrecht 422–429 — Die bretonische Minderheit in Frankreich 505 bis 506** — Der karibische Raum in der Weltpolitik 546 — Zur Frage der Unterwanderung in Frankreich 569–570** — Das Öl in Gesetz und Staat 578–579 — Frankreichs Stellung im Mittelmeer 682–691, 748–757 — Vom Weißen Gott bis zum Ende der Weißen Götter 692–693.
Französisch-Äquatorialafrika: B 106 bis 107 — Italiens Kampf um die Mittelmeerherrschaft 777–778.
Französisch-Somaliland: B 107, 564 — Der Streit um Abessinien 163–164 — Der Ausgang des Roten Meeres 474–475, 477 bis 478.
Französisch-Westafrika: B 106–107 — Frankreichs Stellung im Mittelmeer 777 bis 778.
Freeman, J. 536*.
Freund, E. 457**.
Frey, U. 315–316*.
Friedensburg, F. 456**.
Friehe, E. G. 267**.
Fuhrmann, M. 268**.
Fürbringer, G. 98.

Gabriel, A. 653**.
Gadow, R. 512*.
Gandenberger v. Moisy, A. 718**.
Ganguli, N. 564*.
Gärdin, G. 800**.
Garsch, B. 726**.
Gaulle, Ch. de 757*.
Gauß, W. 501*.
Gazzoletti 771*.
Gehl, W. 651**, 398*.
Geisler, W. 55**.
Gellert, F. 63**.
Genf (s. Völkerbund).
Genua (s. Italien).
Geopolitik: Hochbild als Helfer der Geopolitik 48/49 — Büchertafel 59–61**, 399–400** — Kartengestaltung: ein Sport oder eine Waffe? 243–247 — Zur Theorie der geopolitischen Signatur 247–265 — Geopolitik von der Heimat aus 284 bis 285 — Zur juristischen Geopolitik Europas 297–301 — Schulung, Schule und Geopolitik 318–320 — Zur Geopolitik des Magdeburger Rechts 384–393 — Aussprache über Geopolitik 393–399 — Über Volk und Volkstum 441** — Universalgeschichte und Geopolitik 442–443** — Pflicht und Anspruch der Geopolitik als Wissenschaft 443–448 — Geopolitik in der Volksschule 449–453 — Geographie und Politik 507** — Reichsplanung und Geopolitik 566–567** — Ist Geopolitik Kriegswissenschaft? 567–568** — Die Geopolitik wurzelt im Metaphysischen 569** — Das Klima der Städte 649–650** — Geopolitik und Kochkunst 651** — Buchhalter der Geschichte 651–652** — Studentische Jugend und Außenpolitik 714–715** — Ist Geopolitik Auslandskunde? 715–716** — Volk und Staat als Organismus 793 bis 794** — Schlummernde Wehrkräfte 794 bis 795** (s. a. Bevölkerungspolitik, Kolonialpolitik, Wehrgeopolitik).
Georg, Ritter 724**.
Georgien (s. Rußland).
Gesemann, G. 725**.
Gibraltar: B 555, 557, 634–635 — Das Mittelmeer in der englischen Politik 759 bis 760, 763.
Gladstone 762*.
Gleitze, B. 460**.
Glodschey, E. 160.
Gobineau, Graf A. 400**.
Goblet, Y. M. 564*.
Goldberg, J. 64**.
Gollub, H. 62**.
Gooch, G. P. 383*.
Gore, O. 383*.
Görzel, I. 455–456**.
Gothein, G. 588**.
Gottschalk, H. 455–456**.
Gradmann, R. 653**.
Graefe, A. 268**.
Grande, J. 584–585**.
Grandi 779*.
Graßmann, P. 740.
Grävell, W. 456**.
Griechenland: B 234–235, 309, 433, 495, 635, 704, 785 — Die makedonische Frage 176–177 — Die Reichsbildungen des Mittelmeerraums 669–671 — Das Mittelmeer in der englischen Politik 760, 765, 766.
Grimm, F. 267**.
Großbritannien: B 42–45, 47, 48, 109 bis 110, 184, 232–234, 307, 370–371, 375, 430–432, 493–494, 555–557, 634 bis 636, 703, 781–784 — Die Autarkiebestrebungen in der Treibstoffwirtschaft 36–37 — Britische Geopolitik: Praxis statt

Theorie 58–59** — Zur weltpolitischen Lage am Pazifik 333–336, 338–342 — Die japanische Wehrmacht 489 — Flugzeug und Erdraum 513 — Der karibische Raum in der Weltpolitik 546–548 — Das Öl in Gesetz und Staat 577–578 — Frankreichs Stellung im Mittelmeer 689–690 — Vom Weißen Gott bis zum Ende der Weißen Götter 692–693 — Das Mittelmeer in der englischen Politik 758–770 — Italiens Kampf um die Mittelmeerherrschaft 773, 779–780.
Großmann, H. 61**.
Gruber, H. M. 238*.
Grühl, M. 592*.
Gundert, W. 523**.
Günther, H. 456**.
Günther, H. F. K. 722**.
Guthmann, J. 267**.

Haas, W. 719**.
Haase-Bessell, G. 568–569**.
Haensel, C. 722**.
Hahn, W. 331**.
Haiti: Neue Staatsvölker im Werden 536, 542, 545 — Der karibische Raum in der Weltpolitik 549, 551–553.
Hall, D. F. 653**.
Haller, J. 719**.
Hantos, E. 724**.
Hardy, G. 687–689*, 691*.
Harmsen, H. 686*.
Hart, L. 653**, 718**.
Hartke, W. 171.
Haselmayr 317–318*.
Haushofer, A. 42, 106, 182, 231, 306, 370, 430, 493, 555, 634, 702, 781.
Haushofer, H. K. 716–718**.
Haushofer, K. 47, 48/49, 54, 56, 111, 126, 126, 158, 186, 192, 197, 224*, 236, 248*, 311, 376, 383, 395*, 399*, 434, 440**, 443, 449*, 450*, 454, 460**, 497, 508*, 523, 558, 583, 639, 705, 740–747*, 786.
Hawaii: B 54, 119–120, 501 — Die Bevölkerungsstruktur von Hawaii 795–796**.
Hayashi, Baron G. 436*.
Hayn, G. 801**.
Hedin, S. v.: Dem Siebziger Sven von Hedin 126.
Heidkamp, K. 266**.
Heinrich, G. 61**.
Heiß, F. 62**.
Hennig, R. 60**.
Herder, Der Große 56–57**, 583–584**.
Herre, P. 656*, 668*, 681*.
Herrmann, A. R. 330**.
Heß, H. O. 331**.
Hesse, K. 719**.
Hiller, G. 63**.
Himmelheber, H. 653**.
Hinrichs, E. 722**.
Hintze, K. 457**.
Hirota 486*.
Hitler, A. 224*, 646*.
Hoare, Sir S. 118*.
Hobbing, E. 458**.
Hobus, G. 63**.
Hoehm, W. 720–721**.
Hoffmann, H. 721**.
Hohmann, 61**.
Honduras: Neue Staatsvölker im Werden 536, 538.
Hoppenstedt, v. 591*, 597*.
Horneffer, R. 59**.
Hövel, P. 716**.
Hu Shih 376*, 378*.
Huan Yong-hu 706–707*.
Huber, A. O. 726**.
Hudal, A. 64**.
Humboldt, A. v. 534*, 539*.
Hummel, H. 59, 204, 265, 329, 399, 455, 653, 655, 668, 726, 758, 797, 803.
Hurwicz, E. 800**.
Hussain, W. 504*.

Ickes 576*.
Indien (s. Britisch-Indien).
Indochina (s. Französisch-Indochina).
Indopazifischer Raum: B 47–54, 111 bis 120, 186–192, 236–243, 311–318, 376–383, 434–440, 497–504, 558–565, 639–646, 705–712, 786–793 — Ibero-Amerika und der Pazifik 12–19 — Literaturbericht 197–203**, 523–524**, 584 bis 590** — Zur weltpolitischen Lage am Pazifik 333–342 — Die japanische Wehrmacht 488, 490, 492 (s. a. Asien und einzelne Staaten des indopazifischen Raumes).
Insulinde (s. Niederländisch-Indien).
Ionische Inseln (s. Griechenland).
Irak, Mesopotamien: B 107, 375, 712, 792 — Die Eisenbahnen in warmen Ländern 602, 607 — Die Reichsbildungen des Mittelmeerraumes 669.
Iran: B 375, 792 — Iran statt Persien! 158 bis 160 — Aserbaydschan: Land und Leute

409–416 — Das Öl in Gesetz und Staat 572–573 — Die Eisenbahnen in warmen Ländern 607 — Die Reichsbildungen des Mittelmeerraumes 669–670.
Ireland, T. 708*.
Irland: B 110, 235, 433, 496, 783.
Isenberg 398*.
Itagaki 187*.
Italien: B 42–45, 112–114, 232–233, 371 bis 372, 430–432, 493–494, 555–557, 634 bis 635, 782, 784 — Die Autarkiebestrebungen in der internationalen Treibstoffwirtschaft 39 — Polens Vorstoß nach Donaueuropa 272–273 — Zur weltpolitischen Lage am Pazifik 338 — Das Öl in Gesetz und Staat 579–580 — Die Reichsbildungen des Mittelmeerraumes 678–681 — Frankreichs Stellung im Mittelmeer 684 bis 687, 689–691, 750 — Das Mittelmeer in der englischen Politik 767–768 — Italiens Kampf um die Mittelmeerherrschaft 771–781.
Italienisch-Somaliland: B 44–45, 430 — Der Streit um Abessinien 163, 165, 168 bis 170 — Der Ausgang des Roten Meeres 475, 477–479.

Jamaica: Der karibische Raum in der Weltpolitik 548, 553.
Jänecke, L. 56**.
Jantzen, W. 393.
Japan: B 49, 51, 53, 111–112, 114, 186 bis 188, 189, 191, 312–315, 376–378, 435–437, 498–502, 559–561, 563, 645, 706, 710, 788–790, 792 — Ibero-Amerika und der Pazifik 17–18 — Grundlagen und Entwicklung des Vormachtkampfes in Ostasien 23–27, 102–104, 152–157 — Die südmandschurische Eisenbahngesellschaft in der jüngsten Entwicklung der Mandschurei 29–35 — Die Autarkiebestrebungen in der internationalen Treibstoffwirtschaft 40–41 — Was will Rußland im Völkerbund? 146 bis 147, 227–228, 229–230 — Der Streit um Abessinien 165–166 — Zur weltpolitischen Lage am Pazifik 333–342 — Mandschukuo im Umbau 342–350 — Die Mongolei und ihre gegenwärtige Neugestaltung 362–366 — Die japanische Wehrmacht 479–493 — Japan gegen die drohende Verstädterung 506–507** — Flugzeug und Erdraum 514–516 — Das Öl in Gesetz und Staat 580–581 — Staatsvölker im Werden 628.
Jilek, H. 646–647**.
Jones, T. M. 502*.
Jugoslawien (s. Südslawien).
Jungfern-Inseln: Der karibische Raum in der Weltpolitik 549.
Just, A. W. 801**.

Kabadi, W. P. 586**.
Kämpfer, E. 202**.
Kan Nai-kwang 51–52*.
Kanada: B 47, 109, 496, 637, 704–705, 784 — Idee und Zukunftsgestaltung der Vereinigten Staaten von Amerika 8–10, 75 bis 76.
Kanokogi, K. 436–437*.
Kanter, H. 608.
Kapelle 507**.
Kapland (s. Südafrikanische Union).
Karelien: Die Dynamik des Nordostraums 737–740 (s. a. Rußland).
Karim, M. A. 562*.
Karthago: Die Reichsbildungen des Mittelmeerraumes 671–673.
Kaser, H. 63**.
Kawakami, K. K. 641*.
Keiter, F. 800**.
Kempff, C. 800**.
Kenya: B 108, 308, 636.
Kieslinger, H. 723**.
Kintzel 628*.
Kirn, P. 194–195**.
Kjellén, R. 741*
Klaas v. d. Berg, B. 457**.
Kleist, P. 64**.
Kloeber, W. v. 266**.
Klugkist, C.-Th. 654**.
Klute, F. 399–400**, 653–654**.
Knickerbocker, H. R. 800**.
Knieper, F. 59**.
Koch-Grünberg, Th. 726**.
Koenig, H. 330**.
Kohn, H. 201–202**.
Kolarik, F. 204**.
Kolonialpolitik: B 792–793 — Benötigen wir Kolonien? 647–648**.
Kolumbien: B 310 — Neue Staatsvölker im Werden 535–536, 545.
Korfu (s. Griechenland).
Körholz, L. 60**.
Kornrumpf, M. 588**.
Korsika (s. Frankreich).

Kossatz, H. 64**.
Kranz, H. 330**.
Kratzer, A. 649–650**.
Kriebel 236*.
Kropp, A. 61**.
Kroymann, K. 456**.
Krück v. Poturzyn, M. J. 458–459**.
Krull, Ch. 331**.
Kuba: B 310 — Neue Staatsvölker im Werden 535–536, 542–544 — Der karibische Raum in der Weltpolitik 547, 551–553.
Kühbacher, O. Ch. 505**.
Kuhn, W. 321–323*.
Kung Woo-chung 50*.
Künoldt, W.-G. 267**.
Kuria-Muria-Inseln (s. Aden).
Kuroda 315*.
Kurz, I. 63**.
Kutschabsky, W. 63–64**.
Kutschera, K. 533, 625, 699*.
Kuypers, F. 584**.

La Baume, W. 266**.
Langen, E. 296.
Langhans-Ratzeburg, M. 192–193**.
Lateinamerika (s. Mittel-, Südamerika, einzelne Staaten).
Lattermann, A. 325*.
Lattimore, E. H. 791*.
Lattimore, O. 48*, 352*, 791*.
Lautensach, H. 452*.
Lawrence, T. 382*.
Leers, J. v. 266**.
Lehnich 504**.
Leupolt, E. 267**.
Levy, R. 506**.
Libyen: B 42–44, 106–107, 183, 635 — Frankreichs Stellung im Mittelmeer 691 — Italiens Kampf um die Mittelmeerherrschaft 773, 777–778.
Lindt, A. R. 653**.
Litauen: B 185, 310, 373, 786 — Was will Rußland im Völkerbund? 224–225 (s. a. Memelgebiet).
Loesch, K. Ch. v. 584**.
Loessner, A. 801**.
Lorenz, H. 63**.
Lorenz, Herbert 331**.
Lösch, A. 455–456**.
Loserth, J. 62**.
Lothian, Lord 792*.
Luckwaldt, F. 654**.
Luftpolitik, -verkehr: B 47–49 (Sperrzonen, Aufrüstung), 119–120 (Pazifikflug), 188–189, 636 (Imp. Airways) — Die Verkehrserschließung der russischen Arktis 86 bis 88 — Flugzeug und Erdraum 508–516 — Der Verkehrsflug in der Reichs- und Landesplanung 516–522 — Das Mittelmeer in der englischen Politik 767–769 (s. a. Verkehr).
Luth, R. z. d. 203**.
Luthardt, W. 516.

Maderno, A. 458**.
Makedonien, makedonische Frage: Die makedonische Frage 176–182.
Malaviya, K. 118*.
Malaya (s. Britisch-Malaya).
Malone, C. 705–706*.
Malta: B 555–557, 634 — Das Mittelmeer in der englischen Politik 759–761, 765 bis 767.
Mandschukuo: B 187, 189–190, 192, 237 bis 238, 378, 640–641, 706, 788 — Grundlagen und Entwicklung des Vormachtkampfes in Ostasien 26–28, 102 bis 103, 153–156 — Die südmandschurische Eisenbahngesellschaft in der jüngsten Entwicklung der Mandschurei 29–35 — Was will Rußland im Völkerbund? 146–147, 227 — Zur weltpolitischen Lage am Pazifik 337–338, 341 — Mandschukuo im Umbau 342–350 — Die Mongolei und ihre gegenwärtige Neugestaltung 356–357, 359, 361–366 — Die japanische Wehrmacht 488–492 — Das Öl in Gesetz und Staat 580.
Mannhardt, J. W. 325*.
Manoilesco, M. 441**.
Mantey, v. 62**.
Markmann, F. 384, 720.
Marokko: Frankreichs Stellung im Mittelmeer 690, 750–751.
März, J. 203, 332, 474, 592*, 725.
Maskat: Der Ausgang des Roten Meeres 477.
Matsumoto, G. 589**.
Matsuoka, Y. 114*.
Mauco, G. 569–570**, 687*.
Maull, O. 265**, 381*, 399**, 656*, 667*, 682*, 691*.
Mazumdar, N. G. 586**.
Mead, E. W. 52–53*.
Mecenseffy, G. 62**.
Meerengen (s. Mittelmeer, Türkei).

Mehta, J. 118*.
Memelgebiet: B 185, 234, 310, 704 — Memelgebiet so oder so 505**.
Mesopotamien (s. Irak).
Metag, W. 332**.
Metz, F. 330**.
Metzsch, H. 794—795**.
Mexiko: B 46, 496, 637 — Ibero-Amerika und der Pazifik 12, 14 — Idee und Zukunftsgestaltung der Vereinigten Staaten von Amerika 76 — Vom Weißen Gott bis zum Ende der Weißen Götter 525—532, 614—625, 691—701 — Neue Staatsvölker im Werden 533, 535—537, 539, 631—634 — Der karibische Raum in der Weltpolitik 546—547, 549, 552—553 — Das Öl in Gesetz und Staat 572, 577.
Meynen, E. 796—797**.
Millis, W. 498*.
Milone, F. 238—239*.
Minobe, T. 436*, 484*.
Minrath, P. 199**.
Mittelamerika: B 46, 116, 183—184, 374 — Ibero-Amerika und der Pazifik 12—15 — Neue Staatsvölker im Werden 533—545, 631—634 — Der karibische Raum in der Weltpolitik 545—554 — Vom Weißen Gott bis zum Ende der Weißen Götter 691 bis 694 (s. a. einzelne mittelamerikanische Staaten).
Mittelmeer: B 42—44, 308—309, 495, 555 bis 557, 634—635, 785 — Der Mittelmeerraum 655—667 — Die Reichsbildungen des Mittelmeerraumes 668—681 — Frankreichs Stellung im Mittelmeer 682—691, 748 bis 757 — Das Mittelmeer in der englischen Politik 758—770 — Italiens Kampf um die Mittelmeerherrschaft 770—781.
Mlaker, R. 62**, 248**.
Mol, H. 409.
Mongolei, Äußere: B 189, 641, 790 — Die Mongolei und ihre gegenwärtige Neugestaltung 351—361, 365—366.
Mongolei, Innere: B 189, 238, 242, 435, 499, 706 — Die Mongolei und ihre gegenwärtige Neugestaltung 351—359, 361—366 — Die japanische Wehrmacht 492.
Moretta, R. 459**.
Mortensen 395*.
Morton, F. 62**.
Moßdorf, O. 792*.
Muckerjee, R. 639—640*.
Mulgan, A. 791*.
Müller, A. 267**.
Müller-Brandenburg 267**.
Müller, H. 722.
Müller, K. A. v. 60—61**.
Müller-Langenthal 280*.
Murray, A. M. 766*

Nakatani, T. 562*.
Nansen, F. 90*.
Napier, Lord 591—597*.
Napoleon I. 682*.
Nawaz, B. Shah 118*.
Nazaroff, P. S. 498*.
Nearing, S. 536*.
Nehring, W. 718**, 719**
Nehru, J. 503*.
Neuseeland: B 502, 711, 790—791.
Newbigin, M. J. 656*, 667*, 681*.
Nicaragua, -kanal: B 116 — Neue Staatsvölker im Werden 536, 545 — Der karibische Raum in der Weltpolitik 546—547, 549, 551—553.
Nicholson, C. 590**.
Nicolai, H. 267—268**.
Niederlande: Der lotharingische Raum 206, 208—216, 219, 221 — Das Öl in Gesetz und Staat 577.
Niederländisch-Indien: B 242—243, 501 — Grundlagen und Entwicklung des Vormachtkampfes in Ostasien 104—105.
Niedermayer, O. v. 203.
Nohara, K. 587—588**.
Nord-Rhodesien (s. Rhodesien).
Norwegen: Die Dynamik des Nordostraums 739—740.

Obst, E. 227*.
Olbricht, K. 268**.
Olney 548*.
Orient (s. Vorderer Orient).
Orlovius, H. 457**.
Österreich: B 557, 704 — Geopolitik von der Heimat aus 285—290 — Fragen der volksdeutschen Südgrenze 440—441**.
Österreich-Ungarn (Monarchie): Die siebenbürgische Bastei 282—283 — Italiens Kampf um die Mittelmeerherrschaft 771, 773.
Oströmisches Reich (s. Byzanz).
Ostsee: Professor Karl Haushofer in Skandinavien 740—747 (s. a. einzelne Anliegerstaaten).
Ostturkestan (s. Sinkiang).

Otte, F. 200**, 315*.
Ozeanien: B 108, 238–239, 435, 560 bis 561, 563 — Grundlagen und Entwicklung des Vormachtkampfes in Ostasien 104 bis 105 — Die sterbende Südsee 442**.

Palästina: B 107, 555, 557, 787 — Das Mittelmeer in der englischen Politik 766 bis 767 — Italiens Kampf um die Mittelmeerherrschaft 778–779.
Palmerston 762*.
Panama, -kanal: B 183–184 — Ibero-Amerika und der Pazifik 14 — Neue Staatsvölker im Werden 536, 545 — Der karibische Raum in der Weltpolitik 546 bis 552.
Papenhusen, F. 715–716**.
Paraguay: B 45–46, 108–109, 183, 497 — Das Chaco-Problem IV 302–306 — Die neue Grenze zwischen Bolivien und Paraguay 608–613.
Partsch, J. 474*.
Pazifischer Ozean (s. Indopazifischer Raum).
Pelzer, K. J. 588–589**.
Perim (s. Aden).
Persien (s. Iran).
Peru: B 497 — Ibero-Amerika und der Pazifik 13–15, 16 — Neue Staatsvölker im Werden 535–539, 628–629.
Pescadores (s. Formosa).
Petermann, K. 456**.
Pfeifer, G. 442**.
Philippinen: B 433, 710, 788.
Philippson, A. 656*, 657*, 663*, 667*.
Pier, B. 457–458**.
Piesold, W. 422.
Pilsudski, J. 801**.
Pinder, W. 797–798**.
Piquet, V. 753*.
Pitt-Rivers, G. H. L. F. 59–60**.
Polen: B 373 — Zur Rückwanderung der ausländischen Arbeiter aus Nordfrankreich 175–176 — Was will Rußland im Völkerbund? 224–225, 230 — Polens Vorstoß nach Donaueuropa 269–275 — Zur Geopolitik des Magdeburger Rechts 388, 393 — Das Warthegebiet als geographisch-politischer Raum 461–474 — Das Öl in Gesetz und Staat 573.
Poll, B. 267**.
Polson Newman, J. W. 776*.
Popoff, D. N. 722**.
Portugal: B 185.
Posse, E. H. 400**.
Preller, H. 458**.
Price, W. 560*.
Pudelko, A. 63**, 396–397*.
Puerto Rico: Der karibische Raum in der Weltpolitik 547, 549, 551.

Quelle, O. 539*.

Rabl, H. 571, 591.
Rahim, Sir A. 118*.
Rao, B. S. 560*.
Ratzel, F. 434–435*.
Ray, K. N. 503–504*.
Reeve, W. P. 791*.
Réhart, A. 567–568**.
Reinold, A. 58.
Reinwald, J. 801**.
Reischek 791*.
Reisner, H. 461, 598.
Retzlaff, H. 459**.
Rhodesien: B 107–108.
Riehl, W. H. 61**.
Riesch, E. 60**.
Rikli, M. 661*, 667*.
Roder 397–398*.
Roedemeyer, F. 266**.
Roegels, F. C. 267**.
Roemer, H. 545.
Roever, J. W. de 503*.
Rohden, P. R. 60–61**.
Rohr, H. O. v. 330–331**.
Rohrbach, 722–723**.
Roloff, G. 458**.
Rom, Römisches Reich: Die siebenbürgische Bastei 277–278 — Köln: Geopolitik einer Stadt 291–292 — Zur juristischen Geopolitik Europas 297–298 — Die Reichsbildungen des Mittelmeerraumes 673 bis 676.
Römermann, K. 802**.
Roß, C. 1, 65, 133, 383*, 454–455**, 525, 614, 691, 726**.
Rößler, H. 62–63**.
Rumänien: B 495, 785 — Polens Vorstoß nach Donaueuropa 271, 273 — Die siebenbürgische Bastei 276–284 — Das Öl in Gesetz und Staat 573–574, 577.
Rußland: B 47, 50, 111–112, 185, 186, 189–190, 232–233, 237–238, 308–309, 311, 313–315, 317–318, 380–382, 499 bis 501, 557, 558, 562, 640–641, 708 bis

709, 785, 788–789, 792 – Grundlagen und Entwicklung des Vormachtkampfes in Ostasien 26–29, 154–156 – Idee und Zukunftsgestaltung der Vereinigten Staaten von Amerika 65–66 – Was will Rußland im Völkerbund? 77–82, 145–152, 222 bis 230 – Die Verkehrserschließung der russischen Arktis 83–88 – Der große Nordmeerweg um Sibirien 89–97 – Moskau-Donbaß 98–101 – Polens Vorstoß nach Donaueuropa 275 – Zur weltpolitischen Lage am Pazifik 335–338, 341–342 – Mandschukuo im Umbau 349–350 – Die Mongolei und ihre gegenwärtige Neugestaltung 355–361, 365–366 – Zur Geopolitik des Magdeburger Rechts 392–393 – Aserbaydschan: Land und Leute 409–422 – Politisch-wissenschaftliche Arbeit der Sowjets 441–442** – Die japanische Wehrmacht 487–488, 491–492 – Ukraine und Bolschewismus 506** – Flugzeug und Erdraum 514–516 – Die Eisenbahnen in warmen Ländern 607 – Die Dynamik des Nordostraums 727–740 – Das Mittelmeer in der englischen Politik 763.
Rydeberg, F. 800**.

S., R. 342, 479.
Saargebiet: B 42, 106, 182 – Karten 48/49.
Saint Victor, Graf G. de 502*.
Saito 376*, 378*.
Saller, H. 89.
Salomon-Calvi, W. 330**.
Salter, Sir A. 792*.
Salvador, El: Neue Staatsvölker im Werden 536, 538, 542.
Samhaber, E. 12.
San Domingo: Der karibische Raum in der Weltpolitik 547, 551.
San Giuliano 780*.
Sardinien (s. Italien).
Sarkar, B. K. 586**.
Sartorius v. Waltershausen 459**.
Scarpa, G. 312*.
Schäfer, H. 64**.
Scheich Said (s. Yemen).
Schemm, H. 793–794**.
Schenke, W. 714–715**.
Schepers, H. 77, 145, 199*, 222, 652.
Scherer, C. 63**.
Schilling, K. 400**.
Schinner, W. 64**.
Schlegel, W. 266**.
Schmalz, H. 331**.
Schmidt, C. 318.
Schmidt, R. 61**.
Schmidt-Wodder, J. 54–55**.
Schmieder, O. 726**.
Schmitt, K. 330**.
Schmitthenner, H. 200**.
Schneider, H. 588**.
Schott, G. 645–646*.
Schreiber, J.-H. 330**.
Schricker, R. 725**.
Schröder, H. 332**.
Schulte, E. 268**.
Schultze, E. 316*, 456**, 523**.
Schumacher, R. v. 59, 204, 246*, 247. 265–266**, 328, 454**, 455, 651**, 716, 718, 796, 798, 800.
Schüttel, L. 176.
Schwarz, E. 724**.
Schwarz, H. 266**.
Schwarz, W. 723**.
Schweden: Das Öl in Gesetz und Staat 581 – Die Dynamik des Nordostraums 727 bis 730 – Professor Karl Haushofer in Skandinavien 740–747.
Schweiz: B 557 – Der lotharingische Raum 218–219 – Das Öl in Gesetz und Staat 581.
Seignobos, Ch. 801**.
Selle, C. M. 654**.
Siam: B 240–241.
Sibirien (s. Rußland).
Siebenbürgen (s. Deutsches Reich, Rumänien).
Siewert, W. 55, 508, 682, 748, 770.
Singer, K. 588**.
Sinkiang (Ostturkestan): B 189–190, 378, 641, 709, 787–788, 791.
Sinner, G. 456**, 607*.
Sion, J. 656*, 657*, 667*, 686–687*, 691*.
Sizilien (s. Italien).
Smedley, A. 50*, 115*.
Smith, T. K. 437*.
Smuts 238*, 640*.
Sokotra (s. Aden).
Söllheim, F. 266**.
Sonntag, J. 720**.
Sorre, M. 656*, 657*, 667*.
Sowjet (s. Rußland).
Spahn, M. 267**.
Spanien: B 234, 557, 634–635, 785 – Idee und Zukunftsgestaltung der Vereinig-

ten Staaten von Amerika 10–11 — Die Autarkiebestrebungen in der internationalen Treibstoffwirtschaft 39–40 — Andorra und sein Staatsrecht 422–429 — Das Öl in Gesetz und Staat 581 — Frankreichs Stellung im Mittelmeer 756 — Das Mittelmeer in der englischen Politik 759, 765.
Spengler, O. 442–443**, 565–566**.
Spethmann, H. 61**.
Springenschmid, K. 248*, 250*, 284, 459**, 798–799**.
Staat, -stheorie (s. Geopolitik).
Stadelmann, R. 59**.
Stadler, H. 449.
Stählin, K. 801**.
Stahn, R. O. 723**.
Staritz, E. 719–720**.
Stavenhagen, K. 400**.
Steinmann, F. 800**.
Stieve, F. 193–194**.
Stirling, Y. 434*.
Strahl, R. 722**.
Stulz, J. 654**.
Suchenwirth, R. 61–62**.
Südafrikanische Union: B 107–108, 184, 307–308, 375–376, 636–637, 709 — Das Mittelmeer in der englischen Politik 768.
Südamerika: B 45–46, 108–109, 183, 310–311, 496–497, 637–638 — Ibero-Amerika und der Pazifik 12–19 — Das Chaco-Problem IV 302–306 — Neue Staatsvölker im Werden 533–545, 625–631 — Die neue Grenze zwischen Bolivien und Paraguay 608–613 (s. a. einzelne südamerikanische Staaten).
Südsee (s. Ozeanien).
Südslawien: B 185, 372, 433, 494–495 — Die makedonische Frage 176, 179–182 — Polens Vorstoß nach Donaueuropa 273, 275.
Suetsugu, N. 312*.
Suezkanal: B 495, 502–503, 557, 635 bis 636 — Das Mittelmeer in der englischen Politik 762–763, 766–768.
Sun, J. C. 434*.
Supan, A. 399**.
Sutherland, J. L. G. 790*.
Syrien: B 107, 234, 636 — Frankreichs Stellung im Mittelmeer 756–757.

Tanganyika: B 108.
Tanger: B 785 — Das Mittelmeer in der englischen Politik 759.
Teßmann, G. 653**.
Theil, K. H. 276.
Thiel, E. 64**, 585–586**.
Thierfelder, F. 329**, 724–725**.
Thies, J. 60**, 267**.
Thürauf, U. 60**.
Tiander, K. 204**.
Tibet: B 52, 641, 788.
Tobler 647–648**.
Togo: Die Eisenbahnen in warmen Ländern 598.
Tottenham 379–380*.
Trampler, K. 248*, 330**, 723–724**, 796**.
Transkaukasien (s. Rußland).
Transsaharabahn (s. Französisch-Westafrika).
Traz, de 802**.
Tripolis (s. Libyen).
Tritsch, W. 723**.
Tschad (s. Französisch-Äquatorialafrika).
Tschechoslowakei: B 235, 372–373, 494 bis 495, 786 — Polens Vorstoß nach Donaueuropa 269–270, 273–275 — Das Chaco-Problem IV 306.
Tunis: B 107, 234 — Frankreichs Stellung im Mittelmeer 684–685, 689, 749–755 — Das Mittelmeer in der englischen Politik 765 — Italiens Kampf um die Mittelmeerherrschaft 772, 775, 777–778.
Türkei: B 110, 308–309, 635, 792 — Die makedonische Frage 177–179 — Die siebenbürgische Bastei 280–282 — Die Verkehrserschließung Anatoliens 401–408 — Aserbaydschan: Land und Leute 413–414, 416–419 — Das Öl in Gesetz und Staat 581 — Die Eisenbahnen in warmen Ländern 607 — Das Mittelmeer in der englischen Politik 765–767.

Uganda (s. Kenya).
Ungarn: B 235, 309–310 — Polens Vorstoß nach Donaueuropa 270–271, 273 bis 274 — Die siebenbürgische Bastei 278–279 — Das Öl in Gesetz und Staat 581.
Ungern-Sternberg, L. v. 200**.
Ungern-Sternberg, R. v. 330**.
Uruguay: Neue Staatsvölker im Werden 535–536.
Uyeda 114*.

Väth, A. 198–199**.
Vauthier, P. 718**.
Venedig (s. Italien).

Venezuela: Neue Staatsvölker im Werden 536, 545.
Vereinigte Staaten von Nordamerika: B 46–47, 109, 111, 119–120, 183–184, 188–189, 310, 312–314, 374, 433–434, 435–438, 558, 637, 705–706, 784, 788 — Idee und Zukunftsgestaltung der Vereinigten Staaten von Amerika 1–11, 65 bis 76, 133–144 — Ibero-Amerika und der Pazifik 14–17 — Die Autarkiebestrebungen in der internationalen Treibstoffwirtschaft 35–36 — Grundlagen und Entwicklung des Vormachtkampfes in Ostasien 103–104 — Was will Rußland im Völkerbund? 150–151, 230 — Der Streit um Abessinien 165 — Zur weltpolitischen Lage am Pazifik 333–342 — Amerika: Begriff der Grenze: Aufschießende Stadtbildung 442** — Die japanische Wehrmacht 488–489 — Neue Staatsvölker im Werden 533, 536–537, 540–545 — Der karibische Raum in der Weltpolitik 546 bis 554 — Das Öl in Gesetz und Staat 575 bis 576 — Vom Weißen Gott bis zum Ende der Weißen Götter 620–622, 691–693.
Verkehr: B 237–238 (Mandschukuo), 635 bis 636 (Suez-Kap) — Die südmandschurische Eisenbahngesellschaft in der jüngsten Entwicklung der Mandschurei 30–35 — Die Verkehrserschließung der russischen Arktis 84–88 — Der große Nordmeerweg um Sibirien 89–97 — Moskau-Donbaß 98 bis 101 — Köln: Geopolitik einer Stadt 292–295 — Die Verkehrserschließung Anatoliens 401–408 — Das Warthegebiet als geographisch-politischer Raum 468–471 — Eisenbahnen in warmen Ländern 598–608 — Die Dynamik des Nordostraums 736 bis 739 — Frankreichs Stellung im Mittelmeer 752–755 — Kanalprojekte in Süddeutschland 794** (s. a. Luftverkehr).
Vidal de la Blache 682*.
Visconti-Prasca, S. 719**.
Vogel, H. 459**.
Vogel, W. 460**.
Voinovitsch, Graf L. 332**.
Völkerbund: B 494, 638, 702–703 — Was will Rußland im Völkerbund? 150–152, 222–230 — Das Chaco-Problem IV 304 bis 306.
Volkmann, E. O. 652**.
Vorderer Orient: B 44–45, 107, 183, 185, 234, 308–309, 371, 375, 430–431, 495, 502–503, 555–557, 564–565, 635 bis 638, 702, 784–785, 786–787, 792 — Der Streit um Abessinien 163–167, 168 bis 170 — Der Ausgang des Roten Meeres 474–479 — Flugzeug und Erdraum 510 — Eisenbahnen in warmen Ländern 602, 607 — Büchertafel 653** — Die Reichsbildungen des Mittelmeerraumes 668–669, 677–680 (s. a. Mittelmeer, einzelne Staaten des Vorderen Orients).
Vowinckel, K. 301*, 325, 454, 716.

Wagner, A. 442**, 654**.
Wagner, R. 395–396*.
Wallace, A. 498*.
Wang An-shih 115*.
Wang Ching-wei 706–707*.
Warneck, S. 29, 351.
Washington-Vertrag (s. Abrüstung).
Wedel 651–652**.
Wehrgeopolitik: B 47–49 (Luftmacht), 317–318 (Rußland) — Der Streit um Abessinien 167–168 — Die Verkehrserschließung Anatoliens 404–405 — Weiter Raum wirkt lebenerhaltend 454** — Die japanische Wehrmacht 479–493 — Flugzeug und Erdraum 508–516 — Erfahrungen Lord Napiers im abessinischen Feldzug 591–597 — Büchertafel 718–719** — Frankreichs Stellung im Mittelmeer 751 bis 752 — Schlummernde Wehrkräfte 794 bis 795** (s. a. Geopolitik).
Weigmann 566–567**, 721**.
Weise, A. 457**.
Weller, W. 588**.
Welsch, O. 753*.
Weltwirtschaft (s. Wirtschaft).
Werner 55–56**.
Westaustralien: B 433 (s. a. Australischer Staatenbund).
Westindien (s. Mittelamerika).
Wieschhoff, H. 653**.
Wilde, H. E. 559*.
Wilson, Sir A. T. 712*.
Winkler, F. 724**.
Winschuh, J. 268**.
Wirsing, G. 61**.
Wirtschaft: B 374, 437 — Die Autarkiebestrebungen in der internationalen Treibstoffwirtschaft 35–42 — Übersicht über die Wirtschaftslage der Welt (Reichskreditgesellschaft) 132/133 — Der Streit um Abessinien 166–167 — Zur Rückwande-

rung der ausländischen Arbeiter aus Nordfrankreich 173 — Köln: Geopolitik einer Stadt 294—295 — Baumwollmarkt und deutsche Selbstversorgung 325—328** — Mandschukuo im Umbau 343—347 — Die Verkehrserschließung Anatoliens 406—407 — Kommen Ost und West zueinander? 441** — Büchertafel 455—457**, 459 bis 460** — Nationalwirtschaft und Weltwirtschaft 504—505** — Neue Staatsvölker im Werden 535—537 — Das Öl in Gesetz und Staat 571—582 — Frankreichs Stellung im Mittelmeer 751 (s. a. Verkehr).
Witthauer, K. 331**.
Wright, Ph. G. 710—711*.
Wucher, W. 62**.
Wütschke, J. 61**, 196**.

Yemen: B 789 — Der Ausgang des Roten Meeres 477—478.
Yin Tang-chang 236—237*.
Yoshi, N. M. 188*.
Yoshida, T. 587**.

Zeck, H. F. 291.
Ziegfeld, A. H. 243, 248*, 250*, 399*.
Ziegler, W. 267**.
Ziesemer, W. 458**.
Zischka, A. 325**, 328**.

ZEITSCHRIFT FÜR

GEO POLITIK

XII. JAHRGANG 1935

7.

HEFT / JULI

Werden und Vergehen im nahen Osten

v. Caucig: Verkehrserschließung Anatoliens

Ha Mol: Aserbaydschan — Land und Leute

K. Haushofer: Pflicht und Anspruch der Geopolitik

Stadler: Geopolitik in der Volksschule

Piesold: Andorra und sein Staatsrecht

Planungsarbeit beim Reichsneubau — Über Volk und Volkstum — Fragen der Volksde
schen Südgrenze — Kommen Ost und West zueinander? — Volk im Osten — Politis
wissenschaftliche Arbeit der Sowjets — Amerika: Begriff der Grenze — Amerika: A
schließende Stadtbildung — Sterbende Südsee — Universalgeschichte und Geopoli

Postvertrieb ab Leipzig

ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK

verbunden mit der Zeitschrift

WELTPOLITIK UND WELTWIRTSCHAFT

begründet von

Professor Dr. KARL HAUSHOFER und Professor Dr. ERICH OBST

Herausgegeben von

DR. KARL HAUSHOFER

Generalmajor a. D., o. Professor an der Universität,
München O 27, Kolberger Straße 18, Fernsprecher 480444

Unter ständiger Mitarbeit von Geheimrat Prof. Dr. K. Wiedenfeld, Leipzig, Professor Dr. H. Lautensach, Gießen, Dr. G. Herrmann, Leipzig, und Dr. Albrecht Haushofer, Berlin

SCHRIFTLEITUNG:

Kurt Vowinckel, Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36
Fernsprecher: Heidelberg 3742

Manuskript- und Buchzusendungen werden an die Schriftleitung erbeten.

XII. JAHRGANG / HEFT 7 / JULI 1935

INHALTSVERZEICHNIS

AUFSÄTZE

Franz von Caucig: Die Verkehrserschließung Anatoliens 401
Ha Mol: Aserbaydschan — Land und Leute 409
Werner Piesold: Andorra und sein Staatsrecht 422

BERICHTE

Albrecht Haushofer: Berichterstattung aus der atlantischen Welt 430
Karl Haushofer: Bericht über den indopazifischen Raum 434

SPÄNE 440

GRUNDFRAGEN

Karl Haushofer: Pflicht und Anspruch der Geopolitik als Wissenschaft 443
Hubert Stadler: Geopolitik in der Volksschule 449

LITERATURBERICHTE

Karl Haushofer: Weiter Raum wirkt lebenserhaltend 454
Kurt Vowinckel: Beobachtungsleistungen der Geopolitik 454
Hans Hummel und Rupert von Schumacher: Büchertafel 455

Preis: Vierteljahr M. 5.50 / Einzeln M. 2.— / Jahrgang mit Inhaltsv. M. 22.—
Österreich: Vierteljahr ö. Sch. 10.—, Ausland (portofrei): Jährlich RM 23.— Gebunden (2 Bände) RM 28.— / Register für den Jahrgang RM 0.90 / Inhaltsverzeichnis kostenlos / Einbanddecke für den Halbjahresband RM 2.—
Postscheckkonten: Kurt Vowinckel Verlag G.m.b.H. / LUDWIGSHAFEN 12461 / WIEN 55918 / PRAG: Kreditanstalt der Deutschen, 62730

ANSCHRIFTEN DER MITARBEITER

Franz von *Caucig:* Istanbul-Beyoglu, Cihangir-Sakabasi, Anathar Sok. 17 — Dr. Albrecht *Haushofer*, Leiter des Geopolitischen Seminars an der Deutschen Hochschule für Politik, Berlin SW 48, Wilhelmstr. 23 — Dr. Karl *Haushofer*, Gen.-Major a. D., o. Professor a. d. Universität, München O 27, Kolberger Str. 18 — Ha *Mol:* Anschrift durch Verlag — Werner *Piesold:* Dresden-A. 24, Wielandstr. 7 — Hubert *Stadler:* München, Baaderstr. 59 — Kurt *Vowinckel:* Heidelberg, Wolfsbrunnenweg 36

KURT VOWINCKEL VERLAG / GMBH / HEIDELBERG / WOLFSBRUNNENWEG 36

HANS NUBER

Wahl des Offizier-berufs

8°, XII, 192 Seiten In Leinen gebunden Rm. 7.60

Subskriptionspreis für Bezieher der „Beihefte" Rm. 6.10

Die Auswahl des Offiziernachwuchses vollzieht sich heute unter vielfach anderen Bedingungen als in der Vorkriegszeit. Schon die Grundauslese ist dank der Beseitigung des Berechtigungswesens anders. Die Eignung des Charakters läßt sich mit den heutigen psychologischen Methoden wissenschaftlich weitgehend bestimmen, die Eignung für die ganz verschiedenen Anforderungen der einzelnen Waffengattungen ergibt sich hieraus.

Aus der umfassendsten psychologischen Untersuchungswerkstatt der Welt, aus der Arbeit der psychologischen Prüfstellen des deutschen Heeres, durch die der ganze Ersatz hindurch geht, hat Oberstleutnant Dr. Nuber 65 Fälle ausgewählt. An ihnen, also aus der unmittelbaren Praxis, zeigt er die Grundzüge jener Schicht unseres Volkskörpers, die zum militärischen Führer geeignet ist. Er stößt darüber hinaus zu einer Darstellung der ethischen Voraussetzungen dieses Standes vor, — sachlich und ohne Phrasen, aber voll innerer Begeisterung für seinen Beruf.

Um jedem, der sich für den Offiziersstand unter dem Gesichtspunkt der Berufswahl interessiert, die Ergebnisse der Untersuchungen zugänglich zu machen, ist das Werk übersichtlich gegliedert, sind die wissenschaftlichen Ergebnisse in eigenen Tabellen zusammengefaßt, sind alle Fremdworte verdeutscht.

Der Verlag beginnt mit diesem Werk einen Ausbau seiner „Beihefte zur Zeitschrift für Geopolitik" nach der wehrwissenschaftlichen Seite hin, die er schon mit den am Schlusse dieses Umschlags verzeichneten Werken seit längerer Zeit eingeleitet hat. Da Geopolitik die Wissenschaft vom Staat ist, bilden die Fragen der Wehrhaftigkeit ebenso einen Teil der Geopolitik wie die mit den Arbeiten von Burgdörfer und Harmsen in den „Beiheften" begonnenen Untersuchungen über den deutschen Volkskörper.

BEIHEFTE ZUR ZEITSCHRIFT FÜR GEOPOLITIK · WEHRWISSENSCHAFTLICHE REIHE · BAND 1

KURT VOWINCKEL VERLAG
HEIDELBERG ~ BERLIN

Kurt Vowinckel Verlag, Heidelberg, erbitte
Nuber: Wahl des Offizier
Leinen

Als neues großes Standardwerk der Erdkunde
und als eine überragende Leistung deutscher Kultur

erscheint mit gegen **4000** scharfen Bildern und Kärtchen, dazu **300** farbigen Landschaftsbildern, vielen großen Übersichtskarten:

HANDBUCH DER GEOGRAPHISCHEN WISSENSCHAFT

Herausgegeben von Professor Dr. **Fritz Klute** in Verein mit Universitätslehrern, Schulgeographen und Forschungsreisenden. — Dieses für die Schule und Wissenschaft unentbehrliche, für jede Hausbibliothek begehrenswerte Werk liefert zu **günstigen Bedingungen**

Man verlange ausführliches Angebot u. Ansichtssendung

ARTIBUS et LITERIS
Gesellschaft für Geistes- und Naturwissenschaften m. b. H., Berlin-Nowawes N 162

FRIEDRICH BURGDÖRFER

BEVÖLKERUNGSENTWICKLUNG IM DRITTEN REICH

Tatsachen und -Kritik

Oktav, 92 Seiten, 14 Abbildungen und 16 Tafeln

Kartoniert RM 2.40

Dr. Hüttig, Rassenpolitisches Amt, schreibt: „Burgdörfers Schrift zeigt uns den Weg, den unser Volk zur Tiefe ging, und bringt uns die Daten der letzten Jahre, die uns ein wenig hoffen lassen, daß wir schließlich nach harten Mühen auch bevölkerungspolitisch den Weg finden.

Viele Millionen Kinder zu wenig haben wir, wenn auch der geringe Anstieg der letzten $1^1/_2$ Jahre als ein Vertrauensbeweis für die Regierung Adolf Hitlers gewertet werden kann. Wirtschaftliche Maßnahmen der Regierung haben selbstverständlich einen wesentlichen Anteil an dieser Entwicklung. Aber sie sind auf die Dauer nicht entscheidend. Das ist nur die innere Einstellung des deutschen Menschen, der Wille zum Kind. Gerade diese Tatsache geht aus dem übersichtlich und anregend geordneten Zahlenmaterial der Schrift von Burgdörfer mit aller Deutlichkeit hervor. Die fesselnd geschriebene Arbeit schließt mit einer kritischen Betrachtung der Erfolge der Zeit von 1933—1935. Gerade darum muß ein jeder diese Schrift des bekannten Bevölkerungspolitikers lesen — und nach ihren Erkenntnissen handeln."

HEIDELBERG-BERLIN

KURT VOWINCKEL VERLAG GMBH.

.OTANOX
czyszczanie
II 2015

ELBLĄG

CZ.140.18
nr inw. 33128